Nationalgeschichte als Artefakt

Zum Paradigma „Nationalstaat“ in den Historiographien Deutschlands, Italiens und Österreichs

Herausgegeben von

Hans Peter Hye, Brigitte Mazohl,
Jan Paul Niederkorn

Verlag der
Österreichischen Akademie
der Wissenschaften

ÖAW

NATIONALGESCHICHTE ALS ARTEFAKT

ÖSTERREICHISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE
HISTORISCHE KOMMISSION

ZENTRALEUROPA-STUDIEN

HERAUSGEGEBEN VON
ARNOLD SUPPAN
UND
GRETE KLINGENSTEIN

BAND 12

Verlag der
Österreichischen Akademie
der Wissenschaften

Wien 2009

Nationalgeschichte als Artefakt

Zum Paradigma „Nationalstaat“ in den Historiographien Deutschlands, Italiens und Österreichs

HERAUSGEGEBEN VON

HANS PETER HYE, BRIGITTE MAZOHL,
JAN PAUL NIEDERKORN

Verlag der
Österreichischen Akademie
der Wissenschaften

Wien 2009

Vorgelegt von w. M. Arnold Suppan
in der Sitzung am 14. März 2008

Gedruckt mit Förderung des Bundesministeriums für
Wissenschaft und Forschung in Wien

Die verwendete Papiersorte ist aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff hergestellt,
frei von säurebildenden Bestandteilen und alterungsbeständig.

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-7001-6525-5

Copyright © 2009 by
Österreichische Akademie der Wissenschaften
Wien

Satz: Grasl Druck & Neue Medien
Druck und Bindung: Börsedruck Ges.m.b.H., A-1230 Wien

http://hw.oeaw.ac.at/6525-5
http://verlag.oeaw.ac.at

Inhaltsverzeichnis

Hans Peter Hye, Brigitte Mazohl, Jan Paul Niederkorn, Arnold Suppan
Einleitung 3

I. Nationalismus und Geschichtsschreibung: ein europäischer Überblick

Helmut Rumpler
Die Deformierung der Nationalidee zur Nationalstaatsgeschichte: Geschichtsschreibung und Nationalismus im 19. Jahrhundert 21

II: Von der Universal- zur Staatengeschichte

Brigitte Mazohl, Thomas Wallnig
(Kaiser)haus – Staat – Vaterland? Zur „österreichischen" Historiographie vor der „Nationalgeschichte" 43

Gabriele Clemens
Vornationale Deutungsmuster: Universal-, Reichs- und Ländergeschichte und ihr Niedergang in Deutschland? 73

Werner Maleczek
Auf der Suche nach dem vorbildhaften Mittelalter in der Nationalgeschichte des 19. Jahrhunderts. Deutschland und Österreich im Vergleich 97

III: Die Erfindung der Nationalgeschichte im 19. Jahrhundert

Georg Christoph Berger Waldenegg
Vaterländisches Gemeingefühl und nationale Charaktere.
Die kaiserliche Regierung im Neoabsolutismus und die Erfindung einer österreichischen Nationalgeschichte 133

Jörn Leonhard
Vergangenheit als Vorgeschichte des Nationalstaates? Zur retrospektiven und selektiven Teleologie der deutschen Nationalhistoriographie nach 1850 179

Waltraud Heindl
Mythos Nation, Geschichte und Geschlecht in der österreichischen Monarchie 201

IV: Die Erfindung der Nation in der Literaturgeschichtsschreibung

Guido Lucchini
Note sull´idea di nazione nella storiografia letteraria italiana dell'Ottocento (da Foscolo a De Sanctis) 221

Michele Metzeltin
Gli scrittori come artefici della nazionalità. A proposito delle Odi barbare di Giosuè Carducci 247

Sigurd Paul Scheichl
Österreichische Literaturgeschichten – Konstrukte aus „vaterländischer Nothwendigkeit"?
Der Beitrag der Literaturhistoriker zur Nationswerdung der Österreicher 269

V: Das Ende des Nationalstaatsparadigmas nach 1945?

Ernst Hanisch
Der Beginn des Nationalstaatsparadigmas in Österreich nach 1945 – der Unterschied zu Deutschland 291

Marco Meriggi
Locale versus nazionale. L'Italia degli storici negli ultimi cinquant'anni 307

Michael Gehler
Zeitgeschichtsschreibungen Westeuropas im Vergleich 319

Personenregister 353

Hans Peter Hye, Brigitte Mazohl
Jan Paul Niederkorn, Arnold Suppan

Einleitung

Im vorliegenden Band wird nach dem Einfluss von Geschichtswissenschaft und geschichtswissenschaftlichen „Meistererzählungen“ für die Konstituierung von Nationen und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert gefragt.[1] Darüber hinaus werden erste Überlegungen dazu angestellt, ob, weshalb und in welcher Form dieses lange Zeit hindurch so erfolgreiche Konzept von nationalen historischen „Meistererzählungen“ am Ende des 20. Jahrhundert im „westlichen“ Mitteleuropa in die Krise geriet und seither in Frage gestellt wurde und wird. Mit dieser Zielsetzung versteht sich das Vorhaben als – geographisch begrenzter – Beitrag zu vergleichbaren europaweiten wissenschaftlichen Bemühungen, wie sie derzeit u.a. im Rahmen eines Großprojekts der European Science Foundation zum Thema „Representations of the Past: The Writing of National Histories in Europe“ ihren Niederschlag finden.[2]

Der Band enthält die um einen Beitrag erweiterten wichtigsten Ergebnisse der trilateralen Tagung „Nationalgeschichte als Artefakt. Mystifizierung und Entmystifizierung nationaler Historiographien. Österreich – Italien – Deutschland im Vergleich“, die auf Anregung und nach einem Konzept von Christof Dipper, Brigitte Mazohl und Marco Meriggi unter wissenschaftlicher Mitwirkung von Pier-Luigi Ballini, Grete Klingenstein und Jan Paul Niederkorn im September 2002 in Wien veranstaltet worden ist.[3] Auf einige Punkte des für die Tagung ausgearbeiteten Konzeptpapiers wird einleitend zurückgegriffen. Der Band selbst nimmt vor allem die deutsche und österreichische – und in einigen wenigen Beiträgen auch die italienische – Historiographie in den Blick, um – im trilateralen Vergleich – die geschichtswissenschaftliche Begleitung bzw. Deutung der Nationalstaatsbildung

[1] In der deutschen Geschichtswissenschaft hat sich in Anlehnung an die englische und französische Bezeichnung *master narrative* bzw. *grand recit* der Begriff „historische Meistererzählung“ für diese Form von „großer Erzählung“ durchgesetzt, vgl. Konrad H. Jarausch, Martin Sabrow (Hgg.), Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945 (Göttingen 2002).

[2] Vgl. European Science Fondation, Humanities Programme, Newsletter 1 (Strasbourg 2004).

[3] Veranstalter waren die Historische Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Zusammenarbeit mit dem Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti (Venedig), dem Italienischen Kulturinstitut (Wien) und der Gesellschaft für Geschichte der Neuzeit (Salzburg–Innsbruck); unterstützt wurde das Vorhaben durch die Gerda Henkel-Stiftung (Düsseldorf) und das Kulturamt der Stadt Wien.

(und deren Zerfall) in jenen Staaten genauer zu untersuchen, die bekanntlich auch in ihrer „realhistorischen" Entwicklung aufs engste miteinander verbunden waren.

Wir können heute in der Geschichtswissenschaft auf eine vertiefte wissenschaftliche Reflexion über die Nationsbildung *(nation building)* und die Schaffung eines Nationalstaates *(nation state)* zurückblicken. Die nicht zuletzt auch auf Hegels geschichtsphilosophische Konzeptionen zurückzuführende[4] und vor allem im deutschsprachigen Kulturbereich lange Zeit nahezu kanonische Geltung beanspruchende Ansicht, dass es objektive Faktoren (Herkunft, Sprache, Konfession, Geschichte und andere „nationale" Eigenschaften) gebe, die eine „Nation" konstituieren, führt heute vordergründig[5] nur noch ein Nischendasein. Es dauerte lange, ehe die bereits in den fünfziger Jahren vereinzelt geäußerten Einwände gegen diese Ansicht im historiographischen Diskurs zur Kenntnis genommen wurden. Immerhin betonte Eugen Lemberg bereits 1964 die Bedeutung des Bewusstseins eines Anders- oder Besondersseins vor allem auf Grund ethnischer, sprachlicher oder konfessioneller Homogenität, der Gemeinsamkeit von soziokulturellen Einstellungen und historischen Erinnerungen und der Geringschätzung anderer Völker.[6] Erst in den siebziger Jahren vollzog sich dann auf breiter Basis ein bemerkenswerter Wandel: Einen Anstoß dazu gab 1972 das Erscheinen der deutschen Übersetzung der Arbeit von Karl Wolfgang Deutsch zur Nationsbildung[7], in der er überzeugend darlegte, dass über Kommunikationsnetze vermittelte materielle und geistige Austauschprozesse für die Entstehung moderner Nationen von elementarer Bedeutung sind. Erst recht trugen dann die Arbeiten von Benedict Anderson[8],

---

[4] Vgl. Roger Hart, Universals of Yesteryear. Hegel's Modernity in an Age of Globalization; in: A.G. Hopkins (ed.), Global History. Interactions Between the Universal and the Local (Houndsmill 2007) 66–97.

[5] Kritisch ist aber doch zu vermerken, dass Konzeptionen von „Multikulturalität" in sehr verwandter Art und Weise auf statische „Kulturkonzeptionen" zurückgreifen, die scheinbar „Identität" stiften. Problematisiert wird dies von Rogers Brubaker, Ethnicity without Groups (Cambridge–Massachusetts–London 2004), insbesondere 28–63 im gemeinsam mit Frederick Cooper verfassten Kapitel Beyond „Identity". Ähnlich sind aber auch die Konzeptionen von sozialer „Klasse", genau genommen auch von „Geschlecht" zu hinterfragen, die dazu dienen können, als „objektive Faktoren" das „richtige" Bewusstsein ihrer Träger/innen zu präjudizieren.

[6] Es sei hier u.a. an die Arbeiten von Eugen Lemberg, Geschichte des Nationalismus in Europa (Stuttgart 1950) und Nationalismus, I: Psychologie und Geschichte, II: Soziologie und politische Pädagogik (Reinbek bei Hamburg 1964), sowie von H. L. Koppelmann, Nation, Sprache und Nationalismus (Leiden 1956) erinnert.

[7] Karl W. Deutsch, Nationenbildung, Nationalstaat, Integration, hg. von Abraham Ashkenasi und Peter W. Schulze (Düsseldorf 1972); das Original erschien unter dem Titel: Nationalism and Social Communication (New York 1953).

[8] Benedict R. Anderson, Die Erfindung der Nation: zur Karriere eines folgenreichen Konzepts (Frankfurt 2005). Das englische Original (Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism) war bereits 1983 in London, die deutsche Erstausgabe 1988 in Frankfurt erschienen.

Ernest Gellner[9], Eric Hobsbawm[10] und Isaiah Berlin[11] dazu bei, den Gedanken von der Nation als einer von Intellektuellen und Politikern geschaffenen, ja sogar „erfundenen" Gemeinschaft zu popularisieren. Der seitdem an Einfluss gewinnende „linguistic turn"[12] hat seinerseits dazu beigetragen, dass der Begriff „Nation" in den letzten Jahren vielfach als „kulturelles Artefakt" bezeichnet wurde.[13] Dieser war – wie andere „geschichtliche Grundbegriffe" auch – selbst einem semantischen Wandel unterworfen[14], und das sogar innerhalb kurzer Zeit: Der heute wieder modern/postmodern anmutenden, vor 125 Jahren formulierten Einsicht des französischen Religionswissenschaftlers Ernest Renan, die Nation sei eine „große Solidargemeinschaft, getragen von dem Gefühl der Opfer, die man gebracht hat, und der Opfer, die man noch zu bringen gewillt ist", die aber einem „Plebiszit, das sich jeden Tag wiederholt", unterworfen ist[15], standen nur wenige Jahre später integralistische Konzeptionen gegenüber, die die Menschen unabhängig von ihrem Willen einer Nation zu- und unterordneten oder – zumindest ebenso wichtig – aus dieser ausschlossen.[16]

Ob alle diese theoretischen Ansätze die „Rückkehr des Nationalismus" nach 1989 und seine heutige Wirkungsmächtigkeit erklären können, bleibt freilich nach wie vor ungewiss, wie das Staunen vieler Theoretiker bewies. Jedenfalls wurden und werden wir laufend Augenzeugen, wie Staaten, auf deren Territorien verschiedene Völker – oder genau genommen deren jeweils mystifizierte „semantische

---

[9] Ernest Gellner, Nationalismus und Moderne, Berlin 1991. Die englische Originalausgabe (Nations and Nationalism) war 1983 in Oxford erschienen.

[10] Eric J. Hobsbawm (Hg.), The Invention of Tradition (Cambridge 2000). Auch dieser Band war erstmals bereits 1983 (unter der Mitherausgeberschaft von Terence Ranger) erschienen.

[11] Isaiah Berlin, Der Nationalismus. Seine frühe Vernachlässigung und gegenwärtige Macht (Frankfurt am Main 1990).

[12] Vgl. Peter Schöttler, Wer hat Angst vor dem „linguistic turn"?, in: Geschichte und Gesellschaft 23 (1997) 134–151.

[13] Vgl. Aleida Assmann, Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Nationale Diskurse zwischen Ethnisierung und Universalisierung, in: Ulrich Bielefeld, Gisela Engel (Hgg.), Bilder der Nation. Kulturelle und politische Konstruktionen des Nationalen am Beginn der europäischen Moderne (Hamburg 1998) 379–400, hier 383.

[14] Eigenartigerweise wird „Nation" erst im 1992 erschienenen 7. Band der „Geschichtlichen Grundbegriffe" unter „Volk, Nation, Nationalismus, Masse" berücksichtigt, und nicht bereits im 1978 erschienenen Band 4 (Mi–Pre).

[15] Ernest Renan, Was ist eine Nation? Vortrag an der Sorbonne, gehalten am 11. März 1882, in: Ernest Renan, Was ist eine Nation? Und andere politische Schriften. Mit einem einleitenden Essay von Walter Euchner und einem Nachwort von Silvio Lanaro. Aus dem Französischen und Italienischen von Maria Fehringer. Übersetzung des titelgebenden Aufsatzes „Was ist eine Nation" durch Henning Ritter (Wien–Bozen 1995) 41–58, hier 57.

[16] Für die Habsburgermonarchie hat Gerald Stourzh dazu eine Reihe von grundlegenden Arbeiten vorgelegt. Stellvertretend sei genannt: Ethnic Attribution in Late Imperial Austria: Good Intentions, Evil Consequences; in: Ritchie Robertson, Edward Timms (eds.), The Habsburg Legacy. National Identity in Historical Perspective (Austrian Studies 5, Edinburgh 1994) 67–83.

Traditionskerne“ – oft jahrzehnte-, ja sogar jahrhundertelang zusammengelebt haben, auseinander brechen, weil Nationen, Nationalitäten und nationale Minderheiten – oder eigentlich die Angehörigen der Eliten dieser mehr oder minder exakt beschreibbaren sozialen Gruppen – auf einmal den eigenen souveränen Nationalstaat als unverzichtbar ansehen, in ihm Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung suchen. Was Jan Huizinga[17] als „Sucht“ zu beschreiben versuchte, ist eine jeweils bestehende Schranken zu überwinden versprechende und Egalität und Solidarität verheißende gesellschaftspolitische Integrationskraft, welche die Geschichte Europas und der Welt im 19. und 20. Jahrhundert immer wieder stärker bestimmt hat als die Ideen der Freiheit und parlamentarischen Demokratie oder die des bis 1989 so machtvoll erscheinenden (strukturell sehr ähnlich konstruierten und in seiner Praxis durchaus oft nationalistisch agierenden) Kommunismus[18]. Freilich, *den* Nationalismus gibt es nicht, sondern nur dessen vielgestaltige Erscheinungsformen von – oft national umgedeuteten – Aufstandsbewegungen in Italien, Polen und auf dem Balkan im 19. Jahrhundert, über den Zerfall der multiethnischen Imperien der Osmanen und Habsburger während des 19. Jahrhunderts und/bzw. 1918, über den Nationalsozialismus und Stalinismus bis zu den („antiimperialistischen“) Befreiungsbewegungen in den Kolonialreichen und zum Zerfall der Sowjetunion. Verständlicherweise wurde Nationalismus daher im 20. Jahrhundert auch zum Synonym für Intoleranz, Inhumanität und Gewalt, für Vertreibungen und Völkermorde.[19]

Der eingangs erwähnte, aus Prag stammende Politikwissenschafter Karl W. Deutsch nannte den Nationalismus eine „Geistesverfassung“, die „nationalen Nachrichten“ *(messages)*, Erinnerungen und Vorstellungen einen „bevorzugten Platz in der gesellschaftlichen Kommunikation und ein stärkeres Gewicht im Entscheidungsprozess einräumt“. Ein Nationalist schenke daher „vorzugsweise der Übermittlung und Kommunikation jener Nachrichten Aufmerksamkeit, die spezifisch nationale Symbole enthalten oder die aus einer spezifisch nationalen Quelle stammen, oder die in dem spezifisch nationalen Sprach- oder Kultur-Code abgefasst sind“.[20] Diese Definition trifft freilich erst einen bestimmten, wenngleich wichtigen Teilaspekt. Der ebenfalls aus den böhmischen Ländern stammende – und 1945 vertriebene – Soziologe Eugen Lemberg stellte den gesellschaftlichen Bezug her:

---

[17] Jan Huizinga, Im Bann der Geschichte. Betrachtungen und Gestaltungen (Basel 1943) 131.

[18] Vgl. Michael Portmann, Die kommunistische Revolution in der Vojvodina 1944–1952. Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur (Zentraleuropa-Studien 13, Wien 2008).

[19] Peter Alter (Hg.), Nationalismus. Dokumente zur Geschichte und Gegenwart eines Phänomens (München–Zürich 1994) 15–35; Norman M. Naimark, Flammender Hass. Ethnische Säuberungen im 20. Jahrhundert (München 2004); Wolfgang Benz, Ausgrenzung, Vertreibung, Völkermord. Genozid im 20. Jahrhundert (München 2006).

[20] Deutsch, Nationenbildung, 204.

„Was also die Nationen zu Nationen macht oder – allgemeiner gesagt – große gesellschaftliche Gruppen zu selbstbewussten, aktionsfähigen, nationalen oder nationsähnlichen Gemeinschaften bindet und von ihrer Umwelt abgrenzt, das ist nicht die Gemeinsamkeit irgendeines Merkmals, die Gleichheit der Sprache, der Abstammung, des Charakters, der Kultur oder der Unterstellung unter eine gemeinsame Staatsgewalt, sondern umgekehrt: ein System von Vorstellungen, Wertungen und Normen, ein Welt- und Gesellschaftsbild, und das bedeutet: eine Ideologie, die eine durch irgendeines der erwähnten Merkmale gekennzeichnete Großgruppe ihrer Zusammengehörigkeit bewusst macht und dieser Zusammengehörigkeit einen besonderen Wert zuschreibt, mit anderen Worten: diese Großgruppe integriert und gegen ihre Umwelt abgrenzt."[21]

Die Nation stellt also für den Nationalismus den höchsten Wert dar, sie ist die allein verbindliche Sinngebungs- und Rechtfertigungsinstanz. Die – wie immer gearteten und von wem auch immer formulierten – „Interessen der Nation" werden vor allen anderen zum Maßstab des politischen Denkens und Handelns. Dies führt dann vielfach in radikaler Konsequenz zur „Umwandlung des Nationalismus in einen Religionsersatz" oder wie es Thomas Nipperdey formulierte: „Das Religiöse wird im Nationalen säkularisiert, das Säkulare sakralisiert."[22] Die neue „politische Religion" der Nation verfuhr mit traditioneller Religiosität sehr unterschiedlich: Kritik oder sogar radikale Ablehnung wie im Falle von Frankreich und Italien begegneten einander ebenso wie eine (fast) vollständige Gleichsetzung von Nation und Religion im Falle der Iren, Polen, Kroaten oder Serben; auch die belgische Nationsbildung wurde von der (teilweisen) konfessionellen Verschiedenheit zu den nördlichen Niederlanden stark mitgeprägt. In solchen Fällen verstärkte die traditionelle Gläubigkeit den säkularen Prozess der Nationsbildung. Komplizierter gestalteten sich die Verhältnisse in Deutschland, wo Luther zu den „Heiligen" der Nationsbildung zählte, während der Katholizismus in gewissen „kleindeutschen" Augen mit dem Stigma „undeutscher" Art zu kämpfen hatte. In Ungarn hatte die zur Unabhängigkeitspartei tendierende calvinische Gentry der Tiefebene die heidnische (Arpad-)Tradition bemüht, während Hochadel und katholischer Klerus die Kontinuität vom heiligen Stephan bis zum modernen Ungarn herausstrichen.[23]

Eine nationsbildende Funktion wurde und wird immer wieder der Geschichte zugeschrieben; nicht dem Vergangenheitserlebnis als solchem, sondern dem Bericht, der Analyse, der Deutung, also der Geschichtsschreibung. Sie umriss nicht nur die Vergangenheit einer Großgruppe, sondern setzte ihr auch Ziele in ideologischer und räumlicher Hinsicht. Die Historiographie stilisierte die nationale Geschichte zur Sendungsidee: Sie hob die großen Männer (Alexander der Große, Arminius, Chlodwig, Piast, Vladimir der Heilige, Stephan der Heilige, Friedrich

[21] Lemberg, Nationalismus II, 52.

[22] Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat (München 1983) 300; vgl. Carlton S. Hayes, Nationalism as Religion, in: Derselbe, Essays on Nationalism (New York 1926); jetzt auch Glenda Sluga, The Nation, Psychology, and International Politics 1870–1919 (Basingstoke 2006).

[23] Etienne François, Hagen Schulze, Das emotionale Fundament der Nationen, in: Monika Flacke, Mythen der Nationen. Ein europäisches Panorama (München–Berlin 1998) 17–32.

I. Barbarossa, Wilhelm Tell, Karl IV., Jan Hus, Matthias Corvinus, Wilhelm von Oranien, Gustav II. Adolf, Prinz Eugen, Peter der Große, Heinrich Pestalozzi, Tadeusz Kościuszko, Napoleon Bonaparte, Horatio Lord Nelson, Otto Fürst Bismarck u.a.) und Frauen (Libussa, Jeanne d'Arc, Maria Theresia u.a.) hervor, ihre nachahmenswerten Leistungen; sie beschwor die nationale Einheit und die Idee der Unabhängigkeit, lehnte aber jegliche fremde Unterdrückung ab; sie feierte die Siege (Teutoburger Wald 9 n. Chr., Hastings 1066, Bouvines 1214, Sizilianische Vesper 1282, Sempach 1386, Grunwald 1410, Granada 1492, Wien/Kahlenberg 1683, Zenta 1697, Trafalgar 1805, Austerlitz 1805, Waterloo 1815, Solferino 1859, Sedan 1870, Šipka-Pass 1878, Tannenberg 1914, Stalingrad 1942/43) und beklagte die Niederlagen (Thermopylen 480 v. Chr., Amselfeld 1389, Konstantinopel 1453, Mohács 1526, Weißer Berg 1620, Racławice 1794, Madrid 1808, Messolonghi 1826, Düppeler Schanzen 1864, Königgrätz 1866, Caporetto 1917). Mit dem eigenen Rollenbild zeichnete die nationale Geschichtsschreibung auch das Feindbild: die Antipoden der eigenen Sendung, die allfälligen Verräter. Darüber hinaus setzte die Historiographie Ziele in räumlicher Hinsicht: Sie wies auf die Grenzen von – im modernen Sinn meist multiethnischen – dynastischen Reichen im Mittelalter hin, schrieb ihnen damit direkt oder indirekt retrospektiv modern-nationalen Charakter zu und verlieh auf diese Weise der nationalen Bewegung – oft ungewollt – national-imperialistische Züge.[24] Nationale Historiographie wurde so nicht selten zu einem integralen Bestandteil einer rückwärtsgewandten Verheißungsideologie.

Die Kontinuität der Nation zu beweisen und zu sichern, war von Frankreich bis Polen, von Deutschland bis Italien die Hauptaufgabe der historischen Forschung und Lehre. Ab der Grundschule wurde verkündet, dass es die Nation immer gegeben hat und immer geben wird. Dazu mussten mythische Ursprungserzählungen herhalten: Verknüpfungen des Landes mit einer heldenhaften Person, exemplarische Beispiele von Widerstand und Opfermut gegen fremde Aggressoren und Unterdrückung, ständige Hinweise auf die Schicksalsgemeinschaft, sowie goldene Zeitalter unter bestimmten Herrschern.[25] Allgegenwärtig war der Verweis auf das Christentum und die Verteidigung des wahren Glaubens – gerade auch gegen die Osmanen. Allerdings ergibt auch die europäische Konfliktgeschichte eine „unentwirrbare Mischung aus Bewunderung und Hass, Ablehnung und Anlehnung, aus der die europäischen Nationen ihre Dynamik schöpfen". Auffallend ist jedoch, dass sich die beiden eng miteinander verbundenen Grundströmungen, die das Gesicht Europas und der europäischen Nationen im Verlauf des 19. Jahrhunderts am tiefgreifendsten veränderten – die „industrielle Revolution" und die koloniale Expansion – in den kollektiven Geschichtsbildern *explizit* so gut wie nicht auftauchen:

[24] Richard G. Plaschka, Arnold Suppan, Horst Haselsteiner, Zum Begriff des Nationalismus und zu seinen Strukturen in Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert, in: Österreichische Osthefte 20 (1978) 48–78.

[25] Vgl. jetzt auch Herfried Münkler, Die Deutschen und ihre Mythen (Berlin 2008).

keine industriellen Unternehmungen und Eisenbahnbauten mit ihren Ingenieuren und Arbeitern, keine Wissenschaft und Technik, kein moderner Schiffsbau und die Eroberung fremder Kontinente.[26] Man kann dies als „Ausdruck eines Unbehagens an der Modernität auslegen", als „Angst vor der nicht kontrollierbaren und vergänglichen Zeit"[27], deren zunehmende Komplexität sich so gar nicht mit dem romantisierenden harmonischen Bild des „eigenen" Wesens in Übereinstimmung bringen ließ – die „Störer" waren denn auch bald ausgemacht.[28] Es ist allerdings auch zu fragen, was, wenn nicht die mit diesen sozioökonomischen Modernisierungen verbundenen Änderungen, jenen „zivilisatorischen Hochmut" begründet hat, demzufolge die „anderen" geschichts- und kulturlos, oder schlicht „primitiv" waren? Und ebenso ist mit Robert Evans darauf zu verweisen, wie sehr der „Transfer" von Elementen des nordwesteuropäischen „Lifestyle" des späten 18. Jahrhunderts nach Ostmitteleuropa ebendort zur Entstehung der Nationalismen beigetragen hat.[29]

In diesem Band interessiert aber nicht so sehr die Frage des Zusammenhangs (oder Nichtzusammenhangs) von Nation und Moderne, zumal ein modernisierungstheoretischer Ansatz in diesem Falle wohl zu kurz greifen würde. Vielmehr wird von der – mittlerweile in der Geschichtswissenschaft weithin anerkannten – Überlegung ausgegangen, dass es eine bestimmte Form von Geschichtsschreibung gab und gibt, deren Leitmotiv die „historisch-wissenschaftlich" argumentierende Begründung und Rechtfertigung, d.h. „Erschaffung" der (modernen) Nation war und ist, deren Verbreitung und Popularisierung den Prozess der Nationsbildung maßgeblich begleitet und vorangetrieben hat, und die daher – auch von ihrem Selbstverständnis her – als „Nationalgeschichte" [eigentlich als „Geschichte im Dienst der Nation"] im weitesten Sinne bezeichnet werden kann. Dabei ist davon auszugehen, dass diese Art von nationalgeschichtlicher Erzählung nicht nur einer vermeintlichen „Entstehungsgeschichte" auf die Spur kommen will, sondern dass sie dafür die unterschiedlich-

---

[26] So beklagte auch der – die imperiale Expansion durchaus begrüßende – britische Historiker John Robert Seeley 1883, im historischen Bewusstsein seiner Zeitgenossen habe Großbritannien die halbe Welt quasi „in a fit of absence of mind" erobert. Statt wahrzunehmen, dass die englische Geschichte des 18. Jahrhunderts sich nicht in England, sondern in Amerika und Asien entwickelt habe, konzentriere man sich zu stark auf das „mere parliamentary wrangling and the agitations about liberty". J.R. Seeley, The Expansion of England (London 1883), hier zitiert nach Ronald Findlay, Kevin H. O'Rourke, Power and Plenty. Trade, War and the World Economy in the Second Millenium (Princeton–Oxford 2007) 229f.; vgl. Anthony Webster, The Debate on the Rise of the British Empire (Manchester–New York 2006) 36 f.

[27] François–Schulze, Fundament, 29.

[28] Vgl. Hierzu auch Niall Ferguson, Politik ohne Macht. Das fatale Vertrauen in die Wirtschaft (München 2003) 7–14. Das englische Original des im Deutschen etwas in die Irre führenden Titels: The Cash Nexus (London 2001).

[29] R. J. W. Evans, Nationality in East-Central Europe: Perception and Definition before 1848, in: ders., Austria, Hungary and the Habsburgs. Central Europe c. 1683–1867 (Oxford 2006) 101–113.

sten „Vorgeschichten“ bemüht, die der in Wahrheit „neuen“ Nation als Vorbild und emotionale Orientierung dienen sollen.[30] Im Sinne Pierre Noras wird die nationale „Meistererzählung“ damit gleichermaßen zum nationalen „Gedächtnisort“ und zur „Fundgrube“ für als solche dienende Einzelaspekte, denen nach jeweiliger „nationaler Konjunktur“ beispielsweise in Form von Denkmälern gehuldigt wurde.

Dieses historiographische Genre an sich entstand nicht zufällig im 19. Jahrhundert, als es infolge der globalen politischen Krise, die nahezu alle Regimes im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts erfasst hatte, zu einer anhaltenden Intensivierung der Staatlichkeit(en) kam[31], die insbesondere auf die unmittelbare Erfassung der gesamten auf dem Territorium lebenden Bevölkerung (u.a. als Steuerzahler, Militärdienst Leistende)[32] abzielte. Der Eingliederung lokaler Ordnungs- und Herrschaftsstrukturen in ein einheitliches überregionales Staatswesen entsprach die Suche nach bzw. die Schöpfung einer nach innen nivellierenden, nach außen aber abgrenzenden gemeinsamen Erinnerungskultur, zu der eine verwissenschaftlichte Historiographie zweifellos einen wesentlichen Beitrag leistete. Im Mittelpunkt stand die eigene „Besonderheit“ der „nationalen Identität“, die es vom „anderen“ abzugrenzen galt. Dass Sieg, Niederlage und Heldentum eine bedeutende Rolle in den Meistererzählungen spielten, überrascht angesichts des Umstandes, dass der Bereich des Militärischen weiterhin die zentrale Aufgabe der „modernisierten“ Staatlichkeit blieb, wenig. Wie sehr sich freilich – jenseits aller individuellen Unterschiede – die einzelnen „Mythen der Nationen“ strukturell ähnlich waren und sind, das haben Etienne François und Hagen Schulze in der von Monika Flacke herausgegebenen vergleichenden Untersuchung zu den europäischen Nationalmythen eindrücklich aufgezeigt.[33] Indem „heroisch“ überdies stets mit „kämpferisch“ gleichgesetzt wurde, kam dem nationalen Mythos zugleich seine spezifisch männliche Konnotation zu; die Tatsache, dass im bzw. seit dem 19. Jahrhundert der Staat „männlich“ war und als „männliche“ Domäne galt, lässt sich wohl auch auf diese seine „heroischen“ „nationalen“ Grundlagen zurückführen.[34]

Solange der militärisch geprägte moderne (National-)Staat als die einzig existenzfähige und daher einzig sinnvolle Form staatlicher Organisation erschien, war diese Art von „Nationalgeschichte“ d a s herrschende Paradigma der Geschichts-

[30] Vgl. Ernst Bruckmüller, Nation Österreich. Kulturelles Bewusstsein und gesellschaftlich-politische Prozesse (Studien zu Politik und Verwaltung 4, Wien–Köln–Graz ²1996).

[31] Vgl. Christopher Alan Bayly, The Birth oft the Modern World 1780–1914. Global Connections and Comparisons (Oxford 2004) 86–244, insbes. 199ff.

[32] Für das späte 19. Jahrhundert vgl. James J. Sheehan, Where Have All the Soldiers Gone? The Transformation of Modern Europe (Boston–New York 2008) 15ff.

[33] François–Schulze, Das emotionale Fundament der Nationen.

[34] Vgl. zu diesem Themenfeld Gabriele Wilde, Das Geschlecht des Rechtsstaats. Herrschaftsstrukturen und Geschlechterpolitik in der deutschen Verfassungstradition (Frankfurt 2001); Erna Appelt, Geschlecht-Nation-Staatsbürgerschaft. Politische Konstruktion der Geschlechterverhältnisse in Europa (Frankfurt 1999); Ute Frevert (Hg.), Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert (Göttingen 1988).

wissenschaft und des historischen Bewusstseins überhaupt. In ihr erkannte man sich bzw. erkannten sich die als „staatstragend" zu verstehenden Gruppen wieder. Nicht nur deshalb war dieser Form der „historischen Meistererzählung" auch eine vergleichsweise lange Dauer beschieden. In dem Maße, in dem sich – insbesondere nach 1918 – die Volks- bzw. eigentlich „Nationalwirtschaften" voneinander abschotteten und den internationalen Austausch von Waren und Kapital zu erschweren trachteten[35] und in dem viele der kriegsbedingten Überwachungsmaßnahmen und Reglementierungen des Alltags aufrecht erhalten blieben[36], in dem Maße dürfte sich wohl auch der inter-„nationale" Austausch von Wissens- und Kulturgütern, die die nationalen Meistererzählungen hätten beeinflussen können, reduziert haben.[37] Auf deren Grundlagen beruhen bis heute vielfach noch immer die historischen Lehrpläne in den einzelnen Ländern. „Nationalgeschichte" wirkt wohl unterschwellig immer noch weiter, auch wenn in der akademischen Geschichtswissenschaft andere wissenschaftliche Zugänge und Fragestellungen an ihre Stelle getreten sind.[38]

Es kann kaum überraschen, dass das Desaster des Zweiten Weltkriegs die traditionellen Formen von Nationalgeschichte keineswegs beendete, auch wenn diese wegen ihrer Instrumentalisierung durch die totalitären Ideologien des Nationalsozialismus, Faschismus und des Bolschewismus kompromittiert waren. Für einen unmittelbaren Paradigmenwechsel fehlten sowohl die Inhalte als auch die institu-

---

[35] Vgl. Findlay–O'Rourke, Power and Plenty 429 ff.

[36] Sheehan, Where Have All the Soldiers Gone 82.

[37] Für Prag (Praha), einem wichtigen Zentrum der universitären deutschen Nationalhistoriographie bis 1945, konstatiert Alena Míšková, Německá (Karlova) univerzita od Mnichova k 9. květnu 1945. Vedení univerzity a obměna profesorského sboru (Praha 2002) [dt. unter dem Titel: Die Deutsche (Karls-)Universität vom Münchener Abkommen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Universitätsleitung und Wandel des Professorenkollegiums (Prag 2007)], dass die Angehörigen der dortigen deutschsprachigen Professorenschaft nach dem Ende des Weltkrieges bis weit in die 20er-Jahre hinein von Westeuropa aus nahezu isoliert wurden. Dies beschleunigte zwei Tendenzen innerhalb dieser Gruppe, nämlich eine sich vertiefende Spaltung zwischen „Nationalen" und „Liberalen" und in den 30er-Jahren die Radikalisierung der Ersteren in Richtung Nationalsozialismus. Das hatte nicht nur die Marginalisierung der „Liberalen" zur Folge, sondern bedeutete nunmehr auch eine aktive hermetische Abgrenzung vor allem nach dem Westen (Die „Ostforschung" wurde dagegen gezielt vorangetrieben): Die Teilnahme an internationalen Kongressen wurde ebenso abgelehnt wie die Rezeption fremdsprachiger Fachliteratur, die faktisch nicht mehr zitiert wurde. [Freundliche Mitteilung der Autorin, die soeben eine kritische Edition des Schriftverkehrs Josef Pfitzners bearbeitet, die grundlegende Einsichten in die personellen Netzwerke der deutschsprachigen Historiographie in den zwanzig Jahren vor 1945 ermöglichen wird.]

[38] Wiewohl es zuweilen allerdings auch fraglich ist, ob die Bereitschaft zur Rezeption fremdsprachiger Literatur in der Zwischenzeit sehr zugenommen hat. Jedenfalls erscheint es beispielsweise verblüffend, dass die Arbeit von Peter H. Wilson, From Reich to Revolution. German History, 1558–1806 (New York–Houndmills 2004), die seit Aretins großem Werk gewiss als eine der wichtigsten Arbeiten zum Thema „Altes Reich" (gerade auch wegen ihrer „europäischen" Fragestellungen) bezeichnet werden kann, in der reichhaltigen Literatur zu 1806–2006 weitgehend unbeachtet blieb.

tionellen und personellen Voraussetzungen.[39] Zudem ist – abgesehen von den unmittelbaren Bedürfnissen der Nachkriegszeit – wohl auch die sicher mit mindestens einem Jahrzehnt zu veranschlagende Zeitspanne zu berücksichtigen, die für das „Durchsickern" eines solchen Paradigmenwechsels bis in den Bereich der Lehrpläne, der Medien und der „Kulturträger" erforderlich ist. Umgekehrt muss aber auch gefragt werden, wie weit unter den völlig gewandelten Bedingungen nach 1945 (bzw. nach 1989) tatsächlich ein grundlegender Paradigmenwechsel in den mitteleuropäischen Historiographien erfolgt ist. Wie bereits erwähnt, setzte die Diskussion des Nationsbegriffs selbst erst relativ spät und sehr zögerlich ein, zudem kann angesichts der Ereignisse der 1990er Jahre durchaus auch von einer gewissen kategorialen „Renationalisierung" gesprochen werden, und dies nicht nur im Zusammenhang mit dem Zerfall, sondern auch mit der Vereinigung von Staaten. So traf denn auch Karl Dietrich Erdmanns 1985 gestellte Frage „Drei Staaten – zwei Nationen – ein Volk?"[40] auf empörte Ablehnung seitens einer mittlerweile selbstbewusst gewordenen „klein-österreichischen"[41] Öffentlichkeit und Historiographie,[42] die soeben (im Zuge der sog. Waldheim-Debatte) auf ihrer Flucht vor der Geschichte gestellt worden waren.

Die mit dem Namen Erdmanns eng verbundene „Fischer-Kontroverse"[43] verweist aber auch auf eine weitere wichtige Gewichtsverlagerung innerhalb einer weiterhin bestehenden (bzw. für „Klein-Österreich" gerade erst entstandenen) Nationalgeschichte. Die Frage der Verantwortlichkeit für die „Entfesselung" des Ersten

---

[39] Vgl. hierzu Fritz Fellner, Nationales und europäisch-atlantisches Geschichtsbild in der Bundesrepublik und im Westen in den Jahren nach Ende des Zweiten Weltkrieges; (Zweitabdruck) in: ders., Geschichtsschreibung und nationale Identität. Probleme und Leistungen der österreichischen Geschichtswissenschaft (Wien–Köln–Weimar 2002) 129–144.

[40] Karl Dietrich Erdmann, Die Spuren Österreichs in der deutschen Geschichte. Drei Staaten, zwei Nationen, ein Volk? (Zürich 1989); ders., Drei Staaten – zwei Nationen – ein Volk? Überlegungen zu einer deutschen Geschichte seit der Teilung, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 36 (1985) 671–683. Vgl. auch Jürgen Mirow, Schwierigkeit und Möglichkeit einer deutschen Nationalgeschichte; in MIÖG 99 (1991) 475–504.

[41] Diesen Begriff verwendete der sich als „altösterreichisch" bezeichnende Historiker Josef Redlich 1926 mehrfach in einem Brief an Hugo von Hofmannsthal. Helga Fussgänger (Hg.), Hugo von Hofmannsthal – Josef Redlich. Briefwechsel (Wien 1971) 79f. Zur Entwicklung des österreichischen Nationalbewusstseins nach 1945 vgl. Ernst Bruckmüller, Nation Österreich. Kulturelles Bewußtsein und gesellschaftlich-politische Prozesse, 2. ergänzte und erweiterte Auflage (Studien zu Politik und Verwaltung 4, Wien–Köln–Graz 1996).

[42] Vgl. den Diskussionsbeitrag von Helmut Rumpler in ders. (Hg.), Innere Staatsbildung und gesellschaftliche Modernisierung in Österreich und Deutschland 1867/71–1914. Historikergespräch Österreich – Bundesrepublik Deutschland 1989 (Wien–München 1991) 253–256, hier 255; Ernst Hanisch, Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert (Wien 1994) 164.

[43] Imanuel Geiss, Zur Fischer-Kontroverse. 40 Jahre danach, in: Martin Sabrow, Ralph Jessen, Klaus Grosse Kracht (Hgg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945 (München 2003) 21–57.

Weltkriegs und dann vor allem die jedenfalls unabdingbaren historischen Aufarbeitungen von Nationalsozialismus, Holocaust und Kriegsverbrechen rückte die „Nation" neuerlich und nahezu ausschließlich in das Zentrum des historiographischen Interesses. Parallel bzw. zeitverschoben zu diesem neuen „nationalen – wenn auch kritischen, bis zur nationalen Selbstzerfleischung reichenden – Geschichtsbild"[44] etablierten sich Sozial- und Strukturgeschichte, später dann Alltags- und Mikrogeschichte, die zum größten Teil (wenn auch zumeist unausgesprochen) in den Rahmen von häufig sehr anachronistisch gedachten Staatlichkeiten eingebettet wurden. Für viele dieser Ansätze leistete die „kritische Theorie", die außerhalb des deutschen Sprachraums – freundlich gesagt – allenfalls mit indifferentem Unverständnis rezipiert worden ist[45], wichtige Anstöße. Paradoxerweise kann aber konstatiert werden, dass die daraus resultierende und lange Zeit in allererster Linie der Theorie verpflichtete „kritische Wissenschaft" geradewegs in ein unpolitisches Abseits, ja geradezu in ein biedermeierliches Miniaturenkästchen geführt hat. Daraus resultierende Defizite der gegenwärtigen deutschsprachigen Historiographie werden nicht nur dann schmerzlich verspürt, wenn man sich die reiche Fülle der englischsprachigen Literatur vergegenwärtigt, der es mit scheinbarer Leichtigkeit gelingt, lokale, regionale und „nationale" Besonderheiten (in einem Zeitraum von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart) in einen globalen Kontext einzubetten, wobei versucht wird, sowohl den jeweiligen internationalen Diskussionsstand als auch die Fachliteratur der unterschiedlichen „globalen Regionen" zu berücksichtigen. Solche Art „historischer Aufklärung" kommt den Bedürfnissen einer interessierten Öffentlichkeit in einer reglobalisierten Welt unbedingt entgegen.

Viele der hier skizzierten historiographischen Phänomene sind mittlerweile im Einzelnen vielfach erforscht, bisher jedoch kaum in vergleichender Perspektive. Der vorliegende Band hat es sich daher zum Ziel gesetzt, den historiographischen Umgang mit der „nationalen" Vergangenheit sowohl einem chronologischen als auch – im Rahmen des Möglichen – dem nationalstaatlichen Vergleich zu unterwerfen. Konstruktion und Dekonstruktion der „Nationalgeschichte/n" sollen gemeinsam in den Blick genommen werden, und das in den drei ausgewählten Ländern zugleich. Um bei diesem Vorhaben auch die nationalen Grenzen unter dem Aspekt der unterschiedlichen Wissenschaftskulturen möglichst zu überschreiten, sollte die Analyse länderspezifischer „Nationalgeschichte/n" nicht nur den jeweiligen nationalen Experten überlassen, sondern auch dem Blick der jeweils „Anderen" ausgesetzt werden. Dass dies in diesem Band nur vereinzelt gelungen ist, erklärt sich aus den

---

[44] Fellner, Nationales und europäisch-atlantisches Geschichtsbild 143.

[45] Vgl. stellvertretend für eine Fülle von Bemerkungen T.C.W. Blanning, The Culture of Power and the Power of Culture. Old Regime Europe 1660–1789 (Oxford 2002) 6; Jan de Vries, The Industrious Revolution. Consumer Behavior and the Household Economy, 1650 to the Present (Cambridge u.a. 2008) 40 ff.

nach wie vor äußerst wirksamen historiographiegeschichtlichen Gepflogenheiten, welche bedauerlicherweise in der Aufarbeitung der je „eigenen" Geschichtswissenschaft die nationalen Grenzen noch mehr respektieren als andere Subdisziplinen.

Weiters schien es sinnvoll und notwendig, das Thema „nationaler" Historiographiegeschichte(n) nicht ausschließlich Historikerinnen und Historikern zu überlassen. So wurde etwa an Literaturwissenschaftler die Frage gerichtet, wie die Vorgänger ihrer Disziplin im 19. Jahrhundert „nationale" Literaturgeschichten gedacht und geschrieben haben, was ein solcher Ansatz heute noch bieten kann bzw. welche neuen Paradigmata möglicherweise heute an dessen Stelle getreten sind. Dabei durfte natürlich auch die Frage der „Nationalsprache(n)" und das Verschwinden der Dialekte nicht übersehen werden.

Historienmalerei und Nationaldenkmäler sind mittlerweile so intensiv erforscht, auch über die Ländergrenzen hinweg, dass die Herausgeber auf die Heranziehung der entsprechenden Spezialisten im Rahmen dieses Bandes verzichtet haben.

Nicht fehlen durfte aber ein geschlechtsspezifischer Zugang: die Untersuchung von Politik und Verfassung, Staat und Nation der Neuzeit unter diesem Aspekt von Seiten einer Reihe feministischer Wissenschaftlerinnen in den letzten Jahren ergab bereits jetzt grundlegende Ergebnisse. Zu fragen wäre nun beispielsweise, ob mit Weiblichkeit konnotierte Werte ihren Eingang in die Rekonstruktionen nationaler Vergangenheit gefunden haben. Dass für die Frühneuzeit dieser weite kulturgeschichtliche Ausgriff beachtliche Resultate hervorbringen kann, zeigt der bereits erwähnte von Ulrich Bielefeld und Gisela Engel herausgegebene Sammelband über „Bilder der Nation", der das Ergebnis intensiver internationaler Zusammenarbeit und langer Vorbereitung war.[46]

Von diesen Überlegungen ausgehend gliedert sich der vorliegende Band in fünf tendenziell chronologisch angeordnete, aber auch thematisch kohärente Unterkapitel, welche jeweils den Vergleich der verschiedenen Länder in sich einschließen.

In einem allgemeinen – die gesamteuropäische Situation ins Auge fassenden – Überblick von *Helmut Rumpler* wird zunächst dem engen Zusammenhang von Nationalidee und Nationalstaatsgeschichte in ihren Ursprüngen nachgegangen, ein Zusammenhang, an welchem sich – im transnationalen Vergleich – auch der Übergang von der „Idee des Nationalen" zur „Ideologie des Nationalismus" historisch festmachen lässt. Wie und warum wandelte sich in den einzelnen europäischen Ländern die Idee der „Volksnation" – als „Kulturnationalismus" – zum Postulat des „Nationalstaats", d.h. zum politischen Nationalismus und welche Rolle spielten dabei die Historiker? Einen entscheidender Anteil an der Ideologisierung des Nationalen sieht Rumpler dabei weniger in den Anfängen nationaler Selbstfin-

[46] Ulrich Bielefeld, Gisela Engel (Hgg.), Bilder der Nation. Kulturelle und politische Konstruktionen des Nationalen am Beginn der europäischen Moderne (Hamburg 1998).

dung, sondern in der späteren, mit imperialistischen Machtinteressen verbundenen Nationalstaatspolitik, für welche dann die Geschichtswissenschaft tatsächlich ideologische Argumente bereit stellte.

Im zweiten Kapitel: „Von der Universal- zur Staatengeschichte" wird nach den frühen Formen der verschiedenen „Nationalgeschichten" bzw. nach deren unterschiedlichen Ausformungen, aber auch nach deren Alternativen in Deutschland und Österreich gefragt. *Thomas Wallnig* und *Brigitte Mazohl* untersuchen die frühen Grundlagen der österreichischen Historiographie im 18. Jahrhundert, die Quellen gewissermaßen, aus denen sich die späteren *Nationalgeschichte/n* speisten, und zeichnen damit den Übergang von der Hof- zur Staatsgeschichtsschreibung, von der Geschichte des österreichischen Raumes zu der des österreichischen Vaterlandes im frühen 19. Jahrhundert nach; in einer Zeit also, in welcher die politischen Rahmenbedingungen des österreichischen Kaisertums für eine neue Art vaterländischer Staatsgeschichtsschreibung günstige Voraussetzungen geschaffen hatten. Am Beispiel des großen österreichischen „Freiheitsbriefs" zeigt sich der Wandel von zeitgenössischer aktueller Publizistik zum neuen Paradigma einer vaterländischen „Staatsgeschichtsschreibung" in aller Deutlichkeit.

Gabriele B. Clemens weist in ihrem Beitrag nach, dass neben und jenseits der – die universitäre Öffentlichkeit des Deutschen Reichs prägenden – „Nationalgeschichte" durchaus auch universal-, reichs- und vor allem landesgeschichtliche Traditionen weiterhin fortbestanden. Während die lange Zeit hindurch dominierende Universalgeschichte allmählich in den Hintergrund trat, da es ihr nicht gelungen war, die „wissenschaftliche Wende" der Geschichtswissenschaften im 19. Jahrhundert – im Sinne der quellenkritischen Methode – mit zu vollziehen, konnten sich Reichsgeschichte bzw. die unterschiedlichen Ländergeschichten im 19. Jahrhundert umso mehr behaupten, als nach der (zweiten) Reichsbildung der Staat in den Mittelpunkt der akademischen Erörterung geriet. Aus der Tätigkeit der vielen Landesgeschichtsvereine, Historischen Landeskommissionen u.ä.m. entsprang eine große Zahl bedeutender Arbeiten, welche die Bedeutung des Landes- und lokalen Bewusstseins unterstreichen, das vor Ort dem Nationalgefühl zumindest ebenbürtig gegenüber stand.

Werner Maleczek geht in seinem vergleichenden Beitrag auf den unterschiedlichen Umgang mit dem gemeinsamen Mittelalter in der deutschen und österreichischen Geschichtskultur und Geschichtsschreibung ein, wobei im Falle „Österreichs" der Blick auch auf die nicht deutschsprachigen Nationen, wie etwa die Tschechen und Ungarn erweitert wird. Der Mythos vom „vorbildhaften" Mittelalter, das sich einerseits in romantisierenden Idealbildern, andererseits in vorbildlichen methodischen Quellenerschließungen niederschlug, konnte den Historikern des (zweiten) Deutschen Reiches mit ihrer Fokussierung auf den „Staat" als Identifikationsgrundlage dienen, nicht aber dem österreichischen Vielvölkerreich, dessen politische und nationale Heterogenität quer zur Vorstellung eines mittelalterlichen „deutschen" Vorläuferstaates liegen musste.

Der eigentlichen Nationalgeschichte im engeren Sinne ist das dritte Kapitel „Die Erfindung der Nationalgeschichte im 19. Jahrhundert“ gewidmet, wobei hier der Blick auch auf die Geschlechterdimension erweitert wird.

Georg Christoph Berger Waldenegg untersucht in seinem Beitrag den letztendlich gescheiterten Versuch der Schaffung einer „österreichischen“ Nationalgeschichte in den Jahren nach 1848/49. Das – aus den politischen Zielsetzungen des Neoabsolutismus erwachsende – Bemühen, aus der vormaligen Union monarchischer Ständestaaten ein einheitliches „postständisches“, zentralistisches Staatsgebilde mit einer selbst bewussten „Staatsnation“ zu schaffen, fand seinen institutionellen Mittelpunkt im 1854 gegründeten „Institut für Österreichische Geschichtsforschung“. Nahezu unlösbar erwies sich jedoch der Versuch, im Rahmen einer „österreichischen“ Nationalgeschichte die zum Teil auf langen Traditionen fußenden Landesgeschichten in sich zu vereinen, umso mehr als die Landes-„Nationen“ sich vielfach in „moderne“ Sprach-„Nationen“ zu wandeln begannen. Gerade hier waren sich die Regierungsverantwortlichen sehr wohl der politischen Probleme und Gefahren bewusst, die um die Mitte des Jahrhunderts mehrdeutigen Begriffen wie „Nation“, „Vaterland“, „Volksstamm“ oder gar „Volk“ inhärent waren.

Jörn Leonhard widmet seinen Beitrag einem überaus wichtigen deutschen Vergleichsbeispiel, nämlich der Entstehung der kleindeutsch-preußischen Nationalhistoriographie. Von der liberalen vormärzlichen Geschichtsdeutung kommend, in deren Mittelpunkt vor allem der „historische Fortschritt“ gestanden war, sahen die Historiker nach 1848/49 ihre Aufgabe zunehmend in der Legitimation des kleindeutsch-preußischen Nationalstaats als Fortschritts- und Erfolgsgeschichte. Die Vergangenheit mutierte auf diese Weise zur (teleologischen) „Vorgeschichte“ eben dieses Staates. Geschichte war nun nicht mehr die (naturgesetzliche) Abfolge des Fortschritts, sondern wandelte sich in den Machtkampf rivalisierender Nationen, der im Nationalkrieg kulminierte. Auf diese Weise entstanden aggressive und ausschließende Deutungsmuster gegenüber allen scheinbaren inneren und äußeren Feinden. Die damit verbundene Schwächung des „alten“ Liberalismus wurde kompensiert durch den wiederkehrenden Hinweis auf die Größe der eigenen Nation, womit es unter anderem auch gelang, das ehedem liberale Bürgertum an den neuen Nationalstaat zu binden.

Mit der bereits angedeuteten geschlechtsspezifischen Dimension vaterländischer Geschichtsbilder und nationaler Deutungsmuster befasst sich der Beitrag von *Waltraud Heindl* am Beispiel der österreichischen historischen Publizistik und Historiographie. Trotz der scheinbar „frauenlosen“ allgemeinen Geschichte, lässt sich eine enge Verzahnung von Nation und Geschlecht vor allem dann erkennen, wenn sich der Blick den mythenbildenden „heroischen“ nationalen Leitfiguren zuwendet. Leitfiguren, die im nationalen Diskurs der verschiedenen „österreichischen“ Nationalitäten eine entscheidende Rolle spielten, konnten, wie das Beispiel „Libussa“ zeigt, durchaus auch weibliche mythische Frauengestalten sein.

Während die nationsbildende Kraft des Gesamtstaats ausschließlich „männlich“ konstruiert und konnotiert wurde, lassen sich „weibliche“ Nationsmythen bei den marginalisierten österreichischen Nationen sehr viel eher festmachen. Umgekehrt erweiterte das Beispiel Maria Theresias die klassische „länder/nations“stiftende Leitfigur des „Landesvaters“ um die Dimension der „gütigen Landesmutter“, was wiederum der Ausbildung des „bürgerlichen“ Geschlechterverständisses im 19. Jahrhundert zugute kam.

„Nation“ ist selbstverständlich nicht nur im politischen, sondern vor allem auch im kulturellen Kontext zu betrachten, wobei im Falle der ethnisch definierten Nationen der Sprache und Literatur eine besondere Bedeutung zukommt. Entsprechend wendet sich das vierte Kapitel dem Problem der Erfindung der Nation in der Literaturgeschichtsschreibung zu.

Den Ausgangspunkt von *Guido Lucchinis* Beitrag über die Entstehung des Nationskonzepts in der italienischen Literaturgeschichtsschreibung bildet die 1809 von Ugo Foscolo formulierte Kritik an Gerolamo Tiraboschis *Storia della letteratura italiana* (1772–1781). Neben der Dominanz biographischer Ausführungen gegenüber solchen zu den Werken selbst bemängelte Foscolo vor allem das Fehlen einer leitenden Idee als Kriterium der Beurteilung. Diese Funktion sollte die Idee der Nation, verstanden vor allem als die Summe der geistigen und kulturellen Werte, übernehmen. Der Literaturhistoriker, der die Tendenzen des 19. Jh. nach Auffassung Lucchinis am besten repräsentiert, ist Francesco de Sanctis. Der – nicht unbedingt neue – Grundgedanke seiner Literaturgeschichtsschreibung ist die gegenseitige Implikation von Zivil- und Politikgeschichte einerseits, Literaturgeschichte andererseits. Für de Sanctis fällt daher das Ende der Unabhängigkeit Italiens am Beginn des 16. Jh. zusammen mit dem Verfall der italienischen Zivilisation, während die Wiedererlangung der Unabhängigkeit dann die gesamte Entwicklung der nationalen Literatur zusammenfasst und abschließt.

Michele Metzeltin setzt sich mit der semiotisierenden Erfindung moderner Nationalstaaten (frz. *Etat-nation*, it. *Stato-nazione*; die Verbindung beider Termini soll die politische und kulturelle Zusammengehörigkeit signalisieren) auseinander, die gemäß einer in Anlehnung an Foucault als „grille d’intelligibilité“ gebrauchten Systematisierung über folgende chronologisch stattfindende Prozesse und mythisierende Strategien geschieht: Bewusstwerdung – Territorialisierung – Historisierung – Standardisierung einer Nationalsprache – Textkanonisierung – Institutionalisierung – Medialisierung – Globalisierung. Das gemeinsame Erleben und Wiedererleben dieser Prozesse stiftet nationalstaatliche Identität. Zu diesem Erleben tragen wesentlich auch die Schriftsteller bei, insbesondere dann, wenn ein neuer Nationalstaat gerade gegründet wird oder sich festigen muss, was Metzeltin am Beispiel von Giosuè Carducci (1835–1907, 1906 Nobelpreis) darlegt, dessen vielgelesene *Odi barbare* (1877) sich sehr gut durch die genannte „grille d’intelligibilité“ interpretieren lassen.

Auf die besondere Situation der österreichischen Literatur und Literaturgeschichtsschreibung im Kontext der mit der deutschen gemeinsamen literarischen Tradition und Sprache verweist der Beitrag von *Sigurd Paul Scheichl*. Abgesehen von den Schwierigkeiten, hinsichtlich der „deutschen" Literatur selbst klare historische Kontinuitätslinien von der Zeit vor dem 18. Jahrhundert herauf nachzuzeichnen, stellt sich als Hauptfrage hinsichtlich der „österreichischen" Literatur die nach deren Zugehörigkeit zur oder aber Selbständigkeit gegenüber der „deutschen" Literatur. Parallel zur politischen Entwicklung lässt sich auch für die österreichische Literaturgeschichtsschreibung eine deutliche „Austrifizierung" nach 1945 erkennen. Gerade der habsburgische Mythos hat, so Scheichl, zu einer spezifisch österreichischen Ausformung der österreichischen Germanistik beigetragen. Bis heute sei allerdings die österreichische Literatur nicht sinnvoll in den Kontext der deutschen Literaturgeschichtsschreibung insgesamt integriert – und eine deutsche Literaturgeschichte aus österreichischer Sicht noch nicht geschrieben.

Das fünfte Hauptkapitel untersucht, wie weit das Nationalstaatsparadigma nach 1945 noch haltbar blieb, wie weit es durch neue (neonationale?) Konzepte abgelöst wurde und wie weit die seither insbesondere im „Westen" erfolgte politische und wirtschaftliche Integration neue sinnstiftende Paradigmen verlangte.

Ernst Hanisch arbeitet in seinem Beitrag die – im Gegensatz zu Deutschland und Italien – völlig andere Entwicklung in Österreich nach der Zäsur von 1945 heraus. In Österreich waren nämlich erst nach 1945 die Voraussetzungen für die Entstehung einer spezifisch österreichischen „Staatsnation" gegeben: Jetzt erst war der republikanische Kleinstaat, im Unterschied zur Situation von 1918, eine realistische und identitätsstiftende Zukunftsvision. Mit gezielten politischen Maßnahmen – wie etwa die 950-Jahr-Feiern im Jahre 1946 – wurde dieses neue „Österreichbewusstsein" auch von Regierungsseite bewusst gefördert. Dennoch blieben die offenen Fragen der österreichischen Vergangenheit bestehen: Von der gemeinsamen deutschen Geschichte wollte man sich nach 1945 in dezidierter Form abgrenzen, die anderen „österreichischen" Nationen hatte man schon in der Vergangenheit der Monarchie nicht integriert – wie sollten sie jetzt „zurückgeholt" werden, angesichts der nationalen Sprengkraft, mit welcher sich die „Nachfolgestaaten" zu Beginn des 20. Jahrhunderts von der österreichisch-ungarischen Monarchie losgesagt hatten?

Eine neue Perspektive eröffnete sich erst durch die Transformation der „österreichischen" zur „europäischen" Geschichte – der habsburgische Vielvölkerstaat konnte gewissermaßen als historisches Vorbild für ein multinationales Europa gesehen werden. So bewegte sich die österreichische Nachkriegshistoriographie zwischen der Begrenzung auf die kleinstaatlich-erbländische „österreichische" Geschichte einerseits und dem Anspruch auf die große „europäische" Dimension der österreichischen Vergangenheit andererseits. Diese Ambivalenz kennzeichnet die österreichische Geschichtswissenschaft bis heute.

Marco *Meriggi* zeigt, wie sehr das Ende des Zweiten Weltkrieges für die bis dahin vom nationalstaatlichen Einigungsprozess geprägte italienische Historiographie eine Zäsur darstellte. Wohl blieb der Staat im Zentrum der zunächst noch dominierenden politischen Geschichtsschreibung – insbesondere auch der marxistisch inspirierten, die das Risorgimento allerdings als Gegensatz von Volksmassen und staatstragenden bürgerlich-intellektuellen Schichten interpretierte. Doch drängte sich in den 70er-Jahren allmählich die Sozialgeschichte mit ihren lokal- und mikrohistorischen Fragestellungen in den Vordergrund, wobei sich der zeitliche Schwerpunkt des Interesses vom 19. und 20 Jahrhundert zu den vormodernen ständischen Gesellschaften des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit verlagerte. Damit verdrängten Region und Gemeinde die Nation und den Nationalstaat als sinnstiftende Instanzen. Freilich besteht auch die Risorgimento-Forschung weiter (und findet im Publikum große Resonanz), in der die Konzeptionen von Staat und Nation kaum in Zweifel gezogen werden.

Michael Gehler versucht in seinem abschließenden Beitrag eine Verortung der Zeitgeschichte, unter den geänderten Rahmenbedingungen seit 1989/90 und vor dem Hintergrund des 11. September 2001 und des 11. März 2004. Angesichts der in Auflösung befindlichen alten und einer in Bewegung geratenen neuen Welt müsse sich die Zeitgeschichtsforschung fragen, was sie noch zu sagen hat und in Zukunft mitteilen will. Hierfür müsse sie sich von der traditionellen (national-) staatlichen Orientierung lösen, wofür sich eine vergleichende Perspektive innerhalb eines „dynamischen Mehrebenensystems" nahezu zwingend anbiete, wobei die Wechselbeziehungen zwischen diesen Ebenen (Region, Staaten, europäische und globale Prozesse) berücksichtigt werden müssen. Anhand ausgewählter west- und zentraleuropäischer Beispiele (Frankreich, Großbritannien, Italien, Schweiz, Österreich, BRD) versucht der Autor zu bilanzieren, wie weit eine „moderne" Zeitgeschichtsschreibung bereits im Entstehen ist. Er diagnostiziert dabei zwar eine tendenzielle Lösung von den traditionellen nationalstaatlich orientierten Fragestellungen, stellt aber fest, dass die europäischen Zeitgeschichten immer noch deutlich mehr national zentriert als europäisch ausgerichtet sind. Die laufenden Globalisierungs-, Integrations- und Desintegrationsprozesse erzwingen allerdings eine weitergehende Neuorientierung, die aber differenziert erfolgen müsse, „denn es gilt wechselseitige Abhängigkeiten zwischen Regionen, Staaten und Nationen, internationalen Arenen, Europa und der Welt zu erfassen".

Abschließend sei nochmals festgehalten, dass im Rahmen des vorliegenden Bandes die Geschichte einer Fragestellung, und zwar des legendären „grand design" der Geschichtswissenschaft im trilateralen Vergleich verfolgt und analysiert wird, womit nicht einfach nur, so viel dürfte klar geworden sein, eine „Geschichte der Historiographie" gemeint ist.

I.
NATIONALISMUS UND GESCHICHTSSCHREIBUNG: EIN EUROPÄISCHER ÜBERBLICK

Helmut Rumpler

Die Deformierung der Nationalidee zur Nationalstaatsgeschichte. Geschichtsschreibung und Nationalismus im 19. Jahrhundert

Als 1990 eines der vielzitierten Epochenwerke von Eric J. Hobsbawm als große Abrechnung mit dem Zeitalter des europäischen Nationalismus erschien[1], waren sich Öffentlichkeit und Historiker mit ihm einig, sowohl in der großen Geste der Kritik als auch in einem gewissen Grad an Optimismus. Man war der Überzeugung, dass das Zeitalter des Nationalismus, als „Nationalstaat, Nationalitätsprinzip, Selbstbestimmungsrecht der Völker für Europa normgebende Begriffe waren“[2], zu Ende sei, dass „die Größe Nation [...] an Bedeutung abnehmen“ werde; man glaubte „schon mit Händen greifen“ zu können, wie „andere, zeitgemäßere Formen der Zusammengehörigkeit – sie seien enger umrissen als Region oder weiter gesteckt als Europa oder die weltweite Familie der Völker – den Nationalstaat wenn nicht ablösen, so doch relativieren“ würden[3].

Den gedanklichen Hintergrund zu diesem Aufbruch in eine nachnationale Ära bildete die von Außenseitern schon früher geäußerte, aber erst nach 1945 gefestigte Erkenntnis, dass der Nationalismus jenes tödliche Gift war, das Europa ein „Jahrhundert der Barbarei“ beschert, es in seine weltpolitische Entmachtung und Selbstzerstörung gestürzt hatte. Eine Neubesinnung im Sinne der Solidarität jenseits aller Nationalismen war die Forderung der Stunde. Um einer neuerlichen Katastrophe vorzubeugen, wurde die Geschichte des europäischen Nationalismus seitdem als Irrweg, als Abnormität gesehen und nationalistische Tendenzen der Gegenwart als Ausbruch aus der demokratischen Konsensgemeinschaft gebrandmarkt. Und was die Geschichtswissenschaft betrifft, die so wesentlich an der Erfindung, der Entfaltung und Pflege des Nationalen beteiligt war, setzte jene große

---

[1] Eric J. Hobsbawm, Nations and Nationalism since 1790. Programme, Myth, Reality (Cambridge 1990); deutsch u.d. Titel: Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780 (Frankfurt am Main–New York 1991).

[2] Nach Theodor Schieder, Typologie und Erscheinungsformen des Nationalstaats in Europa, in: Heinrich August Winkler (Hg.), Nationalismus (Neue Wissenschaftliche Bibliothek 100, Königstein im Taunus 1978) 119–137, hier 120.; Erstveröffentlichung in: HZ 202 (1966) 58–81.

[3] Gottfried Schramm, Die Macht des Nationalen in Ostmitteleuropa, in: Saeculum 43 (1992) 325–340, hier 325.

Selbstkritik ein, die dem Nationalismus jene Legitimation entziehen sollte, die ihm die Geschichtsschreibung zu allen Zeiten gesichert hat.

Es ist leidvoll bekannt, dass sich dieses Projekt nicht so einfach verwirklichen lässt, wie man sich das angesichts der neuesten Erfahrungen einer Renaissance des Nationalismus gerade in Europa wünschte. Zu denken ist dabei nicht nur an den terroristischen Kleinnationalismus der Korsen, Basken und Iren, nicht an den Nachzugsnationalismus der alten und neuen Balkanvölker, auch nicht an die als selbstverständlich praktizierte „Interessenpolitik" der europäischen großen Mächte oder an die „Paritätspolitik" der Klein- und Mittelstaaten im Rahmen der Europäischen Union, auch nicht an den alten und neuen US-amerikanischen „Patriotismus". Vielmehr muss man die Schwierigkeiten vorausdenken, die sich bei jenen Beitrittskandidaten zur Europäischen Union einstellen, die als letzte der „verspäteten Nationen" sich eben erst zu selbstbestimmten nationalen Gesellschaften geformt haben, denen aber die emotionale Sicherung der erstmals in ihrer Geschichte gelebten nationalen Solidarität verweigert wird. Gerade mit der Erweiterung wird die Europäische Union noch lange mit dem Phänomen des Nationalen konfrontiert bleiben. Da hilft kein Staunen, kein Entsetzen, wahrscheinlich auch kein historiographisches Gesundbeten. Es stellt sich vielmehr die Frage, ob es angesichts der vielfachen Unsicherheiten und Grauzonen in der europäischen Gegenwart politisch wirklich zielführend und sachlich ausreichend begründbar ist, mit einem Generalangriff auf den Nationalismus schlechthin und die nationale Geschichtsschreibung den „ewigen Frieden" stiften zu wollen. Sind nicht vielmehr vorsichtig Zweifel anzumelden, ob die Konnotation des Nationalismus als Urübel des europäischen 19. Jahrhunderts unverkürzt zu halten ist, vor allem ob die Geschichtsschreibung wirklich als die große Geburtshelferin und der Motor bei der nationalen Fanatisierung zuerst der Eliten, dann der Massen gewirkt hat[4]? Oder führt der Weg nach Europa wirklich nur über die „damnatio memoriae" des Nationalismus?

Am Anfang war – darüber herrscht in der Forschung weitgehend Übereinstimmung – die „Kultur-" oder, schärfer gefasst, die „Volksnation", deren Erfindung oder Entdeckung. Sie war es angeblich, nicht die ältere westeuropäische revolutionär-demokratische „Willensnation", die jene Entwicklung einleitete, die so katastrophal endete und nach deren Ursachen die Nationalismusforschung daher seit Carlton J. H. Hayes und Hans Kohn zu fragen begonnen hatte. Aus der Sicht des Jahrzehnts nach 1918 schien der an der Wende von der Aufklärung zur Romantik Europa überflutende Volksnationalismus der Anfang vom Ende gewesen zu sein.

[4] Als gelungenen Versuch einer international vergleichenden Analyse der nationalistischen Geschichtsschreibung siehe Georg G. Iggers, Changing Conceptions of National History since the French Revolution. A Critical Comparative Perspective, in: Erik Lönnroth, Karl Molin, Ragnar Björk (Hgg.), Conceptions of National History. Proceedings of Nobel Symposium 78 (Berlin–New York 1994) 132–150; stärker um eine Differenzierung bemüht ist Dieter Langewiesche, Nationalismus im 19. Jahrhundert. Zwischen Partizipation und Aggression (Friedrich Ebert-Stiftung, Gesprächskreis Geschichte 6, Bonn 1994).

Vor dem zeitgeschichtlichen Hintergrund des neuen Europa der Gegenwart stellt sich aber die Frage, ob das wirklich jener Schritt im Prozess der Modernisierung war, der den Lebens- und Überlebenskampf aller gegen alle eröffnete. Auch die Frage, ob dem deutschen Nationalismus im Rahmen des nationalen Aufbruchs eine besondere Rolle zukam, ist aus dem traditionellen politischen Argumentationszusammenhang der Schuldfrage vergangener Historikerkämpfe loszulösen und in eine vergleichende gesamteuropäische Entwicklung einzuordnen. Erst recht ist die Frage zu prüfen, ob die mit dem „Erwachen der Völker" einsetzende oder ihr vorgelagerte Erforschung der Vergangenheit durch die Geschichtswissenschaft jene Emotionalisierung der Politik bewirkte, die das neue, katastrophale Zeitalter prägte. In neueren Forschungsansätzen wird mit guten Gründen auch nach dem „Nationalismus vor dem Nationalismus" und dessen konfliktverschärfenden Wirkungen gefragt, beziehungsweise in der Entwicklung seit 1800 nur ein „Nationalisierungsschub" oder eine „Nationalisierungswelle" im Sinne eines neuen „Identitäts- und Gemeinschaftsgefühls" gesehen[5].

Es besteht nämlich zunächst eine offenkundige und beträchtliche Differenz zwischen der Bewertung, die die Historiker ihrer eigenen Disziplin bei der Entstehung des modernen Nationalismus zuschreiben und jener der Nationalismusforschung im engeren Sinn. Für letztere war die Geschichtsschreibung nur marginal an der „Erfindung der Nation" beteiligt. Nach Eugen Lemberg war die „Wiedergeburt der Völker Europas" eine „Leistung der Philologen, Dichter und Politiker"[6], nach Benedict Anderson das Werk von „Lexikographen, Grammatikern, Philologen und Literaten", insbesondere aus dem Bereich der Umgangssprache[7]. Das gilt sicher für die nationalistischen Vorreiter Spanien, Italien, Frankreich und England mit ihren Literatur- und Wissenschaftsklassikern von Dantes *Divina Commedia* (1321) bis Francis Bacons *Novum Organon* (1620)[8], ebenso für das vormoderne Nationalbewusstsein in Osteuropa, in Böhmen, Polen-Litauen, Ungarn und Kroatien[9]. Aber war das scheinbar Plausible wirklich der Motor der ersten Nations- und Staatsbildungen? War es nicht der in Westeuropa eben früher und stärker ausgebildete politische Aufbruch des Bürgertums, das sich mit Hilfe und im Dienste eines Staates die „Staatsnation" schuf? Und warum fand in Deutschland trotz der sprachschöpferischen Leistung Martin Luthers und der Sprachgesellschaften der Prozess der

---

[5] Reinhard Stauber, Nationalismus vor dem Nationalismus? Eine Bestandsaufnahme der Forschung zu „Nation" und „Nationalismus" in der Frühen Neuzeit, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 47 (1996) 139–165, hier 145 f.

[6] Eugen Lemberg, Nationalismus 1: Psychologie und Geschichte (rowohlts deutsche enzyklopädie 197/198, Reinbeck bei Hamburg 1964) 113.

[7] Benedict Anderson, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts (Reihe Campus 1018, Frankfurt am Main–New York 1988) 76.

[8] Bei Anderson *Nova Atlantis 1621*.

[9] Darauf verweist Andreas Kappeler, Das Universitätsfach Osteuropäische Geschichte nach dem Zusammenbruch des „Ostblocks", in: Österreichische Osthefte 40 (1998) 487–500, hier 496.

Nationswerdung nicht statt, warum vollzog sich umgekehrt die geschichtsmächtige Nationsbildung in den Neuengland-Staaten Amerikas ohne Sprachbewegung?

Auf den ersten Blick lässt sich die These von der „lexikographischen Revolution" treffend auf die Phase des sogenannten „Risorgimento-Nationalismus" der europäischen Romantik anwenden. Als Russland, in markanter Überschreitung seiner frühnationalen Staatsgründungsgeschichte unter dem Romantiker und Großmachtpolitiker Alexander I. (1801–1825) den Schritt in die Weltpolitik setzte, erschien das von der Russischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene sechsbändige *Wörterbuch der russischen Sprache* (1789–1794), gefolgt von einer *Grammatik des Russischen* (1802). Es handelte sich um Dokumentationen des „Triumphs der Landessprache über das Kirchenslawisch"[10]. Nimmt man dazu die zwölfbändige *Geschichte des russischen Reiches* von Nikolai M. Karamsin (1816–1829) und Alexander Puschkin als nationalen Literaten, dann hat man den Modellfall des neuen, nationalistische Politik stimulierenden Risorgimento-Nationalismus vor sich. Gerade dieses Beispiel wirft aber die Frage auf, ob der literarische Kulturnationalismus eine neue Politik bewirkte oder ob nicht umgekehrt eine neue, von der französischen und englischen Nahost- und Europapolitik provozierte russische Außenpolitik den nationalen Aufbruch in der Sprach- und Geschichtswissenschaft nach sich zog.

Ein anderes Beispiel liefert die ebenso berühmte „Erweckung" der tschechischen Kulturnation[11]. Josef Dobrovskys *Geschichte der böhmischen Sprache und älteren Literatur* (seit 1791) und Josef Jungmanns *Tschechisch-deutsches Wörterbuch* (1835) – begleitet von den slawistischen Studien von Pavel Safářik, Jenrej Kopitar, Samuel Gottlob Linde und Vuk Stefanovič Karadžić und den Dichtungen von Jan Kollár, einschließlich der Quellenfälschungen von Václav Hanka – waren die Startpunkte für den modernen tschechischen bürgerlichen Nationalismus, der seinerseits für Ostmitteleuropa eines der erfolgreichsten, weil konsequentesten Vorbilder wurde. Und doch war das 1818 begründete *Böhmische Landesmuseum* noch kein tschechisches Nationalmuseum. „Český" wurde noch als „böhmisch" verstanden, und František Palacký, der geistige Führer des tschechischen Frühnationalismus und historiographische Schöpfer des „böhmischen Staatsrechtes" sah sich bis 1848 als „Böhme tschechischer Nationalität" und als internationalistischer Großösterreicher. Gerade weil Palackýs *Geschichte von Böhmen* bzw. deren tschechische Parallelausgabe *Dějiny národu českého* zu einem Schlüsselwerk des tschechischen Nationalismus wurde und er sich als Hussit einer radikaleren Form des Nationalbewusstseins nicht verschloss, ist darauf hinzuweisen, dass auch für Palacký der ursprüngliche Kern des Nationalisierungsprozesses die kulturelle Selbstvergewisserung als gesellschaftliches Behauptungsproblem war. Die Einbezie-

[10] Anderson, Erfindung der Nation 77.

[11] Für den tschechischen Frühnationalismus Hugh LeCaine Agnew, Origins of the Czech National Renascence (Pitt Series in Russian and East European Studies 18, Pittsburgh 1993).

hung der Geschichte diente noch der „Wiedererweckung" der Nation, auch wenn sich daraus bald weiterreichende politische Forderungen ableiteten. Zeitgenossen haben Palacký jedenfalls so kommentiert und auch den schon stärker politisierten gesamteuropäischen Nationalismus so verstanden; ein früher Biograph pries Gott, dass er neben dem Engländer Macaulay, dem Iren O'Connel, den Franzosen Thiers und Guizot, dem Deutschen Schlosser, dem Russen Karamsin, dem Polen Lewel und dem Kroaten Kukuljević auch „unseren Palacký berufen [hat], damit er die böhmisch-slawische Nation wiedererwecke"[12].

Treffend wurde auch für das polnische Parallelbeispiel geurteilt, dass „kein Geschichtswerk so viel zum Erwachen des polnischen Nationalgefühls beigetragen" habe, „wie die Gedichte von Mickiewicz und die historischen Romane von Kraszewski und Sienkiewicz"[13]. Alessandro Manzoni, Ugo Foscolo, Giacomo Leopardi, Silvio Pellico und die Schriftsteller um die *Bibliteca Italiana*, den *Conciliatore* und die *Antologia* entfalteten ihre literarische Agitation, Giuseppe Mazzini gründete 1831 in Marseille *La Giovine Italia* mit dem Programm des Aufstandes des „Jungen Europa der Völker" gegen das „alte Europa der Monarchien", noch bevor sich Historiker mit der Einheitsgeschichte Italiens im Sinne einer nationalpolitischen Mobilisierung ernsthaft befassten[14]. Auch für den deutschen Bereich ist die für das „nationale Erwachen" relevante Liste der Dichter, Journalisten und politisierenden Philosophen eindrucksvoll umfangreicher als diejenige der Historiker. Von Friedrich Gottlieb Klopstocks *Messias* (1748 ff.) bis zu Heinrich von Kleists *Hermannschlacht* (1821) suchte die deutsche Literatur nachzuholen, was in Frankreich und Großbritannien, in Italien und Spanien längst geleistet war. Auch die Philosophen von Herder bis Fichte und Hegel vollzogen mit der Entdeckung von „Nation" und „Volk" nur nach, was als „volontée national" und als „spirit of nation" in Westeuropa bereits politisch handelndes Subjekt war und einer historischen Begründung gar nicht mehr bedurfte.

Wie kam es, dass die Geschichtsschreibung doch an Bedeutung gewann, und wie weit reichte ihr Einfluß? Dass für die Geschichtsschreibung Herders Individualitätskonzept *(Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 1784–1791)* das philosophische so wie Johannes von Müllers Schweizer Freiheitsmythos *(Schweizer Geschichte, 1794)* das politische Vorbild waren[15], ist unbestritten.

---

[12] 1862 Jan Erazim Sojka, zitiert nach Jiří Kořalka, František Palacký (1798–1876). Životopis [Biographie] (Praha 1989) 431.

[13] George P. Gooch, Geschichte und Geschichtsschreiber im 19. Jahrhundert (Frankfurt am Main 1964) 472.

[14] Über den Zusammenhang zwischen Literatur und frühem Risorgimento-Primus Heinz Kucher, Herrschaft und Protest. Literarisch-publizistische Öffentlichkeit und politische Herrschaft in Oberitalien zwischen Romantik und Restauration 1800–1847 (Literatur und Leben, Neue Folge 37, Wien–Graz–Köln 1989).

[15] Zu Herders Wirkung insbesondere auf Ostmitteleuropa Holm Sundhaussen, Der Einfluss der Herderschen Ideen auf die Nationsbildung bei den Völkern der Habsburger Monarchie (Buchreihe der

Diese Vorbilder mussten nur durch die methodische Vervollkommnung der Geschichtswissenschaft fruchtbar gemacht werden, was in Deutschland durch Niebuhr und die *Monumenta* (1819), in Frankreich durch die *École des Chartes* (1823) geschah. Dass für die westeuropäische Romantik Edmund Burke's Traditionalismus und historischer Empirismus *(Some Reflexions on the Revolution in France, 1790)* wahrscheinlich die stärkere Wurzel waren, machte zwar einen Unterschied, änderte aber nichts an der allgemeinen, nicht auf Deutschland begrenzten Hinwendung zur Geschichte als neuer Norminstanz.

Ebenfalls unbestritten ist, dass sich die deutsche Geschichtswissenschaft mehr auf die eigene Nationalgeschichte hin orientierte, während die romantische Schule in Frankreich und die Verfassungsgeschichtsschreibung in England dem universalistischen Prinzip der Aufklärung und dem etatistischen Nationsbegriff der Revolution verbunden blieben – bis hin zur nationalistischen Wende bei Jules Michelet und Thomas Babington Macaulay. Die *Histoire de Fance* (1833–1869) mit der berühmten Biographie der Jean d'Arc des „Victor Hugo der Geschichtsschreibung", als der Michelet schon von den Zeitgenossen gepriesen wurde, waren schon ein Gemisch aus Rationalismus und Mystizismus, letztlich aber doch noch eine „Bibel der Humanität", obwohl bereits in der *Introduction à l'histoire universelle* (1831) sich eine Wende zum Nationalen ankündigte[16]. Neben ihm forschten und schrieben die Mediävisten der *École des Chartes* und die Neuzeithistoriker der *Académie des sciences morales et politiques*, die den nationalen Enthusiasmus der Romantiker merklich entschärften. Auch der „Shakespeare der Historiker", Thomas Babington Macaulay, schrieb trotz aller pathetischen Whig-Rhetorik noch einen Hymnus auf die bürgerliche Revolution und nicht auf England. Michelets *Le peuple* (1846) basierte zwar sowohl auf dem demokratischen Volksbegriff von Emanuel Joseph Sieyès als auch auf dem romantisch-historischen von Lamartine und Victor Hugo. Aber das Werk war doch mehr eine Gesellschaftsgeschichte, fast schon im Stil der späteren Annales-Schule, als eine politik- oder kulturgeschichtliche Nationalgeschichte[17]. Auch Macaulay's *History of England* (1848) wollte und konnte mit Walter Scotts historischen Romanen konkurrieren, war aber im Grunde eine Geschichte der Aufklärung, die allerdings nach der selbstgerechten Überzeugung des

---

Südostdeutschen Historischen Kommission 27, München 1973). Für die Geringschätzung Müllers war lange Meinekes Urteil – „keine Quelle mit eigenem Wasser, sondern ... ein Schwamm, der viel Flüssigkeit, das heißt, viel Zeittendenzen in sich aufzunehmen und wieder von sich zu geben vermöchte" –, maßgeblich: Friedrich Meineke, Die Entstehung des Historismus (Werke 3, München 1965) 287. Für eine Neubewertung Müllers zuletzt Matthias Pape, Johannes von Müller. Seine geistige und politische Umwelt in Wien und Berlin 1793–1806 (Bern–Stuttgart 1989).

[16] Vgl. Peter Stadler, Geschichtsschreibung und historisches Denken in Frankreich 1789–1871 (Zürich 1958) 168 ff.

[17] Vgl. Hans-Jürgen Lüsebrink, Französische Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert – das Beispiel Michelt, in: Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen, Ernst Schulin (Hgg.), Die Epoche der Historisierung (Geschichtsdiskurs 3, Frankfurt am Main 1977) 218–228.

Autors – auch er stand an der Wende zum Nationalismus – in seiner Generation einen Höhepunkt erreicht hatte, einer Generation, die er die „aufgeklärteste Generation des aufgeklärtesten Volkes aller Zeiten" zu nennen sich nicht scheute[18]. Gerade bei Macaulay zeigt sich deutlich, dass die Gesellschaft, für die er schrieb – die im übrigen seine in der *Edinburgh Review* veröffentlichten politischen Essays höher schätzte als seine historischen Werke – schon viel nationalistischer war als der politisierende Historiker selbst. Was dem Nationalismus eines Michelet oder Macaulay eindeutig noch fehlte, war, trotz des schon artikulierten nationalen Sendungsbewusstseins, dessen Einsatz als Instrument der internationalen Politik. Dabei fiel der Höhepunkt des Wirkens der beiden westeuropäischen Spätromantiker am Übergang von der Restauration zum Liberalismus bereits in eine Epoche, in der sich mit dem Krimkrieg die Zeitenwende zum Nationalstaatsnationalismus bereits ankündigte.

Auch der geistige Vater der Epoche, Johann Gottfried Herder, der Erzromantiker und Individualitätsphilosoph schlechthin, war im Grunde noch aufgeklärter Universalist. Gegen die vor allem von George Iggers weit vorgetragene Kritik am „Nationalisten" Herder, sieht die Spezialforschung Herders geistige Leistung im Gegenteil in dessen Streben, „das unaufhaltsame Vordringen des Nationsbegriffs im Rahmen des Menschheitsideals zu bändigen"[19]. Herders „erste Liebe" war nicht „das Vaterland der Deutschen, sondern das Vaterland an sich"[20]. Soweit die deutsche Geschichtsschreibung auf Herder aufbaute, orientierte auch sie sich noch am Ideal des „Weltbürgertums", auch wenn sie sich in ihrer Diktion schon national gab und aktiv auf den „Nationalstaat" hinarbeitete. Das deutsche Mittelalter des Freiherrn Karl vom Stein, von Georg Heinrich Pertz, Georg Waitz und erst recht von Friedrich Böhmer war aber nicht der in die Geschichte zurückprojizierte deutsche Volksstaat Fichtes und Hegels. Selbst der bei genauerer Betrachtung erschreckende Kult von „Heroismus", „Überzeugung" und „legitimer Gewalt" in der deutschen Burschenschaftsbewegung war zwar im Europa der Romantik schon beispiellos, hat aber bestenfalls die politische Dichtung eines Ernst Moritz Arndt, nicht aber die Geschichtswissenschaft geprägt. Kein deutscher Historiker von Rang – auch nicht Heinrich Luden mit seiner *Geschichte des Deutschen Volkes* (1825–1837) – hat eine Volksgeschichte im Stil Michelets geschrieben oder sich derart aktiv der Politik verschrieben wie Macaulay. Friedrich Christoph Dahlmann und Johann Gustav Droysen wurden am Übergang zum Nationalliberalismus dann die Wegbereiter der politischen Geschichtsschreibung. Aber auch sie waren zunächst eher die Ausnahmen. Im Sinne des deutschen Frühliberalismus waren sie zuerst Kon-

---

[18] Gooch, Geschichte und Geschichtsschreibung 322.

[19] Ernest A. Menze, Johann Gottfried Herder – Nationsbegriff und Weltgefühl, in: Parlament und Zeitgeschichte B1 (1986) 31.

[20] Karl Heinz Metz, Nation und Geschichte. J. G. Herder und die Genesis der Nationalidee an der Schwelle zur modernen Welt, in: Saeculum 37 (1986) 366–376, hier 371.

stitutionalisten und Preußen, dann erst deutsche Nationalisten. Als sie begannen, „Preußens deutsche Sendung" in der Geschichte aufzuspüren, war ihnen die „deutsche Nation" ein sekundärer Wert. Es ist eindeutig eine Übertreibung ausgerechnet von Ernst Rudolf Huber, wenn er in Dahlmanns Aufsatz *Ein Wort über Verfassung* von 1814/15 die „Grundlage einer nationaldeutschen und völkischen Verfassungslehre" sieht[21]. Dahlmann ging es doch mehr um den „Verfassungsstaat", nicht um den „Nationalstaat". Die politische Parteinahme für Preußen als deutscher Führungsmacht hinderte ihn nicht, als „höchste Bildungsstufe der Geschichte" nicht den Einzelstaat, sondern die „Staatenfamilie" anzuerkennen[22].

Im Übrigen war alles, was Dichter, Denker und Historiker im deutschen Vormärz an Elementen nationaler Ideologie produzierten, geradezu harmlos im Vergleich zu dem, was Friedrich List über das Medium des „Deutschen Handels- und Gewerbevereins" von 1819 und in seinem *Nationalen System der politischen Ökonomie* (1841) propagierte, und was die ältere historische Schule der Nationalökonomie mit Wilhelm Roscher und Karl Knies treulich übernahm und weiterführte[23]. Inspiriert von der amerikanischen „Frontier"-Bewegung, die er während seines Exils von 1825 bis 1832 kennen gelernt hatte, vor allem aber in scharfer und ausdrücklicher Wendung gegen die kosmopolitische Wirtschaftstheorie von Adam Smith forderte er „die Einheit der Nation" als „Grundbedingung eines dauerhaften Nationalwohlstandes". Und diese Einheit war ihm nicht mehr utilitaristischer Selbstzweck, sondern Mittel zur ökonomischen Expansion. Weit über das hinausgreifend, was der Zollverein von 1832 als Ziel ins Auge gefasst hatte, was kleindeutsche Agitatoren propagierten und wovon großdeutsche Optimalisten träumten, gehörten Belgien, Holland, Skandinavien, das Baltikum und Ostmitteleuropa zu Lists „deutscher" Wirtschaftsföderation. Für Hans Kohn war List „der extremste pangermanische Imperialist"[24]. List befand sich dabei aber schon in guter Gesellschaft. Denn er schloss sich mit seinem agressiven Wirtschaftsprogramm einer Entwicklung des Nationalismus an, auf die man sich auch in Frankreich und England seit der nationalliberalen Wende von 1830/32 schon vorzubereiten begonnen hatte, die aber in Deutschland sowohl theoretisch als auch praktisch angesichts der Wirklichkeit des Deutschen Bundes zwar ein Denkziel der Nationalisten war, für welches es aber noch keinen allgemeinen Konsens gab. List war auch kein echter romantisch-völkischer Nationalist im Sinne seiner Zeit. Die deutsche Reichsgründung und Bismarck vorwegdenkend war ihm nämlich die Nation nicht kulturell „vorbestimmt", sondern „selbstbestimmt" nach politischen Interessen.

---

[21] Zitiert nach Reiner Hansen, Friedrich Christoph Dahlmann, in: Deutsche Historiker 5 (Göttingen 1972) 27–53, hier 34.

[22] Ebd. 35 und 49.

[23] Vgl. Robert Berdahl. Der deutsche Nationalismus in neuer Sicht, in: Heinrich August Winkler (Hg.), Nationalismus (Neue Wissenschaftliche Bibliothek 100, Königstein im Taunus 1978) 138–154.

[24] Zit. ebd. 145.

Was die Position und den Beitrag speziell der deutschen Geschichtsschreibung anlangt, ist daran zu erinnern, dass Leopold von Ranke zwar mit seiner *Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation* (1836 ff.) einen wesentlichen Beitrag zu Konstruktion einer deutschen kulturellen Identität im Sinne des späteren protestantisch-preußischen neudeutschen Reiches geliefert hat. Aber es handelte sich nicht um eine borussisch-deutsche Legitimationsschrift, ebenso wenig wie bei seinen *Zwölf Bücher[n] preußischer Geschichte*; mit gutem Grund hat Gustav Freytag die leidenschaftslose Behandlung der Feinde des Protestantismus durch Ranke bedauert. Ranke hat aber vor allem und am konsequentesten unter allen europäischen Historikern seiner Zeit von seinem fragmentarischen Frühwerk, der *Geschichte der romanischen und germanischen Völker* (1824), über die *Römischen Päpste*, die *Spanische, Englische* und *Französische Geschichte* bis zum Alterswerk der *Weltgeschichte* (1883) der sich überall in Europa auftürmenden Nationalgeschichtsschreibung den europäischen Horizont zurückgewonnen. Er hat zumindest auf diesen hingewiesen, was ihm im deutschnationalen Kontext die Gegnerschaft Heinrichs von Sybel und Heinrichs von Treitschke einbrachte. Was Alexis de Tocqueville für die Sozialgeschichte und Jacob Burckhardt für die Kulturgeschichte leisteten, das hat Ranke für die politische Geschichte vollbracht, seine Geschichtsschreibung hatte prinzipiell die allgemeine Geschichte Europas zum Gegenstand, sie war nicht national.

Stellt man die Historiker der politischen Romantik, ob konservativ oder frühliberal, in eine Verbindung mit den radikaleren nationalen Positionen der Dichter, Philosophen, Volkskundler und Journalisten, bedenkt man vor allem ihre Wirkungsgeschichte, dann drängt sich leicht das Urteil auf, dass schon sie die ersten Gedankentäter in der Katastrophengeschichte des europäischen Nationalismus waren, dass die bei ihnen noch feststellbaren universalistischen Elemente „regelmäßig nationalistisch überformt, instrumentalisiert" wurden und nur dazu dienten, „den Vorrang der eigenen Nation offen oder auch verhüllt zu begründen"[25], und dass von Anfang an „Gewalt wie ein Schatten den nationalistischen Theorien folgte"[26]. Wahrscheinlich aber waren die universalistischen Positionen doch noch ein letzter Hoffnungsschimmer – man vergleiche etwa Friedrich Schiller, der ohne Zweifel ein deutscher Nationalist war und den Aufstand und die Auferstehung der Deutschen gegen die „Franken" und „Briten" auf den literarischen Punkt gebracht hat, der aber gerade als Historiker noch den universalistischen Idealen der Aufklärung verpflichtet blieb[27]. Das Problem der Unterscheidung und Abgrenzung ist kaum zu lösen, zu stark sind die Verflechtungen, zu unsicher ist die Verbindung zwischen nationalistischem Wort

[25] Langewiesche, Nationalismus 5.

[26] Zitat Mario Vargas Llosa September 2000, nach Heinz-Gerhard Haupt, Probleme der Geschichtsschreibung in der Periode des Nationalismus im 19. und 20. Jahrhunderts, in: Hellwig Valentin, Susanne Haiden, Barbara Maier (Hgg.), Die Kärntner Volksabstimmung 1920 und die Geschichtsforschung. Leistungen, Defizite, Perspektiven (Klagenfurt 2002) 21–36, hier 24.

[27] Vgl. unter den *Späten Gedichten* den Entwurf *Deutsche Größe.*

und nationalistischer Politik. Auch die bekannte Unterscheidung zwischen „nationaler Idee“ und „Nationalismus“, zwischen „emanzipatorischem“ und „aggressivem“ Nationalismus ist nicht einmal theoretisch durchzuhalten[28], vor allem nicht im europäischen Vergleich. Auch das Urteil, dass die Nationen schon „als Wertsystem mit Absolutheitsanspruch“[29] entstanden sind, trifft nur einen, vorwiegend theoretischen Aspekt der komplexen Wirklichkeit der nationalistischen Wirkungsgeschichte.

Dass sich am Ende der Epoche der Nationalromantik alle großen und kleinen Nationen im Wettlauf nicht als gleichwertig „unmittelbar zu Gott“, sondern als absolute, d.h. je einmalige Emanation des „Weltgeistes“ betrachteten, dass sie ihre politische und ökonomische Machtpolitik mit dem Argument der nationalen Selbstbehauptung und Selbstbestimmung begründeten, ist, wenn man die reale historische Entwicklung berücksichtigt, noch kein ausreichender Beweis für eine generelle, d.h. zeitlich und sachlich undifferenzierte Abwertung des Nationalismus in allen Epochen und Regionen der europäischen Geschichte des 19. Jahrhunderts. Dass sich ein Kenner und Betroffener wie Ernest Gellner für ein erstaunlich nachsichtiges Urteil über Herder und die Folgen, und damit über den romantischen Kulturnationalismus, entschlossen hat, sollte zu denken geben: „Der Herder’sche Kult um Differenzierung und Eigenart von [nationalen] Gemeinschaften war relativ bescheiden, eher zaghaft als teuflisch und todbringend. Er unterstrich lediglich den Wert der Vielfalt und wendete sich gegen die Reduktion der gesamten Menschheit auf ein einziges Modell; ob Versailles oder Manchester, er leistete dem Kulturimperialismus der Franzosen, der die Höfe und Aristokratien eines Großteils von Europa mit unvergleichlicher Schlagkraft überwältigte, ebenso Widerstand wie dem wirtschaftlichen und politischen Machtstreben der Briten.“[30] So argumentierten allerdings auch alle Nationalisten, die Deutschen, Russen, Polen, Griechen, Magyaren, Tschechen, Kroaten, Serben usw. Ein Beweis für die Richtigkeit des Argumentes ist das nicht. Aber dieses Urteil führt zur Frage, ob sich das „Gefährliche“ und „Todbringende“ des Nationalismus nicht erst dann ausbildete, als er in den Dienst der Politik genommen wurde oder sich in deren Dienst stellte. Das gilt vor allem für die Geschichtsschreibung. Erst mit der „Vereinnahmung der Historiographie durch die Politik der neu entstehenden Nationalstaaten“[31] bildete sich jene Komplizenschaft zwischen Geschichtsschreibung und Politik, die die Wissenschaft korrumpierte, wie sie umgekehrt der Politik die Möglichkeit bot, sich durch Berufung auf die Autorität der Wissenschaft ihrer Verantwortung zu entziehen.

Auch die Nationalidee selbst wirkte erst dann als Sprengsatz der europäischen Gesellschafts- und Staatenordnung, als sie zu einem die internationale Politik be-

---

[28] Als diesbezüglicher Versuch für Deutschland Otto Dann, Nation und Nationalismus in Deutschland 1770–1990 (München 1993).

[29] Langewiesche, Nationalismus 13.

[30] Ernest Gellner, Nationalismus. Kultur und Macht (Berlin 1999) 117.

[31] Hayden White, Die Verwestlichung der Weltgeschichte, in: Jörn Rüsen (Hg.), Westliches Geschichtsdenken. Eine kulturelle Debatte (Göttingen 1999) 178–190, hier 179.

stimmenden Prinzip wurde. Der Schritt vom „Kulturnationalismus“ zum „Nationalstaatspostulat“ war jener Qualitätssprung, der der internationalen Politik jene zunächst unterschwellige Explosivität verlieh, die schon eine unmittelbare Vorstufe zur europäischen Urkatastrophe des Ersten Weltkrieges bildete. Gegen die einfache Meinung, dass es die Idee des Nationalismus war, die den Nationalstaat schuf, ist umgekehrt der ganz offenkundige Umstand zu beachten, dass sich seit der Jahrhundertmitte die Machtpolitik der Staaten des Nationalismus als Propaganda-, Rechtfertigungs- und Mobilisierungsmittels bediente. In der Literatur findet sich der Vorschlag, diese Entwicklungsstufe als jene der „Ideologie des Nationalismus“ zu unterscheiden von der vorhergehenden als jener der „Idee der Nation“. Während die „Idee der Nation“ nur unterstellte, dass ein Volk eine gemeinsame Sprache, Kultur und eventuell Geschichte hat, war „Nation als Ideologie“ funktional, „sie diente einem bestimmten Zweck“, zum Beispiel der wirtschaftlichen Expansion, der sozialen Integration, der außenpolitisch-militärischen Sicherung. Der Unterschied zwischen Idee und Ideologie zeigt sich deutlich im Vergleich zwischen Herder und Mazzini: beide sahen im Nationalismus den höchsten Ausdruck der Humanität, und sie waren dieser Humanität zunächst verpflichtet. Aber Herders Bezugsrahmen war noch die Menschheit, derjenige Mazzinis das aus einer Krise geborene neue Italien als Ausdruck und Vorbild einer neuen, eben der nationalen Ordnung des „Neuen Europa“. Mazzini war auch der erste Theoretiker, der an ein „göttliches Recht des Volkes“ glaubte und die Partisanen des Kampfes für ein neues Italien „im Namen von Gott und Vaterland“ an ihre Pflicht mahnte. Für ihn war „Gott immanent in der Nation“ und der Kampf für die Nation ein Kampf für ein „kommendes Reich Gottes auf Erden“[32]. Und Mazzini war nicht nur ein Denker wie Herder, sondern ein praxisorientierter Agitator, der „in klassischer Prägnanz, eine Stufe weiter und konkreter als Herder“, „typenbildend für das übrige Europa“ die Philosophie des bürgerlichen Nationalismus formulierte[33].

Es ist nicht leicht, den Wendepunkt von der „Idee des Nationalen“ zur „Ideologie des Nationalismus“ historisch festzumachen. Solange ein Rest der „Wiener Ordnung“ von 1815 mit der Zentralidee des „Konzerts der Mächte“ Bestand hatte, waren der Entfaltung des Nationalismus als bestimmendem Prinzip auch der internationalen Politik zumindest Grenzen gesetzt. Mit dem Umsturz der „Wiener Ordnung“ im Krimkrieg 1854–1856, begleitet von innerstaatlichen Krisen und Erneuerungsbewegungen im Kontext der Entstehung der nationalen Machtstaaten war dann wohl jener Punkt erreicht, an dem die europäische Politik ein neues Gesicht annahm. Und wie immer die „Kriegsschuldfrage“ von 1854 zu beantworten ist, Frankreich war dabei zwar nicht der alleinige Akteur, es hat aber die Initiative ergriffen. Napoleon III. hat mit der Wiederaufnahme der Nahostpolitik die Kugel ins Rollen gebracht. Weil sich die Nahziele der französischen Politik in Belgien,

[32] Gottfried Salomon-Delatour, Moderne Staatslehren (Politica 18, Neuwied–Berlin 1965) 443.
[33] Lemberg, Nationalismus 1, 120.

am Rhein und in den Alpen nicht ohne Gefahr einer internationalen Intervention verwirklichen ließen, setzte der unter einem innerfranzösischen Legitimationszwang stehende Kaiser der Franzosen am Rande Europas an. Die Entfesselung des Krimkrieges, gedacht als Instrument des Umsturzes der „Wiener Ordnung" von 1815, erfolgte zunächst ohne bzw. nur unter vorgeschützten nationalen Argumenten. Der Ausbruch des Krieges stand vielmehr im Ursachengeflecht der seit dem griechischen Freiheitskrieg schwelenden „orientalischen Frage" als eines Konkurrenzkampfes zwischen England, Frankreich und Russland um die Aufteilung des Osmanischen Reiches. Auch die englische Politik war in diesen Krieg zunächst aus internationalem Machtkalkül gegangen – ausdrücklich gegen die nationalistische Argumentation der Oxforder Schule um Edward A. Freeman, der das Bündnis Englands mit den christlichen Griechen und Slawen gegen die barbarischen Türken propagierte. Der Krimkrieg war aber doch jenes Zentralereignis, von dem aus der Nationalismus sich zum Imperialismus steigerte und zum Motor der internationalen Konkurrenz wurde. Vor allem in Frankreich selbst vollzog sich der Wandel zu einer national motivierten Außenpolitik aus dem zunächst nur machtpolitisch gedachten Aktivismus von 1854.

„Les Idees Napoléonienne" als Proklamation einer nationalen Neuordnung Europas waren das erste, jedenfalls das markanteste Beispiel der Instrumentalisierung des Nationalismus für eine populistisch unterlegte Hegemonialpolitik in Europa. Der historische Rückgriff auf den „großen Napoleon" für die diplomatischen Destabilisierungsmanöver des „pétit Napoléon" schien zunächst nur eine Entlastungsaktion gegen die innenpolitische Gegnerschaft gerade der Historiker wie Adolphe Thiers, Hyppolyte Taine, Edgar Quinet und Alphonse de Lamartine – von Victor Hugos konservativ-romantischer Gegnerschaft bis hin zu dessen zeitweiligem Exil zu schweigen – gegen den Urheber des coup d'état von 1851. Dann wurde aber die Luxusausgabe der Gesamtkorrespondenz des großen Vorgängers mit Kosten von über einer Million Francs nicht nur zur Grundlage einer Rehabilitation des „pétit caporal", sondern zur Grundlage des nationalen Konsenses auch der Dritten Republik. Die offiziellen Jubelschriften für Napoleon I. verwandelten sich zu nationalen Verteidigungsschriften; sie erschienen erst nach dem Sturz des Zweiten Kaiserreichs im Zeitraum zwischen 1870 und 1890. Henri Houssage hatte als Soldat am Krieg von 1870 teilgenommen. Er erinnerte in seiner Trilogie über das Ende Napoleons I. (als erster Band erschien: *1814*) an „die Wunden Frankreichs" und an das „Schicksal eines Volkes, das seit Jahrtausenden von Auferstehung zu Auferstehung gegangen ist". Albert Vandal entdeckte den „Verrat" Alexanders I. als die eigentliche Ursache des Kampfes der europäischen Mächte und Völker gegen ein friedliches und fortschrittliches Frankreich (*Napoléon et Alexandre,* 1891)[34]. Albert Sorel *(L'Europe et la Révolution francaise)* erinnerte schließlich als Ergebnis dieser scheinbar innerfranzösischen Diskussion an Frankreichs Recht auf die „na-

[34] Zitiert nach Gooch, Geschichte und Geschichtsschreiber 293 ff.

türlichen Grenzen". Er eröffnete damit den geistigen Kampf um die Revanche für 1871. Als einflussreicher Lehrer an der 1872 gegründeten *École Libre des Sciences Politiques* knüpfte er an den Appell Taines zur Rückkehr zum fränkischen, ritterlichen Frankreich an (*Les origines de la France contemporaine,* 1875–1893), wandte sich aber als exponierter Republikaner gegen den Konservativismus, Pessimismus, Agnostizismus und Positivismus eines Ernest Renan, Fustel de Coulange und auch eines Taine. Sorel wurde damit, assistiert von Emile Boutmy, Gabriel Monod und Anatole Leroy-Beaulieu, zum Sprecher der nationalen Wiedererweckung der „Nation France" aus ihren historischen Wurzeln[35] . Und während Renan in seiner berühmten Briefkontroverse mit David Friedrich Strauss im Jahr des Krieges von 1870 für eine „fédération européenne" jenseits aller Nationalismen warb[36], schlugen die Neonationalisten um Taine und Sorel, angefeuert von dem aus dem Exil in die von den Deutschen belagerte „ville sacrée", dem „centre même de l'humanité", zurückkehrenden Victor Hugo, die Brücke zum Radikalismus der *Ligue de la Patrie Française* von Paul Déroulède (1882).

Dass die beiden revolutionären Nationalstaatsgründungen, das Regno d'Italia und das Deutsche Reich, sich weniger auf historisches Recht beriefen, illustriert treffend den Umstand, dass die Geschichtsschreibung in der Periode der Nationalstaatsgründung und Nationalstaatskonsolidierung weder als Propagandainstrument der Politik, noch als Mittel zur Mobilisierung der Massen benötigt wurde. Weder Cavour noch Bismarck – es ist nicht nur gut formuliert, sondern trifft die Realität, dass sie die nationale Revolution vor den Karren der piemontesischen bzw. preußischen Machtpolitik gespannt haben – orientierte sich an dem, was die Kulturnationalisten als Ideal formuliert haben. Das schließt keineswegs ein Zusammenwirken Cavours mit dem italienischen Wirtschaftsbürgertum aus, schließt allerdings eine Interpretation der italienischen Einigung als „Projektion der wirtschaftlichen Erfordernisse einer auf Bildung des nationalen Marktes zielenden Bourgeoisie" aus[37]. Wohl ist aber dabei der Dualismus zwischen aristokratisch-großbürgerlicher und kleinbürgerlich-demokratischer Orientierung oder die föderalistische Orientierung eines Carlo Cattaneo, Massimo d'Azeglio und Cesare Balbo nicht angemessen berücksichtigt. Auch für Deutschland ist die vergleichbare Frage, ob der Liberalismus eine Wende zur Realpolitik vollzog oder vor Bismarck einfach kapitulierte, relativ müßig. Die nationale Idee mit ihrer historischen Legitimierung war nicht die treibende Kraft bei der Gründung der neuen Nationalstaaten, sondern die Kabinettspolitik, die sich in beiden Fällen über die Nationalbewegung sogar hinweg-

[35] Vgl. Corinne Delmas, Recreating the French Nation: The Teaching of History at the École Libre des Sciences Politiques at the end of the Nineteenth Century, in: Alein Dieckhoff (Hg.), Modern Roots. Studies of National Identity (Wiltshire 2001) 151–173.

[36] Stadler, Geschichtsschreibung und historisches Denken in Frankreich 331.

[37] Hartmut Ullrich, Bürgertum und nationale Bewegung im Italien des Risorgimento, in: Otto Dann (Hg.), Nationalismus und sozialer Wandel (Historische Perspektiven 11, Hamburg 1978) 129–156, hier 133; im Anschluss an Rosario Romeo.

setzte und einen dynastisch-bürgerlichen Machtstaat schuf, der mit den nationalen Zielen nicht allzu viel zu tun hatte und wofür sich eine historische Begründung nur schwer konstruieren ließ. Dementsprechend spielte, wie die Beispiele Rhein-, Alpen- und Eidergrenze, später die Grenzziehungen der jüngeren Balkanstaaten zeigten, irgendein nationalhistorisches Staatsrecht fast keine, die Idee der nationalen Kulturgemeinschaft bestenfalls eine instrumentalisierte Rolle.

Der Nationalstaat war insbesondere für Bismarck kein genuines Ziel, sondern Mittel zu einem Zweck: der Mehrung der Macht Preußens[38]. Selbst wenn man dieses Urteil nicht voll teilte, bliebe bestehen, dass Bismarck Elsass-Lothringen nicht aus nationalen, kulturellen oder historischen Gründen annektierte, sondern zuerst aus militärischem Kalkül, dann erst und eventuell, um eine nationalistische Stimmung seiner Machtpolitik dienstbar zu machen. Das zentrale Thema auch der neueren Historiographie zur deutschen Reichsgründung ist nicht die nationale Frage, sondern das Verhältnis zwischen „Moral und Politik", die Tendenz zu einer „Ethik des Erfolges", verbunden mit der „Gefahr des Abgleitens in zügellose Gewaltpolitik"[39]. Während sich Bismarck selbst zumindest der außenpolitischen Gefahren sehr wohl bewusst war und eine „Politik der europäischen Mitte" zu steuern suchte, taten sich die Historiker der Reichsgründung keinen Zwang an. Der harmlosere unter ihnen, Heinrich von Sybel, schloss sich einfach der Politik an. Seine *Gründung des Deutschen Reiches unter Wilhelm I.* (1889 ff.) war eine offiziöse Regierungsschrift, Bismarck beeinflusste die Aktenauswahl und begutachtete das Manuskript vor der Drucklegung. Sybel verleugnete mit dieser Darstellung fast alles, was ihm als Nationalisten heilig war: die Paulskirche, die Nationalbewegung, die liberale Position im preußischen Verfassungskonflikt[40]. Hemmungsloser im Sinne der ideologischen Radikalisierung des Nationalismus war Treitschke. Aber auch seine *Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert* (1979–1894) war Geschichtsschreibung vornehmlich als „Vehikel einer überspitzten nationalistischen und zunehmend autoritären politischen Einstellung, eng verbunden mit Antisemitismus, mit Antipathie nicht nur gegen den Sozialismus, sondern gegen soziale Reform, und mit Befürwortung einer militanten imperialistischen Weltpolitik"[41]. Was Treitschke in seinen Vorlesungen über *Politik* und die borussische Historikerschule nach dem Sieg von 1870/71 über Frankreich als „deutsche Sendung" verkündeten, war kein nationales Programm. Die deutsche Einigung war für sie „ausschließlich das Ergebnis preußischer Großmachtpolitik und das Werk der preussischen Militärmacht" gewesen, „die Kriege Friedrichs des Großen, die allgemeine Wehr-

[38] Dies ist die Hauptthese von Otto Pflanze, Bismarck and the Development of Germany. The Period of Unification 1815–1871 (Princeton 1963).

[39] Unter Bezugnahme auf Gerhard Ritter schon Egmont Zechlin, Die Reichsgründung (Ullstein Buch 3840, Frankfurt am Main–Berlin 1967) 210.

[40] Hellmut Seier, Heinrich von Sybel, in: Deutsche Historiker 2 (Kleine Vandenhoeck-Reihe 334/335/336, Göttingen 1971) 24–38, hier 36.

[41] Georg Iggers, Heinrich von Treitschke, in: ebd. 66–80, hier 67.

pflicht, die Befreiungskriege und die Einigungskriege" waren die „entscheidenden Stationen auf dem Weg zum deutschen Kaiserreich"[42]. Wohl ist nicht zu leugnen, dass die Geschichtsschreibung in Deutschland dem Nationalstaat den Boden bereitet hat. Aber das was Treitschke und seinesgleichen propagierten, war eher der autoritäre Militärstaat als der Nationalstaat. Der Soziologe Max Weber mit seiner berühmten Freiburger Antrittsvorlesung *Der Nationalstaat und die Volkswirtschaft* (1895) war ein prononcierterer Nationalist als die Historiker. Der ideelle Anteil der Geschichtsschreibung an der Gründung und an der Ausgestaltung des deutschen Nationalstaates war im Übrigen, gemessen an der Realität der Taten von Delbrück und Bismarck, eher marginal, desgleichen die Massenwirksamkeit etwa im Vergleich zu Theodor Fontanes *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* als literarischem „Programm einer vaterländischen, genauer, preußisch-konservativen Pädagogik"[43]. Zwar haben sich mit den „Ideen von 1914" unter der Federführung von Otto Hintze und Friedrich Meinecke auch die deutschen Historiker der Rechtfertigung des „Nationalstaates" verschrieben und sich gegen das „Weltbürgertum" der „Ideen von 1789" gewandt[44]. Ihr Beitrag zum „integralen Nationalismus" war aber im Vergleich zu Werk und Wirkung von Friedrich Nietzsche, Richard Wagner, Julius Langbehn, Paul De Lagarde, Georg von Schönerer und Houston Stewart Chamberlain zweitrangig. Auch Hintze hielt, viel mehr als Meinecke, „in der Ranke-Tradition stehend, [...] an dem Postulat eines im Grunde solidarischen Systems souveräner Staaten fest"[45].

Zum Sprengsatz Europas wurde der Nationalismus erst in Verbindung mit dem Imperialismus, als sich die Nationalstaatspolitik zur nationalen „Weltpolitik" weitete. Auch diese Wende hat ihre Wurzel schon in der Neuorientierung der europäischen Politik im Gefolge des Krimkrieges. Russlands Wiedereintritt in den Konkurrenzkampf der Großmächte nach dem Pariser Frieden erfolgte zunächst unter dem Vorzeichen des Primats der Politik, nicht unter jenem der Ideologie, obwohl letztere wahrscheinlich eine größere Rolle spielte und weitreichendere internationale Folgen hatte als der Nationalstaatsnationalismus im übrigen Europa. Die erste nationale Bewegung mit einiger Resonanz in breiteren Schichten knüpfte zwar an das Erlebnis der Niederlage im Krimkrieg an. Der nationale Aufbruch war aber

[42] Karl Erich Born, Deutschland als Kaiserreich (1871–1918), in: Theodor Schieder (Hg.), Handbuch der europäischen Geschichte 6 (Stuttgart 1868) 219.

[43] Wulf Wülfing, Mythen und Legenden, in: Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen, Ernst Schulin (Hgg.), Die Epoche der Historisierung (Geschichtsdiskurs 3, Frankfurt am Main 1977) 159–172, hier 167; zitiert nach Hubertus Fischer, Gegen-Wanderungen. Streifzüge durch die Landschaft Fontanes (Frankfurt am Main–Berlin 1986) 18.

[44] Vgl. Otto Hintze, Friedrich Meinecke, Hermann Oncken, Hermann Schumacher (Hgg.), Deutschland und der Weltkrieg, mit Beiträgen von Friedrich Meinecke, Hans Delbrück, Hermann Oncken, Erich Marcks, Gustav von Schmoller, Wilhelm Solf, Ernst Troeltsch u.a. (Leipzig 1915); weiters die Deklaration der 93 Akademiker „An die Kulturwelt" zur Rechtfertigung der deutschen Invasion Belgiens.

[45] Jürgen Kocka, Otto Hintze, in: Deutsche Historiker 3, 41–64, hier 52.

zunächst ein innerrussisches Ereignis, suchte eine Antwort auf eine Reichskrise. Finnland, die drei baltischen Provinzen und Polen sollten nicht, wie es die „roten Demokraten" der St. Petersburger Reformbürokraten um den Kriegsminister Dimitri Alexewitsch Miljutin planten, in die Selbstverwaltung entlassen werden und eigene Parlamente erhalten, sondern administrativ und kulturell russifiziert werden. Das erste große Auftreten des Journalisten Mihail Nikoforowitsch Katkow in der Rolle des „Praeceptor Russiae" erfolgte nach dem polnischen Aufstand von 1863. Die deutsche Reichsgründung durch Bismarck wurde nicht als Verwandlung eines schwachen Bündnispartners in eine europäische Großmacht erlebt, sondern in ihrer Wirkung auf den Provinzialseparatismus der deutschen Landesnationen im Baltikum. Neben dieser „panrussischen" Komponente existierte aber von Anfang an auch eine „panslawische", vertreten durch den Moskauer Geschichtsprofessor Michail Petrowitsch Pogodin, der den russischen Reichspatriotismus mit der erneuerten Großmachtpolitik verband. Pogodins russischer Nationalismus umfasste auch die slawischen Stammesbrüder jenseits der russischen Staatsgrenzen. Das 1858 gegründete Moskauer *Slawische Komitee* wurde aber von der offiziellen Politik noch lange nicht beachtet, obwohl die „nationale Partei" im Marine- und Kriegsministeriums langsam an Boden gewann und Zweigstellen in Kiew und Odessa errichtet werden konnten. Der berüchtigte Slawenkongress von 1867 in Moskau war weder ein panslawisch-internationaler noch ein innerrussisch-nationaler Erfolg. Auch der Versuch, ökonomische Interessen der Unternehmerschaft auf den Balkan zu lenken, blieb erfolglos, obwohl mit Nikolai Ignatjew in Konstantinopel von 1864 bis 1877 ein russischer Botschafter wirkte, der im diplomatischen Tageskampf mit seinem britischen Rivalen Stratford Canning schon ganz auf das neue nationale Programm eingeschworen war. Der russische Nationalismus entfaltete sich aber zunächst als nationalstaatliche Konsolidierungsbewegung und er gewann „unabhängig von internationalen Krisensituationen" seine Konsistenz und Dauer"[46].

Allerdings waren es dann die Journalisten und Historiker aus dem *Slawischen Komitee*, die den russisch-nationalen Horizont überschritten und Russland auf die internationale Bühne drängten. Wenn davon die Rede war, dass Russland „eine Zukunft" habe, dann war zunehmend Russlands Zukunft als europäische Großmacht und als Weltmacht gemeint. Als die „Bibel des Panslawismus", das Buch des Biologen Nikolaj Jakovlevič Danilevskij *Rossija i Evropa* erschien (1871), erregte es noch im Ausland mehr Aufmerksamkeit, als es in Russland selbst beachtet wurde. Aber mit seiner darwinistisch unterlegten Kulturtypenlehre überschritt Danilewskij jenen nationalistischen Wertekanon, der dazu gedacht war, im Sinne und nach dem Vorbild der nationalstaatlichen Einigungsprozesse im Westen innerrussische Spannungen zu überwölben und die Konsistenz des russischen Staates zu festigen. General Rostislav Andreevič Fadeev (*Mnenie o vostočnom voprose [Meinung*

[46] Dietrich Geyer, Funktionen des russischen Nationalismus 1860–1885, in: Winkler (Hg.), Nationalismus (1978) 173–186, hier 176.

über die orientalische Frage], 1870) entwarf dazu ein imperialistisches Aktionsprogramm und Fëdor Michajlovič Dostoevskij untermauerte es mit der Proklamation einer besonderen Sendungsaufgabe für Russland als „Heil der Welt“: „Jedes große Volk glaubt, und muß glauben, wenn es lange bestehen will, dass in ihm, und nur in ihm allein, das Heil der Welt liegt, dass es bloß lebt, um an die Spitze aller Völker zu treten, sie alle in das eigene Volk aufzunehmen und sie, in harmonischem Chor, zum endgültigen, ihnen vorherbestimmten Ziele zu führen [...]. Nur die eines solchen Glaubens fähige Nation hat das Recht auf ein höheres Leben“.[47] Das war am Vorabend des Balkankrieges von 1876, Russland war geistig gerüstet, um in die neue, nationalistisch-imperialistische Weltpolitik einzusteigen. Dabei begegnete es am Balkan (1876) und in Afghanistan (1878) jenem Gegner, der fast gleichzeitig den Rubikon überschritten hatte.

Nach dem großen liberalen Reformministerium William Edward Gladstone's (1868–1874) hatten die Tories, angekündigt durch Benjamin Disraeli's *Kristallpalastrede* von 1872, mit einem Programm des imperialen Aktivismus ein neues Zeitalter der englischen Weltpolitik eingeleitet. Auf dem Kurs über Suez (1875) nach Indien (1876) kreuzten sich die Wege Englands mit dem kleiner dimensionierten, aber gleich motivierten Aufbruch Russlands. Aus weltpolitischer Sicht waren die Auseinandersetzungen zwischen Gladstone und Disraeli über die zwei Möglichkeiten einer humanitär-liberalen oder einer machtpolitisch-konservativen Intervention nur ein Scheingefecht. Das Ziel war für beide die imperialistische Expansion. Der geistige Hintergrund für diese Wende war von Schriftstellern gestaltet worden, die zwar nur Pseudohistoriker waren, die aber mit dem Pathos der historischen Mission Britanniens ein breites Publikum beeindruckten, noch bevor Charles Darwin und Joseph-Arthur Gobineau ihre Ideologie von den „rulers“ im Prozess der Zivilisationsentwicklung als Denkmuster auch für die Politik auf den Markt brachten. Thomas Carlyle hat seine historische Heldenverehrung auf die englische Nation übertragen: „Unsere kleine Insel ist zu eng für uns geworden, aber die Welt ist noch weit genug für 6.000 Jahre.“[48] Charles Dilke's *Greater Britain* (1868) und die Arbeiten des *Royal Colonial Institute* bereiteten den Boden für den imperialistischen Aufbruch. Während die Politik unter Gladstone mit dem Rückzug aus Afghanistan und Transvaal noch einmal zögerte, entfachte die Kolonialpartei unter Mitwirkung der Historiker erst recht die imperialistische Kampagne. Mit John Robert Seeley's *Expansion of England* (1883) erhielt auch der englische Imperialismus seine Bibel, eine aus der englischen Erfolgsgeschichte seit Elisabeth I. abgeleitete Handlungsanleitung im Geist eines ins Politische gewendeten Darwinismus.

---

[47] Fëdor M. Dostoevskij, Dnevnik pisatelja za 1877 god [Tagebuch des Schriftstellers aus dem Jahr 1877] (o.O. o.J.), zitiert nach Georg von Rauch, Rußland vom Krimkrieg bis zur Oktoberrevolution (1856–1917), in: Schieder (Hg.), Handbuch der europäischen Geschichte 6, 309–352, hier 317.

[48] Zitiert nach Robert Schnerb, Europa im 19. Jahrhundert. Europa als Weltmacht (Kindlers Kulturgeschichte 18, München 1983) 331.

Während in der französischen Kammer der junge George Clemenceau 1882 noch erklärte: „Versuchen wir nicht, die Gewalt mit dem heuchlerischen Wort Zivilisation zu bemänteln“[49], und Bismarck sich bemühte, das Deutsche Reich aus der Weltpolitik herauszuhalten, beschritten Russland und England einen Weg, der mit kultureller Selbstfindung und nationaler Behauptung nichts mehr zu tun hatte. Die USA folgten auf dem Fuß, und Deutschlands neuer Kanzler Bernhard von Bülow versuchte nachzuholen, was sein Vorgänger versäumt hatte: „Wenn die Engländer von einem Greater Britain reden, wenn die Franzosen von einer Nouvelle France sprechen, wenn die Russen sich Asien erschließen, haben auch wir Anspruch auf ein größeres Deutschland.“[50]

Ob die Geschichtsschreibung an der Epochenwende vom Nationalismus zum Imperialismus, wie es auf den ersten Blick scheint, wirklich eine entscheidende Rolle gespielt hat, ist keineswegs sicher. Die nationalistische Geschichtsschreibung florierte zwar seit der Periode der Nationalstaatsgründungen (in Italien und Deutschland), der Nationalstaatskonsolidierung (in Russland und Frankreich), der Nationalstaatsbewegung (am Balkan und in Ostmitteleuropa) und des im nationalen Habitus auftretenden Imperialismus (in Russland und Großbritannien). Aber die Historiker standen dabei nicht an der vordersten Front des ideologischen Aufbruches. Das historische Argument in Form der Berufung auf eine konstruierte nationale Geschichte spielte nicht mehr die entscheidende Rolle. Als sich der Nationalismus von einer Bewegung der kulturellen Selbstvergewisserung und machtstaatlichen Sicherung zu einer umfassenden Heilslehre wandelte, waren die Historiker zwar mit dabei, aber sie gehörten nicht zur Kaste der Hohen Priester der neuen politischen Religion. Geschichtsschreibung als Mythisierung der Vergangenheit im Stil einer literarisierten und daher massenwirksamen nationalen Rhetorik wurde von anderen Medien und Argumentationsmustern abgelöst. Im internationalen „Kampf ums Dasein“ wurde die Geschichtsschreibung, in Westeuropa nicht mehr und nicht weniger als in Mitteleuropa, durch die Biologie „als neue[r] mythopoietische[r] Hauptwissenschaft“[51] abgelöst. Die „Philosophie des Vitalismus“, die „Soziologie der Massen“, die „Geopolitik“ unterstützten diesen Prozess. Europa manövrierte sich in jene psychosoziale Situation, in der sich Angst und Konfliktbereitschaft verhängnisvoll mischten und in der der Krieg als Mittel der Politik als schicksalhaft hingenommen wurde.

Ob es zielführend ist, für die tagespolitische Aufgabe der Entschärfung des Giftes des Nationalismus bei der Geschichtswissenschaft und ihren politischen Fehlleistungen anzusetzen, das ist nach diesem Befund eher zu bezweifeln. Die

---

[49] Zitiert nach ebd., 329.

[50] Rede im Reichstag, 11. 12. 1899; Michael Behnen (Hg.), Quellen zur deutschen Außenpolitik im Zeitalter des Imperialismus 1899–1911 (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit 26, Darmstadt 1977) 231.

[51] Gellner, Nationalismus 124.

Historiker waren weder die Erfinder, noch die Ingenieure, bestenfalls die Hilfsarbeiter bei der Konstruktion einer geschichtlichen Entwicklung, an deren Ende die nationale Gesellschaft und der Nationalstaat standen. Die Historiker haben dem Nationalismus und den Nationalisten Argumente gesammelt und damit tatsächlich ein Konstrukt geschaffen, dessen scheinbar zwingende Logik eine Weltordnung begründen wollte, von der sich die bürgerliche Gesellschaft nicht im Bruch, sondern in Fortführung der Aufklärung die Emanzipation aus Unmündigkeit und die Befreiung von Herrschaft erhoffte. Es ist aber eine eher offene Frage, bzw. sie sollte als offen behandelt werden, ob die Geschichtswissenschaft nur mit ein Teil dieser aufgeklärt-bürgerlichen, optimistischen Bewegung war, ob sie sich bei ihrem Befund einfach geirrt hat, oder ob sie fahrlässig im Dienste der Politik den klassischen Fall einer „Fiktion des Faktischen" geliefert hat. Relativ sicher ist, dass sie dabei eine zwar wichtige, aber keine schöpferische Rolle gespielt hat. Sicher ist auch, dass die dieser Art politisierte Geschichtsschreibung ihre eigenen Grenzen als Wissenschaft überschritten hat, indem sie sich als Sinnstifterin gerierte.

Dass den Historikern gerade in der Krisenzeit im Vorfeld des Ersten Weltkrieges diese Problematik bewusst war, belegt die Kontroverse zwischen James B. Bury und Thomas B. Macaulay sowie zwischen George Trevelyan Macaulay und Bury. Bury polemisierte gegen die Politisierung der Geschichtswissenschaft im Dienste der nationalen britischen Politik; in seiner Antrittsrede als Regius Professor für moderne Geschichte in Oxford im Jahre 1903 forderte er pathetisch: „Geschichte ist eine Wissenschaft [...] Geschichte ist kein Zweig der Literatur". Sein Angriff war gegen den großen Thomas B. Macaulay gerichtet, dessen *History of England* von 1848 er als den Anfang des Niedergangs der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung betrachtete. Der bei dieser unpatriotischen Wortmeldung anwesende Großneffe Macaulay's, George Trevelyan Macaulay, antwortete mit einer Gegenschrift unter dem Titel „Klio ist eine Muse"[52]. Das war sie in der Tat geworden. Seit Macaulay, Michelet und Treitschke dichtete sie mehr als sie forschte. Dieser Vorwurf ist ihr nicht zu ersparen, obwohl alle Destruktivisten, die sich zugute halten, dies entdeckt zu haben, übersehen, dass sie etwas als Normalfall von „Geschichtsschreibung" betrachten, was sich von der „Geschichtsforschung" weit entfernt hatte[53]. Die Nationalismusforschung ist sich relativ einig in der Auffassung, und es lässt sich vielfach belegen, dass es sich beim Nationalismus weder um ein Produkt der historischen Entwicklung, noch um ein Konstrukt der Historiker, sondern um einen „Glauben von wesentlich säkularer Natur"[54] handelte und handelt. Die den Weltfrieden vergiftende Gefährlichkeit des Nationalismus stellte

[52] Nach Richard J. Evans, Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis (Frankfurt am Main 1999) 31f.

[53] Vgl. Hayden White, Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen. Studien zur Typologie des historischen Diskurses (Stuttgart 1991).

[54] Norbert Elias, Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert (Frankfurt am Main [4]1990), zitiert nach Langewiesche, Nationalismus 13.

sich erst ein, als er von einer Ordnungsidee zu einem quasireligiösen Glaubensbekenntnis mutierte.

Man kann nun nach den enttäuschten Freiheits- und Friedenshoffnungen, von welchen der Nationalismus in seiner Frühform zehrte, und nach der Erfahrung der zerstörerischen Möglichkeiten des Nationalismus aus politisch plausiblen Gründen zum Aufbau eines neuen, anderen Europa antreten. Wenn aber die Historiker, nachdem sie das Europa der Nationen als Mythos mitgestaltet hatten, jetzt mit gleicher Gewissheit hoffen, das Europa ohne Nationen und ohne Nationalismus bauen zu können, dann sollten sie Vorsicht walten lassen, dass sie nicht wieder nur mit einem neuen Glauben gegen einen alten argumentieren und etwas postulieren, was sie mit ihren Erkenntnismitteln nur predigen, nicht aber wissenschaftlich beweisen können. Man könnte sich daher sinnvoller der Forderung anschließen, über die Neuentdeckung eines in der Geschichte des 19. Jahrhunderts immer präsenten „pluralistischen Nationalismus“ aus der Tradition Herders zu der wahrscheinlich allein möglichen Position einer Einheit Europas zu finden, „nämlich eine Nation aus Nationen zu sein“[55].

[55] Metz, Nation und Geschichte 376.

II.
VON DER UNIVERSAL- ZUR STAATENGESCHICHTE

Brigitte Mazohl
Thomas Wallnig

(Kaiser)haus – Staat – Vaterland? Zur „österreichischen" Historiographie vor der „Nationalgeschichte"

I. Eine Geschichte für das neue Kaisertum

Als Joseph von Arneth, der Vater des späteren, berühmteren Historikers Alfred, im Jahre 1827 seine „Geschichte des österreichischen Kaiserthumes" herausbrachte, um

> „… der vaterländischen Jugend [...] einen Entwurf der wichtigsten Ereignisse der Geschichte eines Staates vorzulegen, der seit vielen Jahrhunderten der welthistorische, im ganzen Sinne des Wortes ist …",

stellte er einleitend mit Bedauern fest, daß bisher kein „brauchbares Buch" für eine solche Unterweisung vorliege, er sich daher, „von den Studienbehörden aufgefordert", bereit gefunden habe, seine Vorlesungshefte „dem Drucke zu übergeben"[1].

Sich auf Cicero berufend, spricht Arneth einleitend von dem großen und wichtigen „Geschenk", das „dem Staate" durch die Unterweisung und Unterrichtung der Jugend gebracht werden müsse, um anschließend zu betonen, daß dies ganz besonders für jene Dinge gelte, „die das *höchste Kaiserhaus* angehen, in Dingen, die das *Vaterland* betreffen, in Dingen, die unsere *großen Männer* angehen"[2].

In komprimierter Form war hier bereits ein Programm skizziert, das zukunftsweisend für Theorie und Praxis einer österreichischen Geschichte den Rahmen vorgab: Die Geschichte der Dynastie, unentwirrbar mit jener des „Vaterlandes" verwoben, in eins gesetzt mit der Geschichte des Staates Österreich und seiner „großen Männer" („es gibt durchaus nichts, worin die menschliche Tugend so sehr zur Erhabenheit der Götter emporsteigt, als in der Errichtung neuer, oder in der Erhaltung

---

[1] Joseph Calasanza Arneth, Geschichte des Kaiserthumes Österreich (Wien 1827) III. Auf das Problem des gerade in diesem Zeitraum sich rasch wandelnden Begriffs von Staat/Staaten (von den Ständen/États zum modernen Territorialstaat, vom Hofstaat zum Verwaltungsstaat) wird hier – angesichts der Fülle der Literatur zu diesem Thema – nicht näher eingegangen. Es bleibt jedoch festzuhalten, daß Arneth und seine Zeitgenossen den Begriff häufig unscharf, ebenso in seiner „modernen" Konnotation wie in seinen „traditionellen" Bezügen verwenden.

[2] Ebd. IV (Hervorhebung durch d. Verf.).

der bestehenden Staaten“[3]). Klar definiert war auch bereits der „Begriff der österreichischen Geschichte“, die es als „Geschichte unseres Vaterlandes“ zu lehren galt:

> „Die österreichische Geschichte ist die Erzählung aller jener merkwürdigen Begebenheiten, durch die aus einer kleinen Markgrafschaft bloß durch Verträge und Rechtsmittel eine Monarchie entstand, die der Mittelpunkt und Leitstern der europäischen Staaten seit Jahrhunderten ist.“[4]

Arneths Lehrbuch, welches auch als Grundlage für Geschichtsprüfungen an der Universität vorgeschrieben war[5], mochte tatsächlich eines der ersten seiner Art in jener Zeit gewesen sein. Entscheidender aber ist in unserem Zusammenhang die Tatsache, daß Arneth selbst – in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts – ein Vorlesungsmanuskript zur österreichischen Geschichte in relativ kurzer Zeit nicht nur ausarbeiten, sondern auch zum Druck bringen konnte, in welchem die *große Erzählung* (Lyotard) von der österreichischen Geschichte, aus den amalgamierten Grundelementen von *Kaiserhaus, (Vater)land und Staat* zur diskursiven Einheit verdichtet, bereits vollkommen fertig entwickelt vorlag.[6] Arneth – und vor, neben und nach ihm zahlreiche andere Autoren – tat mit seinem Lehrbuch nichts anderes, als diese diskursive Einheit als historiographisches Paradigma zukunftweisend fest- und fortzuschreiben, ihm einen narrativen Rahmen zu geben. „Erfinden“ mußte er es nicht mehr.

Die folgenden Überlegungen nehmen von dieser Behauptung ihren Ausgang: Bereits Ende des 18. Jahrhunderts, spätestens um 1800, also lange vor der Herausbildung einer „professionalisierten“ Geschichtswissenschaft im Dienste der gesamtösterreichischen Nationalgeschichte[7], war das Modell einer österreichischen Geschichte samt ihren diskursiven Bestandteilen, d.h. ihren Textelementen und Textstrategien, fertig ausgebildet. Es ließ sich relativ einfach zur Form der *großen Erzählung* von der *österreichischen Geschichte* gestalten, für welche die Zeit um 1800 und das auf sie folgende Jahrhundert einen so großen Bedarf hatte.

---

[3] Ebd. V.

[4] Ebd. 3. Aus diesem und den vorangegangenen Belegen zeigt sich deutlich die begriffliche Gleichsetzung des „Staates“ mit dem „Kaiserhaus“ und der „Monarchie“.

[5] Alphons Lhotsky, Österreichische Historiographie (Wien 1962) 141.

[6] Vgl. zur postmodernen Delegitimierung der *großen Erzählung* Jean Francois Lyotard, Die Delegitimierung, in: Christoph Conrad, Martina Kessel (Hgg.), Geschichte schreiben in der Postmoderne (Stuttgart 1994) 71–79. Vgl. als informativen Überblick zur Theoriediskussion um Lyotards Konzept der *großen Erzählung* Herta Nagl-Docekal, Ist Geschichtsphilosophie heute noch möglich?, in: dies. (Hg.), Der Sinn des Historischen. Geschichtsphilsophische Debatten (Frankfurt 1996) 7–63. Zum Konzept der historischen Meistererzählung vgl. Konrad H. Jarausch, Martin Sabrow (Hg.), Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deuschen Nationalgeschichte nach 1945 (Göttingen 2002).

[7] Vgl. Gudrun Pischinger, Vom „Dilettanten“ zum Fachwissenschaftler. Die Historische Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1847 bis 1877 und die Professionalisierung der Geschichtswissenschaft, in: Mensch – Wissenschaft – Magie. Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte 20 (Wien 2000) 221–242.

Dennoch scheint dieser Befund im ersten Augenblick überraschend, sind wir doch, jedenfalls für den österreichischen Raum, mehr als ein halbes Jahrhundert von der Etablierung einer „professionellen" Geschichtswissenschaft an Universitäten, Akademien oder analogen Einrichtungen entfernt: Das *Handwerk* des Historikers als Forscher *und* Erzähler wurde noch nicht in systematischer Weise gelehrt und gelernt. Erst im frühen 18. Jahrhundert beispielsweise wurde an der Jesuitenuniversität in Innsbruck *Historia*, verknüpft mit *Eloquentia*, als Fach in den philosophischen Lehrgang aufgenommen. Nach dem Ende der Jesuitenära wurde ab den siebziger Jahren im Rahmen des philosophischen Propädeutikums unregelmäßig die nunmehr deutsch vorgetragene *Allgemeine Weltgeschichte*, zu Beginn des 19. Jahrhunderts dann auch *Universalgeschichte*, *Geschichte der österreichischen Staaten* und *Historische Hilfswissenschaften* gelehrt, ab 1825 nannte sich das Fach bis zur Thunschen Universitätsreform dann *Universal- und Österreichische Staatengeschichte.*[8] Diese Verortung im Rahmen des vorbereitenden philosophischen Lehrganges hatte auch an anderen „österreichischen" Universitäten zur Folge, daß das Fach Geschichte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts jedenfalls hier nicht als selbständige wissenschaftliche Disziplin angesehen wurde.

Auch Arneth selbst lehrte in den zwanziger Jahren in Wien als Professor *Welt- und österreichische Staatengeschichte, Diplomatik und Heraldik,* ohne dafür, wie wir heute sagen würden, wissenschaftlich ausgewiesen zu sein. Durch seinen älteren Bruder Michael, Propst des Augustiner-Chorherrenstiftes St. Florian, gefördert und wohl auch in seinen historischen Interessen geprägt, hatte Joseph Calasanz im Rahmen des philosophischen Propädeutikums an der Wiener Universität unter seinem späteren Amtsvorgänger Franz Neumann erste Unterweisungen in Numismatik erhalten. So vorgebildet konnte er dank der Protektion seines Bruders als junger Mann als Praktikant ins k.k. Münz- und Antikenkabinett eintreten, dessen Direktor er 1840 wurde. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse erwarb er sich erst hier, mit der konkreten Arbeit an den Quellen[9]. Beispielhaft zeigt der Fall Arneth, wie sehr die Qualifikation eines Historikers auch noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts von seinem persönlichen Hintergrund und Werdegang geprägt war und wie sehr sie in ein sehr viel breiteres

[8] Eine exakte Übersicht über die Benennung der Lehrkanzeln für Geschichte an der Universität Innsbruck bietet Probsts Geschichte der Universität [Jakob Probst, Geschichte der Universität Innsbruck seit ihre Entstehung bis zum Jahre 1860 (Innsbruck 1869)]. Vgl. dazu auch: Hermann J.W. Kuprian, Brigitte Mazohl, Das Fach ‚österreichische Geschichte' an der Universität Innsbruck: Traditionen und Perspektiven, in: Martin Scheutz, Arno Strohmeyer (Hgg.), Was heißt ‚österreichische' Geschichte? (Wiener Schriften zur Geschichte der Neuzeit 6, Innsbruck–Wien–Bozen 2008) 51–71.

[9] Zu Joseph Calasanz von Arneth (1791–1863) vgl. Constant von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich Bd. 1 (Wien 1856) 67f. (i.f. Wurzbach); Österreichisches Biographisches Lexikon Bd. 1 (Graz–Köln 1957) 29 (i.f. ÖBL); Neue Deutsche Biographie Bd. 1 (Berlin 1953) 364f. (i.f. NDB). Arneth hat sich auch um die Errichtung der österreichischen Akademie der Wissenschaften verdient gemacht.

berufliches Tätigkeitsfeld eingebunden blieb. Die spätere ausschließliche Profession des Historikers als Wissenschaftler und akademischer Lehrer existierte noch nicht.

Es ließen sich zahlreiche weitere Beispiele von „vorprofessionellen" Autoren einer österreichischen Geschichte anführen, die zeitgleich mit Arneth, aber auch bereits eine Generation vor ihm ohne entsprechend systematische Ausbildung zur Feder gegriffen haben: Im Jahr 1800 erschien in Wien die „Geschichte Österreichs" des Anton von Geissau, der sich ursprünglich auf eine militärische Laufbahn vorbereitet hatte, sich dann als Kopist mühsam durchschlug, bis er als Wiener Magistratsbeamter offenbar Muße genug für historische Arbeiten fand[10]. Geissau hatte seine ersten historischen Kenntnisse wohl als Abschreiber im Dienste Adam Franz Kollárs, der den Mittellosen nach dem Tode seines Patrons Feldmarschall-Lieutenant Giannini übernahm, gesammelt; zu einer Anstellung in der Hofbibliothek kam es dennoch nicht[11].

Der umfassend gebildete, mehrere Sprachen beherrschende Wiener Beamte Franz von Gretzmiller brachte seine „Geschichte Österreichs" in den Jahren zwischen 1810 und 1825 heraus[12]; die „Geschichte der österreichischen Monarchie" des evangelischen Professors für Kirchenrecht an der Universität Wien, Johann Genersich, erschien in den Jahren 1815–1817[13]; der spätere Professor für Handelsgeschichte und Geographie am 1816 neubegründeten Polytechnischen Institut in Wien, Franz Michael Reisser, veröffentlichte seine „Geschichte der österreichischen Monarchie" noch früher, nämlich bereits im Jahre 1802[14]. Reisser war einer der wenigen Autoren mit universitärem Abschlußdiplom: Er hatte nach juridischen und theologischen Studien ein philosophisches Doktorat der Wiener Universität erworben und in den zwanziger und dreißiger Jahren mehrmals die Dekanswürde der Wiener philosophischen Fakultät bekleidet.

Die Liste ist noch lange nicht vollständig[15], doch sollen diese Beispiele genügen, um nochmals den Grundgedanken klar zu legen: Die große Zahl der um 1800

---

[10] Anton Edler von Geissau, Geschichte Österreichs von den ältesten bis auf gegenwärtige Zeiten, 2 Bde. (Wien 1800–1801). Bemerkenswert ist Geissaus Bibliographie des „seit der erhaltenen Preßfreyheit" in Wien erschienenen Schrifttums, vgl. Geissau, Alphabetisches Verzeichniß derjenigen Brochüren und Schriften welche seit der erhaltenen Preßfreyheit herausgekommen sind (Wien 1782).

[11] Zu Geissau (Geusau), Anton Ferdinand, Edler von (1746–1809) vgl. Wurzbach 5 (Wien 1859) 127. Die Nicht-Anstellung Geissaus in der Hofbibliothek läßt sich in einer ungedruckten Referenzsammlung zur Hofbibliothek (Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, i.f. HHStA, Obersthofmeisteramt Sonderreihe 152) nachweisen.

[12] Franz von Gretzmiller, Geschichte Österreich's, 3 Bde. (Wien 1810–1825); vgl. Wurzbach 5 (Wien 1859) 332; Angela Stejskal, Franz von Gretzmiller und die Geschichtsschreibung seiner Zeit (Diss. Wien 1963).

[13] Johann Genersich, Geschichte der österreichischen Monarchie, 8 Bde. (Wien 1815–1817); zu Genersich (1761–1823) vgl. Wurzbach 5 (Wien 1859) 133f.

[14] Franz de Paula Reisser, Geschichte der österreichischen Monarchie, 4 Bde. (Wien 1802); zu Franz Reisser (1769–1835) vgl. Wurzbach 25 (Wien 1873) 256f.

[15] Es sollen zumindest erwähnt werden Franz Julius Schneller, Staatengeschichte des Kaiserthums Österreich von der Geburt Christi bis zum Sturze Napoleon Bonapartes, 4 Bde. (Wien 1817–1819);

erscheinenden Publikationen zur österreichischen Geschichte, die alle bereits der *großen Erzählung* verpflichtet waren, wurden von Autoren geschrieben, die keine professionellen Historiker waren und dies auch noch nicht sein konnten. Selbst der bekannteste unter ihnen, Joseph Freiherr von Hormayr, Herausgeber des „Taschenbuchs für vaterländische Geschichte", eines „Österreichischen Plutarch" und Verfasser von Fortsetzungsbänden der Millot'schen Universalhistorie, war von seiner Ausbildung her Jurist und verdankte seine Position eines wirklichen Direktors des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs wohl vor allem der Tatsache, daß sein Großvater, Joseph Hormayr der Ältere, sich als gewissenhafter Sammler von Rechtsurkunden am Kaiserhof einen Namen gemacht hatte[16].

Ein kurzer Blick sei an dieser Stelle über die Grenzen des habsburgischen Herrschaftsbereichs hinaus getan, denn es wandten sich in „Deutschland" auch an-

---

Johann Baptist Schels, Geschichte der Länder des österreichischen Kaiserstaates, 9 Bde. (Wien 1819–1828); Emmerich Thomas Hohler, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates (Wien 1823). In den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jh. nimmt die Produktion an österreichischen Geschichten auch weiterhin rasant zu. An gültigen Darstellungen und Bibliographien zur österreichischen Historiographiegeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts ist zu verweisen auf: Johann Nicolaus Vogel, Specimen Bibliothecae Austriacae, 2 Bde. Bearb. von Leopold Gruber, hg. von Joseph Wendt (Wien 1783–85); Josef Hormayr, Über das geheime Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien, in: Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst I/95–97 (Wien 1810) 406–423; Franz Sartori, Historisch-ethnographische Übersicht der wissenschaftlichen Cultur, Geistesthätigkeit und Literatur des österreichischen Kaiserthums (Wien 1830); Carl Schmit-Tavera, Bibliographie zur Geschichte des österreichischen Kaiserstaates (Wien 1858); Anna Coreth, Österreichische Historiographie der Barockzeit. (Wien 1950); Erika van Overschelde, Die Geschichtsschreibung im frühen 19. Jahrhundert in den Wiener Zeitschriften (Diss. Wien 1950); Elisabeth Hündler, Die österreichische Historiographie im Vormärz (Diss. Wien 1951); Lhotsky, Österreichische Historiographie; Otto Koller, Julius Franz Schneller. Zur Historiographie des franziszeischen Österreich (Graz 1963); Anna Coreth, Historiographie in der Zeit des Barock, in: Rupert Feuchtmüller, Elisabeth Kovacs (Hgg.), Welt des Barock (Wien–Freiburg–Basel 1986) 186–203; zuletzt folgende Arbeiten in dem Band: Karl Acham (Hg.), Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften. Bd. 4: Geschichte und fremde Kulturen (Wien 2002): Reinhard Härtel, Geschichte des Mittelalters und Historische Hilfswissenschaften 127–159; Fritz Fellner, Geschichte als Wissenschaft. Der Beitrag Österreichs zu Theorie, Methodik und Themen der Geschichte der Neuzeit 161–213; Walter Höflechner, Forschungsorganisation und Methoden der Geschichtswissenschaft 217–38; sowie der Aufsatz: Arno Strohmeyer, Höfische und ständische Geschichtsschreibung, in: Josef Pauser, Martin Scheutz, Thomas Winkelbauer (Hgg.), Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch (MIÖG Ergänzungsband 44, Wien–München 2004) 881–897. Grundlegend für das 17. und 18. Jahrhundert: Stefan Benz, Zwischen Tradition und Kritik. Katholische Geschichtsschreibung im barocken Heiligen Römischen Reich (Husum 2003).

[16] Zu Joseph Freiherrn von Hormayr (1782–1848) vgl. Wurzbach 9 (Wien 1863) 277–286; ebd. 275–277 finden sich auch ausführliche Informationen über Joseph Hormayr d. Ä. (1705–1778); vgl. auch den Beitrag von Waltraud Heindl in diesem Band. Der Fall Hormayr ist insofern nicht ganz repräsentativ, als Hormayr sein historisch-politisches Selbstverständnis im Laufe seines bewegten Lebens den jeweils gewandelten Rahmenbedingungen anzupassen wußte. Vgl. auch Barbara Gant, Joseph Freiherr von Hormayr zu Hortenburg. Eine (politische) Biographie (Diss. Innsbruck 2003).

dernorts Autoren der „österreichischen" Geschichte zu. Zieht man deren Beispiel zum Vergleich heran, so zeigen sich Ähnlichkeiten, aber auch Unterschiede: Karl Heinrich Ludwig Pölitz etwa publizierte seine „Geschichte des österreichischen Kaiserstaates" als „ordentlicher Professor der sächsischen Geschichte und Statistik an der Universität Leipzig"[17]. Seine Ausbildung freilich hatte auch er nur – ähnlich wie Arneth und die österreichischen Autoren – an der philosophischen und später theologischen Fakultät der Universität Leipzig erhalten. Als ausgebildeter Theologe übte er daher zunächst eine Professur für Moral und Geschichte an der Dresdener Ritterakademie aus, avancierte bald darauf zum außerordentlichen Professor der Philosophie in Leipzig, lehrte dort dann Natur- und Völkerrecht, bis er 1815 das Ordinariat für Geschichte und Statistik erhielt.

Etwas anders hingegen präsentiert sich ein weiterer überaus produktiver Geschichtsschreiber, der sich ebenfalls der österreichischen Geschichte gewidmet hat: Der „Hofrat und Historiograph des Gothaischen Landes" Johann Georg August Galletti, dessen „Geschichte des österreichischen Kaiserthums" im Jahre 1810 als erster Band seines „Handbuch der Neuen Staatengeschichte" in Leipzig herauskam[18], hatte bei August Ludwig Schlözer und Johann Stephan Pütter in Göttingen Statistik und Geschichte bzw. Deutsches Staats- und Verfassungsrecht studiert. Mit Gottfried Achenwall war in Göttingen bereits 1747 ein Ordinariat für Geschichte und Statistik eingerichtet worden, Schlözer selbst lehrte dort Staaten- und Kulturgeschichte und hatte bereits 1772 seine „Vorstellung der Universalgeschichte" herausgebracht; der Weg der Geschichtswissenschaft zu einer selbständigen universitären Disziplin war hier in Göttingen bereits sehr viel früher als anderswo beschritten worden – an den österreichischen Universitäten wird dieser Schritt, wie bereits erwähnt, erst hundert Jahre später erfolgen[19].

Doch kehren wir zurück zur eingangs formulierten Hypothese, die *große Erzählung* von der *österreichischen Geschichte* sei Ende des 18. Jahrhunderts bereits vorhanden gewesen und die zahlreichen, von ihren Inhalten her bereits austauschbaren Autoren hätten sie um 1800 lediglich in eine fertige Form gegossen. Wenn dem so ist, so stellt sich die Frage, aus welchen Quellen sich dieser um 1800 bereits so wirkungsmächtige Strom gespeist hatte, welche bereits vorhandenen konzeptuellen Bausteine, Argumentationsstrategien und Narrationsstrukturen sich zu dem diskursiven „Gebäude" *Österreichische Geschichte* verdichten lassen konnten. Trifft weiters die Behauptung zu, daß es eine „professionelle", also institutionell verankerte und methodisch abgesicherte Geschichtswissenschaft in Österreich um

[17] Karl Heinrich Ludwig Pölitz, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates (Wien 1818); zu Karl Heinrich Ludwig Pölitz (1772–1838) vgl. ADB, Bd. 26 (Leipzig 1888) 389–392.

[18] Johann Georg August Galletti, Geschichte des österreichischen Kaiserthumes (Handbuch der neuen Staatengeschichte, Leipzig 1810).

[19] Vgl. Hartmut Boockmann, Hermann Wellenreuther (Hgg.), Geschichtswissenschaft in Göttingen (Göttingen 1987), insbesondere den Artikel von Rudolf Vierhaus, Die Universität Göttingen und die Anfänge der modernen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert, in: ebd. 9–29.

1800 noch nicht gegeben hat, so muß auch gefragt werden, in welchen Kontexten, an welchen Einrichtungen und mit welchen Zielen die Geschichtsforschung des 18. Jahrhunderts dieses „Substrat" aufbereiten konnte.

Beim Zurückverfolgen der historiographischen Spur in die Produktionskontexte des 18. Jahrhunderts wird im Folgenden die Analyse exemplarisch auf zwei Aspekte beschränkt: die narrative Strukturierung des Gesamtstoffs in den einzelnen Geschichtserzählungen sowie den Umgang mit einem wesentlichen „Baustein" der österreichischen Geschichte, dem „Privilegium minus" von 1156.

I.1. Die chronologische Grundstruktur

Betrachtet man die historiographische Produktion um 1800, so springt die stringente narrative Dynamisierung der *Österreichischen Geschichte* ins Auge. Konstruiert wird die Erzählung, wie aus einer Markgrafschaft eine Großmacht wurde, eine Erzählung, die bereits um 1800 einer fest etablierten und stets wiederkehrenden chronologischen Logik, gewissermaßen einer fixen „Inszenierung", folgte. In eben dieser Form ist uns die Erzählung als Erbe des 19. Jahrhunderts bis heute vertraut. An ihren Grundfesten wurde später nicht mehr gerüttelt, sie wird bis heute als *Österreichische Geschichte* an den Universitäten gelehrt, sie lag und liegt allen späteren Handbüchern – bis hin zu jenem Erich Zöllners, das 1961 erstmals erschien und bis in die jüngste Zeit prägend gewirkt hat[20] – als Matrix zugrunde[21].

Bei allen genannten Autoren zeigen sich ähnlich angelegte „Perioden" – bzw. „Abtheilungen" oder „Theile" – der österreichischen Geschichte, wobei die Gliederung Arneths als idealtypisches Beispiel gelten kann. Er gliedert seine „Geschichte des Kaiserthumes Österreich" wie folgt:

> Von den ältesten Zeiten bis auf die Babenberger 600 v. Chr.– 984 n. Chr.,
>
> Von den Babenbergern bis auf Kaiser [sic] Rudolph I., 984–1273 n. Chr.,
>
> Von Kaiser Rudolph I. bis Kaiser Karl V., 1273–1519,
>
> Von Kaiser Karl V. bis auf die Kaiserinn [sic] Maria Theresia, 1519–1740,
>
> Von der Kaiserinn Maria Theresia bis auf den zweyten Frieden von Paris, 1740–1815[22]

Mit geringfügigen Modifikationen, die zumeist den Moment des Zäsurschnittes, nicht jedoch diesen selbst betreffen, folgen die meisten anderen Autoren einem

---

[20] Erich Zöllner, Geschichte Österreichs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart (Wien [8]1994).

[21] Die von Herwig Wolfram herausgegebene „Geschichte Österreichs" orientiert sich an dem seit dem 16. Jahrhundert erprobten Bezugsrahmen von Jahrhunderten. Dabei werden Epochen auch kulturgeschichtlich gefaßt und dadurch Überschneidungen zwischen einzelnen Bänden möglich.

[22] Arneth, Kaiserthum Österreich VI.

analogen Schema.[23] Die Zäsur von 1740 kennzeichnet auch die österreichischen Geschichten von Genersich, Gretzmiller, Reisser und Pölitz. Nur zwei Autoren weichen davon ab: zum einen Geissau, weil seine bis in die Gegenwart geplante, aber nicht vollendete österreichische Geschichte vorher abbricht, zum andern Galletti, der im Rahmen seiner „Geschichte des österreichischen Kaiserthumes" zwei Großkapitel „Vor der Monarchie" (also vor 1526) und „Geschichte der österreichischen Monarchie" unterscheidet und dabei das zweite Kapitel mit dem Rastatter Frieden von 1714 unterteilt.[24]

Die Zäsur um die Epochenwende um 1500, also von 1519 (Doppelhochzeit) bzw. 1526 (Mohácz), gilt ebenfalls für eine große Zahl der Autoren: Für Galletti beginnt 1526 die wesentliche Periode der „österreichischen Monarchie", Pölitz setzt die entscheidende Zäsur seiner „dritten Periode" 1522 mit den habsburgischen Teilungen an[25], Gretzmiller, Reisser und Genersich ziehen sie etwas weiter zurück bis zu Maximilian I. 1493.

Die drei letztgenannten fügen zudem eine zusätzliche Kapitelzäsur mit dem Jahr 1619, d.h. nach dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges ein, ein Ereignis, das bei den anderen Autoren ebenfalls als Unterkapitelzäsur figuriert, wodurch sein für den chronologischen Duktus konstitutiver Charakter gleichfalls unterstrichen wird.

Auch die Ära Rudolfs von Habsburg gilt allen Autoren als entscheidende Zäsur. Lediglich in der exakten Datierung gibt es Unterschiede: Bei Galletti beginnt die Periode Rudolfs I. im Jahr 1273 (also gleich wie bei Arneth selbst), für Gretzmiller, Genersich und Reisser ist 1278, das heißt die „Schlacht von Laa" (Dürnkrut), das ausschlaggebende Datum. Pölitz wählt für den Beginn der „zweiten Periode" seiner österreichischen Geschichte das Jahr 1282, also das Jahr der Belehnung von Rudolfs Söhnen[26].

Ähnliches gilt für die erste der entscheidenden zeitlichen Zäsuren nach der „dunklen Zeit", der „Vorgeschichte" oder den „ältesten Zeiten", dem Beginn der Herrschaft der Babenberger. Wie Arneth läßt auch Geissaus „Geschichte Österreichs" die „ältesten Zeiten", mit der Ankunft der Babenberger 984 enden[27] – vor-

---

[23] Da es sich im folgenden um überprüfbare Analysen der angegebenen Werke handelt, werden die jeweiligen Aussagen nicht mehr einzeln belegt.

[24] Galletti, Kaiserthum Österreich 545f.

[25] „Österreich unter der Dynastie Habsburg, von Ferdinands I. Theilung bis zum Erlöschen des Mannsstammes dieses Hauses; von 1522–1740 n. C."; Pölitz, Kaiserstaat 7.

[26] Ebd.

[27] Zur Streitfrage wegen der Abstammung der Babenberger von den Bamberger „Popponen" bzw. den bayerischen Luitpoldingern vgl. Heide Dienst, Werden und Entwicklung der babenbergischen Mark, in: Anna M. Drabek (Red.), Österreich im Hochmittelalter (907 bis 1246) (Veröffentlichungen der Kommission für die Geschichte Österreichs 17, Wien 1991) 63–102. Otto von Freising hatte als erster die These von der „Bamberger" Abstammung der Babenberger vertreten, die erst durch spätere Forschungen in Frage gestellt wurde. Seiner Argumentation sind unterschiedslos die frühen Autoren gefolgt, im Falle Pölitz sogar „wörtlich". Die spätere Datierung

her hatte „Österreich unter der Enns unter dem Joche der heidnischen Hungarn“ gestanden[28] – Genersichs „Geschichte der österreichischen Monarchie“ setzt nach einem „Überblick der ältesten deutschen [sic] Geschichte“ mit „Österreich unter den Babenbergern“ als „erste Periode“ ein[29], Gretzmillers „erste Periode“ umfaßt in analoger Weise die „Urgeschichte Österreichs bis zur Ankunft der Babenberger im Jahre nach Christo 984“[30]. Pölitz folgt ebenfalls diesem Schema und spricht in seiner Rubrik „Vorgeschichte“ von der „Vorzeit Österreichs bis zur Begründung der markgräflichen Würde in der bambergischen [sic] Dynastie: von x–984 n. Chr.“[31]

Zwei Autoren weichen in diesem Falle vom Babenberger-Schema ab: Reissers „Erste Hauptepoche“ reicht „Von der ältesten Zeit an bis zur Erhebung der östlichen Mark zu einem Pfalenz-Herzogthume, durch den grossen friedericianischen Freyheitsbrief, im Jahre 1156“[32]. Galletti hingegen differenziert als einer der wenigen Autoren für die Zeit „vor der österreichischen Monarchie“ (also vor 1526) die „Vorgeschichte der Länder, woraus sich die österreichische Monarchie gebildet hat“ und geht dabei auch auf Ungarn und Böhmen ein – was später Karl und Mathilde Uhlirz in ihrem Handbuch übernehmen werden und was – gewissermaßen als nebengeschalteter Erzählstrang – auch bei Zöllner Raum erhält[33].

Gallettis Differenzierung ist insofern hervorzuheben, als durch sie die übliche Ineinssetzung von Territorium, Land, Dynastie und Staat – Voraussetzung einer österreichischen Geschichte, die von den Römern bis zu Maria Theresia und über sie hinaus reichen will – zumindest im Ansatz konterkariert wird. Am grundsätzlichen teleologischen Klimax der Schnitte von 976 bzw. 984, 1273/78/82 – nicht etwa 1246 –, 1522/26 und 1740 ändert das freilich nichts. Wir finden ihn – wie erwähnt – auch noch als narrative Matrix im Handbuch Erich Zöllners[34].

---

(984) statt wie heute üblich 976 erklärt sich zum einen ebenfalls aus dieser „Nicht-Zuordnung“ Luitpolds zu den Babenbergern, weiters aber auch aus der großen Bedeutung, welche die damaligen Autoren dem Sieg über die Ungarn im Jahr 984 beigemessen haben, durch welchen Österreich vom „Joche der heidnischen Hungarn“ befreit wurde.

28 Geissau, Geschichte Österreichs 2, Inhalt (unpaginiert).

29 Genersich, Österreichische Monarchie 342.

30 Gretzmiller, Geschichte Österreichs 2, Titelblatt.

31 Pölitz, Österreichischer Kaiserstaat 15.

32 Reisser, Österreichische Monarchie 2, 18.

33 Vgl. Karl und Mathilde Uhlirz, Handbuch der Geschichte Österreichs und seiner Nebenländer Ungarn und Böhmen, 4 Bde. (Graz 1927–1963).

34 Vgl. etwa „Die Babenberger und das Werden der österreichischen Länder“, „Die habsburgische Herrschaft zu Österreich“, „Reformation und Gegenreformation“, „Österreichs Aufstieg zur Großmacht“ etc. Zöllner, Geschichte Österreichs 5 f. Ähnliche Kontinuitäten ließen sich an konkreten „herausragenden“ Ereignissen der österreichischen Geschichte, wie beispielsweise der Schlacht zwischen Rudolph I. und Ottokar von Böhmen 1278 (der „Schlacht von Laa“, später Dürnkrut), der in allen österreichischen Geschichten bemerkenswert viel Raum gegeben wird, bzw. dem Prager Fenstersturz und dem „böhmischen Aufstand“ nachzeichnen.

I.2. Das „Privilegium (minus)“

Das „Privilegium (minus)“ von 1156 stellt ein ebenso entscheidendes Fundament der österreichischen Staatsentwicklung wie der österreichischen Geschichtsschreibung dar[35]. Die Rangerhebung des Babenbergers Heinrich II. zur Herzogswürde – in rechtliche Kategorien des frühen 19. Jahrhunderts übersetzt: die staatliche Selbständigkeit Österreichs – wurde bereits in der Historiographie jener Zeit wortreich beschrieben, analysiert und interpretiert und ist dadurch bis heute konstitutives Grundelement jeder „österreichischen Geschichte“ geblieben.

Von Anfang an lag die „richtige“ Interpretation dieses „Freiheitsbriefs“ im Interesse aller österreichischen Machthaber, von Anfang an war dieses Privileg samt allen späteren Modifikationen Gegenstand unmittelbarer, höchst aktueller Rechtsfragen und keineswegs nur gelehrter historiographischer Spekulation. Handelte es sich doch um nichts weniger als um die Definition der Stellung „Österreichs“ zum Heiligen Römischen Reich, eine „österreichische“ Überlebensfrage also insbesondere dann, wenn (wie 1740) die habsburgischen Erbrechte in den von ihnen beherrschten Ländern in Diskussion standen[36]. Die Bedeutung dieses Ereignisses/Dokuments (und seine „Bearbeitung“ durch Juristen und Historiker) für die jeweils zeitgenössische politisch-rechtliche Argumentation blieb daher über die Jahrhunderte hinweg erhalten; es konnte noch um 1800 – ja gerade um 1800, als es die staatliche Souveränität der österreichischen Monarchie jenseits aller Reichsverpflichtungen gegenüber dem napoleonischen Frankreich zu betonen galt – als entscheidende historisch-rechtliche Argumentationshilfe dienen. Dabei ist freilich stets zu bedenken, daß den damaligen Historiographen die rudolfinische Fälschung, d.h. das „Privilegium maius“ als Grundlage der Argumentation diente. Die quellenkritische Entlarvung der Fälschung erfolgte erst ein knappes Jahr-

[35] MGH DD FI 151 (1156 September 17, Regensburg); Literaturangaben in Lexikon des Mittelalters Bd. 7 (1995), 230–1. Die ursprüngliche Urkunde selbst, in welcher Friedrich I. Barbarossa 1156 den Babenberger Heinrich II. zum Herzog erhebt, nachdem dieser zugunsten Heinrichs des Löwen auf Bayern verzichtet hatte, nicht ohne – wie immer betont wird – Teile Bayerns dem neuen österreichischen Herzogtum einzuverleiben, ist bei der späteren Fälschung unter Rudolf IV. zerstört worden, wiewohl bereits aus dem 13. Jahrhundert Abschriften vorliegen. Die Bezeichnung „minus“ wurde freilich erst nach 1850 – zur Unterscheidung des als Fälschung entlarvten rudolfinischen „Privilegium maius“ – in der österreichischen Historiographie üblich. Zu Fragen der historiographischen Rezeption: Elisabeth Schranzhofer, Das Bild der Babenberger in der österreichischen Historiographie des 15. Jahrhunderts (Diss. Wien 1975); Walter Obermaier, Die Beurteilung Herzog Rudolfs IV. von Österreich in der Geschichtsschreibung vom 14. bis zum 18. Jahrhundert. Eine Untersuchung anhand der Bestände der Wiener Stadt- und Landesbibliothek, in: Franz Patzer (Hg.), Neue Forschungsergebnisse aus der Wiener Stadt- und Landesbibliothek (Wien 1979) 31–80. Vgl. auch Benz, Zwischen Tradition und Kritik 317, 328.

[36] Vgl. Deduction des droits de la maison electorale de Baviere aux Royaumes de Hongrie et de Bohème, à l’Archiduché d’Autriche, et autres Etats dependans et la Reponse preallable de la Cour de Vienne. 2 Bde. (La Haye 1743). Vgl. dazu auch Anm. 62.

hundert später[37]: ein besonders anschauliches Exempel dafür, wie die vormoderne Balance zwischen historischer Kritik und politischem Pragmatismus zu scheinbar eindeutigen – wiewohl vielfach anachronistischen – Rückschlüssen führen konnte.

Entsprechend deutlich formuliert es Arneth:

> „Vermöge dieses Vertrages bildeten Ober- und Unterösterreich ein Herzogthum, das an Rang den alten großen Herzogthümern Bayern, Sachsen gleich stehen soll."

Alle wichtigen Privilegien werden nun im einzelnen aufgezählt, wobei Arneth freilich, wie bereits erwähnt, die Freiheitsrechte des späteren „Maius" vor Augen hatte.

Der Herzog ist „Pfallenzfürst", sitzt während des Reichstages unmittelbar nach den „Churfürsten", es gibt das Recht der Primogenitur – auch in der weiblichen Nachfolge – sowie „Untheilbarkeit". Stirbt der Herzog ohne Erben, so hat er das Recht, seinen Nachfolger zu bestimmen, der Herzog „empfängt die Lehen in seinen Landen zu Pferd", er muß dem Reich keinen Tribut zollen, außer im Kampf gegen die Ungarn, er ist „bey sich unabhängig von Kaiser und Reich". Bis zu den Hoheitszeichen („auf dem Haupte den Herzogshut mit der Zinkenkrone") werden alle „Freyheiten" aufgezählt, im Anhang gibt Arneth als Beilage das „berühmte Privilegium Fridericianum" oder „die goldene Bulle", in welchem „Österreich cor et clypeus Sacri Romani Imperii genannt wird, ein Ausdruck, den auch Carl V. 1530 wiederholte" als „Originalquelle" in lateinischer Sprache, wieder, nicht ohne zu Beginn des Kapitels auf die wichtigsten Belegstellen hinzuweisen[38].

Analog wiederholt sich diese Darstellung auch bei nahezu allen anderen Autoren, wofür einige Beispiele angeführt sein sollen:

> „Der Herzog von Oestreich, dessen Land der Kaiser für das Schild und Herz des deutschen Reichs erklärte, sollte, blos aus eignem Antriebe dem römischen Reiche [...] unterworfen sein; [...] Das Herzogthum Oestreich stellte also gleichsam einen souverainen, mit dem deutschen Reiche in sehr loser Verbindung stehenden Staat vor";[39]

> „[...] weil Oesterreich das Schild und Herz des römischen Reiches ist, verlieh der Kaiser dem Beherrscher von Oesterreich, einen ansehnlichen und ehrenvollen Freyheitsbrief, in welchen [sic] sehr wichtige Vorrechte und Vorzüge enthalten waren. [...] Oesterreich wurde also durch diese Verleihung ein wahres, selbständiges Reich, wie auch [...] fast ein souverainer Staat";[40]

> „Durch die Erhebung der österreichischen Mark zu einem Pfalenz-Erzherzothume nach den [sic] grossen friedericianischen Freyheitsbierf wurde das Ansehen und die Vorzüge des neuen Herzogs bestimmt; Österreich und seine Beherrscher erhielten besondere Freyheiten, deren sich kein da-

---

[37] Erst 1856 wurde durch Wilhelm Wattenbach das von Rudolf IV. gefälschte und von Friedrich III. bestätigte „Privilegium maius" als Fälschung erkannt. Seither galt dessen Grundlage aus dem Jahr 1156 als „Privilegium minus".

[38] Arneth, Kaiserstaat Österreich 39f. Beilage ebd. 481 f.

[39] Galletti, Österreichisches Kaiserthum 235 f.

[40] Gretzmiller, Geschichte Österreichs 1, 170–174.

maliger Reichsfürst rühmen konnte; es wurde beynahe von Kaiser und Reich unabhängig, und zu einem selbständigen Herzogthume umgeschaffen;“[41]

Die Beispiele ließen sich noch in vielfacher Weise fortsetzen.

Ein einziger Autor, nämlich Pölitz, ordentlicher Professor für Geschichte und Statistik in Leipzig, verband mit seiner Darstellung – bereits im Jahr 1818 – systematische quellenkritische Überlegungen, welche ihn die „Echtheit“ des ursprünglichen Vertrages und erst recht die seiner späteren Erweiterungen in Frage stellen ließen[42]. Freilich war diese Frage nach der Echtheit der Urkunde damals bereits ebenso alt wie berechtigt; sie wurde auch schon während des 18. Jahrhunderts – vor allem durch die Juristen – eingehend erörtert[43]. Die anderen Autoren österreichischer Geschichtswerke enthielten sich dagegen jeglicher quellenkritischer Überlegungen in diesem Zusammenhang[44], was ihnen weniger methodisch anzukreiden ist, als daß es vielmehr ihre Verpflichtung gegenüber der narrativen und politischen Gesamtkonzeption verdeutlicht, die im (echten) „Privilegium minus“ einen tragenden Pfeiler besitzen mußte.

Liest man nun die vergleichbare Stelle in Zöllners Handbuch nach, so hat die „Erhebung Österreichs zu einem Herzogtum“ nach wie vor „staatstragende“ Bedeutung. Auch die (mittlerweile zwar dem „Privilegium maius“ verdankten) Freiheitsrechte werden ebenso ausführlich wie bei Arneth wiedergegeben. Nach 150 Jahren quellenkritischer Forschung ist bei Zöllner zwar das Bewußtsein für den Unterschied zwischen Textüberlieferung und ursprünglichem historischen Kontext geschärft[45], doch als konstitutives Element der *großen Erzählung* findet sich das „Privilegium minus“ auch bei Zöllner in unveränderter Funktion. Trotz aller Sensibilität für den jeweiligen politisch-rechtlichen Kontext, welcher die Bestätigung des Privilegium stets aufs neue zu einem Politikum ersten Ranges machte, unterschätzt auch Zöllner noch die entscheidende Rolle, welche die historiographische

[41] Reisser, Österreichische Monarchie 1, 19.

[42] „Dieser Gnadenbrief trägt, in der jetzt vorhandenen Form zu viele innere Spuren späterer Interpolation, als daß man diese Form desselben für echt halten könnte; wahrscheinlich ward der Gnadenbrief durch spätere Zusätze sehr verändert.“ (Pölitz, Österreichischer Kaiserstaat 39 f.).

[43] Vgl. etwa Taulow von Rosenthals vergeblicher Versuch, die Einwände gegen die Echtheit der Urkunde zu entkräften; vgl. HHStA, Archivalische Arbeiten VI, Rosenthal: Österreichische Geschichte von 1246 bis 1282/3. Einen Einblick in die Diskussion gibt: Josef Hormayr, Das große Österreichische Hausprivilegium von 1156 und das Archivwesen in Bayern (München 1832). Vgl. auch die Ausführungen zu Spannagel weiter unten (Abschnitt II. 2).

[44] Eine exakte Analyse der jeweiligen Quellenangaben wäre eine eigene Untersuchung wert, kann aber im Rahmen dieses Beitrags nicht geleistet werden. Die im zweiten Teil angeführten wichtigsten Referenzwerke können jedenfalls bei der größten Anzahl der Autoren um 1800 eindeutig nachgewiesen werden.

[45] „Dadurch ist das Privileg zu einem der Ausgangspunkte für die Bildung eines unabhängigen Staatswesens geworden, ohne daß das 1156 von einem der Beteiligten [...] gewollt war“; Zöllner, Geschichte Österreichs 71.

Interpretation, Tradition und Narration in den unterschiedlichen historischen Kontexten dabei gespielt hatte und spielte.

II. „Österreichische Geschichte“ im 18. Jahrhundert zwischen Gelehrsamkeit, Hofhistoriographie und Staatsrechtslehre

Wie hat man sich diese historischen Kontexte historiographischer Produktion jedoch vorzustellen? Wer betrieb „österreichische Geschichtsforschung“, bevor es „Österreich“ als übergeordnete staatliche Einheit gab[46]? Wie wurde in diesen Arbeiten der Stoff eingegrenzt, sind bereits Ansätze des späteren chronologischen Schemas erkennbar? Wie wurde mit dem „Privilegium (minus)“ umgegangen? Diese Fragen sollen im folgenden exemplarisch anhand von vier Werken, Hieronymus Pez' „Scriptores rerum Austriacarum“, Gottfried Philipp Spannagels „Histoire civile d'Autriche“, Franz Ferdinand Schrötters „Versuch einer österreichischen Staatengeschichte“ sowie Matthias Fuhrmanns Schrift „Altes und neues Österreich“ untersucht werden.

II.1. Historisch-antiquarische Gelehrsamkeit im monastischen Kontext: Hieronymus Pez' „Scriptores rerum Austriacarum“.

Bei den „Scriptores rerum Austriacarum“ des Hieronymus Pez handelt es sich um drei zwischen 1721 und 1745 in Leipzig erschienene Bände mit annalistischen, chronikalen, aber auch urkundlichen Quellen, eine „für zwei Jahrhunderte fundamentale, teilweise auch heute noch unentbehrliche“ Sammlung, wie Lhotsky feststellte[47].

Es ist festzuhalten, daß in den „Scriptores“ neben den „res Austriacae“ (d.h. den Begebenheiten des ursprünglich babenbergischen Herzogtums) auch die „res Styriacae, Carinthiae, Bohemicae, Hungaricae, Bavaricae, Salisburgenses allarumque nationum narrantur“ – erzählt wohlgemerkt von den Autoren, nicht von ihrem Editor, der in seinem Werk zwar den geographischen Rahmen der „historia patria“, jedoch keine Narration bemüht.

---

[46] Begibt man sich auf die Suche nach „Österreichischen Geschichten“ im 18. Jahrhundert, so muß man sich zuvorderst bewußt sein, daß vor der Errichtung des Kaisertums die Mehrdeutigkeit des Begriffes „Österreich“ auch eine entsprechende Vielgestaltigkeit an „Österreichischen Geschichten“ zeitigen mußte: „Österreich“ meinte neben den Erzherzogtümern und dem regierenden Haus auch die werdende (staatliche) Einheit, freilich noch nicht mit der Definitionsklarheit von 1804. Zur Begriffsgeschichte der um 1800 wohl bereits zum „Überrest“ der vielfältigen Begrifflichkeiten mutierten Kurzbezeichnung „Österreich“ vgl. Grete Klingenstein, Was bedeuten „Österreich“ und „österreichisch“ im 18. Jahrhundert? Eine begriffsgeschichtliche Studie, in: Richard G. Plaschka, Gerald Stourzh, Jan Paul Niederkorn (Hgg.), Was heißt Österreich? Inhalt und Umfang des Österreichbegriffs vom 10. Jahrhundert bis heute (Wien 1995) 149–220.

[47] Lhotsky, Österreichische Historiographie 117; vgl. auch Benz, Zwischen Tradition und Kritik 441–443.

Das titelgebende „Österreich“ wird also im engeren Sinne des Erzherzogtums verstanden, doch bildet der über diese Grenzen hinausreichende Editionsgegenstand und die Verklammerung von Territorium (der eigentlichen „Austria“), habsburgischer Dynastie[48] und „Germania“ (was nicht unbedingt das Reich als Institution meinen muß)[49] einen Rahmen, der auf einen nicht präzise faßbaren, aber größeren Kontext verweist. Darin unterscheiden sich die Pez’schen „Scriptores“ von ihren tatsächlich am territorialen Rahmen orientierten Vorbildern[50].

Die Miteinbeziehung Salzburgs und Bayerns ebenso wie etlicher habsburgischer Erbländer ist dabei nicht als virtuelle politische Usurpation gemeint, sondern ist aus dem konkreten Netzwerk der süddeutschen und österreichischen Benediktiner, von denen Pez seine Quellen bezog, einerseits, aus der grundsätzlichen historischen Verflochtenheit der österreichischen Geschichte des Mittelalters mit jener der bayerischen Bistümer sowie Salzburgs andererseits zu verstehen. Ex posteriori scheint freilich die Kontur der zeitgenössischen „Monarchia Austriaca“ und damit des späteren Kaiserstaates auf.

Man könnte annehmen, die Pez’sche Kompilation komme in ihrer Qualität als Edition ohne Periodisierung aus. Dies stimmt zwar grundsätzlich, dennoch lassen die *dissertationes prooemiales* im ersten Band die Umrisse späterer „Ursprungs-Kapitel“ erkennen. Hier wird – in Form einer chronologisch angelegten Sammlung von Quellenstellen – gehandelt von den antiken Bezeichnungen des Territoriums

---

[48] „Accipe igitur, augustissime operis patrone, has qualescunque studiorum meorum, quae illustranda patriae tuae historia collocare coepi, primitias, et non nullum in augustissimam domum tuam grati Mellicensium animi monumentum“; Pez, Scriptores 1, Widmungsbrief (s.p., gegen Ende). Vgl. auch (unter bemerkenswerter Verwendung der Begriffe „populus“ und „gens“): „Ad haec, cum plerique singulares et Germaniae, et aliorum regnorum populi antiquos et genuinos rerum suarum scriptores cum maximo fructu ac voluptate iam dudum legerent, nemo non indignissime ferebat, hac luce ac ornamento adhuc destitui unam Austriacorum gentem, reliquis omnibus illustriorem, quippe qua non alia plures augustos imperatores, a multo iam aevo sibi non interrupto ordine succedentes, aliosque rerum gestarum gloria et magnitudine famigeratissimos principes protulit, quaeque summum imperii apicem arcemque maximo cum totius christiani orbis emolumento ac splendore etiamnum obtinet et contuetur“; Pez, Scriptores 1, p. VI. [Sämtliche lateinischen und französischen Zitate wurden hinsichtlich der Groß- und Kleinschreibung dahingehend normalisiert, daß lediglich Satzanfänge und Eigennamen groß geschrieben wurden. Ansonsten wurden Orthographie und Interpunktion beibehalten]. Sinnfällig wird diese Verbindung auch in dem Titelkupfer des ersten Bandes, auf dem die allegorisierte Austria den Erzherzogshut und den Bindenschild auf ihrem Schoß hält, daneben jedoch auf einem Mauervorsprung in unmittelbarer Nähe der Figur Reichs-, Wenzels- und Stephanskrone zu sehen sind.

[49] Pez verfaßt sein Werk, „cum enim satis constaret, res Austriacas cum reliquae universae Germaniae rationibus et fatis iam a pluribus seculis adeo arcte colligatas iisdemque implicitas esse, ut perfecta harum cognitio sine ampliori illarum notitia sperari nequiret“; Pez, Scriptores I, p. VI–XV.

[50] Einige Beispiele: Melchior Goldast, Alamannicarum rerum Scriptores (Francofurti 1606), Ders., Suevicarum rerum Scriptores (Francofurti 1605), William Fulman, Rerum Anglicarum Scriptores veteres (Oxonia [= Oxford] 1684), Gottfried Wilhelm Leibniz, Scriptores rerum Brunsvicensium, 3 Bde. (Hannoverae 1707–1711).

(Norikum, Pannonien, Rätien), von der Einführung des Christentums (Hl. Severin), weiters werden die Frage des Regierungsantrittsjahres des Babenbergers Leopolds I. und andere Probleme der frühen babenbergischen Geschichte erörtert. So entsteht in Einzelabhandlungen gleichsam eine „österreichische Geschichte“ von den Römern bis zu den Babenbergern, auf der dann die Quellensammlung fußen kann. Diese folgt selbst einem klar erkennbaren chronologischen Prinzip – sie beginnt mit der Chronik der Bischöfe von Lorch und Passau und endet mit dem „Chronicon Austriacum“ des Veit Arnpeck.

„Austria“ meint also bei Pez eine territoriale, politische und religiöse Einheit, die in ihrer spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Form – anachronistisch – in Antike und Frühmittelalter zurückprojiziert wird. „Austria“ meint damit auch die Geschicke der das „Land“ beherrschenden Dynastien und nicht zuletzt seine kirchlichen Einrichtungen als dem Herrscherhaus sakral verbundene Teile desselben.

Dem „Privilegium (minus)“ kommt naturgemäß in solch einer Sammlung narrativer Quellen ein untergeordneter Stellenwert zu. Dennoch enthalten die „Scriptores“ einen umfangreichen Teilabdruck der Urkunde, nämlich in der Einleitung *(observationes previae)* zur Chronik der 95 Herrschaften[51]. Dort wird berichtet, Herzog Heinrich, der mit dem Kaiser in Neapel weilte, habe sich aus Wien Luchsfell bestellt, jedoch Ochsenhaut bekommen. Darob erheitert, habe ihn der Kaiser mit dem Land ob der Enns samt Krems belehnt. Dieses „puerile putidumque [...] commentum“ wird nun anhand der in einem Großteil ihres Wortlautes wiedergegebenen Urkunde von 1156 – nach Veit Arnpecks „Chronicon Austriacum“ und dem Fuggerschen „Ehrenspiegel“ – widerlegt[52].

Die Quellensammlung des Hieronymus Pez kann dem Bereich der antiquarisch-historischen Gelehrsamkeit zugerechnet werden, welche zwar durchaus Nähe zu Hof und Dynastie suchte und ganz konkret auf ein historisch-dynastisches Landesbewußtsein hinarbeitete, aber zugleich in der Wissensvermehrung *pro emolumento reipublicae litterariae* ihr Ziel sah. Wie fließend der Übergang zur staatlich kommissionierten Gelehrsamkeit im Übergang zur Hofhistoriographie war, zeigt der Plan Maria Theresias, den „Monumenta augustissimae domus Austriacae“ des Marquard Herrgott noch einen Band mit Urkunden anzufügen[53].

Marquard Herrgotts[54] Werk, eine mit Kupferstichen illustrierte Dokumentation von Grabdenkmälern, Siegeln und Münzen des Hauses (!) Österreich, entstammte ebenso wie die „Scriptores“ einem Bereich klösterlich-benediktinischer Gelehrsamkeit. Sicherlich war der Zugang in St. Blasien, wo Herrgott wirkte, ein anderer als in

---

[51] Pez, Scriptores 1, 1063. Dort unter dem Namen „Matthaei cujusdam, vel Gregorii Hagenii germanicum Austriae chronicon“.

[52] Pez, Scriptores 1, 1049; Textstelle (86. Herrschaft): 1060.

[53] Hormayr, Hausprivileg 2.

[54] Zu Herrgott vgl. Benz, Zwischen Tradition und Kritik 447–454.

Melk, wo Hausgeschichte und österreichische Landesgeschichte in einem besonderen Naheverhältnis standen[55]. Dennoch war eben dieses benediktinische Gelehrtennetzwerk an zentraler Stelle in die Versuche einer Institutionalisierung von Geschichtsforschung im Dienste von Haus, Staat und Land Österreich involviert[56]: Frühere Ansätze, das „Historische Reichscolleg" Paullinis ebenso wie die Akademiepläne von Leibniz, hatten das Reich als Bezugsrahmen im Blick gehabt.

Mit der Wiener Hofbibliothek war seit dem 17. Jahrhundert wiederholt auch eine höfische Institution an diesen Prozessen beteiligt, richtige Schulenbildungen durch Anlernen neuer Kräfte setzten hier und an anderen kaiserlichen Sammlungen im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts ein, wie die Biographien der eingangs zitierten Autoren zeigen. Die früheren und zeitgleichen Schulenbildungen im monastischen Bereich – neben Melk (Hueber, Schramb, Bernhard und Hieronymus Pez) sind etwa Göttweig (Bessel, Klein), St. Blasien (Herrgott, Gerbert) und später St. Florian (Kurz, Chmel) zu nennen – entwickelten sich parallel und wirkten ihrerseits in den staatlichen Bereich hinein, etwa als mit Joseph Chmel und Albert Jäger die zwei bedeutendsten Stätten historischer Forschung in Österreich monastische Vorgesetzte erhielten.

II.2. Eine Österreichische „Verfassungsgeschichte" für den Hof: Gottfried Philipp Spannagels „De l'histoire civile d'Autriche".

In einem gänzlich anderen Bezugsfeld, nämlich in jenem des Wiener Hofes und der dort betriebenen Historiographie, steht Gottfried Philipp Spannagels „Histoire civile d'Autriche". Spannagel war in Mailand in kaiserliche Dienste getreten und hatte im Sinne der prohabsburgischen Publizistik über die Toskana sowie gegen die päpstlichen Ansprüche auf Parma und Piacenza geschrieben. 1727 kam er als Custos germanicus an die Hofbibliothek, nahm in der Folge auch das Hofhistoriographenamt wahr und erteilte der jungen Erzherzoginnen Maria Theresia und Maria Anna Geschichtsunterricht[57].

---

[55] Vgl. etwa Philibert Hueber, Austria ex archivis Mellicensibus illustrata (Leipzig 1722).

[56] Christine Glassner, Bernard Pez et les tentatives pour créer une académie bénédictine en Autriche, in: Daniel-Odon Hurel, Gérald Laudin (Hgg.), Académies et sociétés savantes en Europe (Paris 2000) 491–507; Ludwig Hammermayer, Die Forschungszentren der deutschen Benediktiner und ihre Vorhaben, in: Karl Voss, Jürgen Hammer (Hgg.), Die historische Forschung im 18. Jahrhundert. Organisation, Zielsetzungen und Ergebnisse (Bonn 1976) 122–191. Das Vorbild der französischen Maurinerkongregation mit ihrer eigenen Ausbildungsstätte und ihrer Nähe zum Hof mag hier prägend gewirkt haben.

[57] Literatur zu Spannagel bei: Benz, Zwischen Tradition und Kritik 418–421. Elisabeth Garms, Die Toskana zwischen Rom und Wien, in: Italia-Austria. Alla ricerca del passato comune. Bd. I (Roma 1995) 411–485, hier 417–418 Anm. Der bereits zitierte ungedruckte Behelf: HHStA, OMeA SR 152 dokumentiert u.a. Spannagels Tätigkeit an der Hofbibliothek (freundlicher Hinweis von Mag. Irmgard Pangerl). Zusätzlich: Ignaz Franz Mosel, Geschichte der k.k. Hofbibliothek zu Wien (Wien 1835) 148 f. Dessen Angabe, wonach Spannagel in Florenz gewesen sein soll, bedürfte

Seine nicht publizierte Schrift „De l´historie civile Autrichienne (oder d'Autriche)" – beeinflußt von der „Istoria civile del Regno di Napoli" Pietro Giannones – stellt den Versuch dar, eine politische Streitschrift zur Rechtfertigung der Pragmatischen Sanktion in das Gewand einer gelehrten Geschichtserzählung, eben einer „Österreichischen Geschichte", zu kleiden[58]. Diese wird in folgende drei Zeitabschnitte untergliedert:

> 1° l'ancien, ou celui des Romains, durant lequel ceux-ci ont conquis et possedé, soit pleinement, soit imparfaitement les provinces Autrichiennes;
>
> 2° le moien, ou bien celui des nations barbares, pendant lequel elles ont, ou habité de gré à gré avec les Romains[59], ou bien ont possedé absolument les dites provinces; et enfin
>
> 3° le tems nouveau, ou les Francs ont étendu leurs conquêtes de tout coté.

Dieser dritte Abschnitt gliedert sich wiederum in drei Epochen, namentlich jene, als Österreich und die „provinces ci-jointes ont été gouvernées et gardées par les officiers de la couronne des Francs et des Germains"[60] sowie jene der Herrschaft der Häuser Babenberg und Habsburg. Betrachtungsgegenstand ist wiederum das Erzherzogtum, dessen Verknüpfung mit der herrschenden Dynastie ja den eigentlichen Zweck des Werkes ausmacht.

Noch deutlicher als bei Pez tritt hier die Verklammerung des alten Norikum, der Mark ottonisch-salischer und des Herzogtums staufischer Zeit mit dem habsburgischen Österreich hervor. Die antike Entität Norikum ist kaum präzise faßbar und daher politisch irrelevant[61]; wohl relevant hingegen ist das Gebilde „Österreich", sind die seinen Beherrschern bzw. – in der Spannagelschen Konstruktion – in der Folge auch dem Land anhaftenden Rechte und Freiheiten, die 1282 durch die Be-

---

jedoch einer Überprüfung. Zum Geschichtsunterreicht vgl. Giuseppe Ricuperati, L'esperienza civile e religiosa di Pietro Giannone (Milano 1970) 243–247; Helmut Tschol, Gottfried Philipp Spannagel und der Geschichtsunterricht Maria Theresias. Ein Beitrag zur Erklärung ihrer kirchenpolitischen Haltung, in: Zeitschrift für katholische Theologie 83/2 (1961) 208–221.

[58] Es existieren zahlreiche Ausarbeitungen des Werkes in lateinischer und französischer Sprache (Österreichische Nationalbibliothek, i.f. ÖNB, Codd. 7723–7730, 8369–8384, 8424–8427); im folgenden Auszüge aus den Handschriften ÖNB 8383 und 8384.

[59] Korrigiert aus: „bon gré malgré les Romains".

[60] Das gesamte Zitat: ÖNB 8383 p. 7–8 (das Werk ist durchpaginiert; die Seitenzählung wird in ÖNB 8384 fortgesetzt). In anderen Bearbeitungen umfaßt das Werk sechs Kapitel; vgl. Ricuperati, Giannone 245.

[61] „C'est pour cela, qui si par exemple un Autrichien ou un Bavarois fondé sur ce qu'il est habitant d'une portion de l'ancienne Norique, pretendoit avoir droit sur le reste de cette Province. Il pourrait s'elever contre eux avec un droit égal, un habitant de l'Illyrie, qui est aujourdhui particulierement la Dalmatie, et vouloir assorber le pays de l'un et de l'autre par la raison de l'ancienneté, soit de la possesion soit du nom." ÖNB 8383, p. 14. Daß als Beispiel hier gerade Bayern gewählt wird, darf aufgrund der politischen Konstellation nicht überraschen.

lehnung Albrechts und Rudolfs durch ihren Vater auf die Habsburger übergegangen sind und daher diesen nach wie vor zustehen.

Es ist augenscheinlich, daß in diesem Kontext das „Privilegium (minus)“ eine wesentliche Rolle spielen mußte. Spannagel referiert und kommentiert es Punkt für Punkt, wobei seine Vorlage im 1665 von Kurmainz vidimierten „Maius-Minus“ Friedrichs III. bestand, dessen vermeintliche Echtheit er zwar mäßig geschickt verteidigt[62], dessen Geltung für ihn jedoch vorderhand im Ius Archivi und in der Bestätigung durch das Reich wurzelt:

> „Dans la doute de l’authenticité, la présomtion de la certitude est de droit et de fait; pour le contenu du notre, il est tiré de l’archive même, et vidimé juridiquement.“[63]

Quintessenz davon ist die historisch-juristische Begründung der habsburgischen Position von 1740 aus den Privilegien Heinrichs II. und Theodoras, und zwar sowohl was die weibliche Erbfolge und die Unteilbarkeit der Länder betrifft, als auch in Hinblick auf die Unabhängigkeit gegenüber Bayern und die dadurch gegebene „Reichsunmittelbarkeit“[64]. In dem Moment, da Spannagel von jenen Privilegien spricht, die „l’empereur y [1156 in Regensburg] accorda au nouveau duc *et au duché* d’Autriche“[65], wird die österreichische automatisch zur habsburgischen Geschichte.

Anna Coreth sieht bei Spannagel den Übergang, „von der höfischen zur staatsrechtlichen und zur gesamtstaatlich-österreichischen Geschichtsschreibung“[66]. Zwar reicht seine Darstellung nicht über den Herrschaftsantritt der Habsburger hinaus und bleibt daher geographisch im Rahmen des Erzherzogtums, doch die Akzentverschiebung von der Landes- und Dynastiegeschichte hin zu einer rechtsgeschichtlich fundierten Kombination aus beiden bindet die „habsburgische Herrschaft zu Österreich“ untrennbar an die „Monarchia Austriaca“ des frühen 18. Jahrhunderts. Das frühe 19. Jahrhundert mußte lediglich die narrativen Konsequenzen daraus ziehen.

---

[62] So argumentiert er gerade mit der – ja für das 12. Jahrhundert gänzlich unmöglichen – Unterscheidung von Ober- und Niederösterreich für die Echtheit des Textes: „Marchionatum Austriae, et dictam marchiam supra Anasum commutavimus in ducatum – voilà clairement exprimé la distinction ancienne et véritable d’une marche et de l’autre“; ÖNB 8384 p. 992. Vgl. auch die wenig glückliche Auseinandersetzung mit der abweichenden handschriftlichen Überlieferung p. 996–7.

[63] ÖNB 8384, p. 996.

[64] „Ce que on appelle un etat immediat de l’empire“; ÖNB 8384, p. 1025. Es ist evident, daß sich entlang dieser Bruchlinie ein Gutteil der publizistischen Polemik rund um den Österreichischen Erbfolgekrieg bewegte; vgl. etwa: Deduction des droits de la maison electorale de Baviere aux Royaumes de Hongrie et de Bohème, à l’Archiduché d’Autriche, et autres Etats dependans et la Reponse preallable de la Cour de Vienne. 2 Bde. (La Haye 1743).

[65] ÖNB 8384, p. 977. Hervorhebung durch d. Verf.

[66] Anna Coreth, Österreichische Geschichtsschreibung in der Barockzeit (Wien 1950) 66.

Ein weiteres Beispiel mag diese Akzentverschiebung verdeutlichen: Während die Herrscherbiographien des 17. und frühen 18. Jahrhunderts oft als christliche Tugendlehren aufgebaut waren – etwa Lamormains „Ferdinandi II. virtutes“[67] –, sammelte Spannagel, der auch ungedruckte Biographien Josefs I. und Karls VI. verfaßt hat, *rechtsgeschichtliche* Notizen zur Regierung Maria Theresias[68]: „Histoire civile“ meinte eben Geschichte von Recht und Verfassung. Damit reiht sich Spannagel in eine historiographische Strömung des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts ein, die wesentliche methodische (und auch politische) Impulse aus dem juristischen Bereich erhalten hatte.[68a]

Grenzt man Spannagel von der traditionellen Hofhistoriographie ab, so muß man zumindest seine „Histoire civile“ auch vom Genre der publizistischen Schriften abheben. Er selbst kritisiert die Kürze und Kompaktheit dieser Texte, die für ausführliche historische Darlegungen keinen Platz ließen:

> „L’experience nous aprenant, que les brochures, deductions ecrites en styl politique, et d’état, quelque solides qu’elles puissent étre, ne sçauroient vuider la dispute, à cause de la brievete, que pareilles pieces demandent; lorsque pourtant une seule objection de vingt paroles exige une rêponse d’autant de feuilles, pour debrouiller la matiere.
> C’est pour cela, que l’on s’est avisé de composer un ouvrage accompli, historique, juridique et critique, contenant la veritable histoire des successions Autrichiennes, depuis leur origine jusqu’aujourdhui.“[69]

Fragt man nun nach gelehrter Traditionsbildung, so gerät der Bereich der hofnahen historischen Rechtsgelehrsamkeit in den Blick, die in der zweiten Jahrhunderthälfte um das neugegründete Haus-, Hof- und Staatsarchiv zum einen[70], um die universitäre Lehre des österreichischen Staatsrechts zum anderen zu kreisen begann. Das Historiographenamt, der Hof sowie die kaiserlichen Sammlungen boten im 17. und 18. Jahrhundert zwar ein ausgesprochen heterogenes Bild an literarischer Produktion zwischen Herrscherbiographie, Genealogie, gelehrsamer

---

[67] Die vom Jesuiten Guillaume Germé de Lamormain [= Wilhelm Lamormain] verfaßten „Ferdinandi II. Romanorum imperatoris virtutes“ (Viennae 1638) erschienen auch als „Idea principis christiani“ sowie als „Speculum theopoliticum“.

[68] „Mémoires juridiques pour l’histoire du regne de Marie Thérèse“; ÖNB 7736–7738.

[68a] Grundlegend: Notker Hammerstein, Jus und Historie. Ein Beitrag zur Geschichte des historischen Denkens an deutschen Universitäten im späten 17. und im 18. Jahrhundert (Göttingen 1972). Die Fragestellung auf den katholisch-monastischen Bereich angewendet bei: Thomas Stockinger, Factualité historique, preuve juridique, autorité patristique, in: Jean Mabillon. Entre érudition et histoire culturelle (Paris 2009; in Druck).

[69] ÖNB 8383 fol. 4r. Anspielung auf das „Dictionnaire historique et critique“ von Pierre Bayle?

[70] Summarisch sei verwiesen auf die Reihe „Archivalische Arbeiten“ im HHStA, darunter besonders Band 6 (enthält zahlreiche Studien und Materialsammlungen zum österreichischen Staatsrecht), darin besonders Taulow von Rosenthals „Versuch einer pragmatischen Geschichtsschreibung von Österreich“, in welcher wiederum die Österreichischen Freiheiten verteidigt und die bayerischen Ansprüche widerlegt werden; HHStA, Archivalische Arbeiten, Band 6, E 39. Johann Christoph Bartenstein, der maßgeblich an der Gründung des Archivs beteiligt war, entstammte seiner Ausbildung nach der protestantischen Tradition der Reichsrechtslehre.

Kompilatorik und literarischer Panegyrik[71], zur Ausbildung einer gelehrten Tradition ist es indes – wohl auch in Ermangelung einer bewußten Steuerung – hier nicht gekommen.

II.3. Zwischen Recht und Historie: Franz Ferdinand Schrötters „Versuch einer österreichischen Staatengeschichte".

Solch eine bewußte Steuerung und gezielte sowie systematische Auslegung der eigenen historischen Rechte wurde jedoch im Österreichischen Erbfolgekrieg zur Überlebensfrage und bei der modernstaatlichen Durchdringung des sozialen Gefüges zum Gebot der reformpolitischen Strategie. Daß dies nicht ohne Konsequenz für die historiographische Aufbereitung der österreichischen Geschichte bleiben konnte, zeigt anschaulich das Beispiel Franz Ferdinand Schrötters.

Schrötter war Hofsekretär in der Hof- und Staatskanzlei und damit in direkter Berührung mit den archivalischen Urkunden, Verträgen und Privilegien des Hauses, späterhin auch Dekan der juridischen Fakultät an der Wiener Universität. Er gilt zu Recht als der Begründer eines österreichischen Staatsrechts überhaupt[72], brachte er doch in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts seine in fünf Bänden erschienenen „Abhandlungen aus dem österreichischen Staatsrechte"[73] heraus und faßte daneben seine wesentlichsten Erkenntnisse in einem „Versuch einer österreichischen Staatsgeschichte von dem Ursprunge Österreichs bis nach dessen Erhöhung in ein Herzogtum" auch historiographisch zusammen[74].

Schrötters Arbeiten sind aufs engste mit den konkreten politisch-juristischen Streitfragen seiner Zeit verbunden, seine Arbeiten richten sich wie die Spannagels gegen die bayerischen Erbansprüche, sie liefern Beweise für die Rechtsgültigkeit der Pragmatischen Sanktion, sie untermauern mit akribischer juristischer Beweisführung die „Landeshoheit" des Erzhauses gegenüber dem Deutschen Reich seit der Zeit der Babenberger – und sie begleiten quasi als theoretisches Gegenstück die praktischen Arbeiten an den Kodifikationen, die „Österreich" auch durch ein einheitliches Recht zusammenbinden sollten.

Dem „Privilegium (minus)" kam dabei wiederum eine zentrale Rolle zu. Ähnlich wie Spannagel kommentiert Schrötter Punkt für Punkt den Urkundeninhalt;

---

[71] Grundlegend für die Produktion am und um den Wiener Hof im 17. und 18. Jahrhundert: Benz, Zwischen Tradition und Kritik 340–470.

[72] Vgl. Helmut Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Bd. 3 (Wien 1984) 189–196.

[73] Franz Ferdinand Schrötter, Abhandlungen aus dem österreichischen Staatsrechte, 5 Bde. (Wien 1762–1766).

[74] Ders., Versuch einer österreichischen Staatsgeschichte (Wien 1771). Zu Schrötter vgl. Wurzbach 31 (1876) 8–12. Vgl. dazu auch Klingenstein, Was bedeuten „Österreich" und „österreichisch"? 195f.

und ähnlich wie bei Spannagel gelten die Freiheiten dem Land, nicht etwa dem Urkundenempfänger:

> „Der Kaiser bestimmet in diesem und dem folgenden Satze des Freyheitsbriefes das Successionsrecht *in Oesterreich*. [...] Auf diesen klaren Innhalt der österreichischen Freyheitsbriefe gründet sich demnach die vom Kaiser Carl dem VI. höchstseligen Angedenkens den 19. April 1713 errichtete pragmatische Sanktion, durch welche das Erbfolgerecht der itzo glorwürdigst regierenden Kaiserl. Königl. Apostolischen Majestät unserer allergnädigsten Landes-Fürstin wiederholt festgestellt worden ist.“[75]

Die somit vom Land Österreich – vermeintlich – auf die Habsburger übergegangenen Rechte stehen diesen, so Schrötter, auch in Hinblick auf alle weiteren Erwerbungen innerhalb des Reiches zu, so daß

> „… alle bisher gemeldte Freyheiten, Rechte und Vorzüge, welche dem Herzogthume Oesterreich eingeräumet werden, auch auf alle andere Reichslande, welche dem Erzhause künftig durch Erbschaft, Schankniß, Kauf, Uebergab oder andere Wege zufallen würden, ausgedehnet [werden können].“[76]

Das „Österreich“ von 1156 wird somit gleichzeitig zum politisch-juristischen Axiom habsburgischen Machtanspruchs und zum historiographischen Axiom der „Österreichischen Geschichte“; und auch wenn Schrötters „Versuch“ nicht über dieses Datum hinausreicht[77], so spannt gerade seine Interpretation des „Privilegium (minus)“ einen unübersehbaren Bogen hin zur politischen Realität des 18. Jahrhunderts.

Hinzukommt, daß Schrötter neben den obligaten Formeln gelehrter Höflichkeit auch bereits die Rhetorik des „Bürgers“ verwendet, welcher in seiner Auseinandersetzung mit dem „Staat“ seinem „Vaterland“ – dieser Begriff ist wohl ebenso wenig auf das Erzherzogtum zu beschränken, wie die habsburgischen Freiheitsrechte – dienen möchte. Präzise historisch-politische Argumentation zugunsten einer herrschenden Dynastie kleidet sich in die Sprache allgemeiner Nützlichkeit, wenn Schrötter in der Einleitung zu seinen „Abhandlungen“ hofft,

> „… den Diensten meines Vaterlands eine Genugtuung und den Gelehrten eine angenehme Arbeit geliefert zu haben.“[78]

Schrötter ist in seiner Funktion als Staatsrechtslehrer bereits der Sphäre juristischer Selbstlegitimation des modernen Staates zuzurechnen, zugleich kann er jedoch auch noch als Teil einer bis ins 17. Jahrhundert zurückreichenden juristisch-publizistischen Tradition verstanden werden. Gerade dadurch, daß sich in Schrötters Arbeit österreichisches Staatsrecht nun definitiv aus dem Reichsrecht

---

[75] Schrötter, Versuch 387 f. (Hervorhebung durch d. Verf.).

[76] Schrötter, Versuch 465.

[77] Die von Adrian Rauch fortgesetzte Schröttersche „Österreichische Geschichte“ reicht bis 1278; vgl. Adrian Rauch, Österreichische Geschichte. 3 Bde. (Wien 1779–1781).

[78] Schrötter, Staatsrecht Bd. 5, 5.

herauslöst, steht er am Schluß einer langen Tradition publizistischer Auseinandersetzung um das rechtliche Verhältnis Österreichs zum Reich, deren Grundpositionen zur besseren historischen Verortung Schrötters hier kurz zu umreißen sind[79].

Durch die Verselbständigung der Territorien nach dem Westfälischen Frieden, durch die damit verbundene Spannung zwischen moderner Souveränitätslehre und traditioneller lehnsrechtlicher Reichsverfassung hatte sich im Heiligen Römischen Reich eine neue Form „angewandter Historiographie" entwickelt, welche Geschichte und historisches Quellenmaterial zur Legitimierung bzw. als Argumentationshilfe für Selbstrechtfertigungen der einzelner Fürsten gegenüber dem Reich, aber auch gegeneinander instrumentalisierte, dadurch aber auch wissenschaftlich in neue Bahnen lenkte. Denn trotz einer oft klar tendenziösen Grundhaltung wurde dabei in der wissenschaftlichen Recherche und Beweisführung gründlich und exakt gearbeitet und auf diese Weise ein Duktus an quellenkritischer und rechtsanalytischer Argumentation entwickelt, der für die spätere Nationalgeschichte ein wesentliches Grundelement darstellte.

Es läßt sich im 17. Jahrhundert eine deutliche Polarisierung in eine prohabsburgische und antihabsburgische Interpretation der Beziehungen zwischen dem habsburgischen Kaiserhaus, also „Österreich", und dem Reich erkennen, wobei nicht a priori ein Naheverhältnis zum kaiserlichen Hof die prohabsburgische Position begründen mußte und umgekehrt. Zwei bekannte Beispiele seien genannt: Der aus Mainz stammende katholische Jurist und Kameralist Philipp Wilhem Hörnigk brachte zwischen 1688 und 1733 in mehrfachen Auflagen seine Schrift „Historische Anzeige von denen Privilegiis des Durchleuchtigsten Ertz-Hauses Oesterreich samt beygedrucktem Churmayntzischem Vidimus" heraus, in welcher er die „österreichische Independenz" vom Reich, zugleich aber auch die Berechtigung des Hauses Österreich zur Vorherrschaft im Reich mit dem Wiederabdruck der österreichischen Freiheitsbriefe zu begründen suchte[80]. Anlaß dafür waren die in

[79] Zur Reichspublizistik vgl. Wolfgang Burgdorf, Reichskonstitution und Nation. Verfassungsreformprojekte für das Heilige Römische Reich deutscher Nation im politischen Schrifttum von 1648–1806 (Mainz 1998); Horst Dreitzel, Absolutismus und ständische Verfassung in Deutschland. Ein Beitrag zu Kontinuität und Diskontinuität der politischen Theorie in der frühen Neuzeit (Mainz 1992); Michael Stolleis, Reichspublizistik und Policeywissenschaft 1600–1800 (München 1988); Dieter Wyduckel, Reichsverfassung und Reichspublizistik vor den institutionellen Herausforderungen des Westfälischen Friedens, in: Klaus Bussmann und Heinz Schilling (Hgg.), 1648. Krieg und Frieden in Europa (Münster 1998); Rudolf Hoke, Prokaiserliche und antikaiserliche Reichspublizistik, in: Heinz Duchhardt, Matthias Schnettger (Hgg.), Reichsständische Libertät und Habsburgisches Kaisertum (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 48, Mainz 1999) 119–132. Zum Verhältnis von katholischer Zeitgeschichtsschreibung und protestantischer Reichspublizistik: Benz, Zwischen Tradition und Kritik 348–352.

[80] Philipp Wilhelm Hörnigk, Historische Anzeige von denen Privilegiis des Durchlauchtigsten Ertz-Hauses Oesterreich, zum vierten mahl aufgelegt, samt beygedrucktem Chur-Mayntzischen Vidimus gedachter Privilegien (Regenspurg 1733). Zu Hörnigk vgl. NDB 9, 359.

konkreten politisch-territorialen Streitfällen (wie beispielsweise zwischen Bamberg und dem Kaiser über die Zugehörigkeit Villachs) auftretenden „gewisse[n] Skrupel, besonderes Nachdencken über angeregte Privilegia“ gewesen, deren Echtheit bzw. Gültigkeit Hörnigk – vor allem durch die Beifügung des Kurmainzischen Vidimus – unter Beweis stellen wollte[81]. In seiner bekannteren Schrift „Österreich über alles, wenn es nur will“, 1684 erstmals anonym erschienen, wird dieser Appell zur europäischen Vormachtstellung Österreichs mit wirtschaftspolitischen Vorschlägen untermauert[82].

Trotz dieser seiner habsburgfreundlichen Position und trotz seiner guten Kontakte zu Lambeck und zur kaiserlichen Hofbibliothek ist es Hörnigk nicht gelungen, in kaiserliche Dienste zu treten. Demgegenüber konnte Samuel Pufendorf, schwedischer und später brandenburgischer Hofhistoriograph, dessen Reichsverfassungsschrift (1667 bzw. 1706 erschienen) in aller Deutlichkeit die habsburgische Doppelfunktion als Kaiser des Reiches und erbländischer Privilegieninhaber als eines der Kernübel der Reichsverfassung betrachtete, nicht an den Kaiserhof nach Wien geholt werden, obwohl sich Kaiser Leopold I. darum bemüht hatte, ihn zur Abfassung einer Geschichte der Türkenkriege zu gewinnen[83].

Die politische Ambivalenz der Habsburger zwischen Reich und „Österreich“ spiegelt sich in diesen reichspublizistischen Auseinandersetzungen um die Position „Österreichs“ in und zum Reich wider: Auch Hörnigk scheiterte – ähnlich wie Lambeck – in seinen Bemühungen um eine „Teutsche Reichshistorie“, an welcher er jahrelang gearbeitet hatte, obwohl er vermutlich einer der ersten und zugleich letzten war, der sich für ein katholisch dominiertes habsburgisches Österreich im Rahmen des – religiös wieder vereint gedachten – Deutschen Reiches einsetzte.

Für unseren Zusammenhang ist hier zweierlei von Interesse: Es zeigt sich einerseits, wie sehr bereits bei Hörnigk, aber auch bei Pufendorf – wenngleich mit unterschiedlicher Deutung und Interpretation – „Österreich“ mit dem Herrschaftsbereich der Habsburger in eins gesetzt wurde: eine Auffassung, die in der Zeit Schrötters bereits zur politischen Realität gereift war. Unter Österreich verstand Hörnigk

> „… nicht blosser Dinge das Welt-belobte zu beyden Seiten des Donau-Strohms erstreckte Ertz-Hertzogthum dieses Nahmes, sondern anbey alle und jede des Teutschen und Oesterreichischen Ertz-Hauses es seye innerhalb oder ausserhalb des römischen Reiches gelegene Erb-Königreiche und Länder, demnach Ungarn mitdarunter begriffen.“[84]

---

[81] Ebd.3

[82] [Ders.], Oesterreich über alles, wann es nur will. Das ist: Wohlmeynender Fuerschlag wie mittels einer wohlbestellten Landsoekonomie die Kayserlichen Erblande in kurtzem über alle andere Staate [sic] von Europa zu erheben und mehr als einiger derselben von denen anderen independent zu machen (S.l. 1684).

[83] Samuel Pufendorf, Die Verfassung des deutschen Reiches. Übersetzung der Erstausgabe von 1667: De statu Imperii Germanici (Stuttgart 1994).

[84] [Hörnigk], Oesterreich über alles 1 f.

Dem „Glück unseres Vatterlands“ stand dieses Österreich bei Hörnigk jedoch nicht entgegen, im Gegenteil, im Interesse des „teuschen Vatterlands“ müsse sich Österreich an die Spitze desselben stellen, um „Teutschlands“ Ansehen in der Welt – vor allem gegenüber Frankreich – wieder herstellen zu können. Den Kaiser in Wien sah Hörnigk als „Vatter des Vatterlands“[85], während dem Kaiser bei Pufendorf die Kaiserwürde Gelegenheit geboten hatte, „seiner Familie eine eigene Hausmacht zu verschaffen“[86].

Ein zweites kündigt sich hier bereits an: Die Einbindung in die „deutsche“ Geschichte, die für Hörnigk noch ein wünschenswertes, realisierbares Ziel und damit auch ein politisches Programm dargestellt hatte, wird im Laufe des 18. Jahrhunderts in der künftigen politisch-publizistischen Debatte – parallel zur politischen Prioritätensetzung der Habsburger – zusehends verloren gehen. Pufendorf und Hörnigk markieren den Prozeß der Trennung der (neuen) „österreichischen“ von der bisher gemeinsamen deutschen Reichsgeschichte: Wenn im 19. Jahrhundert der „deutsche“ Bezug in der vaterländischen österreichischen Geschichte wiederkehren wird, so hat er längst seinen realpolitischen Bezug verloren.

Umgekehrt zeigte sich in den Erbfolgekriegen des 18. Jahrhunderts ebenso wie in dem Versuch Maria Theresias, aus ihren heterogenen Erbländern ein „Totum“ zu machen, welches einer einheitlichen Gesetzgebung unterliegen sollte, immer deutlicher die Notwendigkeit, ein genuin österreichisches Staatsrecht dem Jus imperii gegenüberzustellen[87]. Dieses ging, wie gezeigt wurde, seit Spannagel und besonders seit Schrötter eine untrennbare Verbindung mit dem historiographischen Konstrukt „Österreichische Geschichte“ ein und wurde gerade für die Geschichtsschreibung nach 1804 zum wesentlichen und konstitutiven Leitmotiv.

II.4. „Österreichische Geschichte“ für ein breites Publikum: Matthias Fuhrmanns „Altes und neues Österreich“.

Während im Bereich der staatsrechtlichen Historiographie die Synthese von „Kaiserhaus“, „Staat“ und „Vaterland“ also bereits konkrete Formen annahm, konnte diese Einheit breiteren Bevölkerungsschichten auch auf anderen Wegen nahegebracht werden. Als Beispiel hierfür können die Werke des Paulinerpaters und Ordensprovinzials Matthias Fuhrmann aus Wien-Hernals dienen, der in zahlreichen Schriften („Altes und neues Österreich“, „Alt- und neues Wien“ und „Allgemeine Kirchen- und Universalgeschichte von Österreich“) eine für ein breites Publikum auf deutsch angelegte „Österreichische Geschichte“ verfaßte, die sich

[85] [Hörnigk], Privilegiis 20 f.

[86] Pufendorf, Verfassung 28 f. (§ 3: Das Haus Österreich); vgl. dazu auch 30–32 (§ 4: Die österreichischen Privilegien).

[87] Vgl. dazu Klingenstein, Was bedeuten „Österreich“ und „österreichisch“?, insbesondere 187–220.

vom „abscheulichen Götzendienst“ der Römer- und Völkerwanderungszeit hin zum „christlichen Heil“ der Gegenwart entwickelte[88].

In seinem Werk „Altes“ (d.h. antikes) und „und neues“ (d.h. christliches) „Österreich“ bietet Fuhrmann ein breites Spektrum literarisch aufbereiteter Gelehrsamkeit: eine allgemeine Geschichtserzählung von den Römern bis auf die Gegenwart als Grundgerüst (Band 1); Anekdoten bzw. „Österreichische Geschichten“ (Band 2), die durch eigene Kupferstiche illustriert sind, um

> „… hierdurch den geneigten Leser nicht alein die Ohren, durch die aus dem Papier gleichsam redende Geschichten, sondern auch die Augen, durch Vorstellung der Persohnen und Sachen, wovon sie reden, zu belustigen“[89],

eine „Chorographie oder Landes-Beschreibung“ des antiken „Österreich“ (Band 3) sowie eine an ebenfalls antiken Völkerbeschreibungen festgemachte Heilsgeschichte Österreichs in der Entwicklung vom Heidentum zum wahren Glauben (Band 4). Nun sind zwar der Bezugsrahmen Fuhrmanns zweifelsfrei das Erzherzogtum und seine antiken Wurzeln. Dennoch verdienen zwei Aspekte Beachtung, in welchen Fuhrmann auch eine gesamtstaatliche Sicht andeutet.

So führt Band zwei folgende Spezifikation im Titel:

> „Es ist solches der Andre Theil des so betitulten Alten und Neuen Oesterreichs, oder Compendieuse Particular Historie dieses Landes, *und dessen hohen Regenten.*“[90]

Da wiederum die Regenten des Landes die historiographische Bühne betreten, kann sich der Gesichtskreis merklich über das Land selbst hinaus erweitern. So

---

[88] Matthias Fuhrmann, Altes und Neues Österreich (Wien 1734–35); Ders., Allgemeine Kirchen- und Weltgeschichte von Österreich (Wien 1769); Ders., Alt- und Neues Wien (Wien 1738). Zu Fuhrmann vgl. Coreth, Historiographie 140–142; Wurzbach Bd. 5, 28–29; ADB Bd. 8, 189–190. Fuhrmann schrieb bewußt für ein breiteres Publikum: „Obschon dergleichen Sachen öffters von andern beschrieben worden, so ist doch solches zu mehrmal in Latein, und grossen Büchern geschehen, in denen viel weitläufige, zur Sach nicht eigens gehörige Materien begriffen, und daher die Oesterreichische Universal-Historie sambt vielen andern Nachrichten vielen in vielen [sic] unbekannt ist, zumal grosse Bücher sehr kostbar, so nicht allzeit zu bekommen, und in frembden Sprachen beschrieben nicht jedermann anständig seynd. Daher hat man sich beflissen, aus mehrer grossen, und einigen Lateinischen rären Büchern Oesterreichischer Geschichten einen kurtzen Auszug zu machen, selbe ins gemeine Teutsche zu übersetzen, und solche nechst Göttlicher und deren Oesterreichischen Aposteln und Heiligen (deren Lebens-Geschichten wir aus Bollando, Papebrochio, und dergleichen Scribenten, der Kirchen-Historie im andern Theil beyfügen) grösserer Ehre, dem, nach Oesterreichischen Geistlich- und Weltlichen Geschichten begierigen Leser mitzutheilen; hiedurch andern klugen Nationen nachzuahmen, welche sich angelegen seyn lassen, alle gute und nützliche in frembder Sprache geschriebene Bücher in die ihrige zu übersetzen, und dero Nutzen desto allgemeiner zu machen“; Fuhrmann, Altes und Neues Österreich, Bd. 1, Vorwort an den geneigten Leser (unpaginiert). Dies wird im „Specimen Bibliothecae Austriacae“ wie folgt quittiert: „Dolendum tamen, auctorem in hoc ceteroquin non contemnendo opere, criticis et diplomaticis fundamentis temporum iniuria aut saepe destitutum, aut rarius, quam par erat, usum fuisse“; vgl. Vogel, Specimen, Bd. II/1, 82.

[89] Fuhrmann, Altes und Neues Österreich, Bd. 1, Vorrede an den geneigten Leser (unpaginiert).

[90] Hervorhebung durch d. Verf.

findet man in dem genannten Band, als gefällige Episoden gestaltet, etwa die Geschichte des Prager Fenstersturzes oder der ungarischen Magnatenverschwörung, was insofern zum Teil der österreichischen Geschichte wird, als sich in diesen Ereignissen das gottgeleitete Schicksal des Herrscherhauses (AEIOV – IEOVA) manifestiert.

Gleichzeitig verwendet Fuhrmann einen weiteren Kunstgriff. Indem er den Glanz „Österreichs" unter den Römern dem noch größeren Glanz in christlicher Zeit gegenüberstellt, konstruiert er jeweils eine übergeordnete Instanz, in welche eingebettet „Österreich" Sinn und Größe erhält. Augenscheinlich wird dieses Prinzip in einer Karte der Provinz Norikum[91], die in den oberen Ecken mit Münzbildern von Kaiser Augustus und Kaiser Karl VI. geschmückt ist. Dazwischen ist als Spruchband unter einem blühenden Baum das Motto zu lesen: „Iam plus viret."

Die von Fuhrmann entwickelte Identität ist also ebenso „imperial" wie „national" im Sinn des Landes, beides jedoch auf einer religiösen Basis. Es kann hier nicht auf den Zusammenhang von Frömmigkeit und Landesbewußtsein eingegangen werden[92], bemerkenswert ist jedoch, daß auch in diesem Bereich bereits im 17. Jahrhundert in der Verehrung des hl. Leopold (eines Babenbergers) als Patron von Österreich unter der Enns die Brücke zwischen Land und Dynastie bzw. wiederum auch zwischen Babenbergern und Habsburgern geschlagen wurde.

Auch Predigt- und Erbauungsliteratur sowie angrenzend daran religiös-panegyrische Literatur und die künstlerische Ausdruckswelt des kirchlichen Barock bewegen sich in ihrer Motivik oft in ähnlichen Bahnen. Möglicherweise hat hier, im Bereich der religiösen Textproduktion im weitesten Sinn, die Frage nach der durch „Professionalisierung" sanktionierten österreichischen Geschichtsschreibung am ehesten ihre Berechtigung, hatte doch gerade der kirchliche Bereich, wie gezeigt wurde, großen Anteil an der Ausbildung der historischen Disziplin zwischen 18. und 19. Jahrhundert; und wirkte doch die Gegenüberstellung von „heidnischem" und „christlichem" Österreich bis in die Darstellungen von Pölitz nach.[93]

III. Schluss

Dieser Beitrag sollte exemplarisch vor Augen führen, in welcher Form sich ein heterogenes Spektrum literarischer Produktion zur „österreichischen Geschichte" gegen Ende des 18. Jahrhunderts zur bis heute nachwirkenden *großen Erzählung*

---

[91] Ebd.

[92] Vgl. Anna Coreth, Pietas Austriaca. Österreichische Frömmigkeit im Barock (Wien 1982). Als Beispiel landespatriotischer Frömmigkeitsliteratur sei genannt: Johann Georg Kirchstetter, Gloriosa triumphis pietas Austriaca in divo marchione Austriae Leopoldo panegyrica dictione celebrata (Viennae 1684).

[93] Vgl. Anm. 27.

verdichtete und sich in diversen universitären und parauniversitären Fächern eine institutionelle Basis schuf.

Wesentliche Merkmale waren hierbei die Konstruktion einer Kontinuität von der babenbergischen Mark zur Habsburgischen Herrschaft sowie, bedingt durch diese stillschweigende Integration der dynastischen Optik, die implizite Erweiterung des Begriffes „Österreich" auf meist unpräzise, größere Zusammenhänge. Die Verbindung mit dem römischen Norikum konnte dabei zur Konstruktion imperialer ebenso wie christlicher Kontinuitäten (Vita S. Severini) herangezogen werden.

Freilich fußt diese Untersuchung auf einem vergleichsweise kleinen (jedoch durchaus repräsentativen) Korpus an Quellen; und freilich konnten in diesen Werken nur ausgewählte Aspekte berücksichtigt werden. So wäre beispielsweise auch die Frage von Interesse gewesen, in welcher Form der Begriff des „österreichischen Volkes" schon im 18. Jahrhundert in die Historiographie Eingang fand[94] oder in welcher Weise die Landschaft und ihre künstlerische Darstellung im 19. Jahrhundert Teil „österreichischer Identität" wurde[95].

Festzuhalten ist jedoch, daß das territorial-dynastische Konstrukt einer aus dem Reich herausgelösten „österreichischen Geschichte" bereits im 18. Jahrhundert in seinen Grundzügen vorhanden war und bereits narrative Ausgestaltungen erfuhr. Auf diesem Substrat konnte nach 1804 aufgebaut werden, als es galt, das neue Staatsgebilde „Kaisertum Österreich" historisch zu legitimieren.

Festzuhalten ist weiters, daß die Kongruenz von Land, Dynastie und sukzessive zu Vaterland emotionalisiertem Staat, wie sie Kern und narrativen Fluchtpunkt der nun ausgestalteten *großen Erzählung* ausmachte, in den Produktionen der früheren Zeit stets nur in dem Ausmaß explizit und greifbar vorhanden war, wie es der politischen Notwendigkeit der Zeit entsprach:

Die Konstruktion der Kontinuität Babenberger – Habsburger (und damit die Kongruenz von Land und Dynastie) war im 18. Jahrhundert eines der zentralen außen- und innenpolitischen Gebote des werdenden „österreichischen" Staates und wurde damit zur bis heute gültigen narrativen Matrix der „Österreichischen Geschichte". Die Stätten, an denen diese Geschichte am effizientesten geschrieben

---

[94] Vgl. Anm. 48 zu Pez. Als kurioses Beispiel sei hier die Schrift „Alt-Teutsches Österreich" von Albrecht Georg Schwarz, öffentlicher Lehrer der Geschichte und praktischen Weltweisheit auf der Königlich-Schwedischen Akademie in Greifswald, angeführt, in welcher dieser sich 1749 dem Kaiserhaus dadurch anzuempfehlen suchte, daß er den „verwandtschaftlichen Zusammenhang" der österreichischen und pommerischen Völker nachwies: Pommern sei demnach in der Völkerwanderungszeit stets Ausgangspunkt, Österreich nicht selten Ziel von „Völker-Wanderung" gewesen; vgl. Albrecht Georg Schwarz, Das Alt-Teutsche Östreich aus den Heerzügen der Pommersch-Rugianischen Völcker und dem Verhältniß beyderseits Landen gegen das Teutsche Reich erläutert (Greifswald 1749).

[95] Hier sei Elisabeth Garms-Cornides gedankt, auf welche dieser Gedanke in Zusammenhang mit den Abbildungen in Anton Zieglers „Vaterländischen Immortellen" (Wien 1838–1840) zurückgeht.

und gelehrt wurde, waren im 19. Jahrhundert mit den Universitäten, der Wiener Akademie und dem Institut für Geschichtsforschung wohl nicht zufällig die Träger des staatlichen Bildungs- und Wissenschaftsmonopols[96].

[96] Hier muß abschließend eine sowohl selbstkritische als auch weiterführende Überlegung angestellt werden: In diesem Beitrag wurde der Bereich der ständischen/landschaftlichen Historiographie, der einen wesentlichen Kontrepart zur sich etablierenden „Staatshistoriographie" darstellt, nicht behandelt. Es wäre reizvoll gewesen, den Aufschwung der „Landeshistorie" im frühen 19. Jahrhundert (wie ihn etwa die Begründung der landeshistorischen Zeitschriften, z.B. *Carinthia*, eindrücklich zeigt) in Zusammenhang und als Widerpart gegen die Dominanz der „Staatshistoriographie" ebenfalls zu untersuchen. Eingebunden in den politischen Problemkreis der Verfassungsfragen des 19. Jahrhunderts, in welchen die Frage der „historisch-politischen Individualitäten" der Länder – verknüpft mit Fragen der „Volkssouveränität" – an der Tagesordung stand, wäre eine solche Parallel-Untersuchung der verschiedenen Landesgeschichten äußerst lohnend gewesen. Inwieferne haben, so ließe sich fragen, die „nationalen" Historiographen nicht auch auf diese Art historiographischer Tradition zurückgegriffen? Inwiefern hat sich andererseits – gerade als Gegenposition gegen die Vereinnahmung durch den „Staat" – eine andere Art landesgeschichtlicher Forschung etabliert, die im 20. Jahrhundert mit der Forderung nach Sozial- und Strukturgeschichte (Otto Brunner) schließlich eine neue Renaissance erlebte?
Eine solche Untersuchung war im Rahmen dieses Beitrags nicht zu leisten. Es sei daher an dieser Stelle nachdrücklich auf die Notwendigkeit weiterführender Forschungen auch auf diesem Feld hingewiesen. Vgl. etwa Arno Strohmeyer, „Vom Licht des Krieges zur Geburt der Geschichte!" Die Geschichtskultur der österreichischen Stände im Werden der Habsburgermonarchie (ca. 1550–1650). in: Anzeiger der philosophisch-historischen Klasse 137 (2002) 147–165.

Gabriele B. Clemens

Vornationale Deutungsmuster: Universal-, Reichs- und Ländergeschichte und ihr Niedergang in Deutschland?

Als Jakob Burckhardt zu Silvester 1872 an Friedrich von Preen schrieb, daß ihm keine neueren Werke zur Zeitgeschichte bekannt seien („seit Gervinus habe ich einen Abgeschmack an solchen Büchern"), äußerte er auch die inzwischen berühmt gewordene Ansicht, daß man ohnehin nur noch einige Jahre warten müsse, „[...] bis die ganze Weltgeschichte von Adam an siegesdeutsch angestrichen auf 1870/71 orientiert sein wird"[1]. Aus der Baseler Distanz prophezeite er angesichts des Einheits- und Siegesrauschs der deutschen Nachbarn also eine Funktionalisierung der Geschichtsschreibung, die über alles bisher bekannte Maß hinausgehen sollte. Dieses schöne Zitat findet man immer wieder in Arbeiten, die sich mit der deutschen Historiographie auseinandersetzen. Lange ging man davon aus, daß die deutsche Geschichtsschreibung spätestens seit den 1870er Jahren einzig und allein den Weg Deutschlands in den Nationalstaat beschreibe und feiere. Dies läßt sich nicht zuletzt durch die Konzentration auf die universitäre Forschung erklären, wobei vor allem die sogenannten politischen Professoren Preußens im Mittelpunkt des Interesses standen[2].

---

[1] Jacob Burckhardt, Briefe. Ausgew. und hg. von Max Burckhardt (Birsfelden–Basel 1964) 321.

[2] Volker Dotterweich, Heinrich von Sybel. Geschichtswissenschaft in politischer Absicht (1817–1861) (Göttingen 1978); Karl H. Metz, Grundformen historiographischen Denkens. Wissenschaftsgeschichte als Methodologie. Dargestellt an Ranke, Treitschke und Lamprecht (München 1979) 237–274; Ulrich Langer, Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten (Düsseldorf 1978); Wolfgang Hardtwig, Von Preußens Aufgabe in Deutschland und zu Deutschlands Aufgabe in der Welt. Liberalismus und borussianisches Geschichtsbild zwischen Revolution und Imperialismus, in: HZ 231 (1980) 265–324; Walter Bussmann, Treitschke. Sein Welt- und Geschichtsbild (Göttingen ^{2}1981); Gangolf Hübinger, Georg Gottfried Gervinus. Historisches Urteil und politische Kritik (Göttingen 1984); Eike Wolgast, Politische Geschichtsschreibung in Heidelberg: Schlosser, Gervinus, Häusser, Treitschke, in: Semper apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986. Festschrift in sechs Bänden, Bd. 2: Das neunzehnte Jahrhundert 1803–1918, hg. von Wilhelm Doerr und Peter Anselm Riedl (Berlin 1985) 158–196; Friedrich Jaeger, Jörn Rüsen, Geschichte des Historismus. Eine Einführung (München 1992) 86–92; ein jüngeres Beispiel für die einseitige Konzentration auf den protestantisch preußischen Professorennationalismus bietet Hedda Gramley, Propheten des deutschen Nationalismus. Theologen, Historiker und Nationalökonomen 1848–1880 (Frankfurt am Main 2001).

Die alleinige Eignung Preußens, Deutschland „wieder“ zu einem starken Nationalstaat zu machen, wurde im 19. Jahrhundert von diesen geradezu gebetsmühlenhaft betont. Verwiesen sei hier lediglich auf Heinrich von Sybel, Johann Gustav Droysen und Heinrich von Treitschke, die ganz dezidiert Geschichte in politischer Absicht schrieben. Droysens erklärtes Ziel war es, Glaube und Liebe zum Vaterland zu lehren und neu zu begründen[3]. Sybel betonte in seinen Werken ausdrücklich, er habe nirgends versucht, seine preußische und nationalliberale Gesinnung zu verbergen[4]. Sein ganzes Leben hatte er das preußische Banner geschwenkt und gegen Frankreich, Österreich und die katholische Kirche gepredigt. Für ihn war die Geschichtsschreibung ein großes Arsenal, das ihm Angriffs- und Verteidigungswaffen lieferte[5]. Aus diesem bediente sich auch Treitschke mit ganz besonderer Begabung, wobei er mit seiner parteiischen propreußischen „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“ nicht nur die zeitgenössische Historiographie maßgeblich beeinflußte[6].

Mag Burckhardts Zitat auch noch so eingängig und griffig sein, und mögen die genannten preußischen Historiker sowie ihre Schüler und Kollegen dem „mainstream“ entsprochen haben, so wird doch häufig übersehen, daß es sowohl vor als auch nach 1871 in der deutschen Historiographie immer Alternativen und Gegenpositionen zu einer derart einseitigen Vereinnahmung der Geschichte im preußisch-nationalen Sinn gegeben hat. Vor und nach der nationalen Einigung arbeiteten in den deutschen Ländern auch Historiker, die sich mit Universal-, Reichs- und Landesgeschichte beschäftigten. Deshalb wurde das Fragezeichen hinter den Aufsatztitel gesetzt, weil im folgenden dargelegt werden soll, daß sowohl die Universal- als auch die Reichs- und Landesgeschichte nach der Reichsgründung nicht samt und sonders im Niedergang begriffen waren oder untergingen.

Die Gliederung des Beitrages ergibt sich von selbst. Zunächst wird die Universalgeschichtsschreibung im 18. und 19. Jahrhundert vorgestellt, es folgen die Grundzüge der Reichs- und dann die der Landeshistoriographie. Es kann an dieser Stelle natürlich nur ein Überblick geboten werden, in dem die groben Linien dieser drei Ansätze skizziert werden. Deutlich sollte aber auf jeden Fall werden, daß auch diese Formen der Geschichtsschreibung – wie die Historiographie der nationalliberalen Professoren – gesellschaftlichen, ideengeschichtlichen und politischen Konjunkturen unterlagen und sich mehr oder weniger großer Beliebtheit gemäß den jeweils vorherrschenden politischen oder allgemeinen kulturellen Bedingungen erfreuten.

---

[3] George P. Gooch, Geschichte der Geschichtsschreibung (Frankfurt am Main 1964) 87–152.

[4] Ebd. 154–158.

[5] Zu den Ansätzen und Funktionen legitimatorischer Geschichtsschreibung im Kaiserreich vgl. Edgar Wolfrum, Geschichte als Waffe. Vom Kaiserreich bis zur Wiedervereinigung (Göttingen 2001) 10–26.

[6] Zu den historiographischen Folgen der Konstruktion des borussischen Geschichtsmythos vgl. Andreas K. Fahrmeir, Opfer borussischen Geschichtsmythos? Das 19. Jahrhundert in der Historiographie 1871–1995, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 25 (1996) 73–97.

Beginnen wir mit der Universalgeschichte. Sie hatte unbestritten ihre größte Konjunktur während der Aufklärungszeit und wurde vor allem von Universitätsprofessoren gelehrt. Beeinflußt waren diese mehrheitlich von den philosophischen Werken Voltaires, dessen „Essai sur les mœurs et l'esprit des nations" aus dem Jahr 1752 allgemein als die erste „wirkliche" Weltgeschichte angesehen wird[7]. Sie erschien aufgrund der französischen Zensur in England, und zwar in 38 Bänden. Immer wieder und zu Recht wird die Geschichtsschreibung Voltaires als einer der Höhepunkte aufgeklärter Historiographie gepriesen, ihm folgende universalhistorisch ausgerichtete Autoren sahen dann auch in Voltaires „Zeitalter Ludwigs XIV." ein geradezu klassisches Vorbild[8].

Die Geschichtsschreibung der Aufklärung betonte die Emanzipation des Menschen von jeglicher Form ungerechtfertigter Autorität. Mit diesem ideellen Anspruch wandte sie sich sowohl gegen willkürliche weltliche Herrschaft als auch gegen erstarrte kirchliche Institutionen. Sie unterstrich demgegenüber den Glauben an den vernunftbegabten Menschen, die Hoffnung auf politische Gleichberechtigung und auf ein brüderliches Verhältnis zwischen den Völkern und Rassen. Sie forderte religiöse Toleranz, und sie äußerte sich zuversichtlich bezüglich eines unaufhaltsamen Fortschritts[9]. So waren etwa in Göttingen Johann Christoph Gatterer und August Ludwig Schlözer von der Möglichkeit überzeugt, die Universalgeschichte als vollständige Geschichte aller Völker systematisch darstellen und den objektiven „nexus rerum universalis" in ihr nachweisen zu können[10]. Dies waren die wesentlichen Voraussetzungen dafür, die außereuropäische Welt in den Forschungsbereich zu rücken und damit Universalgeschichte zu ermöglichen. So manche Weltgeschichte des 18. Jahrhunderts ging dabei von der Annahme aus, daß die Geschichte der Menschheit nach immer gleichen Mustern abläuft, daß sie einen folgerichtigen Prozeß bildet und es die Aufgabe der Geschichtsschreibung sei, diesen vereinigenden Faden zu entwirren.

Dabei wurde die politische Geschichtsschreibung bewußt zurückgedrängt, was mit dem kosmopolitischen Charakter der Aufklärung zusammenhing. Man strebte über die staatlichen Grenzen hinaus zu einem Weltbürgertum und suchte Huma-

---

[7] Eduard Fueter, Geschichte der neueren Historiographie (München–Berlin 1911) 358; Geoffrey Barraclough, Universalgeschichte, in: Ernst Schulin (Hg.), Universalgeschichte (Köln 1974) 67–87, hier 68.

[8] Notker Hammerstein, Der Anteil des 18. Jahrhunderts an der Ausbildung der historischen Schulen des 19. Jahrhundert, in: Karl Hammer, Jürgen Voss (Hgg.), Historische Forschung im 18. Jahrhundert. Organisation – Zielsetzung – Ergebnisse. 12. Deutsch-Französisches Historikerkolloquium des Deutschen Historischen Instituts Paris (Bonn 1976) 432–450, hier 51.

[9] Horst Walter Blanke, Aufklärungshistorie und Historismus, in: Otto Gerhard Oexle, Jörn Rüsen (Hg.), Historismus in den Kulturwissenschaften. Geschichtskonzepte, historische Einschätzungen, Grundlagenprobleme (Köln–Weimar–Wien 1996) 78.

[10] Rudolf Vierhaus, Historisches Interesse im 18. Jahrhundert, in: Hans-Erich Bödeker, Georg G. Iggers, Jonathan B. Knudsen (Hgg.), Aufklärung und Geschichte. Studien zur deutschen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert (Göttingen 1986) 264–275, hier 271.

nität ohne Rücksicht auf die politischen Verbände zu pflegen. Dabei war der Weg des 18. Jahrhunderts zur Weltgeschichte in der Konzeption erfolgreicher als in der Durchführung. Er brachte eine Sicht des allgemeinen Fortschritts von Gesellschaft und Kultur zum Ausdruck, statt der bloßen Aufzählung von Schlachten und politischen Ereignissen; aber allzu oft führte er zu einer Reihe oberflächlicher Verallgemeinerungen oder Schablonen philosophischer Art, die der Geschichte von außen ohne Kritik oder sorgfältiges Studium der Quellen auferlegt wurde.

Die umfangreichen Buchreihen berühmter Historiker dieser Epoche waren kompilierte Kompendien[11], die sie für ihre Vorlesungen erstellt hatten und in dieser Form – meist kaum redigiert – auch veröffentlichten. Deshalb urteilte Leopold von Ranke wohl auch nicht zu Unrecht über seine Vorläufer im 18. Jahrhundert, es habe ihnen an der Kunst der Darstellung, nicht jedoch an Gelehrsamkeit gemangelt[12]. Auch Geschichtsphilosophen wie Herder und Hegel, die den orientalischen Völkern gerecht zu werden versuchten, schrieben ohne eine angemessene Grundlage konkreten historischen Wissens.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts geriet die Universalgeschichte zunächst langsam und dann immer vehementer in die Kritik – und dies sowohl aus politischen als auch aus methodischen Gründen. Das für das Zeitalter der Vernunft so charakteristische Interesse an Universalgeschichte begann während der Französischen Revolution zu erlahmen. Zwar wurde bereits seit den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts in den deutschen Ländern über die Idee eines Nationalstaats diskutiert, wobei vor allem die Dynastie in Wien ihre Aufgabe im „nation-building" sah, was sich deutlich an der Propaganda ablesen läßt[13]; aber erst seit der Französischen Revolution wich das kosmopolitische zunehmend dem nationalen Denken[14]. Darüber hinaus war die Erfahrung mit der Hegemoniepolitik Napoleons gewiß nicht dazu angetan, die Vorstellungen von einem friedlichen und rationalen Völkerbund zu beflügeln. Die Idee der Nation gewann allmählich an Wirkmächtigkeit und wenn die Nation der höchste Ausdruck menschlicher Bemühungen war, so folgte daraus logischerweise, daß Nationalgeschichte im Grunde die einzige in Frage kommende Art von Geschichte sein mußte.

Außerdem wurden die Universalgeschichtsschreiber zunehmend aus methodischen Gründen angegriffen. Forscher, die die historisch-kritische Methode entwik-

---

[11] Der Göttinger Professor August Ludwig Schlözer warf der Universalhistorie rückblickend vor, sie sei „[...] weiland nichts als ein Gemengsel von einigen historischen Datis [...]" gewesen; August Ludwig Schlözer, WeltGeschichte nach ihren Haupt-Theilen im Auszug und Zusammenhang, Bd. 1 (Göttingen ^{3}1785) 71.

[12] Eberhard Kessel, Rankes Idee der Universalhistorie, in: HZ 178 (1954) 269–308.

[13] Wolfgang Burgdorf, Reichskonstitution und Nation: Verfassungsprojekte für das Heilige Römische Reich Deutscher Nation im politischen Schrifttum von 1648 bis 1806 (Mainz 1998) 21.

[14] Dieter Langewiesche, ‚Nation', ‚Nationalismus', ‚Nationalstaat' in der europäischen Geschichte seit dem Mittelalter – Versuch einer Bilanz, in: Ders., Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa (München 2000) 14–35, hier 14.

kelten, warfen den Universalhistorikern mangelnde Quellenkenntnis und -kritik vor. Darüber hinaus erschwerte es der ständige Zuwachs an Wissen zunehmend, eine Universalgeschichte zu schreiben. So wurden nach 1800 nicht nur das kritisch-wissenschaftliche Fundament der Universalhistoriker bemängelt, sondern überhaupt die Möglichkeit in Frage gestellt, daß ein einzelner den hohen Anforderungen einer Weltgeschichte überhaupt gerecht werden könne. Die überwiegende Mehrzahl der Arbeiten, die sich mit Historiographiegeschichte auseinandersetzt, stimmt darin überein, daß mit den quellenkritischen Arbeiten des Altertumswissenschaftlers Barthold Georg Niebuhrs eine neue Stufe, gleichsam der Anfang der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung erreicht worden sei. Leopold von Ranke, der seinerseits für Generationen schulbildend wirken sollte, habe dann noch diesen Ansatz „nur“ für die neuere Geschichte fruchtbar gemacht[15].

Dennoch dauerte es annähernd 40 Jahre, bis die Universalhistorie durch die neuen historischen Methoden abgelöst wurde. Universalhistoriker wie Friedrich Christoph Schlosser und Karl von Rotteck standen noch lange hoch in der Gunst des Publikums. Sie hatten ihre Ausbildung und Prägung als Wissenschaftler und Publizisten vor 1800 erhalten und vertraten die Grundsätze der Aufklärung bis zu ihrem Lebensende. Rottecks Tod im Jahre 1840 wird als endgültiger Wendepunkt in der Historiographiegeschichte gesehen. Die Universalgeschichte war von der Nationalgeschichte abgelöst worden. Doch auch hier gilt es wiederum zu differenzieren. Leopold von Ranke, der mit seiner Geschichte der Päpste am Beginn seines Forscherlebens mit einem universalgeschichtlichen Ansatz begonnen hatte[16], kehrte in seinen letzten Lebensjahren wieder zu diesem zurück und schrieb seine umfangreiche und auf acht Bände angelegte Weltgeschichte. Und dies, obwohl er seinen größten Erfolg erzielte, als er sich Ende der 1830er Jahre von der Weltgeschichte abwandte und sich nach seiner Papstgeschichte der sogenannten „vaterländischen“ Geschichte zuwandte. Sybel lobte seine „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“ aus den Jahren 1839 und 1843 geradezu enthusiastisch als Werk „eines deutschen Patrioten, der von Begeisterung für die größte Tat des deutschen Geistes erfüllt sei“[17].

Was die weitere Entwicklung der Universalgeschichte anbelangt, so sei hier lediglich erwähnt, daß sie nach 1900 wieder neue Impulse erfuhr, wobei innovative Konzepte von Historikern, vor allem aber von Nationalökonomen und Soziologen entwickelt wurden. Verwiesen sei an dieser Stelle nur auf Max Weber. Seine Aufsätze zur Religionssoziologie und sein mehrbändiges Werk „Wirtschaft und

[15] Hammerstein, Der Anteil des 18. Jahrhunderts 57.

[16] Der erste Band von „Die Römischen Päpste, die Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert” erschien 1834, der zweite und dritte 1836; vgl. allgemein zu Rankes Ansatz zur Weltgeschichte Ernst Schulin, Universalgeschichte und Nationalgeschichte bei Leopold von Ranke, in: Wolfgang Mommsen (Hg.), Leopold von Ranke und die moderne Geschichtswissenschaft (Stuttgart 1988) 37–71.

[17] Gooch, Geschichte der Geschichtsschreibung 101.

Gesellschaft“ enthalten Höchstleistungen in vergleichender universalgeschichtlicher Betrachtung. Auch Karl Lamprecht betrieb Kulturgeschichte in ausdrücklicher Opposition zur vorherrschenden politischen Historie und gründete 1909 das Leipziger Institut für Kultur- und Universalgeschichte[18].

Beenden wir den summarischen Überblick zur Universal- und wenden uns der Reichsgeschichtsschreibung zu. Für sie hatte der Zusammenbruch des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation deutlich einschneidendere Folgen als für erstere, und dies hing eng mit ihrer Ausrichtung vor 1800 zusammen. Die Reichshistoriographie hat ihre Wurzeln – wie übrigens auch jene der Länder – in der frühneuzeitlichen Dynastiegeschichtsschreibung. Stärkere Impulse erhielt sie im 17. Jahrhundert nach dem Westfälischen Frieden. Ihre entscheidende Ausformung gewann sie dann aber im 18. Jahrhundert; besonders in den Jahren zwischen 1710 und 1750 erschienen zahlreiche Schriften zu diesem Themenkomplex. Die Reichsgeschichte war eine Art Hilfsdisziplin der Publizistik, der Lehre vom Reichs-Staats-Recht, dem Ius Publicum Romano Germanicum. Sie entwickelte sich immer stärker zu einem wichtigen Instrument der Jurisprudenz. Der staatlichen Sonderform des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation entspricht unmittelbar ein besonderes Reichsrecht. Zwar verfügte auch England über eine historisch-politische Beweisführung, in Italien wenden die italienischen Juristen die prozessualen Formen des ius publicum an und in Frankreich bildet sich eine verwandte Tradition in den Parlamentsdiskussionen aus, aber nur im Reich wird die Jurisprudenz insgesamt so dezidiert historisch begründete, und deshalb entwikkelte sich die Historie zur wichtigsten Hilfsdisziplin der Reichspublizisten[19].

Die Universitäten bemühten sich, diese neue juristische Hilfsdisziplin anzubieten, da sie sich davon versprachen, möglichst viele Jurastudenten anzuziehen, denen die komplexe Reichsstruktur und das Reichsrecht näher gebracht werden sollte. Vor allem die Universitäten von Halle und Göttingen galten als erste Adres-

---

[18] Luise Schorn-Schütte, Karl Lamprecht, Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik (Göttingen 1984); Roger Chickering, Karl Lamprecht. A German Academic Life (1856–1915) (New Jersey 1993). Zu derzeitigen Überlegungen, Universalgeschichte und/oder Kulturgeschichte wieder an den Universitäten zu institutionell zu verankern vgl. Matthias Middell, Universalgeschichte heute: Einige Bemerkungen zu einem vernachlässigten Thema, in: Comparativ 2,1 (1992) 131–145; Ders., Lehre und Forschung auf dem Gebiet der Kultur- und Universalgeschichte institutionalisieren. Das Beispiel Leipzig, in: Matthias Middell, Gabriele Lingelbach, Frank Hadler (Hgg.), Historische Institute im internationalen Vergleich (Leipzig 2001) 85–111.

[19] Notker Hammerstein, Jus und Historie. Ein Beitrag zur Geschichte des historischen Denkens an deutschen Universitäten im späten 17. und im 18. Jahrhundert (Göttingen 1972) 377 f. Um die Erforschung der wissenschaftlichen Reichspublizistik haben sich neben Hammerstein vor allem Bernd Roeck und Michael Stollein verdient gemacht, erwähnt seien an dieser Stelle lediglich Bernd Roeck, Reichssystem und Reichsherkommen. Die Diskussion über die Staatlichkeit des Reiches in der politischen Publizistik des 17. und 18. Jahrhunderts, Stuttgart 1984; Michael Stolleis, Tradition und Innovation in der Reichspublizistik nach 1648, in: Wilfried Barner (Hg.), Tradition, Norm, Innovation (München 1979) 1–13.

se für derartige Studien.[20] Göttingen verdankte Johann Stephan Pütter den Ruf als erste und auch höfische Universität. Zeitgenossen berichteten, daß Pütter eine schier unglaubliche Zahl adliger Studiosi anzog. In seinen Vorlesungen versuchte er, ihnen die Reichs-Rechts-Ordnung und deren historische Voraussetzungen begreiflich zu machen[21]. Neben den vermittelten juristischen Kenntnissen hatten derartige Studien auch einen gesellschaftlichen Wert. Es galt allgemein als Ausweis eleganter, höfischer Gelehrsamkeit, über derartige „historisierenden Fragestellungen" kompetent diskutieren zu können[22]. So machte 1705 etwa Professor Christian Thomasius in seiner Vorlesungsankündigung in Halle darauf aufmerksam, daß die Universität die jungen Leute zuvorderst „studiis humanioribus et elegantioribus" anregen solle, da ihr ansonsten ein Rückgang der Zuhörerschaft drohe[23].

Die Publizistik verstand sich als moderne zeitgemäße und weltliche Wissenschaft. Sie verfolgte die Absicht, das Reich und seine Territorien als Garanten des Gemeinwohls zu legitimieren. Alle Reichshistoriker waren bis zum Ende des Reiches und zum Teil noch darüber hinaus bei vielfacher Kritik überzeugte Vertreter eines kräftigen Reichs- und Kaisergedankens[24]. Selbst in vorübergehend mit dem Kaiserhaus verfeindeten Territorien war es den dortigen Publizisten und Reichs-Historikern niemals zweifelhaft, im Zusammenhalt des Heiligen Römischen Reiches und in der Stellung des Kaisers die unabdingbare Voraussetzung des eigenen politischen Selbstverständnisses, der eigenen Existenz zu erkennen[25]. Wolfgang Burgdorf hat in seiner profunden Dissertation gezeigt, daß gerade in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts die Veröffentlichungen zu Reformen des Reiches durch Vertreter der Reichspublizistik anschwellen. Diese Texte vermehrten sich, als die Wirklichkeit des Reiches schwand, als es zerstört wurde[26].

---

[20] Notker Hammerstein, Reichs-Historie, in: Bödeker–Iggers–Knudsen (Hgg.), Aufklärung und Geschichte 82–104.

[21] Wilhelm Ebel, Der Göttinger Professor Johann Stephan Pütter aus Iserlohn (Göttingen 1973) 98.

[22] Heinrich Graf Bünau, Teutsche Kaiser- und Reichs-Historie, Vorrede, anderer Theil (Leipzig 1732).

[23] Hammerstein, Jus und Historie 130.

[24] Hammerstein, Reichs-Historie 95.

[25] Folgt man Notker Hammerstein, so sucht man unter den Reichshistorikern – und dies völlig abweichend vom 19. Jahrhundert – Katholiken meist vergeblich. Die geistlichen Landesfürsten sahen wohl keine Notwendigkeit darin, sich historisch mit dem Reich auseinandersetzen, das man anscheinend für eine gottgegebene Selbstverständlichkeit hielt. Darüber hinaus unterlagen die Arbeiten der Professoren an den katholischen Universitäten einer strengen Zensur; Ebd. 92.

[26] Burgdorf, Reichskonstitution und Nation 31. In seiner Habilitationsschrift beschäftigt er sich abermals mit dem Untergang des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation. Die Kernthese, dass das Reich nicht sang- und klanglos untergegangen sei, belegt er ausgerechnet und kaum überzeugend mit den Schriften jener Rechtsgelehrten, deren Existenz durch den Untergang des Reichs bedroht war; Wolfgang Burgdorf, Ein Weltbild verliert seine Welt. Der Untergang des Alten Reichs und die Generation von 1806 (München 2006); ähnlich argumentiert Eric-Oliver

Obwohl das Jahr 1806 eine tiefe Zäsur für die Reichshistoriographie bedeutete, gab es auch weiterhin Anhänger der älteren multinationalen Staatengebilde als Ordnungsprinzip. Der Deutsche Bund als Nachfolger des Alten Reiches ließ ja auch zunächst durchaus noch verschiedene Optionen politischer Ordnungsmodelle offen[27]. In den nächsten Jahrzehnten verbreitete sich jedoch zunehmend die Forderung der Nationalbewegungen: eine Nation – ein Staat, wenngleich kaum einer der modernen Nationalstaaten diesem nationalen Homogenitätsanspruch genügte[28]. Als für die Mehrzahl der deutschen Historiker mehr und mehr der preußisch dominierte Nationalstaat zum obersten handlungsleitenden Wert wurde, formulierten auch seine Gegner ihre Positionen deutlicher. Man könnte sogar die These aufstellen, daß erst die Nationalstaatsgründung und der sich bald darauf verschärfende Kulturkampf dazu führten, daß die mehrheitlich katholischen Anhänger des Alten Reiches ihre politischen Vorstellungen dezidierter formulierten.

Der Stellenwert religiöser und konfessioneller Faktoren für die Nationsbildungsprozesse des 19. Jahrhunderts ist unbestritten, die Forschung wendet sich diesem Sachverhalt aber erst seit wenigen Jahren zu[29]. Die Bedeutung von Geschichtskonstruktionen für die nationale Identität war den Katholiken durchaus bewußt. Selbstverständlich bildete auch für sie das historische Argument im „Jahrhundert der Geschichte“ einen wesentlichen Bestandteil in den politischen Kontroversen. Die Auseinandersetzungen über die historischen Vorzeichen zum Weg Deutschlands in den Nationalstaat gewannen nach der Jahrhundertmitte und vor allem nach den italienischen Befreiungskriegen an Schärfe[30]. Während die protestantisch-preußischen Historiker mehr oder weniger emphatisch und aggressiv für die kleindeutsche Lösung Propaganda machten, setzten sich katholische Historiker für ein föderatives Staatenmodell ein, das Österreich nicht ausgrenzen sollte. Sie

---

Mader, Die letzten „Priester der Gerechtigkeit“. Die Auseinandersetzung mit der Auflösung des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation (Berlin 2005)

[27] Vgl. etwa zum weitgespannten Spektrum an nationalpolitischen Hoffnungen: Karin Luys, Die Anfänge der deutschen Nationalbewegung von 1815 bis 1819 (Münster 1992).

[28] Dieter Langewiesche, Reich, Nation und Staat in der jüngeren deutschen Geschichte, in: HZ 254 (1992) 341–381.

[29] Zum eher dürftigen Forschungsstand zu Beginn der 90er Jahren vgl. Ders., Nation, Nationalismus und Nationalstaat: Forschungsstand und Forschungsperspektiven, in: Neue Politische Literatur 40 (1995) 190–236, hier 214–216. In den letzten Jahren erschienen dann einige Arbeiten, die sich intensiver mit dieser Problematik auseinandersetzten: Adolf M. Birke, Nation und Konfession. Varianten des politischen Katholizismus im Europa des 19. Jahrhunderts, in: Historisches Jahrbuch 116 (1996) 395–416; Stefan Laube, Fest, Religion und Erinnerung. Konfessionelles Gedächtnis im Königreich Bayern von 1804 bis 1917 (München 1999); Heinz-Gerhard Haupt, Dieter Langewiesche (Hgg.), Nation und Religion in der deutschen Geschichte (Frankfurt am Main 2001).

[30] Holger Th. Gräf, Reich, Nation und Kirche in der groß- und kleindeutschen Historiographie, in: Historisches Jahrbuch 116 (1996) 367–394; Nikolaus Buschmann, Auferstehung der Nation? Konfession und Nationalismus vor der Reichsgründung in der Debatte jüdischer, protestantischer und katholischer Kreise, in: Haupt–Langewiesche (Hgg.), Nation und Religion, 333–389, hier 336.

stellten der Geschichte des Aufstiegs des preußisch geführten deutschen Nationalstaats ihre kontroversen Konzepte einer Reichsgeschichte entgegen. Beachtet wurde diese Strömung von der historiographischen Forschung bislang jedoch wenig. In der kollektiven Erinnerung des Faches findet sie kaum Beachtung und dies obwohl – nach Thomas Brechenmacher – die katholisch-konservative, großdeutsche Geschichtsschreibung über drei Generationen von Friedrich Emanuel Hurter (1797–1865) bis Ludwig von Pastor (1854–1928) einen bedeutenden Faktor des öffentlichen geistigen Diskurses darstellte[31].

Die Reichshistoriker der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstammten mehrheitlich dem katholischen Milieu[32]; sie kamen nicht aus den älteren preußischen Territorien. Gerade aber aus den Gebieten, die nach 1800 an Preußen fielen, stammten die energischsten Vertreter antipreußischer Geschichtsschreibung. Verwiesen sei hier lediglich auf die Rheinprovinz, wo sich nicht zuletzt aufgrund der unglücklichen Religionspolitik der Regierung auch die stärksten mentalen Widerstände bildeten. Einer der bekanntesten und beruflich erfolgreichsten Reichshistoriker war sicherlich der gebürtige Westfale Julius Ficker, der bereits in den 60er Jahren als entschiedener Befürworter der deutschen Reichsidee Position bezog. Nach dem Studium an den Universitäten von Münster, Berlin und Bonn, wo er 1849 promovierte, erhielt er gleich eine Privatdozentur. Bereits drei Jahre später folgte er dem Ruf auf einen Geschichtslehrstuhl nach Innsbruck. 1863 übernahm Ficker an derselben Universität die Professur für Reichs- und Rechtsgeschichte. In der deutschen Historiographiegeschichte findet er nicht zuletzt wegen seiner heftigen Kontroverse mit dem streitlustigen Sybel Beachtung. Ausgelöst wurde dieser Historikerstreit durch eine Kritik Sybels an Giesebrechts „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“. Obwohl Giesebrecht als glühender Patriot politisch durchaus auf Sybels Seite stand, vermißte dieser in dem Werk die energische Frage nach dem Ziel der so eingehend dargestellten universalen Kaiserpolitik. Weiter rügte Sybel an dieser Darstellung, daß die Kaiser mit ihrem Universalismus der deutschen Nation großen Schaden zugefügt und besser daran getan hätten, ein starkes nationales Leben aufzubauen. Dagegen wandte sich nun dezidiert Ficker, der Sybel vorwarf, moderne Konzeptionen und Kontroversen in eine weit zurückliegende Epoche hineinzuprojizieren. Nationalismus habe es damals noch nicht gegeben, vielmehr habe die Idee des Universalismus der Zeit entsprochen. Ficker

[31] Brechenmachers Dissertation über die frühe großdeutsche Geschichtsschreibung und der Aufsatz von Gräf, Reich, Nation und Kirche, zählen dann auch zu den bemerkenswerten Ausnahmen neueren Datums, die sich diesem Thema zuwenden; Thomas Brechenmacher, Großdeutsche Geschichtsschreibung im neunzehnten Jahrhundert. Die erste Generation (1830–48) (Berlin 1996).

[32] Zum Begriff des katholischen Milieus vgl. Josef Mooser, Das katholische Milieu in der bürgerlichen Gesellschaft. Zum Vereinswesen des Katholizismus im späten Deutschen Kaiserreich, in: Olaf Blaschke, Frank-Michael Kuhlemann (Hgg.), Religion in Geschichte und Gesellschaft. Sozialhistorische Perspektiven für die vergleichende Erforschung religiöser Mentalitäten und Milieus (Gütersloh 1996) 59–92.

verteidigt in seinen Schriften weiterhin die universale katholische Reichsidee und profilierte sich als entschiedener Verfechter einer großdeutschen Lösung der nationalen Frage, wobei ihm der multinationale österreichische Kaiserstaat als Vorbild diente[33].

Die in München erschienenen streng kirchlich-konservativ geprägten „Historisch-politischen-Blätter für das katholische Deutschland", welche sich als meistgelesene und einflußreichste Zeitschrift des deutschen Katholizismus etabliert hatte, nahmen die Diskussion 1858 sogleich auf und führten sie bis in die Kulturkampfzeit fort. Ihr Herausgeber, Joseph Edmund Jörg[34], fand in dem Hannoveraner Publizisten Onno Klopp, einen äußerst streitbaren Mitarbeiter im Kampf gegen die „kleindeutschen Geschichtsbaumeister"[35]. Eine ausgesprochen katholische großdeutsche Geschichtsschreibung zum 16. und 17. Jahrhundert formierte sich aber erst gut zehn Jahre später[36]. Neben Klopp und Ficker sollte der vom Niederrhein stammende Pfarrer Johannes Janssen zum einflußreichsten katholischen Historiker im Deutschen Reich werden[37]. Seine extrem antifranzösische Haltung und sein zunächst noch vorhandener Nationalismus führten ihn zeitweilig im allgemeinen Taumel über die Reichseinigung ins propreußische Lager, doch zu Beginn der 70er Jahre stellte er sich entschieden gegen die neue preußisch-deutsche Kirchenpolitik. Nun begann er seine mehrbändige „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters" zu schreiben. Angeregt hatte ihn zu diesem Werk sein Lehrer Johann Friedrich Böhmer mit dem Argument, daß es auch historische Studien von katholischer Seite geben müsse. Janssen beabsichtigte, eine Kulturgeschichte des Volkes in der Frühen Neuzeit zu schaffen, vor allem wollte er das seiner Meinung nach in der Forschung vorherrschende einseitige Bild über den Segen der Reformation zurechtrücken. Er hoffte anhand von Kirchen-, Bildungs-,

---

[33] Dotterweich, Heinrich von Sybel, schenkt diesem Streit keine große Beachtung, vgl. hierzu Julius Jung, Julius Ficker (Innsbruck 1907) 307–354; Friedrich Schneider (Hg.), Universalstaat oder Machtstaat. Macht und Ende des Ersten Deutschen Reiches. Die Streitschriften von Heinrich von Sybel und Julius Ficker zur deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters (Innsbruck 1941).

[34] Karl Hermann Lucas, Joseph Edmund Jörg. Konservative Publizistik zwischen Revolution und Reichsgründung, 1852–1871 (Phil. Diss. Köln 1969). Jörg gab die Zeitschrift von 1852–1901 heraus.

[35] Mit diesem Titel versah Klopp eine seiner Schriften; vgl. Onno Klopp, Kleindeutsche Geschichtsbaumeister (Freiburg im Breisgau 1863). Klopp gehörte seit 1859 zu den produktivsten Autoren der Historisch-Politischen-Blätter; bis zu seinem letzten Lebensjahr lieferte er fast jährlich regelmäßig, häufig sogar mehrere Artikel für die Zeitschrift; vgl. Die Mitarbeiter der Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland 1838–1923. Ein Verzeichnis, bearbeitet von Dieter Albrecht, Bernhard Weber (Mainz 1990) 95.

[36] Als wichtiger „Wegbereiter" einer ultramontanen Historiographie wirkte in den 40/50er Jahren der in Österreich lebende und forschende Schweizer Konvertit Friedrich Emanuel von Hurter; vgl. Heinrich von Srbik, Geist und Geschichte vom deutschen Humanismus bis zur Gegenwart, 2 Bde. (Salzburg 1951) hier Bd. 2, 55–57.

[37] Vgl. Luise Schorn-Schütte, Janssen, Johannes: in Rüdiger vom Bruch u. Rainer A. Müller (Hgg): Historikerlexikon (München 1991) 157.

Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte zeigen zu können, wie die protestantische Reformation das Schicksal der niederen Klassen und überhaupt der gesamten Kultur schädlich beeinflusst hatte. Janssen machte die Reformation nicht nur für den Niedergang von Wirtschaft und Kultur verantwortlich, sondern auch für den für Land und Volk verheerenden Dreißigjährigen Krieg. Die äußerst positive Bewertung Luthers und seines Werkes von Seiten der propreußischen Geschichtsschreibung wurde bei ihm ins Gegenteil verkehrt. Darüber hinaus schimmerte immer wieder Janssens große Hochschätzung für das habsburgische Kaisertum durch[38]. Seine Geschichte des deutschen Volkes, die in beachtlichen 15 Auflagen erschien, machte Janssen bei Gesinnungsgenossen, aber auch bei seinen Gegnern äußerst populär, die sich in zahlreichen Schriften mit ihm auseinandersetzten. Georg Waitz vermutete, daß Janssen der meistgelesene Historiker Deutschlands war[39].

Weniger bekannt, aber nicht weniger pro-österreichisch war sein bereits erwähnter Kollege Onno Klopp. Wie Ficker war auch er wegen seiner politischen Ansichten nach Österreich emigriert, die Klopp in seinen wissenschaftlichen Arbeiten dezidiert vertrat. Seine Berufslaufbahn begann er in Hannover im Dienste König Georgs V., dem sich Klopp aufgrund seiner preußenfeindlichen Haltung empfahl. Bis 1866 publizierte er eine Reihe von Arbeiten, in denen er die Vertreter der kleindeutschen Historiographie vehement angriff. Das machte ihn rasch zu einer persona non grata. Sybel bemerkte über Klopp in einer Rede im preußischen Abgeordnetenhaus, daß sich dieser zum „Vernichter Friedrichs II." aufgeschwungen habe[40]. Klopp wiederum sah in Preußen einen unersättlichen Aggressor und eine dauerhafte Kriegsdrohung für Europa[41]. Zusammen mit Johannes Janssen, Ignaz Döllinger und Joseph Edmund Jörg plante Klopp die Herausgabe einer eigenen historischen Zeitschrift, in der sie Sybel, Droysen und den anderen Verfechtern einer propreußischen und kleindeutsch geprägten Historiographie entgegentreten wollten[42]. Dieser Plan hat sich aber nicht realisieren lassen. Die großdeutschen Historiker, denen die meisten außerösterreichischen Universitäten verschlossen blieben, wurden in den 1860er Jahren ohnehin in die Defensive gedrängt. So begab sich etwa Onno Klopp nach Langensalza mit seinem König ins Wiener Exil und konvertierte dort 1873 zum Katholizismus[43].

---

[38] Georg von Below, Die deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen (München–Berlin [2]1924) 70.

[39] Kaspar Elm, Johannes Janssen, Der Geschichtsschreiber des deutschen Volkes (1829–1891), in: Rheinische Geschichtsbilder 17 (1997) 121–140, hier 121.

[40] Zitiert nach Gräf, Reich, Nation und Kirche 387.

[41] Jürgen Mirow, Das alte Preußen im deutschen Geschichtsbild seit der Reichsgründung (Berlin 1981) 42.

[42] Rudolf Lill, Großdeutsch und kleindeutsch im Spannungsfeld der Konfessionen, in: Anton Rauscher (Hg.), Probleme des Konfessionalismus in Deutschland seit 1800 (Paderborn–München–Wien–Zürich 1984) 29–49, hier 44.

[43] Gräf, Reich, Nation und Kirche 387.

Aus seiner neuen Wahlheimat suchte er wieder den Kontakt zu Janssen, der sich während dessen preußenfreundlicher Phase gelockert hatte. Klopp verstand das Alte Reich als einen universalistischen und übernationalen Rechts- und Friedensraum. Nur in einem solchen Reich sah er den Bestand und das friedlich-schiedliche Nebeneinander der Staaten gesichert. Er bat Janssen in seinen Briefen eindringlich: „[...] nie von einem ‚deutschen' Reich sprechen zu wollen. Auch Voltaire sagte ja noch: ‚Le Sainte Empire'. Es gibt kein deutsches Reich vor Bismarck und Wilhelm."[44] Klopps strikte staatspolitische Gegnerschaft gegen das Bismarckreich – er blieb bis zu einem Tod im Jahre 1903 einer der glühendsten Anhänger der großdeutschen Idee – und Janssens religiös-weltanschaulich begründete Anhänglichkeit an die Papstkirche bildeten die zukünftigen Leitlinien in ihren Arbeiten. Diese Sicht der frühneuzeitlichen deutschen Geschichte stand „Preußens Beruf" zur Einigung Deutschlands diametral entgegen[45].

Die Historiker, welche eine eindeutig gegen Preußen gerichtete Reichsgeschichte schrieben, unterschieden sich in der Wahl ihrer Mittel nicht von ihren Kontrahenten. Auch sie benutzen historische Arbeiten als Vehikel für ihre politischen Meinungen. Der in Straßburg lehrende Historiker Hermann Baumgarten verglich bereits zu Beginn der 80er Jahre Treitschke mit Janssen. Ungeachtet der fundamentalen Gegensätze in ihrer Geschichtsdarstellung seien die Werke beider doch in einem essentiellen Punkt sehr ähnlich: „... die Geschichte ist ihnen nicht Selbstzweck, sondern Mittel; sie sind aus dem heißen Drang hervorgegangen, den Leser für eine bestimmte Auffassung der Gegenwart zu gewinnen. Was dem einen Rom, ist dem andern Preußen."[46]

Wie ihre protestantischen Kollegen bauten die konservativ-katholischen Historiker ebenfalls ein enges persönliches Netzwerk auf[47], und wie diese setzten auch

---

[44] Ludwig von Pastor (Hg.), Briefe von Onno Klopp an Johannes Janssen, in: Hochland 16 (1918/19) 229–253, 385–405, 484–511, 578–607, hier 504: Brief von Klopp an Janssen vom 19. April 1877.

[45] Gräf, Reich, Nation und Kirche 385.

[46] Hermann Baumgarten, Treitschke's Deutsche Geschichte (Straßburg ^{3}1883). Zitiert nach Andreas Biefang, Der Streit um Treitschkes „Deutsche Geschichte" 1882/83. Zur Spaltung des Nationalliberalismus und der Etablierung eines national-konservativen Geschichtsbildes, in: HZ 262 (1996) 391–422. Baumgarten hatte mit dieser Bemerkung Treitschke, dem er – obwohl selbst zu den nationalliberalen Historikern gehörend – vorwarf, die Rolle Preußens in der deutschen Geschichte überzubewerten, auf eine Stufe mit den sogenannten katholischen „Reichsfeinden" gestellt. Biefang interpretiert diesen Vergleich in der von konfessioneller Polemik erhitzten Situation zu Recht als eine Diffamierung ganz besonderer Qualität; ebd. 404.

[47] Dieses Netzwerk reichte über die Kontakte zu Kollegen hinaus. So traf etwa Janssen wiederholt mit den Bischöfen Ketteler aus Mainz und Raß von Straßburg zusammen oder mit dem Bischof Weiß von Speyer. Ludwig Pastor, Johannes Janssen. 1829–1891. Ein Lebensbild, vornehmlich nach den ungedruckten Briefen und Tagebücher desselben (Freiburg ^{2}1894) 26 f. Darüber hinaus verfügte er über sehr gute Kontakte zu führenden Zentrumpolitikern wie August Reichensperger. Janssen war selbst kurzfristig Abgeordneter des Zentrums im Reichstag. Seit seinem Studium in Bonn war er zudem mit Julius Ficker befreundet, der von August Reichensperger ebenfalls zur „Partei" gerechnet wird; Ludwig Pastor, August Reichensperger. 1808–1895. Sein Leben und Wirken auf dem

die ihnen nachfolgenden Schüler ihren Meistern ebenfalls literarische Gedenksteine in Form von hagiographischen Biographien, um ihre Helden zu feiern. An erster Stelle profilierten sich in diesem Bereich wiederum Johannes Janssen und Ludwig von Pastor[48]. Darüber hinaus sorgte das katholische Milieu für eine Traditions- und Identitätsbildung in seinem Sinne, in dem es bedeutenden Vertretern der Kirche – meist Bischöfen – allerorten Denkmäler setzte; ein Aspekt, der in den zahlreichen Arbeiten zum Denkmalskult des 19. Jahrhunderts fast durchgängig übersehen wurde[49].

Doch wenden wir uns im Folgenden der Landesgeschichtsschreibung zu und blicken zunächst wieder zurück in die Frühe Neuzeit. Diese intensivierte sich ab dem 16. Jahrhundert und ist in dieser Epoche mit Dynastiegeschichte befaßt; gefördert wurde sie naturgemäß von den einzelnen Landesherren[50]. Noch im 18. Jahrhundert wurden die Geschichtsstudien zum Ruhm des eigenen Fürstenhauses betrieben, wobei die Historiographie einen Teil des großartigen Systems fürstlicher Repräsentation darstellte[51]. Es galt, tatsächliche Rechte zu verteidigen oder fragwürdige Ansprüche historisch zu legitimieren. Bevorzugte Gegenstände waren Genealogie, Diplomatik und Heraldik. Auch die meisten deutschen Akademien beschäftigten sich in erster Linie mit Landesgeschichte. So betrafen etwa die Preisfragen der Akademie in München nur bayerische Geschichte[52] und Forschungsbe-

---

Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses, 2 Bde. (Freiburg im Breisgau 1899) Bd. 2, 297. Janssen empfahl Onno Klopp wiederum den jungen Ludwig Pastor als Schüler, der mehr als zwei Jahre in dessen Haus in Wien lebte und so seinem direkten persönlichen Einfluß unterstand; Wiard Klopp, Die Beziehungen Ludwig Pastors zu Onno Klopp, in: Jahrbuch der Österreichischen Leo-Gesellschaft (1934) 18–181.

48 So legte etwa Janssen umfangreiches biographisches Material von seinem Frankfurter Lehrer Friedrich Böhmer vor, der zwar kein Katholik war, dem Katholizismus aber sehr nahe stand und der in Preußen stets den „Pfahl in deutschem Fleisch" sah; zitiert nach Ludwig von Pastor, Johannes Janssen, in: Allgemeine Deutsche Biographie 50 (1905) 733–741, hier 737; Johannes Janssen (Hg.), Johann Friedrich Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften, 2 Bde., Briefe von 1815–1849 (Freiburg im Breisgau 1868). Vgl. weiterhin die biographischen Arbeiten Pastors über seinen Lehrer Janssen; Pastor, Johannes Janssen; Ders., Johannes Janssens Briefe I–II, Freiburg im Breisgau 1920; Ders., Aus dem Leben des Geschichtsschreibers Johannes Janssen 1829–1891. Mit einer Charakteristik Janssens (Köln 1929).

49 Zur Erinnerungskultur als Faktor der katholischen Milieubildung, vgl. Uta Rasche, Erinnerungskultur im katholischen Milieu: Die Ludgerus-Verehrung im Bistum Münster (1840–1910), in: Westfälische Forschungen 51 (2001) 235–255.

50 Vierhaus, Historisches Interesse 269.

51 Eingehend dargestellt in: Otto Herding, Geschichtsbewußtsein, Geschichtsschreibung und -forschung im Herzogtum Württemberg, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 51 (1992) 205–231.

52 Andreas Kraus, Die historische Forschung an der churbayerischen Akademie der Wissenschaften 1759–1896 (München 1959); Ders., Die Geschichtswissenschaft an den deutschen Akademien des 18. Jahrhunderts, in: Hammer–Voss (Hgg.), Historische Forschung im 18. Jahrhundert 236–259.

mühungen der Mannheimer Historiker kreisten ausschließlich um die Geschichte der Pfalz[53].

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts erhielt die Landeshistoriographie dann entschiedenen Auftrieb durch die vielerorts entstehenden deutschen Geschichtsvereine. Diese wurden zur eigentlichen Bastion der Landesgeschichtsschreibung und blieben es bis zum heutigen Tag. Eine erste Gründungsphase fiel in die 20er Jahre, ihre Anzahl stieg dann in den 30er Jahren rasch an, so daß 1840 rund 60 Vereine existierten[54]. Um 1900 bestand in jeder deutschen Stadt mindestens ein historischer Verein. Erklärtes Ziel dieser Vereine war es, vaterländische Geschichte zu betreiben, und sie bezogen sich damit ausdrücklich auf ihr engeres kleines Territorium. Nationale Geschichte wurde in den Vereinen mehrheitlich nicht erforscht.

Das 19. Jahrhundert ist mit provokantem Unterton als das Zeitalter der „Traditionserfindung" bezeichnet worden[55]. Die Geschichtsvereine haben sich ebenfalls an diesen Prozessen beteiligt, aber eher im Sinne ihrer eigenen patriotischen Geschichtsdeutung. Denn bei weitem nicht jeder Geschichtsverein eignete sich zur Kreierung nationaler Identitäten. Dazu war zum Beispiel der katholisch geprägte, latent antipreußische „Historische Verein für den Niederrhein" gänzlich ungeeignet. Ob und inwiefern ein Geschichtsverein nationale oder regionale beziehungsweise lokale Traditionen schuf, hing ganz entscheidend von den jeweiligen Geschichtskonzepten und seinen Beziehungen zu den regierenden Häusern ab. Die Forschung hat sich in den letzten Jahren auf die einseitige Analyse von nationalen, meist preußisch-nationalen Identitäten konzentriert. Dieter Langewiesche hat dies in seinen Arbeiten immer wieder kritisiert, in dem er nachdrücklich darauf hinwies, das Deutsche Reich habe nicht nur aus Preußen bestanden. Demgegenüber

---

[53] Der Schwerpunkt der Tätigkeit an den Akademien lag auf typischen Themen der Gelehrten, der Genealogie, der Chronologie, der Diplomatik, der antiken und mittelalterlichem Geographie, „qua lux historica maxime pendet"; vgl. Acta Academia Theodero-Palatina IV (1778), praefatio; siehe auch Peter Fuchs, Palatinatus Illistratus. Die historischen Forschungen an der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften (Mannheim 1963).

[54] Zur Entwicklung der deutschen Geschichtsvereine vgl. Hermann Heimpel, Geschichtsvereine einst und jetzt, in: Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert (Göttingen 1972) 54–74; Klaus Pabst, Historische Vereine und Kommissionen in Deutschland bis 1914, in: Ferdinand Seibt (Hg.), Vereinswesen und Geschichtspflege in den böhmischen Ländern (München 1986) 13–39; Jürgen Voss, Die Akademien als Organisationsträger der Wissenschaften im 18. Jahrhundert, in: HZ 231 (1980) 43–74; Ders., Akademien, gelehrte Gesellschaften und wissenschaftliche Vereine in Deutschland, 1750–1850, in: Etienne François (Hg.), Sociabilité et Société bourgeoise en France, en Allemagne et en Suisse, 1750–1850 (Paris 1987) 149–166. Für England und Frankreich liegen schon seit einigen Jahren profunde Arbeiten über die Entwicklung der Geschichtsvereine vor; vgl. Philippa Levine, The Amateur and the Professional. Antiquarians, Historians and Archaeologists in Victorian England, 1838–1886 (Cambridge 1986); für Frankreich seien nur die umfassenden Studien von Jean-Pierre Chaline genannt: Sociétés savantes et académies de province en France dans la première moitié du XIX^{e} siècle, in: François (Hg.): Sociabilité et Société 169–180; Ders., Sociabilité et érudition: les sociétés savantes en France (Paris 1995).

[55] Eric J. Hobsbwam (Hg.), The Invention of Tradition (Cambridge 1983).

entwickelte er sein schlüssiges Konzept vom föderalen Nationalismus[56]. Neuere Forschungen zur Geschichtsschreibung in der Provinz bestätigen seinen Ansatz. Gerade dort wurden erhebliche Gegengewichte aufgebaut, es entstanden unzählige partikulare Geschichtserzählungen entweder in Ergänzung, aber auch in Konkurrenz zur nationalen Geschichtsschreibung[57].

Dabei gab es in verschiedenen deutschen Ländern recht unterschiedliche Versuche, die Geschichtsvereine für die Schaffung patriotischer Haltungen zu instrumentalisieren[58]. Vereinsvorstände und Herrscherhäuser wirkten hier in einer Symbiose. Besonders ausgeprägt war dies in Bayern, wo Geschichtsvereine stärker als anderenorts in die staatsintegrativen Zwecke der bayerischen Kulturpolitik einbezogen waren[59]. Ludwig I. war ohnehin der Auffassung, daß es kein kräftigeres Bindemittel zwischen Volk und Dynastie gebe, als eine recht nationale Geschichte [...][60]. Unter „Nation“ verstand der König natürlich die bayerische Nation[61].

---

[56] Dieter Langewiesche, Föderativer Nationalismus als Erbe der deutschen Reichsnation: Über Föderalismus und Zentralismus in der deutschen Nationalgeschichte, in: Dieter Langewiesche, Georg Schmidt (Hgg.), Föderative Nation. Deutschlandkonzepte von der Reformation zum Ersten Weltkrieg (München 2000) 215–245; Ders., Nation, Nationalismus, Nationalstaat.

[57] Gabriele B. Clemens, Regionaler Nationalismus in den Historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts, in: Westfälische Forschungen 52 (2002) 133–159.

[58] Vgl. Winfried Speitkamp, Die Verwaltung der Geschichte. Denkmalpflege und Staat in Deutschland 1871–1933 (Göttingen 1996) 114–119.

[59] Georg Kunz, Verortete Geschichte. Regionales Bewußtsein in den deutschen Historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts (Göttingen 2000) 78.

[60] Ebd. 27.

[61] Zum Begriff „bayerische Nation“ vgl. Manfred Hanisch, Für Fürst und Vaterland: Legitimitätsstiftung in Bayern zwischen Revolution 1848 und deutscher Einheit (München 1991) 20–29. Wie Reichsbewußtsein einzelstaatlich genutzt und zugleich im Banne der modernen Idee „Nation“ umgedeutet werden konnte, läßt auch die bayerische „Reichshistoriographie“ des 19. Jahrhunderts erkennen: Neben die Dynastie trat als nach-revolutionäre Legitimationsinstanz die „bayerische“ Nation, um dem neuen Staat, der zwischen 1803 und 1818 33 Länder und Herrschaften aufgenommen hatte, ein uraltes historisches Fundament zu erfinden; Ferdinand Seibt, Die bayerische „Reichshistoriographie“ und die Ideologie des deutschen Nationalstaates 1806–1918, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 28 (1965) 523–554. Aber auch anderenorts – etwa in Sachsen oder im Rheinland – oszillieren die Begriffe Nation oder Vaterland im 19. Jahrhundert zwischen sehr enger städtischer und regionaler Konnotation und der Nationsidee beziehungsweise dem geeinten Nationalstaat, dies aber erst zunehmend im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Der sächsische Prinz Johann schrieb im Mai 1857 in seinen Lebenserinnerungen über den Tod seines Bruders Friedrich Augusts, dem er auf den Thron folgte: „[…] um seine verehrte und verehrungswürdige Persönlichkeit drehte sich das ganze sächsische Nationalgefühl“. [Johann], Lebenserinnerungen des Königs Johann von Sachsen. Eigene Aufzeichnungen des Königs über die Jahre 1801 bis 1854, hg. von Hellmut Kretzschmar (Göttingen 1958) 88. Joseph Goerres benutzte den Begriff der rheinischen Nation, um die Region von den altpreußischen Gebieten abzusetzen; vgl. Wolfgang Hardtwig, Nationalismus – Regionalismus – Lokalismus. Aspekte der Erinnerungskultur im Spiegel von Publizistik und Denkmal, in: Etienne François (Hg.), Lieux de mémoire – Erinnerungsorte (Berlin 1996) 91–104.

Der Versuch, auf die Identitätsbildung einzuwirken, läßt sich sowohl bei Staaten ausmachen, die auf dem Sprung waren, Nationalstaaten zu werden[62], als auch bei kleineren Ländern, die sich durch ihre Kulturpolitik gegen den Führungsanspruch der aufsteigenden Nationalstaaten behaupten wollten. Selbst in Vereinen, in denen die Monarchen weniger programmatisch und gezielt versuchten, mittels Geschichte Loyalitäten zu schaffen, war man der Überzeugung, daß durch das Erinnern an Historie die Anhänglichkeit des Volkes an das eigene Herrscherhaus zu steigern sei[63].

Georg Kunz hat anhand der von ihm untersuchten Geschichtsgesellschaften[64] gezeigt, wie alle ihren regionalen Bezugsrahmen historischer Forschungen in ein Skalenkontinuum von der lokalen bis zur nationalen Ebene einbetteten. Lokale, regionale und nationale Bezugsräume historischer Erinnerung und Forschung wurden so alternierend oder simultan zur Identitätsbildung herangezogen. Der nach 1870/71 entstehende Nationalstaat wurde meist akzeptiert, mitunter entwickelte sich sogar ein regelrechter „regionaler Borussianismus“[65]. Untersucht man jedoch darüber hinaus weitere Geschichtsvereine, so ergibt sich ein völlig anderes Bild, denn deren Mitglieder haben vornehmlich oder ausschließlich regionale oder gar lokale Identitäten gepflegt. Nehmen wir das Beispiel des „Vereins für Hamburgische Geschichte“. Weder Nationalstaat noch Kaiserhaus dienten ihm als mögliche Identifizierungsmuster; es waren vielmehr immer noch die mittelalterlichen stadtrepublikanischen Traditionen und der Status Hamburgs als Handelsmetropole, die das Bewußtsein prägten – und darüber wurden umfangreiche Arbeiten publiziert. Themen der nationalen Geschichtsschreibung fanden dagegen keinen Eingang in die Vereinspublikationen, vielmehr galt es die eigenen lokalen Traditionen zu erforschen und zu feiern. Der Stolz auf die selbständige stadtrepublikanische Ver-

[62] Ein geradezu klassisches Beispiel bietet die bewußte Instrumentalisierung der Geschichtswissenschaft inklusive des Turiner Geschichtsvereins durch den piemontesischen Herrscher Karl Albert, der damit die „Italianität“ seines Königreichs belegen wollte; vgl. Gian Paolo Romagnani, Storiografia e politica culturale nel Piemonte di Carlo Alberto (Turin 1985); Gabriele B. Clemens, Geschichtsvereine in Italien zwischen regionaler und nationaler Historiographie, in: Marco Bellabarba, Reinhard Stauber (Hg.), Territoriale Identität und politische Kultur in der Frühen Neuzeit (Berlin 1998) 381–405.

[63] Entsprechend äußerte sich Staatsminister von Metzsch in Dresden, als er die Glückwünsche der königlichen Regierung in Vertretung des Prinzen Johann anläßlich der Jubelfeier zum 75jährigen Vereinsbestehen im Jahr 1900 überbrachte: „[...] in Würdigung und Erkenntnis der tiefen Wahrheit, daß die Erforschung der Geschichte eines Volkes [...] für die Vertiefung der Vaterlandsliebe und für die Befestigung des loyalen Sinnes im Volke einen mächtigen Einfluß zu üben wohlgeeignet ist“; vgl. Hubert Ermisch, Das fünfundsiebzigjährige Jubiläum des Königlichen Sächsischen Altertumsvereins. Ein Erinnerungsblatt, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde 22 (1901) 1–20, hier 18.

[64] Es handelt sich dabei um den Historischen Verein von Oberfranken, den Historischen Verein von Bamberg, den Verein für Thüringische Geschichte und Altertumskunde, den Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg, den Bergischen Geschichtsverein und die Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.

[65] Vgl. Kunz, Verortete Geschichte 325.

gangenheit ließ sich nur bedingt mit der Einbindung und Unterordnung Hamburgs in einen Territorialstaat verbinden[66].

Wieder andere Vereine haben eine dezidiert regionale Geschichtsschreibung verfolgt. Es war ja auch ihr in den Satzungen erklärtes Ziel, die Liebe zum Vaterland, d.h. zum eigenen Land, zur eigenen Region zu wecken. Nationale Geschichtsschreibung war im 19. Jahrhundert ohnehin die Domäne der Universitätsprofessoren. In den Publikationen der Geschichtsvereine hatte eine wie auch immer geartete nationale Geschichte jedoch keinen oder kaum Platz. Die Nationalstaatsgründung wurde selbstverständlich in Vereinsreden begrüßt, und bei Feierlichkeiten galt der erste Toast dem Kaiser, aber dies führte zu keinen Perspektivveränderungen in den konkreten Forschungsarbeiten. Die überwiegende Mehrzahl der in den Vereinen engagierten Mitglieder entstammte den traditionellen Oberschichten, die einen oft über Jahrhunderte gewachsenen Stolz auf ihr Gemeinwesen pflegten, was sich entscheidend auf ihr Geschichtsbewußtsein und ihre Geschichtsschreibung auswirkte. Dem neuen Nationalstaat standen sie häufig distanziert, reserviert bis vorsichtig bejahend gegenüber. Für die historischen Vereine in Dresden, München und Stuttgart bildeten das eigene Herrscherhaus, der regionale Adel und die regionale Kirchengeschichte die Säulen ihres Geschichtsbewußtseins. Diese Vereine förderten nicht eine nationale sondern die Erforschung der Regionalgeschichte, die sie stilisierten beziehungsweise idealisierten[67].

Cecilia Applegate hat in ihrer Arbeit „A Nation of Provincials“ die Identität der Deutschen durch ein Skalenkontinuum zu beschreiben versucht, nach dem sich diese entlang konzentrischer Kreise vom Dorf bis hin zur Nation weitgehend reibungslos aufgebaut hätte[68]. Diese Ergebnisse lassen sich nur partiell auf die Geschichtsvereine übertragen. Hatte etwa eine Gesellschaft ihren Sitz in der Residenzstadt eines regierenden Fürsten, dann überlagerte die Region die Nation, das partikular geprägte Bewußtsein dominierte eindeutig. Gerade die eigene glanzvolle Geschichte und die eigene Kultur wurden – allen voran in Bayern – als Bereiche angesehen, in denen man mit dem von Preußen dominierten Nationalstaat konkurrieren, ihn vielleicht sogar überflügeln konnte. Die Wittelsbacher waren nun einmal verglichen mit den Hohenzollern das wesentlich ältere Herrschergeschlecht. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang darüber hinaus, wie sich die Vertreter von wissenschaftlichen Vereinen noch in den 90er Jahren im Ausland auf Kongressen präsentieren: nämlich als Bayern, Württemberger etc. und eben nicht als Deutsche[69]. Sehr skeptisch beurteilt auch die englische Historikerin Abigail Green die

[66] Gabriele B. Clemens, Sanctus Amor Patriae. Eine vergleichende Studie zu deutschen und italienischen Geschichtsvereinen im 19. Jahrhundert (Tübingen 2004) 325–328.

[67] Ebd. 328–336.

[68] Cecilia Applegate, A Nation of Provincials. The German Idea of Heimat (Berkley 1990).

[69] Brief des Kgl.-Württ. Staats-Ministeriums an das Innenministerium, das einen Brief mit der entsprechenden „Beschwerde“ des Berliner Auswärtigen Amtes mitteilt; vgl. Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 151/01 Bü 3041, Brief vom 20. Januar 1894.

nationale Orientierung der Deutschen und nicht nur vor 1870. Sie legt überzeugend dar, daß in Hannover, Sachen und Württemberg die Loyalitäten gegenüber den einzelstaatlichen Dynastien nationale Identitäten auch nach der Reichsgründung noch deutlich überlagerten.[70]

In ihrer Arbeit zu den bayerischen Geschichtsvereinen hatte Gertrud Stetter bereits 1963 konstatiert, daß diese zur Herausbildung eines gesamtdeutschen Nationalbewußtseins keinen Beitrag geleistet hätten. Sie standen dieser Entwicklung eher im Weg. Diese Feststellung läßt sich auf die Mehrzahl der deutschen Geschichtsvereine übertragen. Auch italienische Forscher wie Edoardo Grendi betonen den sehr starken regionalen Charakter der italienischen Historiographie im 19. Jahrhundert[71].

Doch nicht nur die zahlreichen Geschichtsgesellschaften bildeten einen Hort, in dem lokale und regionale Historie gepflegt wurde. Zu ihnen kamen in der zweiten Jahrhunderthälfte die Historischen Kommissionen, die zum Zweck gegründet wurden, Landesgeschichte zu erforschen. Wie die Vereine bestärkten auch sie partikulare Loyalitäten und Identitäten und boten Alternativen zu dem Bild einer einseitig preußisch geprägten nationalen Geschichte[72]. Erst mit ihrer Einrichtung schufen die deutschen Länder einen adäquaten organisatorischen Rahmen für langfristige Forschungsaufgaben der Landesgeschichte, wie Quelleneditionen, die von den Vereinen zwar immer wieder als dringende Desiderata bezeichnet wurden, die sie aber aufgrund ihrer beschränkten Mittel nicht realisieren konnten. Es war ihnen im Gegensatz zu den Historischen Kommissionen nicht möglich, wissenschaftliche Mitarbeiter langfristig zu beschäftigen, die derartig aufwendige Projekte vorantreiben sollten.

Mit Ausnahme der ersten, 1858 in München etablierten Historischen Kommission, waren alle folgenden Gründungen – wie die historischen Gesellschaften – ausschließlich landesgeschichtlich ausgerichtet.[73] Die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften war Teil eines ehrgeizigen Programms

---

[70] Abigail Green, „Fatherlands". State Building and Nationhood in Nineteenth Century Germany (Cambridge 2001). Zum Behauptungswillen der Einzelstaaten gerade im kulturellen Bereich vgl. Langewiesche, Föderativer Nationalismus 236.

[71] Was sich nach seiner Meinung bis auf den heutigen Tag fortsetzt; Edoardo Grendi, Storia di una storia locale. L'esperienza ligure 1792–1992 (Venedig 1996) 11 f.; Clemens, Geschichtsvereine in Italien.

[72] Cathrin Friedrich geht sogar davon aus, daß diese landesgeschichtlichen Institutionen zwangsläufig mit den politischen Erwartungen der nationalen Historiographie in Konflikt geraten mußten und daß diese Institute eigens gegründet worden sind, um regionale Gegenbilder zu entwerfen sowie kulturelle und historische Eigenheiten zu betonen; Cathrin Friedrich, Regionale Varianten der Institutionalisierung von Landesgeschichte im Vergleich in: Middell–Lingelbach–Hadler (Hgg.), Historische Institute 221–247, hier 229.

[73] Erst 1927 entstand in Bayern mit der Kommission für bayerische Landesgeschichte ein genuin landesgeschichtliches Institut; Walter Ziegler, Die Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte und Landeskunde 21 (1997/98) 69–78.

Maximilians II., die Geschichtswissenschaften zu fördern. So warb er systematisch Berliner Historiker aus dem Umfeld Rankes ab, welche die geschichtswissenschaftlichen Studien in München zum Maßstab der deutschen Forschung machen sollten.[74] Heinrich von Sybel, der seit 1856 an der Münchener Universität lehrte, unterbreitete Maximilian II. den Plan zur Gründung dieser Historischen Kommission. Sie sollte sich gemäß ihrem Gründungsstatut vornehmlich mit der: *Auffindung und Herausgabe wertvollen Quellenmaterials für die deutsche Geschichte in ihrem gesamten Umfang* [...] beschäftigen.[75] Es handelte sich bei der Kommission um ein formal vom König eingesetztes Fachgremium nicht nur bayerischer Historiker, das der Akademie aus Organisations- und Prestigegründen angeschlossen war und dem Innenministerium unterstand. Auf Staatskosten sollten dort nach den ursprünglichen Ideen des Königs neben den Quelleneditionen vor allem quellennahe Darstellungen der bayerischen Geschichte für den staatstreuen Gymnasialunterricht erarbeitet werden. Das erste Projekt dieser neuen Kommission bestand in der Edition der Reichstagsakten; überhaupt zielte man in der bayerischen Residenz auch darauf ab, mit den Quelleneditionen nationale Werke hervorzubringen. Dabei hatte man natürlich, wenn schon nicht explizit, dann doch zumindest implizit, die zu ihrer Zeit führenden Quelleneditionen und Monographien preußischer Forscher vor Augen, denen Paroli geboten werden sollte oder die man sogar zu übertrumpfen hoffte. Auf jeden Fall wollte die Historische Kommission in Bayern der preußischen Geschichtsschreibung das Feld nicht kampflos überlassen.

In den nächsten Jahrzehnten adaptierten die Partikularstaaten das Modell der Historischen Kommission. 1876 entstand diejenige für die Provinz Sachsen, 1883 diejenige Badens, 1891 die Württembergische Kommission, 1896 die Sächsische Kommission mit Sitz in Leipzig, 1910 folgte eine Gründung für Hannover. Alle genannten verdankten ihre Entstehung entweder staatlichen Initiativen – wie in Bayern – oder dem Zusammenschluß einzelner Geschichtsvereine. Abweichend von den – zum Teil den bestehenden Akademien angegliederten – Kommissionen, in deren Gremien von der Regierung berufene Fachleute saßen, die staatlich finanzierte Quellenpublikationen sowie wissenschaftliche Abhandlungen zur jeweiligen Landesgeschichte erarbeiten sollten, handelt es sich bei einem zweiten Typus, wie etwa der Kommission für die Provinz Sachsen, nicht um von höchster Regierungsstelle veranlaßte Gründungen. In diesem Fall schlossen sich vielmehr die sieben Geschichts- und Altertumsvereine der preußischen Provinz Sachsen zusammen. Satzungsgemäß setzte sich die Kommission aus je einem Vertreter aller provinzsächsischen Geschichtsvereine zusammen.[76] Träger dieser Kommission

[74] Achim Sing, Die Wissenschaftspolitik Maximilians II. von Bayern (1848–1864). Nordlichterstreit und gelehrtes Leben in München (Berlin 1996).

[75] Franz Schnabel, Die Idee und die Erscheinung, in: Die Historische Kommission bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften 1858–1958 (Göttingen 1958) 7–70, hier 7.

[76] Walter Möllenberg, Fünfzig Jahre Historische Kommission für die Provinz Sachsen und Anhalt, Sachsen und Anhalt, in: Jahrbuch der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und

waren bezeichnenderweise die Provinzialverwaltung und der Landtag der Provinz Sachsen – beide keine staatlichen Einrichtungen, sondern wie in allen preußischen Provinzen lediglich ein Dachverband der kommunalen Selbstverwaltung. Abweichend von den anderen Kommissionen waren es auch in parallelen Fällen nicht der Monarch oder der Staat, sondern historisch interessierte Beamte, die diese landesgeschichtlichen Forschungsgremien einrichteten.[77]

Ein dritter Typus führt uns abermals in eine erst nach 1815 zu Preußen gekommene Provinz: ins Rheinland. 1881 entstand dort die fast völlig von privater Hand getragene „Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde" in Köln[78]. Sie entsprang der Initiative des Großkaufmanns Gustav von Mevissen, der eine Idee seines Schützlings Karl Lamprecht aufgriff. Bis zur Inflation des Jahres 1923 wurde die Gesellschaft aus Stiftungen und Beiträgen wohlhabender rheinischer Bürger finanziert, der rheinische Provinziallandtag leistete nur einen Zuschuß. Ihre wissenschaftlichen Mitglieder wurden wie auch anderenorts durch Kooptierung berufen und waren in erster Linie Universitätsprofessoren und Archivare. Anders als in Sachsen, wo die historischen Vereine über ihre Vertreter und Tätigkeit großen Einfluß auf die Kommission ausüben konnten, grenzte man sich in Köln kategorisch von historischen Gesellschaften ab[79].

Karl Lamprecht wurde 1890 von Bonn an die Universität von Marburg berufen. Kurz darauf wurde ihm ein Lehrstuhl an der renommierten Leipziger Universität angeboten. Dort entfaltete er bald ähnliche Aktivitäten für die Organisation einer landesgeschichtlichen Kommission. Lamprechts Vorstellungen waren zunächst am Vorbild der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde orientiert. Sie sollte autonom, doch der Universität komplementär verbunden sein. Neben der Universität Leipzig und der Technischen Hochschule in Dresden bezog er auch das Sächsische Staatsarchiv in seine Planungen ein. Der Königlich Sächsische Altertumsverein war dagegen nicht in die Gründungsverhandlungen involviert. Dieser

---

Anhalt 2 (1926) 1–18.

[77] Weitere Beispiele für historische Kommissionen, die aus dem Zusammenschluß verschiedener Vereine unter dem Patronat der Provinzialverwaltung standen, sind etwa diejenigen Westfalens, Thüringens, Ost- und Westpreußens; Pabst, Historische Vereine 34–38.

[78] Andere Kommissionen folgten dem Kölner Beispiel und entstanden unabhängig vom Staat und den Geschichtsgesellschaften als Stifterkommissionen, etwa diejenige für Hessen und Waldeck oder die Gesellschaft für fränkische Geschichte in Würzburg; Walter Heinemeyer, Die Historische Kommission für Hessen 1897–1997. Geschichtlicher Überblick, wissenschaftliche Unternehmungen, in: Ders. (Hg.), Hundert Jahre Historische Kommission für Hessen 1897–1997 (Marburg 1997) 1215–1237; Pabst, Historische Vereine 36.

[79] Der Kölner Stadtarchivar Konstantin Höhlbaum machte aus seiner Meinung über derartige Assoziationen in einem Brief an die Vorstandskollegen der Gesellschaft kein Hehl: [die] *historischen Lokalvereine, die sich mehr oder weniger auf den üppigen Promenaden des Dilettantismus und seines Anhangs ergehen* [...], waren als Muster und gar Vorbilder nicht willkommen; Brief von Höhler vom 24.2.1890, Historisches Archiv der Stadt Köln, Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 4, Bd. 1, zitiert nach Pabst, Historische Vereine 36.

habe sich nach Meinung Lamprechts ohnehin nur auf Kunst- und Baudenkmäler konzentriert. Die schließlich eingerichtete Kommission war dann aber doch nicht so unabhängig, wie von ihrem *spiritus rector* erhofft, sondern lehnte sich in den Statuten an badische beziehungsweise württembergische Vorbilder an, wo eine königliche Verordnung am Anfang stand und die Kommission dem Kultusministerium unterstellt wurde[80].

Abgesehen davon, ob einzelne landesgeschichtliche Kommissionen es in ihren Satzungen festschrieben oder nicht, bestanden in den meisten Fällen ohnehin engere personelle Kontakte zwischen den historischen Kommissionen und den Geschichtsvereinen. Die landesgeschichtliche Kommission für die Provinz Sachsen und die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde nahmen die Extrempositionen ein, die das Beziehungsgeflecht zwischen den verschiedenen Institutionen umfaßte: auf der einen Seite gezielte Kooperation und Koordination und auf der anderen Seite deutliche Abgrenzung. Andere Kommissionen gingen einen Mittelweg, etwa diejenige für Württemberg, wo lediglich den vier wichtigsten Geschichtsvereinen ein Sitz in der Kommission zugeteilt wurde[81]. Die Zusammenarbeit zwischen dem Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein und der Kommission für Landesgeschichte war eng. So publizierte der Verein in der von der Kommission herausgegeben, landesgeschichtlichen Zeitschrift und verzichtete auf ein eigenes wissenschaftliches Periodikum – ein Faktum, das schon zu dem Fehlschluß führte, der Geschichtsverein sei in eine Kommission umgewandelt worden[82]. Aber selbst bei den Kommissionen, die sich bewußt von den Geschichtsgesellschaften abheben wollten, kam es zu personellen Überschneidungen zwischen den einzelnen Gremien und partiell sogar zur Zusammenarbeit[83]. Da in den Kommissionen immer die leitenden Funktionäre der staatlichen Archive und Bibliotheken sowie –

---

[80] Überhaupt kam es gleich zu Beginn zu Eingriffen von staatlicher Seite. Eine förmliche Wahl neuer Mitglieder scheint auf der ersten Versammlung nicht stattgefunden zu haben. Als der Dresdner Archivar Hubert Ermisch dem geschäftsführenden Mitglied Lamprecht von seiner Zuwahl schreibt, die ihm der Minister und Vorsitzende der Kommission im Dezember 1896 mitgeteilt hatte, ist dieser überrascht und weiß von nichts. Von Lamprecht vorgeschlagene Historiker wurden nicht aufgenommen, statt dessen seine Antipoden Erich Marcks und Gerhard Seeliger; Gerald Wiemer, Die Anfänge der Sächsischen Kommission für Geschichte, in: Geschichtsforschung in Sachsen. Von der Sächsischen Kommission für Geschichte zur Historischen Kommission bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig 1896–1996 (Stuttgart 1996) 13–44; zur Kommission auch Karlheinz Blaschke, Sachsens geschichtlicher Auftrag. Zum 100. Jahrestag der Gründung der Sächsischen Kommission für Geschichte, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte und Landeskunde 21 (1997/98) 21–49.

[81] Max Miller, 70 Jahre landesgeschichtliche Forschungsarbeit, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 21 (1962) 1–237, hier 25.

[82] Kunz, Verortete Geschichte 75.

[83] So verstand es wiederum Karl Lamprecht, gemeinsame Arbeiten der verschiedenen Gremien zu koordinieren; Max Braubach, Landesgeschichtliche Bestrebungen und historische Vereine im Rheinland. Überblick über ihre Entstehung und Entwicklung (Düsseldorf 1954) 58 f.

soweit vorhanden – landesgeschichtlich arbeitende Universitätsprofessoren aufgenommen wurden, die ihrerseits wiederum zum allergrößten Teil in den Vorständen der historischen Vereine saßen, war diese auffallende Personalunion institutionell vorgegeben. Am größten war die Distanz vielleicht noch in der elitären, national ausgerichteten Münchener Kommission. Am engsten waren die Beziehungen in Württemberg, wo hohe Vertreter der Kulturbeamtenschaft kongruent in beiden Einrichtungen dominierten.

Die nicht unbedeutende Anzahl der landesgeschichtlich orientierten Kommissionen sowie die Vielzahl der historischen Vereine, in denen gemeinsam oder nebeneinander Hunderte von professionellen Historikern und zahllose begeisterte Dilettanten die Geschichte ihrer Region, ihrer Stadt und ihres Umfeldes erforschten, belegen den deutlich spürbaren Aufschwung, den die Landesgeschichte vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfuhr. Deshalb ist festzuhalten, daß sich weder die Universal- noch Reichs- und schon gar nicht die Landesgeschichte nach 1871 im Niedergang befanden. Auch wenn die Universalgeschichte nie mehr die Popularität gewann, die sie im 18. Jahrhundert besaß, so wurde doch weiter in universalgeschichtlicher Perspektive gedacht und geschrieben. Und gerade für die Reichsgeschichte wirkte die Nationalstaatsgründung unter preußischer Führung regelrecht als Stimulans, nun endlich deutlicher Position zu beziehen. Darüber hinaus trug der Kulturkampf das seinige dazu bei, die Fronten zwischen großdeutschen und kleindeutschen Historikern zu verhärten.

Aber auch die Landesgeschichte ging nach 1870/71 keineswegs unter. Vor allem in den zahlreichen historischen Vereinen, die sich fast ausnahmslos mit ihren Arbeiten auf ein deutsches Königreich, eine Region oder eine Stadt bezogen, wurde weiter geforscht wie bisher. Professionelle Hilfe oder Ergänzung boten die an vielen Orten bestehenden Historischen Kommissionen, die sich ebenfalls fast alle explizit der Landesgeschichte widmeten. Nationale Geschichte schrieb man hier wie dort nicht, das überließ man Universitätsprofessoren. Gerade in der sehr lebendigen Landesgeschichte wurden gewichtige föderalistische historiographische Konzepte gegenüber der einseitig borussisch-preußischen Geschichtsinterpretation aufgebaut. Wenn man Preußen schon nolens volens die politische Führung überlassen mußte, so sollte doch zumindest im kulturellen Bereich auf die eigenen Werte und Leistungen aufgebaut werden. Es ist sicherlich kein Zufall, daß

ausgerechnet in Bayern 1898 der erste Geschichtslehrstuhl für Landesgeschichte eingerichtet wurde[84].

Gewiß hatten die Vertreter der propreußischen Schule ein Übergewicht an den Hochschulen und versuchten, mit ihren Geschichtsinterpretationen die Meinungsführerschaft zu erringen. Posthum haben diese zweifelsohne mehr Beachtung erfahren als von ihren Zeitgenossen. Alles in allem war es den politischen Historikern nämlich keinesfalls gelungen, die ganze Geschichte „siegesdeutsch anzustreichen". Und dennoch hat Jakob Burckhardt mit seinem Urteil Weitsicht bewiesen, denn die deutsche Geschichtswissenschaft hat sich seitdem tatsächlich mehrheitlich auf den kleindeutschen, preußisch geprägten Nationalstaat konzentriert[85]. Und so ging auch die Historiographiegeschichte lange davon aus, daß die deutsche Geschichtsschreibung spätestens seit den 1870er Jahren einzig und allein den Weg Deutschlands in den Nationalstaat beschrieben und gefeiert hätte. Dies läßt sich aber nicht zuletzt eben durch die Konzentration auf die universitäre Forschung erklären. So wirkmächtig die kleindeutsche und preußische Perspektive war und ist, so bleibt einzuwenden, daß sich Historiker in den deutschen Ländern vor und nach der nationalen Einigung weiterhin intensiv mit Universal-, Reichs- und Landesgeschichte beschäftigten. Deshalb ist es an der Zeit, den im 19. Jahrhundert weiterhin bestehenden Alternativen in der Geschichtsschreibung mehr Beachtung zu schenken.

---

[84] Der erste Lehrstuhlinhaber war Sigmund von Riezler, vgl. Alois Gerlich, Geschichtliche Landeskunde des Mittealters. Genese und Probleme (Darmstadt 1986) 57.

[85] Wichtige Ausnahmen bilden zum Beispiel die Arbeiten von James J. Sheehan, German History 1770–1866 (Oxford 1989) und Langewiesche, Nation, Nationalismus, Nationalsstaat, die sich gegen nationale Geschichtsdeutungen wenden, welche die Entwicklungslinien zwangsläufig auf die kleindeutsch-preußische Reichsgründung zulaufen sehen. Ihr Ausgangspunkt für die deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert ist eine Vielgestaltigkeit dessen, was herkömmlich bis zur Nationalstaatsgründung und darüber hinaus mit „Deutschland" bezeichnet wird.

Werner Maleczek

Auf der Suche nach dem vorbildhaften Mittelalter in der Nationalgeschichte des 19. Jahrhunderts. Deutschland und Österreich im Vergleich*

Vor einigen Jahren gab der ehemalige Präsident der Monumenta Germaniae Historica, Horst Fuhrmann, eine Sammlung seiner Aufsätze unter dem Titel „Überall ist Mittelalter" heraus. Überzeugend zeigte er, wie sich die Spuren der mittelalterlichen Vorgeschichte unserer abendländischen Kultur in der Jetztzeit an vielen Orten auffinden lassen und wie wirkmächtig diese angeblich ferne Epoche im 20. Jahrhundert präsent ist[1]. Das Interesse am Mittelalter scheint auch an der Wende zum neuen Jahrtausend ungebrochen[2], wiewohl gleich an dieser Stelle angemerkt sein will, daß alle europäischen Nationen einem durchaus unterschiedlichen Mittelalter-Bild anhangen[3]. Für das 19. Jahrhundert wäre Fuhrmanns Befund noch

---

* Da eine Veröffentlichung in immer weitere Ferne rückte, gab ich es vor einigen Jahren auf, Ergänzungen und Verbesserungen an die Redaktion zu schicken. Angesichts zahlreicher rezenter Publikationen zur Mediävistik im 19. Jahrhundert müssten einige Partien dieses Aufsatzes umgeschrieben werden, worauf aber ebenso verzichtet wurde wie auf die Auflistung der jüngsten Arbeiten zum Thema.

1 Horst Fuhrmann, Überall ist Mittelalter. Von der Gegenwart einer vergangenen Zeit (München 1996; [3]1998; TB-Ausg. 2002). Mit einem ähnlichen Anspruch, aber von einem ganz anderen Ansatz her: Johannes Fried, Die Aktualität des Mittelalters. Gegen die Überheblichkeit unserer Wissensgesellschaft (Stuttgart 2002). Ich danke meinen Kollegen Wolfgang Häusler und Herwig Weigl am Institut für österreichische Geschichtsforschung für hilfreiches Lesen des Manuskriptes und Verbesserungen.

2 Horst Fuhrmann, Das Interesse am Mittelalter in heutiger Sicht, in: Ders., Einladung ins Mittelalter (München [5]1997) 15–38 (verfaßt 1977). Vgl. Hartmut Boockmann, Die Gegenwart des Mittelalters (Berlin 1988), und Hans-Werner Goetz (Hg.), Die Aktualität des Mittelalters (Herausforderungen. Historisch-politische Analysen 10, Bochum 2000).

3 Peter von Moos, Gefahren des Mittelalterbegriffs. Diagnostische und präventive Aspekte, in: Joachim Heinzle (Hg.), Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche (Frankfurt/M., Leipzig 1994) 33–63. – Bisher am vollständigsten unter den unterschiedlichsten Aspekten: Das Mittelalterbild des 19. Jahrhunderts am Oberrhein, hg. v. Hansmartin Schwarzmaier (u.a.) (Oberrheinische Studien 22, Ostfildern 2004), mit zwölf Beiträgen. – Die Aktualität des Themas beleuchtete auch eine im Frühjahr 2005 abgehaltene Tagung an der Central European University, Budapest, mit dem Titel „Gebrauch und Mißbrauch des Mittelalters, 19.–21. Jahrhundert". Die Beiträge bzw. Zusammenfassungen sind im Internet abrufbar: http://medstud.ceu.hu/index?id=10&cikk=106.

reicher ausgefallen, und ohne Anstrengung könnte jeder historisch Versierte in der bildenden Kunst, der Dichtung, der Musik, in der Philosophie und Religion, ja in den politischen und sozialen Ideen, in der geistlichen und weltlichen Selbstdarstellung und in der Stilisierung der Feiern und Feste Bezüge des 19. Jahrhunderts zum Mittelalter herstellen. Die Beispiele aus Wiens historistischer Architektur sind schnell zur Hand: Das Rathaus und die Votivkirche sind die markantesten Beispiele reiner Neugotik an der seit 1857 entstandenen Prachtstraße des Ringes[4]. Auch entlang des Wiener Gürtels stehen mehrere große, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gebaute Kirchen, die in ihren Architekturformen und in ihrer Ausstattung, besonders in den großen Glasfenstern, Mittelalterliches kopieren und transformieren[5]. Fast jede österreichische Landeshauptstadt hat ihren neugotischen oder neuromanischen monumentalen Sakralbau: die Herz Jesu-Kirche in Graz[6], den Neuen Dom in Linz[7], die Pfarrkirchen von St. Nikolaus und Pradl in Innsbruck[8]. Die von zwei auf Historismus spezialisierten Architekten im späten 19. Jahrhundert für den Grafen Wilczek ins Mittelalter zurückmodellierte Burg Kreuzenstein, die bereits seit zwei Jahrhunderten in Ruinen gelegen war, kennen die Wiener seit den Schulausflügen ihrer Volksschulzeit[9]. Das verklärte Bild vom Mittelalter ließ sogar von Herrschern betriebene Rekonstruktionen und Neubauten von Burgen entstehen,

[4] Felix Czeike, Das Rathaus (Wiener Geschichtsbücher 12, Wien 1972). Der Architekt Friedrich Schmidt stellte die Bezeichnung „gotisch" in Frage. Er war überzeugt, das Rathaus „im Geist der Neuzeit im eigentlichen Sinne des Wortes" errichtet zu haben (Ebd. 65); Renate Wagner-Rieger (Hg.), Die Ringstraße, Bild einer Epoche, 11 Bde. (1969–1981), hier im besonderen Bd. 1 (Graz–Köln 1969) 117 ff. (Votivkirche), 143ff. (Rathaus), Bd. 4 (Wiesbaden 1972) 167 ff., 200 ff.; Bd. 8/3: Norbert Wibiral, Renata Mikula, Heinrich von Ferstel (Wiesbaden 1974) 3 ff. (Votivkirche). Im größeren Zusammenhang vgl. Renate Wagner-Rieger, Wiens Architektur im 19. Jahrhundert (Wien 1970).

[5] Beispiele: Die Altlerchenfelder Kirche (VII. Bez.), 1848–1861, romantischer Mischstil mit gotischen und renaissancehaften Elementen; Lazaristenkirche „Zur unbefleckten Empfängnis Mariä" (VII. Bez.), 1860–1862, neugotisch; Breitenfelder Kirche (VIII. Bez.), lombardische Frührenaissance, 1894–1898; Canisiuskirche (IX. Bez.), neuromanisch, 1899–1903; Fünfhauserkirche „Maria vom Siege" (XV. Bez.), neugotisch, 1867–1875. Vgl. Wolfgang J. Bandion, Steinerne Zeugen des Glaubens. Die heiligen Stätten der Stadt Wien (Wien 1989) 165 f., 167 ff., 180 ff., 193 ff., 317 ff.

[6] Gertrude Celedin (Hg.), Kirche, Künstler und Konflikte. 100 Jahre Herz-Jesu-Kirche Graz (Graz 1991).

[7] Justus Schmidt, Die Linzer Kirchen (Österreichische Kunsttopographie 36, Wien 1964) 76–99.

[8] Waltraud Palme-Comploy, Pfarrkirche St. Nikolaus und Friedhof, in: Die sakralen Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck (Österreichische Kunsttopographie 52/1–2, Wien 1994) Tl. 1, 103–134; Karin Schmid, in: ebd., Tl. 2, 115–131.

[9] Vgl. Andreas Nierhaus, Rekonstruiertes Mittelalter. Der Wiederaufbau von Burg Kreuzenstein 1874–1906 (Dipl. Arb. Wien 1992). Die in den südlichen Wiener Bezirken wohnenden Volksschüler besuchen vorzugsweise die Burg Liechtenstein bei Maria Enzersdorf, die nach 1873 durch dieselben Architekten Karl Gangolf Kayser und Humbert Walcher Ritter von Moltheim rekonstruiert wurde. Vgl. Franz Zach, Veste Liechtenstein (Niederösterreich) (Diss. TU Wien 1991). Im weiteren Rahmen vgl. Renate Wagner-Rieger, Walter Krause (Hgg.), Historismus und Schloßbau (München 1975).

von denen Pierrefonds bei Compiègne, die thüringische Wartburg, Hohenschwangau und Neuschwanstein in Bayern bekannte Beispiele in Frankreich und Deutschland sind[10]. Über ganz Europa verstreut, aber besonders dicht in England und im deutschen Sprachraum, stehen Regierungs- und Verwaltungsgebäude, Parlamente, Rathäuser, Brücken, Bahnhöfe, Schulen, Gasthäuser, ja Fabriken und natürlich Wohnhäuser, die in ihrem Erscheinungsbild an die romanische oder gotische Periode der Kunst erinnern[11]. Die im vorvorigen Jahrhundert verfaßten historischen Romane spielen überwiegend im Mittelalter und im 16. Jahrhundert. Viktor von Scheffels „Ekkehard", 1855 publiziert, erreichte bis zur Jahrhundertwende rund 200 Auflagen[12]. Von Gustav Freytags sechsteiligem, zwischen 1872 und 1881 publizierten Roman „Die Ahnen", der die Geschichte einer fiktiven deutschen Familie bis in sein Jahrhundert verfolgt, spielen vier im Mittelalter[13]. Und Felix Dahns „Ein Kampf um Rom", ein breiter Roman um den Untergang des Gotenreiches,

[10] Vgl. Georg Baumgartner, Schloß Hohenschwangau. Eine Untersuchung zum Schloßbau der Romantik (Beiträge zur Kunstwissenschaft 15, München 1987) 54 ff. (zu den von Maximilian II. veranlaßten Um- und Neubauten durch den Architekten Domenico Quaglio); Jürgen Strasser, Wenn Monarchen Mittelalter spielen. Die Schlösser Pierrefonds und Neuschwanstein im Spiegel ihrer Zeit (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 289, Stuttgart 1994), wo das von Viollet-le-Duc im Auftrag Napoleons III. seit 1858 rekonstruierte Pierrefonds im Vordergrund steht; Michael Petzet, Gebaute Träume. Die Schlösser Ludwigs II. von Bayern (München 1995) 45–124. Zur Wartburg siehe unten Anm. 24.

[11] Die Literatur zum historistischen Kunststil ist unübersichtlich geworden. Einige Standardwerke: Megan B. Aldrich, Gothic Revival (London 1994) mit überwiegend englischen und einigen amerikanischen Beispielen; Rossanna Bossaglia, Valerio Terraroli (Hgg.), Il neogotico nel XIX e XX secolo, 2 Bde. (Atti del convegno, Pavia 25–28 settembre 1985, Milano 1989); Roland Recht (Hg.), Survivances et réveil de l'art gothique (L'art et les révolutions. Actes du XXVIIe congrès international d'histoire de l'art, Strasbourg, 1–7 septembre 1989. Bd. 6, Strasbourg 1992); Hermann Fillitz (Hg.), Der Traum vom Glück. Die Kunst des Historismus in Europa. Katalog der Ausstellung, Wien 1996/97 (Wien 1996); Gerbert Frodl (Hg.), 19. Jahrhundert (Geschichte der bildenden Kunst in Österreich, hg. von Hermann Fillitz, Bd. 5, München 2002). Als zwei Beispiele: Charlotte Kranz-Michaelis, Rathäuser im deutschen Kaiserreich 1871–1918 (Materialien zur Kunst des 19. Jahrhunderts 23, München 1976), wo hauptsächlich über die Rathäuser von Kiel und Hannover gehandelt, aber eine Übersicht über die meisten der anderen geboten wird; Ekkehard Mai (Hg.), Das Rathaus im Kaiserreich. Kunstpolitische Aspekte einer Bauaufgabe des 19. Jahrhunderts (Kunst, Kultur und Politik im Deutschen Kaiserreich 4, Berlin 1982), darin u.a. Jürgen Paul, Das „Neue Rathaus". Eine Bauaufgabe des 19. Jahrhunderts, 29–90, und als markantes neogotisches Beispiel Winfried Nerdinger, Birgit Stenger, Das Münchener Rathaus. Architektur zwischen Politik, Ehrgeiz, Intrige, 151–178; Ulrich Krings, Bahnhofarchitektur. Deutsche Großstadt-Bahnhöfe des Historismus, 2 Bde. (Diss. München 1981), besonders zu den „mittelalterlichen" Bauformen des Schlesischen Bahnhofes und des Stettiner Bahnhofes in Berlin und des Bahnhofes in Metz.

[12] Joseph Victor von Scheffel, Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert (Berlin 1855). Vgl. Rolf Selbmann, Der Dichter und seine Zeit. Joseph Viktor von Scheffel und das 19. Jahrhundert, in: Zs. f. Geschichte des Oberrheins 126 (1978) 284–302; Hansmartin Schwarzmaier, Hadwig und Ernst II. Schwäbische Herzogsbilder zwischen Geschichtsforschung, Legende und Dichtung, in: Frühmittelalterliche Studien 36 (2002) 285–315, bes. 311 ff.

[13] Gustav Freytag, Die Ahnen, 6 Bde. (Leipzig 1872–1880).

1876 in vier Bänden erschienen, gehörte noch in meiner Kindheit zu den viel gelesenen Romanen der Jugend- und Erwachsenenliteratur und hatte damals schon die Millionengrenze bei der Auflagenzahl überschritten[14]. Die Rezeption des Mittelalters in der Literatur entwickelt sich folgerichtig zu einem beachtlichen Zweig der Literaturwissenschaften[15]. Daß das Phänomen nicht auf die deutsche Literatur beschränkt ist, weiß man seit langem. Gerade in der englischen und französischen Literatur, im Film, in der Musik und anderen Medien spielt das Mittelalter seit dem 18. Jahrhundert bis in die Jetztzeit eine Rolle, die weit über andere Vergangenheitsprojektionen hinausreicht[16]. Das Nibelungenlied erfuhr innerhalb weniger

[14] Felix Dahn, Ein Kampf um Rom, 4 Bde. (Leipzig 1876); Hartmut Eggert, Studien zur Wirkungsgeschichte des deutschen historischen Romans 1850–1875 (Studien zur Philosophie und Literatur des 19. Jahrhunderts 14, Frankfurt/M. 1971) 89ff. weist darauf hin, daß die eigentliche Mittelalter-Welle erst nach der Reichsgründung einsetzte. Vorher lag der thematische Schwerpunkt im 18. Jahrhundert und in der napoleonischen Zeit. Vgl. Ders., Der historische Roman des 19. Jahrhunderts, in: Helmut Koopmann (Hg.), Handbuch des deutschen Romans (Düsseldorf 1983) 342–345; Ders., Historischer Roman, in: Harald Fricke (Hg.), Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. 2 (Berlin 2000) 53–55; Michel Baridon, Recherches sur le roman historique en Europe, XVIII^{e}–XIX^{e} siècles (Paris 1979); Hugo Aust, Der historische Roman (Sammlung Metzler 278, Stuttgart–Weimar 1994), bes. 85ff. (Scheffel, Stifter, Freytag, Meyer). Zu Freytags „Ahnen“ und Dahns „Kampf um Rom“ vgl. Rainer Kipper, Der Germanenmythos im Deutschen Kaiserreich. Formen und Funktionen historischer Selbstthematisierung (Formen der Erinnerung 11, Göttingen 2002) 85 ff., 118 ff.; zu Freytag auch Horst Fuhrmann, Menschen und Meriten. Eine persönliche Portraitgalerie (München 2001) 123 ff.; zu Dahn auch Arnold Esch, Ein Kampf um Rom, in: Etienne François, Hagen Schulze (Hgg.), Deutsche Erinnerungsorte, Bd. 1 (München 2001) 27–40, und Ders., „Una lotta per Roma“ di Felix Dahn. Un ‚luogo della memoria’ per la gioventù tedesca dopo il 1871, in: Ludovico Gatto, Paola Supino Martini (Hgg.), Studi sulle società e le culture del Medioevo per Girolamo Arnaldi (Roma 2002) 183–194.

[15] Peter Wapnewski (Hg.), Mittelalter-Rezeption. Ein Symposion (Germanistische Symposien. Berichtsbände 6, Stuttgart 1986). Zwischen 1979 und 1990 veranstaltete das Institut für Germanistik der Universität Salzburg fünf Symposien zur Mittelalter-Rezeption. Vgl. den zuletzt erschienenen Band: Ulrich Müller, Kathleen Verduin (Hgg.), Gesammelte Vorträge des V. Salzburger Symposions (Burg Kaprun 1990) (Mittelalter-Rezeption 5 = Göppinger Arbeiten zur Germanistik 630, Göppingen 1996).

[16] Vgl. Reinhold Grimm (Hg.), Mittelalter-Rezeption. Zur Rezeptionsgeschichte der romanischen Literaturen des Mittelalters in der Neuzeit (Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters, Begleitreihe 2, Heidelberg 1991) mit dem in unserem Zusammenhang besonders relevanten Abschnitt über das 19. Jahrhundert (181–260, darin u.a. die Beiträge von Friedrich Wolfzettel, Französische Mediävistik im 19. Jahrhundert. Zur widersprüchlichen Aufwertung des Mittelalters, 181–191, und Dirk Hoeges, Der Kampf um die Geschichte. Das Mittelalter in Restauration und Julimonarchie, 227–242); Janine R. Dakin, The Middle Ages in French Literature 1851–1900 (London 1973); Charles Ridoux, Évolution des études médiévales en France de 1860 à 1914 (Nouvelle bibliothèque du moyen âge 56, Paris 2001), bes. 96 ff., wo das Mittelalterbild der Literaten dargestellt wird. Die umfassendste Studie mit insgesamt 1187 Seiten ist Isabelle Durand-Le Guern, Le Moyen Âge des romantiques (Rennes 2001), die weit über Frankreich hinausreicht und eine gesamteuropäische literarische Analyse bietet, die die quasi-mythischen Personen Karl den Großen, Ludwig XI. und Johanna von Orléans ins Blickfeld zieht. Kevin Morris, The Image of the Middle Ages in Romantic and Victorian Literature (London 1984); Sabine Pritzkuleit, Die Wiederent-

Jahrzehnte eine völlige Umwertung. Friedrich II. von Preußen hatte 1784 gesagt, es sei *nicht einen Schuß Pulver werth und verdiente nicht aus dem Staub der Vergessenheit gezogen zu werden.* Er selbst würde in seiner Bibliothek *dergleichen elendes Zeug nicht dulten sondern herausschmeißen.* Goethe empfahl es hingegen knapp vor seinem Tod im Jahre 1828 der deutschen Nation mit den Worten: *Jedermann sollte es lesen.* Mit tatkräftiger Förderung durch das neue Fach der Germanistik an den reformierten Universitäten, das überwiegend mediävistisch orientiert war, wurde es zum deutschen Nationalepos und somit ein Katalysator vaterländischer Identität und Legitimation[17]. Mehr als die Hälfte der Opern von Richard Wagner, um hier nur einen einzigen Komponisten des 19. Jahrhunderts zu nennen, spielt im Mittelalter[18]. Die Malerei der Nazarener entdeckte das Mittelalter, die Historienmalerei hatte eine ausgesprochene Vorliebe für Episoden aus der mittelalterlichen Geschichte[19]. Die Neuscholastik und speziell der Neu-Thomismus prägten

deckung des Ritters durch den Bürger. Chivalry in englischen Geschichtswerken und Romanen, 1770–1830 (Trier 1991); Marie-Françoise Alamichel, Derek Brewer (Hgg.), The Middle Ages after the Middle Ages in the English Speaking World (Cambridge 1997); Elizabeth A. Fay, Romantic Medievalism. History and the Romantic Literary Ideal (London 2002); Leslie J. Workman veranstaltete an amerikanischen, z.T. an englischen Universitäten eine Reihe von Symposien, deren Ergebnisse als „Studies in Medievalism" herauskamen. Die jüngsten Bände: Dies. (u.a. Hgg.), Medievalism and the Academy, 2 Bde. (Studies in Medievalism 9, 10, Cambridge 1999/2000).

[17] Peter Wapnewski, Das Nibelungenlied, in: François–Schulze (Hgg.), Deutsche Erinnerungsorte, Bd. 1, 159–169, das Zitat nach Wolfgang Frühwald, Wandlungen eines Nationalmythos. Der Weg der Nibelungen ins 19. Jahrhundert, in: Dieter Borchmeyer (Hg.), Wege des Mythos in der Moderne. Eine Münchner Ringvorlesung (München 1987) 15–40, hier 20 f.; Johann Wolfgang von Goethe, Werke. Hamburger Ausgabe, Bd. 12 (München 1981) 349. Vgl. auch Joachim Heinzle, Das Nibelungenlied. Eine Einführung (Fischer TB 11843, Frankfurt 1996) bes. 99 ff. Zum Nibelungenlied im 19. und 20. Jahrhundert vgl. Helmut Brackert, Nibelungenlied und Nationalgedanke. Zur Geschichte einer deutschen Ideologie, in: Mediaevalia litteralia. Festschrift für Helmut de Boor zum 80. Geburtstag (München 1971) 343–364; Werner Wunderlich, Der Schatz des Drachentödters. Materialien zur Wirkungsgeschichte des Nibelungenliedes (Literaturwissenschaft – Geisteswissenschaft 30, Stuttgart 1977); Herfried Münkler, Wolfgang Storch (Hgg.), Siegfrieden. Politik mit einem deutschen Mythos (Berlin 1988); Joachim Heinzle, Anneliese Waldschmidt (Hgg.), Die Nibelungen. Ein deutscher Wahn, ein deutscher Alptraum. Studien und Dokumente zur Rezeption des Nibelungenstoffs im 19. und 20. Jahrhundert (Frankfurt/M 1991), darin bes. Klaus von See, Das Nibelungenlied – ein Nationalepos ?, 43–110.

[18] Vgl. Ursula und Ulrich Müller (Hgg.), Richard Wagner und sein Mittelalter (Wort und Musik 1, Salzburg 1989), mit dem wichtigsten Beitrag von Volker Mertens, Richard Wagner und das Mittelalter, 9–84 (überarbeitete Fassung seines Beitrages in: Ulrich Müller, Peter Wapnewski (Hgg.), Richard-Wagner-Handbuch [Stuttgart 1986] 19–59), wiederaufgenommen von Dems., Das Nibelungenlied, Richard Wagner und kein Ende, in: Joachim Heinzle, Klaus Klein, Ute Obhof (Hgg.), Die Nibelungen. Sage – Epos – Mythos (Wiesbaden 2003) 459–496. Vgl. auch mehrere einschlägige Beiträge in: Ulrich Müller, Oswald Panagl, Ring und Gral. Texte, Kommentare und Interpretationen zu Richard Wagners „Der Ring des Nibelungen", „Tristan und Isolde", „Die Meistersinger von Nürnberg" und „Parsifal" (Würzburg 2002).

[19] Vgl. Werner Hager, Geschichte in Bildern. Studien zur Historienmalerei des 19. Jahrhunderts (Hildesheim 1989) bes. 315ff.; Friedrich Gross, Jesus, Luther und der Papst im Bilderkampf

die Ausbildung der katholischen Theologen vom frühen 19. Jahrhundert bis an den Vorabend des Zweiten Vatikanischen Konzils[20]. Der Rückgriff auf das Mittelalter ist ein gesamteuropäisches Phänomen, aber in den einzelnen Kulturnationen erfolgte er unter verschiedenen Voraussetzungen und Absichten. In Frankreich zum Beispiel diente er nach dem Trauma der Französischen Revolution allen Gruppen zur Rechtfertigung und Selbstvergewisserung, den Anhängern des *ancien régime* zur Verherrlichung der starken Königsherrschaft und der blühenden Kirche, den Republikanern zum Aufzeigen laizistischer Bewegungen in der Epoche beginnender Volksherrschaft, allen jedoch zum Preis von Frankreichs Größe und zur Besinnung auf die Anfänge der Nation, wobei einzelne Figuren wie Ludwig der Heilige oder Jeanne d'Arc einen prominenten Platz in der Vorstellungswelt einnahmen[21]. Diese oberflächliche Aufzählung soll mit zwei Bereichen abgeschlossen werden, die uns näher an das eigentliche Thema, an das vorbildhafte Mittelalter in der Nationalgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, heranführen. Der eine betrifft die von der Mittelalter-Vorstellung geprägte identitätsstiftende Selbstdarstellung der maßgeblichen politischen und kulturellen Eliten in Denkmälern und patriotischen Feiern, der andere eine immer wieder handlungsleitende Präsenz des Mittelalters bei den politisch Herrschenden des 19. Jahrhunderts.

Der Sieg über das napoleonische Frankreich nährte vielfältige Hoffnungen auf einen Neuanfang deutscher Geschichte. Trotz der enttäuschenden Realität des aus dem Wiener Kongreß hervorgegangen Deutschen Bundes blieb die Erwartung künftiger Größe und nationaler Sammlung erhalten. Ausdruck dessen sollte ein Denkmal der Nation bilden, das dem Selbstverständnis des deutschen Volkes entsprechen hätte können. Auf der Suche nach adäquater Form wies Josef Görres schon 1814 auf den Kölner Dom hin, der seit Jahrhunderten als Torso am Rhein stand. Es galt fortzuführen, was im Mittelalter begonnen worden war, und damit ein Symbol des nationalen Neubeginnes zu schaffen. In der umfangreichen

---

1871–1918. Zur Malereigeschichte der Kaiserzeit (Marburg 1989) bes. 88 ff. (zur Lutherzeit als wichtiges Thema der Historienmalerei); Sabine Fastert, Die Entdeckung des Mittelalters. Geschichtsrezeption in der nazarenischen Malerei des frühen 19. Jahrhunderts (Kunstwissenschaftliche Studien 86, München 2000).

[20] Vgl. Peter Walter, Neuscholastik, Neuthomismus, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 7 (³1998) 779–782.

[21] Vgl. Christian Amalvi, Le goût du moyen âge (Civilisations et mentalités, Paris ²2002); Gerd Krumeich, Jeanne d'Arc in der Geschichte. Historiographie – Politik – Kultur (Sigmaringen 1989). Vgl. auch Jürgen Voss, Das Mittelalter im historischen Denken Frankreichs. Untersuchungen zur Geschichte des Mittelalterbegriffes und der Mittelalterbewertung von der zweiten Hälfte des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (München 1972), und Anne Dion-Tenenbaum, Le Moyen Age vu par le XIX^{e} siècle (Paris 1987); weiters Reinhard Elze, Pierangelo Schiera (Hgg.), Italia e Germania. Immagini, modelli, miti fra due popoli nell'Ottocento: il Medioevo. Das Mittelalter. Ansichten, Stereotypen und Mythen zweier Völker im 19. Jahrhundert: Deutschland und Italien (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Contributi 1, Bologna–Berlin 1988), mit mehreren Beiträgen.

Publizistik, die dem tatsächlichen Beginn des Baues im Jahre 1842 vorausging und ihn bis zur Vollendung im Jahre 1880 begleitete, wurden die Grundthemen des Erneuerungsgedankens variiert: Durch die Wiedererweckung der Reichsidee, durch den Rückgriff auf das Kunstschaffen des Mittelalters und durch die Kraft der christlichen Religion sollte das deutsche Volk zu jener herrschenden Rolle zurückfinden, die es im Mittelalter besessen hatte[22]. Die zahlreichen anderen Fertigstellungen, Um- und Rückbauten und Ergänzungen mittelalterlicher Dome in Deutschland zielten nicht nur auf die Restauration kirchlicher Größe, sondern neben dem fürstlichen Prestige der Geldgeber auch auf politisches Selbstbewußtsein. Die Geschichte der Dome von Regensburg, Bamberg, Speyer, Trier, Magdeburg, Bremen und des Ulmer Münsters im 19. Jahrhundert gehört auch zur Geschichte der nationalen Repräsentation[23]. In gleicher Weise gilt dies für die auf das Mittelalter hin orientierten zahlreichen weltlichen Denkmale, für welche hier nur die thüringische Wartburg, das Kaiser-Wilhelm-Denkmal auf dem Kyffhäuser und die Wiederherstellung der Goslarer Kaiserpfalz genannt seien[24].

Bei den patriotischen Feiern des 19. Jahrhunderts, die in Analogie zu den zahlreichen Gedenk- und Festtagen der Französischen Revolution ihren festen Platz im

---

[22] Vgl. Thomas Nipperdey, Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert, in: HZ 206 (1968) 529–585, wiederabgedruckt in: Ders., Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte (Göttingen 1976) 133–173; Hugo Borger (Hg.), Der Kölner Dom im Jahrhundert seiner Vollendung. Katalog der Ausstellung, Josef-Haubrich-Kunsthalle Köln 1980/81, 3 Bde. (Köln 1980), darin besonders Georg Germann, Der Kölner Dom als Nationaldenkmal, Bd. 2, 161–168; Nicola Borger-Keweloh, Die mittelalterlichen Dome im 19. Jahrhundert (München 1986) bes. 37 ff; Arnold Wolff, Die Baugeschichte der Vollendung des Kölner Doms, in: Fillitz (Hg.), Der Traum vom Glück, Bd. 1, 113–125. Im breiteren Rahmen vgl. Ludger Kerssen, Das Interesse am Mittelalter im deutschen Nationaldenkmal (Arbeiten zur Frühmittelalterforschung 8, Berlin–New York 1975) bes. 16 ff.; für die Zeit nach 1871, als das Mittelalter bei der Themenwahl der Denkmäler eine geringere Rolle spielte, vgl. Reinhard Alings, Monument und Nation. Das Bild vom Nationalstaat im Medium Denkmal. Zum Verhältnis von Nation und Staat im deutschen Kaiserreich 1871–1918 (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte 4, Berlin–New York 1996).

[23] Borger-Keweloh, Die mittelalterlichen Dome, passim.

[24] Kerssen, Das Interesse am Mittelalter, 49 ff., 97 ff., 105 ff., Zur Wartburg vgl. Wolfgang Albrecht, Hier wohn' ich nun, Liebste, … Die Wartburg in Literatur und Kunst von Goethe bis Wagner, 1749–1849 (Schriften der Wartburg-Stiftung Eisenach 5, Eisenach 1986); Jutta Krauss, Die Wiederherstellung der Wartburg im 19. Jahrhundert (Eisenach 1990); Günter Schuchardt, Die Wartburg. Eisenach (Leipzig ²1995); Uwe Hoelscher, Die Kaiserpfalz Goslar (Beiträge zur Geschichte der Stadt Goslar 43, Bielefeld 1996 = Ndr. Berlin 1927); Monika Arndt, Die Goslarer Kaiserpfalz als Nationaldenkmal. Eine ikonographische Untersuchung (Hildesheim 1976). Die von Hermann Wislicenus zwischen 1879 und 1897 ausgemalte Halle stellt zahlreiche Szenen der mittelalterlichen Kaisergeschichte dem Einzug Kaiser Wilhelms I. in Goslar 1875 gegenüber. Monika Arndt, Das Kyffhäuser-Denkmal. Ein Beitrag zur politischen Ikonographie des Zweiten Kaiserreichs, in: Wallraff-Richartz-Jahrbuch 40 (1978) 75–127 (bei den Entwürfen, die noch rekonstruierbar sind, kam immer auch ein Barbarossa-Denkmal vor); Gunther Mai (Hg.), Das Kyffhäuser-Denkmal 1896–1996. Ein nationales Monument (Köln 1997).

kulturellen Gedächtnis einnahmen, spielen im deutschen Sprachraum Festzüge mit ihren historischen Anspielungen und theatralischen Wiederbelebungen eine große Rolle. Als vorbildhafte Epochen der Vergangenheit werden fast durchwegs das Zeitalter der Reformation, aber auch das Mittelalter ausgewählt und dienen nicht nur zur Kostümierung, sondern zur Verlebendigung eines ruhmreichen Vorbildes[25]. Aber auch andere patriotische Festakte verwenden als Stilmittel die Erinnerung an ein glorreiches Mittelalter. Ein signifikantes Beispiel ist eine vom deutschen Kaiser Wilhelm I. persönlich angeordnete und in ihrer Gestaltung bestimmte Festvorstellung in der Oper am 17. Juni 1871, die den Sieg über Frankreich und die Gründung des deutschen Kaiserreiches feiern sollte. Nur geladene Gäste waren zugelassen. Die beiden szenischen Teile „Zur Heimkehr" von Julius Rodenberg und „Barbarossa" von Julius Hein operierten mit einem symbolbeladenen Mittelalter, das sich die politischen Akteure und Zuschauer als undeutliches, aber allen Interpretationen offenes Vorbild zurechtlegten[26]. Aber auch in Österreich, dessen patriotische Feiern überwiegend auf die habsburgische Dynastie ausgerichtet waren, verwendeten die Organisatoren Elemente des Mittelalters, die als Symbole offensichtlich mehr taugten als solche aus späteren Epochen. Der große Wiener Festzug des Jahres 1879 zur Feier der Silbernen Hochzeit des Herrscherpaares diene hier als Exempel. Eine private Initiative wurde von der Gemeinde Wien sofort aufgegriffen, sodaß man das riesenhafte Unternehmen als bürgerliche Selbstdarstellung interpretieren konnte. Seine künstlerische Planung und Gestaltung wurde dem Maler Hans Makart anvertraut. Er fand sein Vorbild in Dürers 1512 begonnenen „Triumphzug Kaiser Maximilians I.". Überwiegend im Stil und in Kostümen des deutschen Spätmittelalters und der beginnenden Renaissance nahmen etwa 14.000 Personen und zahlreiche Festwagen daran teil. Seine Rückprojektion war die Blütezeit der spätmittelalterlichen Stadt, in der sich die Bürger Wiens wiederzufinden trachteten[27].

Die Mittelalter-Vorstellungen der preußischen Könige und deutschen Kaiser des 19. Jahrhunderts sind jüngst von Frank-Lothar Kroll untersucht worden[28]. Da-

---

[25] Wolfgang Hartmann, Der historische Festzug. Seine Entstehung und Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert (Studien zur Kunst des 19. Jahrhunderts 35, München 1976) bes. 144ff.; Dieter Düding, Peter Friedemann, Paul Münch, Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg (Reinbek b. Hamburg 1988); Michael Mitterauer, Anniversarium und Jubiläum. Zur Entstehung und Entwicklung öffentlicher Gedenktage, in: Emil Brix, Hannes Stekl (Hgg.), Der Kampf um das Gedächtnis. Öffentliche Gedenktage in Mitteleuropa (Wien–Köln–Weimar 1997) 23–90; Sabine Behrenbeck, Alexander Nützenadel (Hgg.), Inszenierungen des Nationalstaates. Politische Feiern in Italien und Deutschland seit 1860/71 (Kölner Beiträge zur Nationsforschung 7, Köln 2000).

[26] Arno Borst, Barbarossa 1871, in: Ders., Reden über die Staufer (Frankfurt/M. 1978) 91–178.

[27] Martin Hecher, Hans Makart und der Wiener Festzug von 1879 (Diss. Wien 1986); Werner Telesko, Die Wiener historischen Festzüge von 1879 und 1908. Zum Problem der dynastischen Identitätsfindung des Hauses Österreich, in: Wiener Geschichtsblätter 51 (1996) 133–146.

[28] Frank-Lothar Kroll, Politische Romantik und romantische Politik bei Friedrich Wilhelm IV., in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 36 (1987) 94–106; Ders., Herr-

nach vollzog sich die Hinwendung zum Mittelalter, die im 19. Jahrhundert weite Kreise der politisch engagierten deutschen Öffentlichkeit erfaßte, auch im preußischen Königshaus, allerdings mit unterschiedlicher Intensität. Einem Desinteresse bei Friedrich Wilhelm III. und Wilhelm I. standen enthusiastische Mittelalter-Neigungen bei Friedrich Wilhelm IV. und dem Kurzzeit-Kaiser Friedrich III. und Wilhelm II. gegenüber. Der Mittelalter-Bezug trat bei jenen preußischen Königen am stärksten hervor, die der deutschen Nationalidee mit Interesse und Sympathie begegneten, vor und nach der Reichsgründung von 1871. Auch bei ihnen wurde die Mittelalter-Rezeption zum Vehikel der Nationalbewegung, zum Teil auch als legitimierender Absicherung dynastischer Herrschaft. Daß auch der Reichskanzler Otto von Bismarck das Mittelalter bei passender Gelegenheit in seine Argumentation einbezog und mythengetränkte Stimmung erzeugte, sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß er von mittelalterlichen Vorbildern für die Gestaltung seiner Politik sehr wenig hielt. Aber immerhin: Sein im Reichstag beim heraufziehenden Kulturkampf am 14. Mai 1872 gedonnertes *Nach Canossa gehen wir nicht* gehört zu seinen bekanntesten Aussprüchen. Schon im selben Jahr wurde er in die siebente Auflage von Büchmanns „Geflügelten Worten“ aufgenommen[29]. Einige Jahre später ließ sich Bismarck die Darstellung des büßenden Heinrich IV. vor dem Burgtor von Canossa von Hermann Freihold Plüddemann (1877) im Arbeitszimmer seines Hauses in Varzin als Türvorhang aufhängen[30]. Im 1884 begonnenen Bau des Berliner Reichstages ließ der Architekt Paul Wallot in der südlichen Eingangshalle acht überlebensgroße Bronzestandbilder von mittelalterlichen Kaisern zwischen Karl dem Großen und Maximilian I. aufstellen. Er selbst kommentierte dies folgendermaßen: *Gedanklich sind hier die geschichtlichen Beziehungen zum alten deutschen Kaiserreiche zum Ausdruck gebracht.* Hingegen wurde das Projekt der nördlichen Eingangshalle, wo deutsche Geistesgrößen aufgestellt werden sollten, nie verwirklicht[31].

---

schaftslegitimierung durch Traditionsschöpfung. Der Beitrag der Hohenzollern zur Mittelalter-Rezeption im 19. Jahrhundert, in: HZ 274 (2002) 61–85. Vgl. auch Gerd-H. Zuchold, Friedrich Wilhelm IV. und das deutsche Mittelalter: Die Nibelungen. Die Heldensage als Bedeutungsträger staatshistorischen Denkens des Monarchen, in: Peter Krüger, Julius Schoeps (Hgg.), Der verkannte Monarch. Friedrich Wilhelm IV. in seiner Zeit (Potsdam 1997) 159–180.

[29] Harald Zimmermann, Der Canossagang von 1077. Wirkungen und Wirklichkeit (Akad.d.Wiss. u. Lit. zu Mainz. Abhandl. d. geistes- und sozialwiss. Kl. 1975, Nr. 5, Wiesbaden 1975) 3–18; Otto Gerhard Oexle, Canossa, in: Etienne François, Hagen Schulze (Hgg.), Deutsche Erinnerungsorte, Bd. 1 (München 2001) 56–67. Die gesamte Rede in: Otto Fürst von Bismarck, Die großen Reden, hg. u. eingel. v. Lothar Gall (Frankfurt/M. 1984), das Zitat 131.

[30] Oexle, Canossa, 66.

[31] Bernd Roeck, Der Reichstag, in: Etienne François, Hagen Schulze (Hgg.), Deutsche Erinnerungsorte, Bd. 1 (München 2001) 138–155, das Zitat 148; vgl. Michael S. Cullen, Der Reichstag. Parlament, Denkmal, Symbol (Berlin 1995) 283.

Der hohe Rang des Mittelalters in der deutschsprachigen Nationalgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts wurde oft thematisiert und hinreichend erklärt[32], sodaß das Folgende mehr den Charakter einer Synthese als Ergebnis eigener Forschungen aufweist. Auf Verständnis möge stoßen, daß von den zahlreichen erwähnenswerten Autoren nur wenige genannt werden, um Monotonie zu vermeiden. Mit dem 19. Jahrhundert ist die Epoche zwischen dem Wiener Kongreß und dem Beginn des Ersten Weltkrieges gemeint, als Nationalgeschichtsschreibung bezeichne ich die Darstellung der Geschichte des Staatsganzen und belasse die begleitenden Begriffe „Volk", „Nation", „Reich" absichtlich im Diffusen, weil sie sich auch im 19. Jahrhundert einer verbindlichen Definition entzogen. Der Vergleich zwischen Deutschland und Österreich erfolgt konsekutiv. Die streng chronologische Anordnung wird manchmal zugunsten einer thematischen verlassen.

I. Deutschland

Die Wende zum Mittelalter entsteht aus der romantischen Verklärung von Jahrhunderten, die als gemüthaft, echt, tugendreich, sittlich und geheimnisvoll und viel näher an der heilen Welt erachtet wurden. Dies erlaubte eine Abkehr von der kalten Rationalität der Aufklärung, die im „finsteren" Mittelalter nur religiösen Fanatismus, Barbarei und einfältige Dummheit gesehen hatte. Die Romantik war von den unverdorbenen Anfängen begeistert und übertrug diesen Enthusiasmus folgerichtig auf die Geschichte der einzelnen Völker, deren Frühzeit die besondere Aufmerksamkeit erregte. Den goldenen Anfängen einer jeden Gemeinschaft gilt immer das tiefere Interesse. Die Wende zum Mittelalter entsprang aber auch der tiefen Hoffnung gebildeter und politisch interessierter Kreise, aus einer als vorbildhaft empfundenen Epoche ein Modell für den geeinten, starken, ruhmreichen Nationalstaat entwickeln zu können. Der Nationalgeschichte kam die Aufgabe zu, politische Vorbilder zu schildern, an deren Größe und erfolgreichem Handeln sich der gesamtstaatliche Patriotismus entzünden könnte. Die tiefe Demütigung der meisten deutschen Staaten durch das geeinte napoleonische Frankreich und die weit verbreitete Unzufriedenheit mit der eigenen nationalen Geschichte im Vergleich zu den erfolgreichen Geschichten etwa Englands und Frankreichs ließen nach einer nationalen Alternative suchen, die anscheinend im Mittelalter schon einmal existiert hatte. Man erwartete sich die Stärkung des nationalen Bewußtseins aus der Betrachtung der deutschen Frühzeit, die die Beantwortung präziser Fragen nach der Zugehörigkeit zur deutschen Nation und nach der Ausdehnung

[32] Alexander Deisenroth, Deutsches Mittelalter und deutsche Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert. Irrationalität und politisches Interesse in der deutschen Mediävistik zwischen aufgeklärtem Absolutismus und erstem Weltkrieg (Reihe der Forschungen 11, Rheinfelden 1983) enthält wohl viele Hinweise, ist aber im sozial-kämpferischen Ton gehalten und deshalb nur bedingt brauchbar.

eines Staates oder Reiches dieser Nation ersparte. „Die deutsche Zukunft war das deutsche Mittelalter“ (Hagen Schulze)[33]. Damit erweist sich die Wende zum Mittelalter im 19. Jahrhundert als eine Erfindung der Tradition, wie dies Eric Hobsbawm genannt hat, eine gezielte Herstellung von Kontinuitäten zu einer für gegenwärtige Erfordernisse passenden, oft aber konstruierten und neu interpretierten historischen Vergangenheit[34].

1. In den Jahren 1823 bis 1825 erschienen die sechs Bände der „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“ des Berliner Professors Friedrich von Raumer. Sie waren in großer Hingabe an die Idee des alten Kaisertums und Reiches geschrieben und zeigten das gefühlsbetonte Verhältnis des Autors zum Mittelalter. Die Bemühungen der staufischen Könige und Kaiser um den Staat standen im Mittelpunkt der vielgelesenen Bände und die Dramatik von Aufstieg und Untergang kam dem nationalen Pathos des Publikums entgegen. In diesem Geschlecht schienen sich zahlreiche der politischen Aspirationen verwirklicht zu haben[35]. Dieses Werk begründete die ununterbrochene Stauferbegeisterung des 19. Jahrhunderts, die nicht nur einen Strom von wissenschaftlichen Untersuchungen, sondern auch zahlreiche Dramen, Epen und historische Romane hervorbrachte[36]. 1826 erschien aber auch der erste Band der Scriptores in der mittlerweilen auf über 350 Bände angewachsenen Sammlung der *Monumenta Germaniae Historica*, die der Mittelalterbegeisterung des 19. Jahrhunderts eine andere, sehr seriöse, sehr wissenschaftliche Ausrichtung gaben und maßgeblich zur Weltgeltung der deutschen Mediävistik bis zum Ersten Weltkrieg und darüber hinaus beitrugen. Die auf Anregung des Freiherrn vom Stein im Jahre 1819 gegründete *Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde* setzte sich zum Ziel, einwandfreie Editionen von Quellen zur mittelalterlichen deutschen Geschichte einer Leserschaft zur Verfügung zu stellen, die daraus Vaterlandsliebe und Eifer für die großen Vorbilder der

---

[33] Hagen Schulze, Probleme einer deutschen Geschichte, in: Herwig Wolfram, Walter Pohl (Hgg.), Probleme der Geschichte Österreichs und ihrer Darstellung (Veröff. d. Komm. f. d. Geschichte Österreichs 18, Wien 1991) 85–98, hier: 91. Vgl. auch den Überblick von Wolfgang J. Mommsen, Deutsche Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert, in: Arnold Esch, Jens Petersen (Hgg.), Geschichte und Geschichtswissenschaft in der Kultur Italiens und Deutschlands. Wissenschaftl. Kolloquium zum hundertjährigen Bestehen des Deutschen Historischen Instituts in Rom (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 71, Tübingen 1989) 70–107.

[34] Eric Hobsbawm, Terence Ranger (Hgg.), The Invention of Tradition (Cambridge ²1992) 1–14.

[35] Vgl. Heinrich Ritter von Srbik, Geist und Geschichte vom deutschen Humanismus bis zur Gegenwart, Bd. 1 (München–Salzburg 1950) 225 f.; Arno Borst, Die Staufer in der Geschichtsschreibung, in: Ders., Reden über die Staufer (Frankfurt am Main 1978) 83 f.

[36] Vgl. Walter Migge, Die Staufer in der deutschen Literatur seit dem 18. Jahrhundert, in: Die Zeit der Staufer. Katalog der Ausstellung, Stuttgart 1977 (Stuttgart 1977) 275–286; Hartmut Boockmann, Ghibellinen oder Welfen, Italien- oder Ostpolitik. Wünsche des deutschen 19. Jahrhunderts an das Mittelalter, in: Italia e Germania, 131 ff., wiederabgedr. in: Ders., Wege ins Mittelalter. Historische Aufsätze, hg. v. Dieter Neitzert, Uwe Israel, Ernst Schubert (München 2000) 397–413.

nationalen Frühzeit gewinnen sollte. *Sanctus amor patriae dat animum* lautet auch heute noch die in jedem Band abgedruckte Devise. Die wechselhafte Geschichte der *Monumenta Germaniae Historica,* ihre schleppenden Anfänge, die erfolgreichen Jahrzehnte der Ära Georg Heinrich Pertz und Johann Friedrich Boehmer, die Krise nach deren Ausscheiden und die neue Organisationsform der Zentraldirektion ab 1875, die Blütezeit bis zum Ersten Weltkrieg, all dies braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden[37]. Es soll aber festgehalten werden, daß ein breiter Strom der deutschen Mediävistik im 19. Jahrhundert die Quellenedition auf höchstem Niveau nach der kritischen Methode der Philologie trug und deshalb viel Energie von der Geschichtsdarstellung abgezweigt wurde. Alle Mediävisten, die etwas auf sich hielten, wollten eine *Monumenta*-Edition vorlegen. Von nationalem Pathos waren sie fast alle erfüllt und erachteten die mittelalterliche Epoche als Höhepunkt deutscher Geschichte. Oft war die Nationalgeschichtsschreibung bis zum Ende der staufischen Periode ihr Programm, aber die Quellenkritik und die vielen hervorragenden Editionen modifizierten allmählich den nationalgeschichtlichen Ansatzpunkt. Es gab auch Mediävisten, die die Quellenarbeit für ihr eigentliches Metier hielten und auf die Geschichtsdarstellung herabblickten. Paul Fridolin Kehr, der den *Monumenta Germaniae Historica* von 1919 bis 1935 präsidierte, sah die Qualität der Historikerausbildung allein durch die Beherrschung der mittelalterlichen Hilfswissenschaften gegeben. „Reelle Historie" nannte er diese Art der Geschichtsbeschäftigung, wohingegen er die Neuere und Neueste Geschichte gar den Lehrern an Mädchenlyzeen überlassen wollte[38]. Diese Betonung der scheinbar objektiven Quellenarbeit sollte die Geschichtsforschung in die Nähe der „exakten" Naturwissenschaften bringen und ihr einen unanfechtbaren Grad der Verläßlichkeit verleihen.

2. Jüngst veröffentlichte Gerd Althoff ein Buch über die Ottonen, das den bezeichnenden Untertitel *Königsherrschaft ohne Staat* aufweist[39]. Damit trägt er der in jüngerer Zeit vertieften Erkenntnis Rechnung, daß die konstitutiven Elemente moderner Staatlichkeit – Gesetzgebung, Verwaltung, Ämterorganisation, Gerichtswesen, Gewaltmonopol – in der dominierenden monarchischen Herrschaftsform

---

[37] Vgl. Harry Bresslau, Geschichte der Monumenta Germaniae historica (Hannover 1921, Ndr. 1994); Horst Fuhrmann, „Sind eben alles Menschen gewesen". Gelehrtenleben im 19. und 20. Jahrhundert. Dargestellt am Beispiel der Monumenta Germaniae Historica und ihrer Mitarbeiter (München 1996) mit reicher Bibliographie; Raoul C. van Caenegem, Introduction aux sources de l'histoire médiévale. Nouv. éd. par L. Jocqué (Corpus Christianorum, Continuatio mediaevalis, Turnhout 1997) 256f.

[38] Horst Fuhrmann, Paul Fridolin Kehr, in: Ders., Menschen und Meriten. Eine persönliche Portraitgalerie (München 2001) 174–212, hier 204; zu Kehrs wissenschaftlichem Hauptwerk vgl. Rudolf Hiestand, Die Italia Pontificia, in: Reinhard Elze, Arnold Esch, Das Deutsche Historische Institut in Rom 1888–1988 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 70, Tübingen 1990) 167–189.

[39] Gerd Althoff, Die Ottonen. Königsherrschaft ohne Staat (Kohlhammer-Urban TB 473, Stuttgart 2000).

des Mittelalters nicht ausreichend aufgefunden werden können. Die Nationalgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts hingegen war ausgesprochen auf den Staat fixiert und suchte in der deutschen Frühzeit jene Formen politischer Macht auszumachen, die ein Modell für den erträumten einheitlichen Nationalstaat abgeben hätten können. Damit war mittelalterliche Geschichte in erster Linie politische Geschichte, die um einen starken König, seine militärischen Auseinandersetzungen mit „unbotmäßigen" Fürsten und äußeren Gegnern, seine Dominanz in der Kirche, seine Rolle im Rechtsleben und sein Verhältnis zu gesellschaftlichen Gruppen, etwa den Bürgern der entstehenden Städte, gruppiert wurde. Das klassische Beispiel für diese Form der Geschichtsdarstellung bildet wohl Wilhelm Giesebrechts „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" (5 Bde., 1855–1880), die hohe Auflagenziffern erreichte. Mit diesem Werk kam der seit 1861 in München lehrende Mecklenburger nach dem Scheitern des Kaiserstaates im Jahre 1848/49 im Zeitalter eines unwiderstehlichen Nationalgedankens einem breiten gebildeten Publikum entgegen, das in der Betrachtung der mittelalterlichen Kaiser Erbauung und Ermutigung durch eine glorreiche Zeit der Einheit und Stärke erhoffte, ohne politische Handlungsanleitung daraus zu beziehen[40]. Das Werk wollte der vaterländischen Erziehung der Jugend dienen und tatsächlich förderte es diffuses nationales Bewußtsein. Alles war auf die Personen gestellt, die Könige handeln kraftvoll oder schwach, treu oder rebellisch sind die Fürsten, während wirtschaftliche, gesellschaftliche oder kulturelle Verhältnisse ganz zurücktreten. Es ist bezeichnend, daß Giesebrecht seine Darstellung nur bis zum Sturz Heinrichs des Löwen im Jahre 1180 führte und damit die als Zeit der Dekadenz erachtete nach-staufische Periode des Spätmittelalters vermied. Ebenso bezeichnend ist, daß sich die Grundabsichten des Werkes nach der Reichsgründung von 1871 – der vierte Band erschien 1872 – nicht änderten. Der Traum vom kaiserlichen Mittelalter konnte auch in der Realität des deutschen Kaiserreiches fortgeführt werden, die ja weit weniger glorreich als das ferne Vorbild war. Den späteren Bänden kamen auch die quellenkritischen Fortschritte durch die *Monumenta Germaniae Historica* zugute, aber eine andere Ausrichtung als die der nationalen Gloriole gab Giesebrecht seinem Werk nicht. – Giesebrecht war in Berlin ein Schüler Leopold von Rankes gewesen und von diesem hatte er nicht nur den sorgfältigen Umgang mit den Quellen und das hohe Ethos der unparteilichen Wahrheitssuche gelernt, sondern auch die Fixierung auf die große politische Geschichte und den Staat als den Platz, auf dem sich die nationale Kultur verwirklichen konnte. Ranke wies dem Staat die Aufgabe zu, die bestehende Sozialordnung zu stabilisieren[41]. Der

[40] Zu Giesebrecht (1814–1889) vgl. Hermann Heimpel, in: NDB 6 (1964) 379–382. Den letzten Band bearbeitete sein Königsberger Schüler Bernhard von Simson.

[41] Vgl. Mommsen, Deutsche Geschichtswissenschaft, 74ff. Zu Leopold von Ranke (1795–1886), besonders unter unserem Gesichtspunkt, vgl. Ernst Schulin, Universalgeschichte und Nationalgeschichte bei Leopold von Ranke, in: Wolfgang J. Mommsen (Hg.), Leopold von Ranke und die moderne Geschichtswissenschaft (Stuttgart 1988) 37–71; M. A. Barg, Leopold von Rankes Geschichtskonzeption aus der Sicht der heutigen Geschichtswissenschaft, in: ebd., 223–263;

Lehrer und das große Vorbild Ranke streifte das Mittelalter nur in seinen Hauptwerken und kam in der knapp vor seinem Tod erscheinenden Weltgeschichte nur bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts, aber seine Wirkung auf die Mediävistik im 19. Jahrhundert sollte nicht unterschätzt werden. In seinen Vorlesungen und Übungen stand das Mittelalter im Vordergrund[42]. In den frühen Berliner Jahren organisierte er die beiden Bände der „Jahrbücher des deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause", bei der er seine besten Schüler einsetzte und sie eine streng chronologische, auf die Person des Herrschers und sein politisches Wirken bezogene Darstellung der Regierungszeit erstellen ließ[43]. Dies wurde zum Vorbild für die „Jahrbücher der deutschen Geschichte", die die 1858 auf Anregung Rankes von König Maximilian II. von Bayern ins Leben gerufene Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften sogleich in ihr Programm aufnahm und die Ranke bis zu seinem Tode aufmerksam verfolgte. Bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges erschienen insgesamt 35 Bände, unter deren Autoren die besten und angesehensten Mediävisten deutscher Sprache aufscheinen. Die lange anhaltende Überzeugung vom nach-staufischen Niedergang des Mittelalters bewirkte wohl, daß diese auch heute noch unersetzten Bände nur bis zum Jahre 1233 reichen[44]. Staat und Politik standen bei einem anderen Ranke-Schüler, dem aus Schleswig stammenden Georg Waitz (1813–1886), ebenfalls im Vordergrund. Zahlreiche Editionen und quellenkritische Arbeiten im Rahmen der *Monumenta Germaniae Historica*, deren Präsident er 1875 wurde, bilden den einen Teil seines wissenschaftlichen Werkes, der andere wird im wesentlichen von seiner zwischen 1844 und 1878 erschienenen achtbändigen „Deutschen Verfassungsgeschichte" eingenommen, die bezeichnenderweise nur bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts reicht[45]. Dieses auch heute noch wegen seines Materialreichtums unentbehrliche Werk belegt die bei al-

---

Wolfgang J. Mommsen, Ranke and the Neo-Rankean school in imperial Germany. State-oriented historiography as a stabilizing force, in: Georg G. Iggers, James M. Powell (Hgg.), Leopold von Ranke and the Shaping of the Historical Discipline (Syracuse 1990) 124–140; Ernst Schulin, Universal history and national history, mainly in the lectures of Leopold von Ranke, in: ebd., 70–81. In beiden Sammelbänden zahlreiche weitere einschlägige Aufsätze.

[42] Leopold von Ranke, Weltgeschichte, 9 Bde. (Leipzig 1883–1888); Srbik, Geist und Geschichte, Bd. 2, 265.

[43] Leopold von Ranke (Hg.), Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem Sächsischen Hause, 2 Bde. (Berlin 1837–1840).

[44] Friedrich Baethgen, Die Jahrbücher der Deutschen Geschichte, in: Die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1858–1958 (Göttingen 1958) 70–81. Ausnahme: Alfred Hessel, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter König Albrecht I. von Habsburg (München 1931), und als Zeichen, daß das Unternehmen nicht gestorben ist: Peter Thorau, König Heinrich (VII.), das Reich und die Territorien : Untersuchungen zur Phase der Minderjährigkeit und der „Regentschaften" Erzbischof Engelberts I. von Köln und Herzog Ludwigs I. von Bayern (1211) 1220–1228 (Berlin 1998).

[45] Georg Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, 8 Bde. (Kiel 1844–1878). Zu seinem politischen Einfluß vgl. Thomas Kleinknecht, Mittelalterauffassung in Forschung und politischer Kontroverse. Zu den Beiträgen von James Bryce und Georg Waitz, in: Heinz Dollinger, Horst Grün-

len deutschen Mediävisten des 19. Jahrhunderts vorherrschende Überzeugung von der Kontinuität deutscher Geschichte seit den Germanen von tacitäischer Zeit an. Wie unbefangen Waitz damit umging, zeigt beispielsweise die Überschrift des 2. Kapitels des ersten Buches, das der germanischen Frühzeit gewidmet war. Es lautet *Lebensweise u. Charakter des Volkes* und hat als Untertitel *Die Deutschen sind nicht rohe Wilde*. Die Überzeugung von der ungebrochenen Kontinuität zwischen den Germanen und den Deutschen hatte ihre Entsprechung in Frankreich, wo allein schon der Gleichklang des Namens die direkte Verbindung zwischen den Franken und den Franzosen nahelegte. Bis in unsere Tage ist das Bewußtsein verbreitet, man könne die Reihe der französischen Könige mit Chlodwig beginnen lassen[46]. – Die Orientierung auf die hochmittelalterliche Nationalgeschichte hin, auf die Politik seiner Könige im weitgespannten Reich, dessen Grenzen in allen Himmelsrichtungen offen schienen und deshalb nationalen Träumereien entgegenkamen, bewirkte auch, daß die großen Reihen und Handbücher in diesem Stil konzipiert waren. Als ein Beispiel dienen die 23 Bände der „Bibliothek deutscher Geschichte", die ab 1889 von Hans von Zwiedineck-Südenhorst herausgegeben wurden und an denen die renommiertesten Historiker des deutschen Sprachraumes beteiligt waren[47]. Etwas weniger als die Hälfte ist dem Mittelalter gewidmet. Politisches Handeln der Mächtigen dominiert darin eindeutig. Als das andere Beispiel sei hier das später zum Klassiker gewordene Handbuch zur deutschen Geschichte genannt, das der Professor an einer Berliner Realschule Bruno Gebhardt (1858–1905) als Gemeinschaftswerk von Kollegen, Bibliothekaren und Archivaren erstmalig 1891/92 herausbrachte und welches *mehr die Teilnahme der Gebildeten als der Fachgelehrten erringen* sollte. Ein Band behandelt das Mittelalter, in dem die Zeit bis zum Ende des Interregnums über zwei Drittel des Werkes ausmacht und in dem auch das Spät-

---

der, Alwin Hanschmidt (Hgg.), Weltpolitik, Europagedanke, Regionalismus. Fs. Heinz Gollwitzer (Münster 1982) 269–286.

[46] Das Jubiläum der Taufe Chlodwigs, trotz chronologischer Unsicherheiten 1996 begangen, brachte eine große Zahl von Chlodwig-Literatur hervor. Z. B.: Michel Rouche, Clovis (Paris 1996); Ders. (Hg.), Clovis, histoire et mémoire, Actes du Colloque international d'histoire de Reims, 2 Bde. (1: Clovis et son temps, l'évènement. 2: Le baptême de Clovis, son écho à travers l'histoire) (Paris 1997); Laurent Theis, Clovis (Paris 1996). Das erste Heft des Jahresbandes der Bibliothèque de l'École des Chartes 154 (1996) war dem Thema «Clovis chez les historiens» gewidmet (mit mehreren Beiträgen, hg. v. Olivier Guyotjeannin). Vgl. die Besprechung durch Jean Heuclin, 1996. L'année Clovis, in: RHE 93 (1998) 442–450.

[47] Beispiele der dem Mittelalter gewidmeten Bände: Engelbert Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern (Stuttgart 1896); Max Manitius, Deutsche Geschichte unter den sächsischen und salischen Kaisern (Stuttgart 1889); Theodor Lindner, Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern 1: Von Rudolf von Habsburg bis zu Ludwig dem Baiern (Stuttgart 1890); 2: Von Karl IV. bis zu Sigmund. Die allgemeinen Zustände. (Stuttgart 1893); Victor von Kraus, Deutsche Geschichte im Ausgange des Mittelalters, 1: Deutsche Geschichte zur Zeit Albrechts II. und Friedrichs III. (Stuttgart 1905); 2: Deutsche Geschichte zur Zeit Maximilians I. (Stuttgart 1912).

mittelalter an den Taten der Könige aufgereiht ist. Ein Band behandelt die Neuzeit. In beiden überwiegt die politische Geschichte. Dies sollte sich bis zur 5. Auflage von 1913 nicht ändern, erst die sechste von 1922/23 verschob das Gewicht leicht hin zur Neuzeit.

3. Ende November 1859, nur wenige Wochen nach dem Frieden von Zürich, in dem Österreich einen erheblichen Teil seiner oberitalienischen Provinzen an Piemont verloren hatte, hielt der kleindeutsche Historiker Heinrich von Sybel zur Geburtstagsfeier König Maximilians II. eine Rede in der Bayerischen Akademie, die hohe Wellen schlagen und den ersten der deutschen „Historikerstreite" bewirken sollte. In deutlicher Verknüpfung mit der aktuellen politischen Lage griff er die gerade durch Giesebrechts Geschichtswerk popularisierte romantische Verklärung des deutschen Mittelalters an, wo *unser Volk, durch Einheit stark, zur höchsten Machtentfaltung gedieh, wo der deutsche Mann am meisten in der Welt galt und der deutsche Name den vollsten Klang hatte* [48]. Ziel seiner Attacke war die weitausgreifende Politik der Kaiser, die den wahren nationalen Interessen Deutschlands widerstrebte. Besonders die imperiale Italienpolitik lehnte er mit dem Hinweis ab, daß im Osten das eigentliche Ziel deutscher Politik zu suchen sei, so wie sie Heinrich I. und Heinrich der Löwe betrieben hätten. Zwei Jahre später antwortete der katholische und großdeutsch gesinnte Westfale Julius von Ficker, der seit 1852 in Innsbruck lehrte, mit einer Reihe von Vorträgen, die Sybels Position als anachronistisch brandmarkten und die italienische Kaiserpolitik aus ihrer Zeit heraus erklärten. 1862 antwortete Sybel und Ficker ergriff im selben Jahr nochmals die Feder zur Widerrede. Sybels Position, wonach die Kaiserpolitik in ihrer Verbindung mit Burgund und dem Papsttum das deutsche Volk letztlich geschädigt und die Könige von ihrer eigentlichen Aufgabe, der Gründung einer festen Herrschergewalt und der Kolonisation im Osten, abgehalten habe, war historisch schlecht begründbar und seine Raisonnements standen methodisch weit unter dem Standard der Zeit. Fickers Argumente waren besser. Dieser unterstrich die Zeitgebundenheit der eigenen Bedürfnisse und Richtungen, betonte aber auch die Vorteile, die Deutschland aus der Rangerhebung des Königs bezog. Von politischen Grundeinstellungen war natürlich auch Ficker nicht frei, in denen der Reichsuniversalismus, der Gedanke des Abendlandes und eine christliche, von Eroberungsgelüsten freie Weltordnung dominierten. Der Sybel-Ficker-Streit, ein Musterbeispiel für die Instrumentalisierung historischer Argumentation für politische Absichten, verließ rasch den Raum der gelehrten Zirkel und wurde Teil des öffentlichen Diskurses, wobei die Sybel'sche Position erheblich größeren Anklang fand[49]. Dies erklärt auch, warum

[48] Alle relevanten Texte zum Sybel-Ficker-Streit sind gedruckt bei Friedrich Schneider (Hg.), Universalstaat oder Nationalstaat. Macht und Ende des ersten deutschen Reiches. Die Streitschriften von Heinrich v. Sybel und Julius Ficker zur deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters (Innsbruck ²1943), das Zitat aus der Sybelschen Akademierede ebd. 9.

[49] Zum Sybel-Ficker-Streit vgl. Robert Davidsohn, Die Vorstellungen vom alten Reich in ihrer Einwirkung auf die neuere Geschichte (SB München, philol.-histor. Kl. 1917/5, München 1917) 24

der Mittelalter-Bezug des Deutschen Reiches von maßgeblichen preußischen Politikern zurückhaltend betrieben und von populären Autoren wie Gustav Freytag abgelehnt wurde, sich aber als quasi-mythische Bezugsgröße und Identifikationsbehelf als nützlich erwies und damit präsent blieb[50]. Er erlosch auch nicht nach den für die Gestaltung Deutschlands und Österreichs entscheidenden Jahren 1866 bis 1871, sondern blieb einerseits Diskussionsgegenstand in der wissenschaftlichen Historie – mit größerer Zustimmung für Ficker – bis in den Zweiten Weltkrieg hinein und popularisierte sich andererseits während des Deutschen Kaiserreichs[51]. Ottokar Lorenz, dem wir im zweiten Teil dieses Beitrages noch begegnen werden, faßte dies in einem 1902 veröffentlichten Werk über die Reichsgründung von 1871 prägnant zusammen:

> „Von diesem Augenblicke an, wo in der Literatur, selbst in der populären, das deutsche Kaisertum von den preußisch gerichteten Politikern als etwas Abgetanes, Fremdes, Anationales, in vielem Betracht höchst Schädliches erkannt war, gab es kaum einen Schüler und Schulmeister, der nicht mündlich und schriftlich versicherte, daß es kaum etwas Unglücklicheres und Widerwärtigeres in unserer deutschen Vergangenheit gegeben habe, als das Kaisertum von Karl dem Großen bis Otto, Heinrich, Friedrich und bis an das glückliche Ende desselben unter Franz II.“[52]

4. In einer breiteren Öffentlichkeit gaben die kleindeutschen und protestantischen Historiker, die Geschichte als Werkzeug politischer Interessen einsetzten, den Ton an. Das dominierende Dreigestirn Gustav Droysen, Heinrich von Sybel und Heinrich von Treitschke orientierte sich zunehmend an Preußen, in dessen Perspek-

---

ff.; Srbik, Geist und Geschichte, Bd. 2, 33 ff.; Heinz Gollwitzer, Zur Auffassung der mittelalterlichen Kaiserpolitik im 19. Jahrhundert. Eine ideologie- und wissenschaftsgeschichtliche Nachlese, in: Rudolf Vierhaus, Manfred Botzenhart (Hgg.), Dauer und Wandel der Geschichte. Aspekte europäischer Vergangenheit. Fs. Kurt v. Raumer (Münster 1966) 483–512, hier: 499 ff.; Borst, Staufer in der Geschichtsschreibung, 83 ff.; Volker Dotterweich, Heinrich von Sybel. Geschichtswissenschaft in politischer Absicht (1817–1861) (Schriftenreihe d. Histor. Komm. d. Bayer. Akad. d. Wiss. 16, Göttingen 1978) 364 ff.; Boockmann, Ghibellinen oder Welfen, 145 ff. Über Julius von Ficker fehlt die überzeugende Biographie. Das knapp nach Fickers Tod erschienene Werk von Julius Jung, Julius Ficker, 1826–1902. Ein Beitrag zur deutschen Gelehrtengeschichte (Innsbruck 1907, Ndr. Aalen 1981), hat fast hagiographische Züge. Weitere Quellen bei Gerhard Oberkofler, Peter Goller (Hgg.), Alfons Huber, Briefe (1859–1898). Ein Beitrag zur Geschichte der Innsbrucker Historischen Schule um Julius Ficker und Alfons Huber (Innsbruck 1995). Eine gute Synthese: Thomas Brechenmacher, Julius Ficker. Ein deutscher Historiker in Tirol, in: Geschichte und Region 5 (1996) 53–92; Utz Haltern, Geschichte und Bürgertum. Droysen, Sybel, Treitschke, in: HZ 259 (1994) 59–107.

[50] Vgl. Elisabeth Fehrenbach, Wandlungen des deutschen Kaisergedankens 1871–1918 (München–Wien 1969) 27 ff.

[51] Heinrich Hostenkamp, Die mittelalterliche Kaiserpolitik in der deutschen Historiographie seit von Sybel und Ficker (Historische Studien 255, Berlin 1934, Ndr. Vaduz 1965); Friedrich Schneider, Die neueren Anschauungen der deutschen Historiker über die deutsche Kaiserpolitik des Mittelalters und die mit ihr verbundene Ostpolitik (Weimar [5]1942).

[52] Ottokar Lorenz, Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs 1866–1871. Nach Schriften und Mitteilungen beteiligter Fürsten und Staatsmänner (Jena 1902) 32 f.

tive die deutsche Nationalgeschichte verfaßt wurde. Sybel hatte zwar als Mediävist begonnen, aber später und besonders in seinen politischen Ansichten konnte bei ihm von einem übertragbaren Vorbild des Mittelalters keine Rede sein. Auch bei Droysen und Treitschke gibt es kaum Mittelalter-Bezüge. Die großdeutsch denkenden Historiker, überwiegend dem von seiner Wesensbestimmung universalistisch geprägten Katholizismus zugehörig, wählten oft andere Themen als Synthesen der Nationalgeschichte, die Kirchengeschichte zum Beispiel, waren sich aber im allgemeinen in der Hochschätzung des Mittelalters einig. In den Jahrzehnten vor 1848 hatte sich der politische Katholizismus in Deutschland in seinen Geschichtsbildern und seiner historischen Argumentation oft am Mittelalter orientiert[53]. Das Sammelbecken der katholisch orientierten Historiker wurde die in der Atmosphäre des Kulturkampfes im Jahre 1876 gegründete Görres-Gesellschaft, deren Orientierung an Rom auch die Themenwahl mitbestimmte, besonders nach der Öffnung des Vatikanischen Archivs im Jahre 1881[54]. Eine Idealisierung des deutschen Mittelalters unter kirchlichem Aspekt betrieb der streng katholische und großdeutsch-reichsromantisch denkende Johannes Janssen (1829–1891), der seit 1876 der kleindeutsch-protestantischen Interpretation der Reformation seine „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters“ entgegensetzte[55]. Das außerordentlich stark verbreitete Werk (20 Auflagen der ersten Bände bis zum Ersten Weltkrieg), in dem in erster Linie das einfache Volk zu Wort kam, pries das deutsche Spätmittelalter als vorbildhafte Blütezeit, die von der Reformation verwüstet worden sei. Die Reaktion der protestantischen Historiker war wütend, aber Janssens Verdienst, die Forschung mit seinen überzogenen Thesen angestachelt zu haben, bleibt unbestritten.

In den Jahrzehnten nach der Reichsgründung, in denen die Geschichtswissenschaft eine außerordentliche Blüte erlebte, entfaltete sich auch kräftig die Landesgeschichtsschreibung, besonders im nicht-preußischen Süden, wohl auch um den zentralistischen Tendenzen Berlins entgegenzuwirken[56]. Bei der Besinnung auf die

---

[53] Matthias Klug, Rückwendung zum Mittelalter ? Geschichtsbilder und historische Argumentation im politischen Katholizismus des Vormärz (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte B/69, Paderborn–München 1995).

[54] Wilhelm Spael, Die Görres-Gesellschaft 1876–1941. Grundlegung, Chronik, Leistungen (Paderborn 1957); Hans Elmar Onnau, Das Schrifttum der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft, 1876–2000. Eine Bibliographie, 2 Bde. (Paderborn 1980–2001); Erwin Gatz, Das Römische Institut der Görres-Gesellschaft 1888–1988, in: Röm. Quartalschrift 83 (1988) 3–19.

[55] Johannes Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, fortgesetzt von Ludwig v. Pastor, 8 Bde. (Freiburg 1878–1894). Zu seiner Person vgl. Kaspar Elm, Johannes Janssen. Der Geschichtsschreiber des deutschen Volkes, seiner Kultur und Frömmigkeit, 1829–1891, in: Jahres- u. Tagungsbericht der Görres-Gesellschaft 1991 (1992) 88–101 (mit Lit.).

[56] Vgl. Alois Gerlich, Geschichtliche Landeskunde des Mittelalters. Genese und Probleme (Darmstadt 1986) 42 ff.; Werner Buchholz, (Hg.), Landesgeschichte in Deutschland. Bestandsaufnahme – Analyse – Perspektiven (Paderborn 1998), mit jeweils historischem Überblick über die Geschichtsschreibung in den deutschen Ländern.

historisch gewachsenen regionalen Eigentümlichkeiten spielte das Mittelalter, abgesehen von der genetischen Betrachtungsweise, die dem zeitlich Früheren immer Priorität einräumt, eine große Rolle und es wiederholte sich oft jene Hochschätzung einer fernen Vergangenheit, die um eine fürstliche Dynastie angeordnet wurde. Deren Politik wurde deshalb oft nicht mehr nur in Funktion zum königlichen Lehnsherrn, sondern auch als wesentlich für das entstehende Land gesehen und damit die Gesamtgeschichte Deutschlands einer allmählichen Neubewertung, besonders im Spätmittelalter, unterworfen. Damit konnte an die Geschichtsschreibung des Ancien Régime, die in zahlreichen Fürstentümern ein beachtliches Niveau erreicht hatte, wiederangeknüpft werden. Die Landesuniversitäten spielten dabei ebenso eine Rolle wie die Archive und die ab 1876 (Preußische Provinz Sachsen, 1881 Rheinland, 1883 Baden, Karlsruhe, usw.) ins Leben gerufenen Historischen Kommissionen, die in enger Verbindung mit den Akademien, Universitäten und den gleich zu besprechenden historischen Vereinen vom Staat gefördert wurden und einen quasi öffentlichen Auftrag zur Erforschung der Landesgeschichte hatten und unter deren Ägide oft umfangreiche Quellenpublikationen erschienen[57]. Unter den Landesgeschichten des 19. Jahrhunderts, denen die Betonung des Mittelalters eignet, seien besonders hervorgehoben: Christoph Friedrich von Stälin (1805–1873), Wirtembergische Geschichte in vier Bänden zwischen 1840 und 1870, in der dem alten staufischen Herzogtum besondere Aufmerksamkeit galt. Sigmund Riezler (1843–1927), Geschichte Baierns in acht Bänden zwischen 1878 und 1914, konnte von der geschichtsfreundlichen Förderung der Wittelsbacher profitieren, die sich unter anderem in der schon erwähnten Gründung der Historischen Kom-

[57] Allgemeiner Überblick: Hermann Heimpel, Über Organisationsformen historischer Forschung in Deutschland, in: Beiträge zur Organisation der historischen Forschung in Deutschland. Aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der Historischen Kommission zu Berlin am 3. Februar 1984 (Berlin 1984) 47–136. Beispiele: Wolfgang-Heino Struck (Hg.), Historische Kommission für Nassau, 1897–1987: Festschr. zur 90-Jahr-Feier am 14. November 1987 (Wiesbaden 1987), dazu Ders., Neunzig Jahre Historische Kommission für Nassau, in: Nassauische Annalen 98 (1987) 251–272; Wilhelm Kohl, Neun Jahrzehnte Historische Kommission für Westfalen, in: Westfälische Forschungen 38 (1988) 148–166; Meinrad Schaab (Hg.), Staatliche Förderung und wissenschaftliche Unabhängigkeit der Landesgeschichte (Beiträge zur Geschichte der Historischen Kommissionen im deutschen Südwesten 131, Stuttgart 1995), mit mehreren Beiträgen; Reiner Gross (Hg.), Geschichtsforschung in Sachsen. Von der Sächischen Kommission für Geschichte zur Historischen Kommission bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, 1896–1996 (Quellen und Forschungen zur sächischen Geschichte 14, Stuttgart 1996), dazu Josef Hartmann, 125 Jahre Historische Kommission 1876–2001, in: Sachsen und Anhalt 23 (2001) 9–52; Walter Heinemeyer, Die Historische Kommission für Hessen 1897–1997. Geschichtlicher Überblick, wissenschaftliche Unternehmungen, in: Ders. (Hg.), Hundert Jahre Historische Kommission für Hessen. 1897–1997. Festgabe (Marburg, 1999) 1215–1235. Als ein Beispiel einer landesgeschichtlichen Zeitschrift, die in besonders enger Verbindung zum Landesarchiv (hier *in concreto* zum Generallandesarchiv in Karlsruhe) stand: Hansmartin Schwarzmaier, Das Oberrheingebiet in der Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts. Zum 150. Jahrgang der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, in: ZGO 150 (2002) 3–18.

mission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ausdrückte[58]. Diese war bayerisch und gesamtdeutsch und vor allem mediävistisch orientiert, was die bald einsetzenden Langzeitunternehmungen zeigen: Neben den schon seit 1763 herausgegebenen „Monumenta boica" die genannten „Jahrbücher der deutschen Geschichte", die „Deutschen Reichstagsakten" ab 1378, die „Chroniken der deutschen Städte", die „Hansrecesse", die „Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte", „Weistümer", um hier nur die wichtigsten zu nennen. Riezlers großer Erfolg als Autor erklärt es auch, daß er 1898 auf den ersten völlig selbständigen Lehrstuhl für bayerische Geschichte an der Münchener Universität berufen wurde. Besondere Förderung erfuhr die Landesgeschichte durch die nach der Jahrhundertmitte überall aufblühenden historischen Vereine, deren Gesamtgeschichte jüngst geschrieben wurde. Im Vormärz von der Obrigkeit mißtrauisch beäugt oder – wie in Bayern – gelenkt, entfalteten sie dann eine regional sehr unterschiedliche Aktivität, die oft mit der Herausgabe von Urkundenbüchern oder anderen Quellenpublikationen gepaart war, jedenfalls aber eine ausgeprägt mediävistische Note hatte. Die Genese der Länder zu erforschen und damit den Anteil der einzelnen historisch-politischen Einheiten an der nationalen Gesamtgeschichte gebührend herauszustreichen, blieb immer ein Anliegen der historischen Vereine, die seit 1852 ein gemeinsames Dach im „Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Alterumsvereine" hatten und eine Zeitschrift veröffentlichten, zunächst das „Correspondenzblatt des Gesamtvereins…" (1852–1934, 82 Jahrgänge), das sich ab dem 83. Jahrgang, 1935, „Blätter für deutsche Landesgeschichte" nannte[59].

Es gilt hier noch einen weiteren Rekurs auf das Mittelalter als Epoche vorbildhafter Werte und Gesellschaftsformen kurz anzusprechen. Es ist dies die Geschichte der als modellhaft angesehenen mittelalterlichen Stadt, was sich an besonders zahlreichen wiederbelebten Architekturformen, vom Rathaus über Schulen bis hin zum besonders gerne mittelalterlich gestalteten „Ratskeller" ablesen läßt. Das Bürgertum suchte die Legitimation seiner für bürgerlich erachteten Werte im Blick auf ein als vorbildhaft gesehenes Gemeinwesen, der freilich häufig die geschichtliche Wirklichkeit des Mittelalters verfehlte. Im Blick auf die Frühzeit der Städte, deren stehengebliebene Relikte die romantische Begeisterung nährten, fanden die maßgeblichen politischen und wirtschaftlichen Eliten die Bestätigung für ihr Tun. Dazu kam das Ungenügen über die Ästhetik der Industriebauten und der ins Umland hinauswuchernden Zinskasernen. Gewerbefleiß, unternehmerischer Wagemut, kaufmännische Weltläufigkeit, technische Neuerungen waren für den Erfolg

[58] Vgl. Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie. Zu Riezler vgl. Katharina Weigand, Der Lehrstuhl für bayerische Landesgeschichte an der Universität München und sein erster Inhaber Sigmund von Riezler, in: Wilhelm Volkert (Hg.), Im Dienst der bayerischen Geschichte (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 111, München 1998) 307–350.

[59] Vgl. Gerlich, Geschichtliche Landeskunde, 59 ff.; Georg Kunz, Verortete Geschichte. Regionales Geschichtsbewußtsein in den deutschen historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 138, Göttingen 2000).

der mittelalterlichen Stadt auf der einen Seite entscheidend geworden, bürgerliche Freiheit, Solidarität unter den Gleichgestellten, Autonomie, Gleichheit vor dem Stadtrecht auf der anderen Seite[60]. Die frühneuzeitliche Stagnation der europäischen Stadt, in der der Gedanke korporativer Selbstbestimmung durch das Prinzip obrigkeitlicher Herrschaft verdrängt wurde, schien dieser Betrachtungsweise Recht zu geben. Dies erklärt den außerordentlichen Erfolg von Gustav Freytags ins Mittelalter zurückweisendem Werk „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“[61], dies erklärt aber auch, daß ein Rechtshistoriker wie Otto von Gierke (1841–1921) in seinem Hauptwerk, Das deutsche Genossenschaftsrecht, 4 Bde. (1868–1913), das gesellschaftliche Leben der Vergangenheit von einem ständigen Ringen zwischen Herrschaft und Genossenschaft, zwischen hierarchischem Prinzip und egalitärer Freiheit, am besten in der mittelalterlichen Stadt zu erkennen, geprägt sah. Als Kritiker des 1887 erlassenen Bürgerlichen Gesetzbuches blieb Gierke in den drei umfangreichen Bänden seines „Deutschen Privatrechtes“ (1895–1917) bemüht, in der Anwendung des neuen Gesetzeswerkes die Erkenntnisse seiner eigenen rechtshistorischen Arbeiten fruchtbar werden zu lassen. Obwohl konservativ und preußisch bis in die geringsten Lebensäußerungen, wurde er zu einem der Vorläufer modernen Sozial- und Arbeitsrechtes[62]. Der historische Rückblick auf die mittelalterliche Stadt- und Bürgerfreiheit wurde zu einem Medium der Kritik, mit dessen Hilfe die politische Entmündigung und soziale Disziplinierung durch den absolutistischen Fürstenstaat gebrandmarkt werden konnte.

5. Abschließend sei auf ein Mittelalter-Bild des 19. Jahrhunderts hingewiesen, das zwar mit der Nationalgeschichtsschreibung kaum zu tun hat, aber als Negativ einer als bedrohlich empfunden Epoche der Moderne bis in die Jetztzeit immer wieder Teil eines kulturkritischen Diskurses verwendet wird. Otto Gerhard Oexle hat dieses geistesgeschichtliche Phänomen mit dem Begriff „Mediävalismus“ bezeichnet und seine Wurzeln bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen können, einen wichtigen Bezugspunkt aber im Werk des Soziologen Ferdinand Tönnies (1855–1936) gesehen[63]. Darin wird zum ersten Mal deutlich das Mittelalter als eine imaginierte Bezugsgröße

---

[60] Klaus Schreiner, „Kommunebewegung“ und „Zunftrevolution“. Zur Gegenwart der mittelalterlichen Stadt im historisch-politischen Denken des 19. Jahrhunderts, in: Stadtverfassung – Verfassungsstaat – Pressepolitik. Fs. Eberhard Naujoks, hg. v. Franz Quarthal, Wilfried Setzler (Sigmaringen 1980) 139–168; Peter Johanek, Mittelalterliche Stadt und bürgerliches Geschichtsbild im 19. Jahrhundert, in: Gerd Althoff (Hg.), Die Deutschen und ihr Mittelalter. Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter (Darmstadt 1992) 81–100.

[61] Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 5 Bde. (Leipzig 1859–1867).

[62] Vgl. Otto Gerhard Oexle, Otto von Gierkes ‚Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft’. Ein Versuch wissenschaftsgeschichtlicher Rekapitulation, in: Notker Hammerstein (Hg.), Deutsche Geschichtswissenschaft um 1900 (Stuttgart 1988) 193–217; Martin Peters, Die Genossenschaftstheorie Otto von Gierkes (1841–1921) (Marburger Schriften zum Genossenschaftswesen 95, Göttingen 2001).

[63] Ferdinand Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft. Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirische Culturformen (Leipzig 1887).

gesehen, an der die Moderne mit ihrem zentralen Problem von Individuum und Gemeinschaft, von Freiheit und Bindung gemessen wird. Die zentrale Unterscheidung von „Gemeinschaft“ als „organische“ Bindung des Menschen im „vertrauten Zusammenleben“ in Familie und Verwandtschaft, in Nachbarschaft und Freundschaft, in Dorf und Stadt auf der einen Seite, von „Gesellschaft“ auf der anderen Seite mit ihren „mechanischen“ Beziehungen unter den Menschen, mit ihren Interessenskonflikten und Vertragsverhältnissen, von Produktion und ökonomischem Tausch, von Individualismus und Rationalismus, der mit dem Verlust aller Bindungen, Solidaritäten und Werte einhergeht, diese Unterscheidung wird auf eine Folie „Mittelalter“ – „Neuzeit/Jetztzeit“ aufgetragen[64]. Ungeachtet der Erkenntnisse der wissenschaftlichen Mediävistik wird bei Tönnies und seinen zahlreichen Nachfolgern antimoderne Gesellschaftskritik sehr wirksam aufbereitet und die Sehnsucht nach einem „Neuen Mittelalter“, das Heilung all der Gebrechen der Moderne verspricht, angefacht.

II. Österreich

In Österreichs Historiographie wurde im 19. Jahrhundert ganz anders von einem idealen Mittelalter geträumt. Wenn Österreich hier zunächst als die Gesamtheit der nach 1815 von der habsburgischen Dynastie beherrschten Länder bezeichnet wird, liegen die Schwierigkeiten einer national inspirierten Geschichtsschreibung schon offen zutage. Im Unterschied zu Deutschland war in Österreich das imaginierte Mittelalter als Vorbild für einen erhofften Staat sinnlos, denn dieser Staat – mit seinen fragmentierten historischen Bezügen, mit seinen bunt gemischten Völkern und Kulturen, mit seinen stets prekären Verbindlichkeiten – existierte ja seit Jahrhunderten und war durch die Neuordnung nach Napoleons Sturz auch gestärkt worden. Nichtsdestoweniger wurde auch Österreich im frühen 19. Jahrhundert von der romantischen Mittelalterbegeisterung ergriffen, die ihren Ausdruck in den bildenden Künsten, in der Musik und in der Literatur fand. Ein frühes Beispiel bietet die noch unter Kaiser Franz II. (I.) vor 1800 begonnene Franzensburg in Laxenburg als *gothische Burgveste*, die sich an den englischen Vorbildern des Ritterkultes orientierte. Der bis 1850 zum Abschluß gebrachte Bau, der die historisierende Burgenarchitektur der folgenden Jahrzehnte stark beeinflußte, sollte auch als dynastisches Denkmal dienen[65]. Dieses österreichisch-patriotische Mittelalterbild in der Zeit des Biedermeier, das oft einen Bezug zur Dynastie hatte, erreichte sein höchstes literarisches Niveau zweifellos bei Franz Grillparzer, dessen „König Ottokars Glück und Ende“ die glorreichen Anfänge der Herrscherdynastie im 13.

[64] Otto Gerhard Oexle, Die Moderne und ihr Mittelalter. Eine folgenreiche Problemkonstruktion der mittelalterlichen Welt, in: Peter Segl (Hg.), Mittelalter und Moderne. Entdeckung und Rekonstruktion der mittelalterlichen Welt. Kongreßakten des 6. Symposions des Mediävistenverbandes in Bayreuth 1995 (Sigmaringen 1997) 307–364.

[65] Vgl. Anna Bürgler, Die Franzensburg. Ein Führer durch Geschichte und Gegenwart (Laxenburg 1998); Frodl, 19. Jahrhundert, 186–189.

Jahrhundert verherrlichte. Grillparzer verlegte drei weitere Dramen ins Mittelalter, aber es ist evident, daß die ferne Epoche nur den Hintergrund für die Darstellung von Menschenschicksal und Menschensitte bildete. „Libussa", „Ein treuer Diener seines Herrn" und „Weh dem, der lügt" beruhten zum Teil auf dem Studium mittelalterlicher Chronistik. Auch Karoline Pichler (1769–1843), Mittelpunkt eines literarisch-künstlerischen Salons am Wiener Alsergrund und unermüdliche Autorin, deren Werk schließlich 60 Bände umfaßte, wählte immer wieder das Mittelalter für die Erzählungen, die sie als frühe Vertreterin des historischen Romans mit patriotischen Untertönen ausweisen[66]. Adalbert Stifter veröffentlichte seinen mühsam zu lesenden Roman „Witiko" zwar erst 1865/67, aber die Vorstudien reichen in den Vormärz zurück. Die böhmische Geschichte des 12. Jahrhunderts bildet den Hintergrund für den utopischen Entwurf eines politischen Handlungsmodells[67]. Die Nationalgeschichtsschreibung als die Darstellung der Geschichte des Staatsganzen war in Österreich im 19. Jahrhundert immer auf die Dynastie bezogen und geriet schon im Vormärz in den Konflikt mit einer Geschichte der einzelnen Nationen, die sich über das Volk, die gemeinsame Sprache, die Kultur und die vorhabsburgische Geschichte definierten. Das Mittelalter war als vorbildhafte Frühzeit auch deshalb nur bedingt tauglich, weil das babenbergische und habsburgische Österreich gerade eine jener fürstlichen Herrschaften waren, die dem vermeintlichen einheitlichen Reich unter starker monarchischer Spitze die Kraft aussaugten und im Spätmittelalter zu jenem Konglomerat von Ländern führten, die angeblich Deutschlands „Niedergang" herbeiführte. Innerhalb dieser Denkkategorien vollzog sich der Aufstieg der Habsburger in der als dekadent empfundenen nach-staufischen Epoche.

1. Vor 1848 war die Gesamtstaatshistoriographie verhältnismäßig reich und vielseitig gediehen, freilich mit bescheidener Qualität und unverhohlener Panegyrik für das Herrscherhaus, mehr im Stil barocker Dynastengeschichte als nach den Prinzipien erwachender kritischer Historie[68]. Die Obrigkeit stand der Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung, die nicht streng im vorgegebenen Rahmen blieb, mit ausgeprägtem Mißtrauen gegenüber, besonders wenn sie sich der Zeitgeschichte näherte. Auch das Erwachen des Nationalbewußtseins, das sich aus der Geschichte hätte nähren können, war dem offiziellen Österreich suspekt. Selbst die Beschäftigung mit dem Mittelalter konnte verdächtig sein, und die Tatsache, daß Kaiser Franz nur ein einziges Exemplar des 1826 herausgekommenen ersten Scriptores-Bandes der Monumenta Germaniae Historica – noch dazu in der bil-

[66] Vgl. Franz Kadrnoska, in: ÖBL 8 (1983) 56 f.; Markus Reisenleitner, Die Produktion historischen Sinnes: Mittelalterrezeption im deutschsprachigen historischen Trivialroman vor 1848 (Europ. Hochschulschriften I/1338, Frankfurt am Main 1992); Regina Mairinger, Die moralische Botschaft in den historischen Romanen der Caroline Pichler (Dipl.Arb. Wien 2002).

[67] Vgl. Werner Hahl, Vom Gottesstaat Österreich – Stifters „Witiko", in: Herbert Zeman (Hg.), Die österreichische Literatur. Ihr Profil im 19. Jahrhundert (1830–1880) (Graz 1982) 439–464.

[68] Vgl. die Überblicke bei Srbik, Geist und Geschichte, Bd. 1, 229 ff., und Alphons Lhotsky, Österreichische Historiographie (Österreich-Archiv, Wien 1962) 133 ff.

ligen Ausführung – subskribierte, läßt sich nicht allein aus der Knausrigkeit des vormärzlichen Staates erklären[69]. Die „Staatengeschichte des Kaiserthums Österreich von der Geburt Christi bis zum Sturze Napoleon Bonapartes“ in vier Bänden (Graz 1817–1819) des aus den habsburgischen Vorlanden stammenden Franz Julius Schneller ist nicht ganz so vergessen wie die anderen, langweiligen und zumeist im Stile einer lehrhaften Spätaufklärung verfaßten Kompendien, wohl deshalb, weil der Autor mit der Zensur in Konflikt geriet und auf eine Lehrkanzel für Philosophie und Geschichte in Freiburg i.Br. abwanderte. Bei der Darstellung der österreichischen Geschichte hielt er sich an ein später weiter verbreitetes Modell, indem er die Geschichte der Einzelländer bis zu deren Erwerb durch die Habsburger gesondert, dann im Gesamtverband verfolgte[70]. Auch heute noch benützt wird die vom Fürsten Eduard Maria Lichnowsky publizierte achtbändige Kompilation der „Geschichte des Hauses Habsburg“, aber nicht wegen des unendlich trockenen Textes, sondern wegen der teilweise unersetzten Urkundenregesten, die überwiegend der an der Hofbibliothek angestellte Ernst Birk verfaßt hatte. In diese Kategorie dynastisch orientierter Geschichtsschreibung, die auch ihre Wurzeln in der Klostergelehrsamkeit der Barockzeit nicht verleugnete, gehören die beiden Chorherren aus St. Florian, Franz Kurz (1771–1843) und Josef Chmel (1798–1858). Der eine schrieb neben einem vierbändigen Werk zur Landesgeschichte eine Reihe von Monographien über österreichische Landesfürsten zwischen Albrecht I. und Friedrich IV., die z.T. auch heute noch wegen der vielen Urkundenbeilagen benützt werden[71]. Der Rationalismus der Aufklärung, eine josefinische Auffassung von Religion und Kirche, eine moralische Beurteilung menschlichen Handelns prägen seine Werke, in welchen sich aber weder Mittelalterbegeisterung noch anregende Gegenwartsbezüge finden lassen. Der andere, seit 1834 Vizedirektor des Haus-, Hof- und Staats-Archivs und

[69] Über die österreichische Zurückhaltung gegenüber der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ vgl. Bresslau, Geschichte, 99 ff., die Subskription nach Fuhrmann, „Sind eben alles Menschen gewesen“, 19 f.

[70] Über Schneller (1777–1833) vgl. Walter Höflechner, Das Fach Geschichte an der Universität Graz 1792–1848 (Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz 3, Graz 1975), bes. 17 ff., und Ders., in: ÖBL 10 (1994) 397 f.

[71] Beyträge zur Geschichte des Landes ob der Enns, 4 Bde. (Leipzig 1805–1809); Oesterreich unter Kaiser Friedrich IV. (Wien 1812); Österreich unter Ottokar und Albrecht I. (Linz 1816); Österreich unter Friedrich dem Schönen (Linz 1818); Österreich unter Albrecht dem Lahmen (Linz 1819); Oesterreich unter Herzog Rudolph IV. (Linz 1821); Österreich unter Albrecht III. (Linz 1827); Oesterreich unter Herzog Albrecht IV. nebst einer Übersicht des Zustandes Oesterreichs während des 14. Jh. (Linz 1830); Österreich unter Albrecht II. (Wien 1835). Weitere historische Arbeiten werden hier nicht genannt. Zu Kurz vgl. Engelbert Mühlbacher, Die literarischen Leistungen des Stiftes St. Florian bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (Innsbruck 1905) 166 ff.; Otto Černik, Die Schriftsteller der noch bestehenden Augustiner-Chorherrenstifte Österreichs von 1600 bis auf den heutigen Tag (Wien 1905) 40 ff.; Franz Linninger, in: ÖBL 4 (1969) 366. Zur Verwurzelung beider in der barocken und aufklärerischen Historiographie vgl. Karl Rehberger, Ein Beitrag zur Vorgeschichte der „Historikerschule“ des Stiftes St. Florian im 19. Jahrhundert, in: Mitteilungen des OÖ Landesarchivs 10 (1970 = Fs. St. Florian) 210–250.

unter anderem bekannt durch den Hohn Franz Grillparzers, verteidigte in Treue zur Dynastie das „Privilegium maius“, da ihm eine Fälschung durch einen früheren, sonst so verdienstvollen österreichischen Herzog inakzeptabel war[72]. Auf jeden Fall behält Chmel seine Bedeutung als Erschließer spätmittelalterlicher, urkundlicher Quellen[73]. Sein eigentlich einziges darstellendes Werk, eine bis 1452 reichende Geschichte Kaiser Friedrichs III., sollte nicht unterschätzt werden, weil sie breit angelegt ist und über die reine Dynastengeschichte weit hinausgeht. Die Vertreibung dynamischer Geister aus der vormärzlichen deutschsprachigen österreichischen Historiographie ist symbolhaft im Schicksal des Tirolers Joseph von Hormayr (1782–1848) verkörpert. Der Direktor des Wiener Haus-, Hof- und Staats-Archivs und österreichische Hofhistoriograph hatte nicht nur seine politischen Umtriebe bei der Tiroler Erhebung von 1809, sondern auch seine in österreichischem Patriotismus verfaßten historischen Werke (z.B. Österreichischer Plutarch, 20 Teile, 1807–1814; Wiens Geschichte und seine Denkwürdigkeiten, 9 Bde., Wien 1823–1825) hinter sich, als er 1828 schwer enttäuscht nach München übersiedelte und von dort aus eine publizistische Tätigkeit gegen seine frühere Heimat entfaltete, die er einmal als „zusammengeheiratetes Länderkonglomerat“ bezeichnete, und zum Anwalt eines deutschen Einheitsgedankens wurde[74].

Viel wichtiger als dieses Scheitern der vormärzlichen Gesamtstaatshistoriographie wurde das Erwachen der nationalen Historiographien außerhalb des deutschsprachigen Österreich, weswegen ein flüchtiger Blick auf die tschechische Geschichtsschreibung geworfen sei[75]. Gerade die national-tschechische Historiographie des 19. Jahrhunderts wurde zum wirkmächtigsten Agens des tschechischen Nationalismus, der im Bewußtsein der eigenen Geschichte habsburg- und österreichfeindlich wurde und sich dann in Böhmen und Mähren gegen alles Deutsche zur Wehr setzte. Und

---

[72] Vgl. Alphons Lhotsky, Privilegium maius. Die Geschichte einer Urkunde (Österreich-Archiv 1, Wien 1957) 68 ff.

[73] Vgl. Mühlbacher, Literarische Leistungen, 255 ff.; Černik, Schriftsteller, 74 ff.; Franz Huter, Biographien der Archivbeamten seit 1749, in: Ludwig Bittner (Hg.), Gesamtinventar des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Bd. 1 (Wien 1936) 24–27; Alphons Lhotsky, Joseph Chmel zum hundertsten Todestag, in: Ders., Aufsätze und Vorträge, hg. v. Heinrich Koller, Bd. 4 (Wien 1974) 244–269; Wolfgang Häusler, „Geschichtsforschung“, „Humanität“ und „Nationalität“. Franz Grillparzer und der Historiker Joseph Chmel, in: MIÖG 100 (1992) 376–409.

[74] Vgl. Kurt Adel (Hg.), Joseph Freiherr von Hormayr und die vaterländische Romantik in Österreich (Österreich-Reihe 368/70, Wien 1969); Lisa Chr. Türkel, Das publizistische Wirken des Joseph Freiherrn von Hormayr (Diss. Wien 1980); Friedrich Heer, Der Kampf um die österreichische Identität (Wien–Köln–Graz 1981) 172, 182.

[75] Das Folgende beruht auf Richard G. Plaschka, Von Palacký bis Pekar. Geschichtswissenschaft und Nationalbewußtsein bei den Tschechen (Graz–Köln 1955). Hinweise auf neuere Literatur auch in den jeweiligen Artikeln des Biographischen Lexikons zur Geschichte der böhmischen Länder, hg. v. Heribert Sturm (u.a.), 4 Bde. (bis Ste) (München 1974–2008), und im ÖBL. Vgl. auch Jiří Kořalka, Tschechen im Habsburgerreich und in Europa 1815–1914 (Schriftenreihe d. Österr. Ost- und Südosteuropa-Inst. 18, Wien–München 1991).

Historiker standen in den nationalistischen Auseinandersetzungen stets an vorderster Front. Schon im „Vater der tschechischen Geschichtsschreibung", in Frantisek Palacký (1798–1876), zeigt sich dieser Konflikt, der schließlich zum Sprengstoff für die Donaumonarchie werden sollte, in aller Schärfe. Seine „Geschichte von Böhmen bis 1526", die er als Historiograph der böhmischen Stände zwischen 1836 und 1844 zunächst auf deutsch, dann in seiner Muttersprache veröffentlichte, in den späteren Auflagen bis knapp vor seinem Tod immer wieder überarbeitete, stand bewußt im Kampf um das Volk, das für ihn handelndes Individuum in der Geschichte war, und um dessen Platz in der Völkergemeinschaft. Bezeichnenderweise ist dieses Werk mittelalterliche Geschichte, und in ihr fand Palacký die Bezugspunkte und die Ideale seiner eigenen Zeit: das Leben der alten Slawen, die kraftvolle, weit ausgreifende tschechische Dynastie der Přemysliden, die spätmittelalterliche Blütezeit des Reiches, als Prag unter Karl IV. die deutsche Hauptstadt war, das Egalitäre, das Freiheitsstreben des Hussitismus, in welchem der nationale Kampf schon präfiguriert war. Eine Fülle von begleitenden Studien und Editionen, bei denen mühsam Grundlagenarbeit zu leisten war, begleiteten das Hauptwerk[76]. Das oft zitierte „Wahrlich, existierte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, man müßte im Interesse Europas, im Interesse der Humanität sich selbst beeilen, ihn zu schaffen"[77], das in seinem Absagebrief an die Frankfurter Paulskirche stand, hat Palacký nach einer glanzvollen politischen und wissenschaftlichen Karriere in seinen späten Jahren, besonders vom Ausgleich des Jahres 1867 an, verleugnet und dem Miteinander der Nationen in der Donaumonarchie keine Chance mehr eingeräumt. Ebenfalls von nationalem Elan getragen sind die seit 1855 erschienenen *Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae*, die Karel Erben (1811–1870) und Josef Emler (1836–1899), nacheinander Archivare der Stadt Prag, zur mittelalterlichen Geschichte bearbeiteten. Die tschechischen Historiker in den Generationen nach Palacký kannten nur ein Thema: den Ruhm ihrer Nation und den hohen Platz, der ihr in der Geschichte zukomme. Bei den gewählten Epochen konstatiert man eine Vorliebe für das vorhabsburgische Mittelalter, neuzeitliche Abschnitte werden fast ausschließlich aus der böhmischen Perspektive gesehen, selbst wenn es habsburgische oder gesamtösterreichische Themen sind. Wenzel Vladivoj Tomek (1818–1905), der sich aus niedrigsten sozialen Verhältnissen zum ersten Rektor der tschechischen Karls-Universität in Prag emporarbeiten konnte, widmete einen Großteil seines Lebens einer schließlich zwölfbändigen, monumentalen „Geschichte der Stadt Prag" (bis 1608) (1855–1901). Daneben entstanden eine Geschichte der Prager Universität und eine Biographie des Jan Žižka, des gefürchteten Hussitenführers. Da Tomek auf

[76] Zu Palacký vgl. auch Jiří Kořalka, Palacký und Österreich als Vielvölkerstaat, in: Österreichische Osthefte 28 (1986) 22–37; Georg J. Morava, Franz Palacký. Eine frühe Vision von Mitteleuropa (Wien 1990).

[77] Richard Plaschka, in: Neue österreichische Biographie ab 1815. Große Österreicher 11 (Zürich–Leipzig–Wien 1957) 108–118, hier 114.

Betreiben des Grafen Leo Thun seit 1850 Professor für österreichische Geschichte an der Prager Universität war, ist seine „Geschichte der österreichischen Monarchie", erstmalig 1856 als Gymnasiallehrbuch auf tschechisch publiziert, insofern bemerkenswert, als er in „synchronistischer" Methode die österreichische Geschichte als ein Bündel gleichberechtigter Landesgeschichten interpretierte. Der maßvollste unter den Historikern, Anton Gindely (1829–1892), der eine national-tschechische und eine österreichische Seele in seiner Brust vereinte und einen wahrhaft europäischen Horizont sein eigen nennen konnte, seit 1867 Professor für österreichische Geschichte in Prag, forschte überwiegend zur Geschichte Böhmens im 16. und 17. Jahrhundert und hielt sich von rohem Nationalismus fern. Viel schärfer hingegen agierte Josef Kalousek (1838–1915), auch er Professor an der tschechischen Karls-Universität, der in seinen zahlreichen, kleineren Schriften nationalistisch polemisierte, besonders in der Abwehr deutscher Angriffe, wobei die mittelalterliche Geschichte mit ihren überwiegend gefälschten tschechischen Quellen das bevorzugte Terrain war. Jaroslav Goll (1846–1929) und Antonin Rezek (1853–1909) sollen als eifrige Verfechter nationaler Geschichte, auch mit mittelalterlichen Bezügen, hier nur genannt werden, wohingegen Josef Pekar (1870–1937) einige Sätze verdient. In ihm erreicht die tschechische Historiographie der hier betrachteten Epoche ihren fachlichen, aber auch ihren moralischen Höhepunkt, denn trotz eines soliden Nationalbewußtseins weigerte er sich, die Geschichte seiner eigenen Nation im Sinne Palackýs als Erfüllung einer Entwicklung zu sehen, die auf einen sittlich-humanen Höhepunkt zusteuerte. Er lehnte eine philosophisch-soziologisch-politische Deutung und Manipulation der Historie zur Erreichung politischer Ziele ab, wie dies etwa Thomas Masaryk betrieb. Nichtsdestoweniger ist das gesamte Werk Pekar's, das neben viel Neuzeitlichem auch Standardwerke zum Hussitismus enthält, vom Glauben an sein Volk durchdrungen.

Der oft scharfe Ton der national-tschechischen Historiographie ist aus dem Kontrast zur deutschsprachigen Historiographie Böhmens unschwer erklärbar. An ihrem Anfang steht Constantin von Höfler (1811–1897), der durch den Grafen Thun 1852 an die Universität Prag berufen wurde. Seine Auffassung der böhmischen Geschichte war eher großdeutsch, durchmischt mit christlich-katholischer Reichsidee und mit kosmopolitischem Europäertum, aber im Laufe der Jahre bezog er immer prononcierter im deutschnationalen Sinn Stellung und gehörte dann auch zu den Betreibern der Trennung der Prager Universität im Jahre 1882 in einen tschechischen und in einen deutschen Zweig[78]. Auf Gegensatz ausgerichtet war das Wirken des 1862 gegründeten Vereins für Geschichte der Deutschen in

[78] Vgl. Srbik, Geist und Geschichte, Bd. 2, 95 ff. Im Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder 1: Die böhmischen Länder von der archaischen Zeit bis zum Ausgang der hussitischen Revolution, hg. v. Karl Bosl (Stuttgart 1967), findet sich in der Einleitung auch ein Überblick über die Historiographie zur böhmischen Geschichte, zu Höfler ebd. XXII. Auch zu den im folgenden genannten deutschstämmigen Historikern vgl. die Artikel im Biographischen Lexikon (wie vorige Anm.) und im ÖBL.

Böhmen[79], und die bekanntesten deutsch-böhmischen Historiker der zweiten Jahrhunderthälfte, Ludwig Schlesinger (Geschichte Böhmens, Prag–Leipzig 1869), Adolf Bachmann (Geschichte Böhmens, 2 Bde., Gotha 1899) und Bertold Bretholz (Geschichte Böhmens und Mährens bis zum Aussterben der Přemysliden, München–Leipzig 1912; Geschichte Böhmens und Mährens, 4 Bde., Reichenberg 1921–1924), konnten sich von einer Abwertung der tschechischen und einer Überbewertung der deutschen Leistung beim Aufbau der mittelalterlichen Länder nicht freihalten[80]. Jedenfalls blickten sie auf die böhmische und mährische Geschichte nicht von Österreich, sondern vom Deutschen Reich aus.

Was hier exemplarisch für die böhmisch-mährische Geschichte gezeigt wurde, hat für die Geschichte der anderen, nicht-deutschen Nationen der Monarchie uneingeschränkte Gültigkeit[81]. Ungarns Historiographie blickte im 19. Jahrhundert nur sporadisch nach Westen über die Leitha, und es kann als symptomatisch gelten, daß bei den pompösen Millenniumsfeiern des Jahres 1896, bei denen des ersten Auftauchens der Magyaren gedacht und die Geschichtsreflexion auf vielfältige Weise angeregt wurde, das Haus Habsburg, seit 1526 immerhin das Herrscherhaus, eher im Hintergrund stand. Kaiser Franz Josef wirkte bei den Feierlichkeiten zwar mit, aber im Vordergrund standen das ungarische Volk und die ungarische Nation[82]. Bei den Südslawen regte sich die Nationalgeschichte mit einer gewissen Verzögerung, aber seit der Mitte des Jahrhunderts entstand auch in Kroatien eine national ausgerichtete Historiographie. Selbstverständlich orientierten sich die Geschichtsschreibungen der bis 1866 abgetretenen habsburgischen Gebiete in Oberitalien an der italienischen Nationalgeschichte. Österreich war für alle diese Historiker immer Ausland. Die Versuche einer Gesamtstaatshistoriographie stammten fast ausschließlich aus dem deutschsprachigen Österreich. Es trifft wohl zu, was Robert Musil im Jahre 1919 spöttisch gegen einen spezifisch österreichischen Weg einwandte:

> „Weder die Slawen noch die Romanen, noch die Madjaren der Monarchie haben eine österreichische Kultur anerkannt. Sie kannten nur ihre eigene und eine deutsche, die sie nicht mochten. Die österreichische Kultur war eine Spezialität der Deutschösterreicher, welche gleichfalls eine

---

[79] Vgl. Kurt Oberdorffer, Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen 1862–1938, in: Bohemia 3 (1962) 9–29.

[80] Zum Tschechenbild der Deutschen (und zu Franz Palacký) vgl. auch Wolfgang Häusler, „Die Czechen und Polacken schüttlen / Ihr strupp'ges Karyatidenhaupt". Friedrich Hebbel und die „Bedientenvölker" der Habsburgermonarchie, in: Hebbel Jahrbuch 51 (1996) 151–212.

[81] Überblick über die nationalen Historiographien der Teile der Habsburgermonarchie bei Karl und Mathilde Uhlirz, Handbuch der Geschichte Österreich–Ungarns. 1. Bd., 2. Aufl., bearb. v. Mathilde Uhlirz (Graz–Wien–Köln 1963) 55 ff. Einige Hinweise auch bei Heinrich Schmidinger, Erforschung des Mittelalters. Institutionen und Unternehmungen in der Habsburgermonarchie (im 19. Jahrhundert), in: Elze–Schiera, Italia e Germania, 405–440.

[82] Ilona Sármány-Parsons, Ungarns Millenniumsjahr 1896, in: Brix–Stekl (Hgg.), Der Kampf um das Gedächtnis, 273–291; Budapest 1896. Ein Millennium im K.u.K. Rahmen. Katalog zur Ausstellung vom 3. bis 21. September 1996 in der Volkshalle im Wiener Rathaus, red. von Tibor Fényi (Wien 1996).

deutsche nicht haben wollten. Die österreichische Kultur war ein perspektivischer Fehler des Wiener Standpunktes“[83].

2. Die Universitätsreform, die der Unterrichtsminister Graf Leo Thun-Hohenstein 1849 nach dem preußischen Vorbild ins Werk setzte, ließ die Geschichtswissenschaft innerhalb der philosophischen Fakultäten, die mit den anderen gleichberechtigt wurden, rasch aufblühen. Die staatliche Förderung der Historie hatte auch das Ziel, das Österreichbewußtsein zu fördern, wobei es der habsburgische Gesamtstaat war, der über den Weg des intensivierten Geschichtsbewußtseins gefestigt werden sollte. Thuns Unterstaatssekretär Alexander Freih. v. Helfert betrieb mit Eifer diese politische Idee einer *geschichtlichen Verankerung des Staatsbewußtseins*, wie dies aus seiner programmatischen Schrift von 1853 „Über Nationalgeschichte und den gegenwärtigen Stand ihrer Pflege in Österreich“ deutlich wird[84]. Genau diesem Ziel sollte die im Jahre 1854 erfolgte Gründung des Instituts für österreichische Geschichtsforschung dienen, an dessen Spitze der Tiroler Benediktiner und Professor für österreichische Geschichte an der Universität Innsbruck, Albert Jäger, gestellt wurde. Aber diese Absicht ging gründlich daneben, denn das Institut verschrieb sich sehr bald der wissenschaftlich strengen Mediävistik, was zur damaligen Zeit zunächst hilfswissenschaftlich orientierte Quellenforschung bedeutete. Unter dem 1855 nach Wien geholten protestantischen Sachsen Theodor von Sickel, seit 1869 auch Direktor des Instituts, wurde dieses zur renommierten, international bald hochangesehenen Pflegestätte der Diplomatik und aller damit verbundenen Hilfswissenschaften. Von österreichischer Geschichte und Festigung des Gesamtstaatsbewußtseins war bald nicht mehr die Rede und die Teilnehmer an den Lehrgängen betrieben wohl durchwegs österreichische Geschichte, aber es waren quellenkritische Spezialprobleme aus der mittelalterlichen Geschichte, die meilenweit von einer Gesamtstaatsidee entfernt waren. Sickel, der seine deutsch-nationale Gesinnung nie ablegte, fühlte sich der deutschen Mediävistik stets eng verbunden, was schon 1875 insofern institutionalisiert wurde, als er Mitglied der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae Historica wurde und die Edition der Diplome der mittelalterlichen Könige und Kaiser als eine wesentliche wissenschaftliche Aufgabe ans Institut zog[85]. Als Helfert erkannte, daß das Institut die ihm zugedachte Aufgabe nicht übernahm, be-

[83] Robert Musil, Der Anschluß an Deutschland (März 1919), in: Ders., Gesammelte Werke, hg. v. Adolf Frisé, Bd. 8 (Reinbek 1978) 1041, zitiert nach Fritz Fellner, Die Historiographie der österreichisch-deutschen Problematik als Spiegel der nationalpolitischen Diskussion, in: Heinrich Lutz, Helmut Rumpler (Hgg.), Österreich und die deutsche Frage im 19. und 20. Jahrhundert (Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit 9, Wien 1982) 33–59, hier 41.

[84] Zu Helfert vgl. ÖBL 2 (1959) 256 f.; Helga Koller, Die Haltung des Freiherren Josef Alexander von Helfert zu den Hauptproblemen der Monarchie (Diss. Wien 1962); Richard Perger, Die Gründung des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich: Folge eines Konflikts?, in: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, Neue Folge 53 (1987) 117–172, bes. 146 (biographische Notiz).

[85] Vgl. Alphons Lhotsky, Geschichte des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 1854–1954 (MIÖG Erg.Bd. 17, Wien 1954); Bettina Maleczek-Pferschy, Die Diplomata-Edition der

trieb er seit 1865 eine dann auf 17 Bände angewachsene und bis 1806 reichende „Österreichische Geschichte für das Volk“, an der bekannte Universitätsprofessoren mitwirkten[86]. Hermann Ignaz Bidermann verfaßte 1867 als Epilog eine „Geschichte der österreichischen Gesamtstaatsidee“, dessen zweiter Band, nach über zwanzig Jahren später 1889 erschienen, einen für den habsburgischen Gesamtstaat pessimistischen Grundton hatte. Die Schüler und späteren Kollegen Sickels am Institut, die zugleich Professoren an der Wiener Universität waren, beschränkten sich natürlich nicht auf hilfswissenschaftliche Arbeiten. Aber ihre Darstellungen, die überwiegend die mittelalterliche Geschichte zum Thema hatten, tendierten zur deutschen Reichsgeschichte und verstärkten damit den nationalgeschichtlichen Ansatz ihrer Kollegen jenseits der deutschen Grenzen. Einige Beispiele: Ottokar Lorenz (1832–1904), der schon in seinem 30. Lebensjahr zum Ordinarius für allgemeine und österreichische Geschichte an der Wiener Universität berufen wurde, publizierte viele Jahre lang überwiegend zur deutschen Geschichte des Spätmittelalters. Nach mehr als zwei Jahrzehnten der Lehrtätigkeit verließ Lorenz 1885 die Universität Wien im Streit und nahm einen Ruf nach Jena an. Er lehnte das nationalistische Gezänk unter den Studenten und seinen Kollegen ab, ergriff Partei auch für die tschechischen Anliegen und trat ebenfalls als politischer Publizist hervor. In späteren Jahren wandte er sich der neueren deutschen Geschichte und der Genealogie zu. Von Österreich aus schickte man ihm den Vorwurf nach, er sei vom Großösterreicher zum Kleindeutschen geworden[87]. Engelbert Mühlbacher (1843–1903), aus der Historikertradition des Stiftes St. Florian kommend, wurde als Schüler von Julius von Ficker der erfolgreiche Bearbeiter der Regesten und Diplome der Karolinger. Es ist bezeichnend, daß er als Summe dieser jahrzehntelangen Forschungsarbeit im Jahre 1896, als er schließlich Ordinarius und Vorstand des Instituts für österreichische Geschichtsforschung wurde, eine gut geschriebene „D e u t s c h e Geschichte unter den Karolingern“ herausbrachte[88]. Oswald Redlich (1858–1944), von dessen

---

Monumenta Germaniae Historica am Institut für Österreichische Geschichtsforschung (1875–1990), in: MIÖG 112 (2004) 412–467.

[86] Z.B.: Josef Jireček, Entstehen christlicher Reiche im Gebiete des heutigen österreichischen Kaiserstaates vom J. 500 bis 1000 (Wien 1865); Heinrich v. Zeissberg, Blüthe der nationalen Dynastien (Babenberger, Přemysliden, Arpaden) in den österreichischen, böhmischen und ungarischen Ländern (Wien 1866); Alfons Huber, Die Zeit der ersten Habsburger von Albrecht I. bis Rudolf IV. (Wien 1866); Albert Jäger, Kaiser Joseph der Zweite und Leopold der Zweite (Wien 1867); Constantin Höfler, Die Zeit der luxemburgischen Kaiser Karl IV., Wenzel, Sigmund (Wien 1867); Joseph v. Zahn, Ferdinand III. und Leopold I. (Wien 1869).

[87] Wichtigere Werke zum Mittelalter: Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert, 2 Bde. (Wien 1863–1867); Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter von der Mitte des 13. bis zum Ende des 14. Jahrhunderts (Berlin 1870, in dritter Aufl. zweibändig 1886–87). Zusammen mit Wilhelm Scherer, Geschichte des Elsasses von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, 2 Bde. (Berlin 1871, 3. Aufl. 1886). Zu Lorenz vgl. Adam Wandruszka, in: ÖBL 5 (1972) 318 f.

[88] Zu Mühlbacher vgl. Černik, Schriftsteller, 160 ff.; Lhotsky, Geschichte, 201 ff.; Heide Dienst, in: ÖBL 6 (1975) 405 f.

Ausrichtung auf Gesamtösterreich noch die Rede sein wird, gab jedoch seiner ersten großen Geschichtsdarstellung über Rudolf von Habsburg (1903) nach Abschluß der Arbeit an den Regesta Imperii den signifikanten Untertitel „Das Deutsche Reich nach dem Untergange des alten Kaisertums“[89]. Alfons Dopsch (1868–1953), der aus dem deutschsprachigen Nordböhmen stammte und im Lebensrückblick seine politische Einstellung seit der Gymnasialzeit als *ausgesprochen großdeutsch* bezeichnete, veröffentlichte knapp vor dem Ersten Weltkrieg seine eindrucksvolle Monographie „Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit, vornehmlich in Deutschland“[90]. Diese Reichsorientierung der Historiker schlug sich auch in den deutschen Historikertagen nieder, die zwischen 1896 und 1914 viermal in Österreich veranstaltet wurden[91]. Otto Brunner konnte aus seiner damaligen Überzeugung heraus 1938 zufrieden konstatieren: „Das Institut hatte seinen Werkplatz im Gefüge gesamtdeutscher Wissenschaft gefunden“[92].

Die Tendenz zur deutschen Geschichte und besonders zur mittelalterlichen deutschen Geschichte wurde auch dadurch verstärkt, daß die Berufungspolitik Thuns fast ausschließlich „reichsdeutsche“ Kandidaten favorisierte und diese auch in der nächsten Generation noch einen relativ hohen Anteil hatten. Dies betrifft nicht nur die Mediävisten, sondern auch die Vertreter der „Allgemeinen Geschichte“, so in Wien den Westfalen Josef Aschbach (1801–1882)[93], Max Büdinger aus Kassel (1828–1902)[94], in Prag den schon genannten Constantin von Höfler aus Memmingen (1811–1897) und in Graz den aus dem Breisgau stammenden Johann Baptist Weiß (1820–1899)[95], einen streng katholischen Konservativen. In Innsbruck wurde die Mediävistik ein halbes Jahrhundert lang von Julius von Ficker (1826–1902) ge-

---

[89] Zu Redlich vgl. Heinrich Appelt, in: ÖBL 9 (1988) 11 f.

[90] 2 Bde. (Weimar 1912–13). Zu Dopsch vgl. sein autobiographischer Abriß: „Selbstdarstellung“, in: Siegfried Steinberg (Hg.), Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Bd. 1 (Leipzig 1925) 51–90, wiederabgedr. in: Alfons Dopsch, Gesammelte Aufsätze, hg. v. Erna Patzelt, Bd. 2 (Wien 1938, Ndr. Aalen 1968) 277–318; dort auch „Ergänzung zur Selbstdarstellung“, verf. von den Schülern des ehemaligen Seminars für Wirtschafts- und Kulturgeschichte, 319–328, das Zitat 278 (interpretiert durch Christoph Thanei, Der Werdegang des Historikers Alfons Dopsch im Spiegel seiner Selbstdarstellung. Dipl.Arb. Innsbruck 1991); Heinz Zatschek, in: Neue österreichische Biographie 10 (1957) 160–170; Rudolf Neck, Alfons Dopsch und seine Schule, in: Wolf Frühauf (Hg.), Wissenschaft und Weltbild. Fs. Hertha Firnberg (Wien 1975) 358–369; Herbert Knittler, Die Wiener Wirtschaftsgeschichte. Eine Auseinandersetzung mit Alfons Dopsch und seinem Seminar, in: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich. N.F. 63/64 (= Tradition im Fortschritt. Hermann Riepl zum 60. Geburtstag, 1988) 325–364.

[91] Fellner, Historiographie, 38.

[92] Das österreichische Institut für Geschichtsforschung und seine Stellung in der deutschen Geschichtswissenschaft, in: MIÖG 52 (1938) 385–416, hier 398.

[93] Vgl. ÖBL 1 (1957) 32.

[94] Vgl. ÖBL 1 (1957) 124 f.

[95] Vgl. Walter Höflechner, Alois Kernbauer, Vom historischen Seminar der Karl-Franzens-Universität Graz (Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz 26, Graz 1991) 27 ff.; Bernhard Uttenweiler, Ein Ettenheimer Bauernbub wird vom Kaiser in den erblichen Adelsstand

prägt, der aus Westfalen stammte und von Thun aus Bonn geholt wurde. Es ist nicht nötig, sein immenses hilfswissenschaftliches und rechtsgeschichtliches Werk hier auszubreiten. Es genügt, seine weitreichende Schule zu nennen und seine konstante Ausrichtung auf die Geschichte des mittelalterlichen Reiches zu unterstreichen[96].

3. Ein Hindernis erwuchs der österreichischen Gesamtstaatsgeschichte auch aus dem seit dem Vormärz dichter werdenden Landes- und Geschichtsbewußtsein der habsburgischen Kronländer, das sich in der Gründung von Museen mit historischen Sammlungen, von historischen Vereinen und den dazu gehörenden Zeitschriften ausdrückte. Die Besinnung auf die eigene Landesgeschichte war wie eine Gegenbewegung zur zentralistischen Gleichmacherei des aufgeklärten Absolutismus und zu den rücksichtslosen Befehlen von oben, die ein Teil der österreichischen Länder im Namen der *raison* und *humanité* in Napoleons Herrschaftsbereich hatte hinnehmen müssen. Das Bürgertum suchte aber auch in romantischer Hinwendung zur Geschichte des eigenen Landes nach der großen Krise der Französischen Revolution und in der Krise der von der einsetzenden Industrialisierung geprägten tiefgreifenden Veränderung der sozialen und wirtschaftlichen Strukturen einen identitätsstiftenden Halt und Selbstvergewisserung[97]. 1823 wurde auf Anregung des Tiroler Landesgouverneurs Karl Graf Chotek das „Tiroler Nationalmuseum“ gegründet, das seinen Namen nach dem ersten Protektor, Thronfolger Erzherzog Ferdinand, erhielt[98]. 1833 wurde auf Betreiben des Linzer Landschaftssyndikus Anton von Spaun († 1849) mit Unterstützung der Stände der landeskundliche „Verein des vaterländischen Museums für Österreich ob der Enns mit Inbegriff des Herzogthums Salzburg“, der spätere oberösterreichische Musealverein gegründet, wobei die geschichtsforschende Tradition des Stiftes St. Florian Patendienste leistete[99]. Die Gründung des Historischen Vereins für Steiermark im Jahr 1850 hat seine Vorgeschichte im Aufbau des von Erzherzog Johann 1811 ins Leben gerufenen Landesmuseums Joanneum und im 1843 geschaffenen Historischen Vereines für Innerösterreich[100]. Aus diesem erwuchs im Jahre 1844 der „Geschichtsverein für

---

erhoben. Zum 100. Todestag des Geschichtsschreibers Johann Baptist von Weiß, in: Ortenau 79 (1999) 543–561.

96 Zu Ficker siehe oben Anm. 49.

97 Am steirischen Beispiel aufgezeigt von Alois Kernbauer, Landesgeschichte im Spannungsfeld zwischen Landespatriotismus und Staatsgeschichte, in: Zs. d. histor. Ver. f. Steiermark 91/92 (2000/01) 135–150; vgl. Ders., Konzeptionen der Österreich-Geschichtsschreibung 1848–1938, in: Herwig Ebner (Hg.), Forschungen zur Geschichte des Alpen-Adria-Raumes. Fs. Othmar Pickl (Schriftenreihe des Instituts für Geschichte der Univ. Graz 9, Graz 1997) 255–273.

98 Erich Egg, Chronik des Ferdinandeums, in: Zs. d. Ferdinandeums 53 (1974) 5–93; Gert Ammann, Ellen Hastaba (Hgg.), Sammellust. 175 Jahre Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum (Innsbruck 1998).

99 Vgl. Das Neue Bild von Oberösterreich. 150 Jahre Oberösterreichischer Musealverein (Jb. d. Oberösterr. Musealvereins 128, 1983), mit mehreren einschlägigen Beiträgen.

100 Vgl. Festschrift 150 Jahre Historischer Verein (Zs. d. Histor. Vereins f. Steiermark 91/92, 2000/01), darin: Günter Cerwinka, 150 Jahre Historischer Verein für Steiermark, 21–40.

Kärnten“[101]. 1853 folgte die Einrichtung des „Alterthumsvereins für Wien“, 1857 der „Vorarlberger Landesmuseumsverein“, drei Jahre später die „Gesellschaft für Salzburger Landeskunde“ und schließlich 1864 der „Verein für Landeskunde von Niederösterreich“[102]. Alle diese Vereine, die von Anfang an in enger Beziehung zu den im Land bestehenden Archiven und kirchlichen Institutionen wirkten, brachten nicht nur ihre eigenen landesgeschichtlichen Zeitschriften, sondern auch z.T. umfangreiche Quellenpublikationen heraus. Die Thematik war breit gestreut, aber das Mittelalter überwog, wohl aus den beiden schon angesprochenen Motiven. Die genetische Betrachtungsweise legte die Erforschung der Anfänge und Frühzeit der Länder nahe, die sinnstiftende Identifikation gelang besser beim Blick auf eine Zeit, in der ein Landesherr im Zusammenwirken mit dem landsässigen Adel das Land konstituierte und der habsburgische Fürst nach der Erwerbung des Landes dessen Rechte zu respektieren hatte. Die Funktion, die in Deutschland das ideale Mittelalter in der Nationalgeschichtsschreibung erfüllte, war in Österreich in hohem Maß bei der Landesgeschichte zu finden.

4. Als Kaiser Franz Joseph im Jahre 1871 Innsbruck einen Besuch abstattete, wurde ihm auch der damalige Inhaber der Lehrkanzel für österreichische Geschichte, Alfons Huber, vorgestellt. An diesen richtete er die Frage, welche die beste Darstellung der österreichischen Geschichte sei[103]. Dies, so der Gefragte später, war eines der Motive für die Übernahme der „Geschichte Österreichs“, von der er von 1885 bis 1897 fünf Bände herausbringen konnte, von denen der letzte bis 1648 reicht[104]. Diese auch heute noch benützte und lesbare Großleistung der

---

[101] Vgl. Alfred Ogris (Hg.), Festschrift zum 150-Jahr-Jubiläum des Geschichtsvereins für Kärnten (Carinthia I 184 [1994]), mit den einschlägigen Beiträgen: Evelyne Webernig, Die Gründung des Geschichtsvereins für Kärnten und der Beginn seiner Verlagstätigkeit, 25–48; Wilhelm Wadl, Von der elitären gelehrten Gesellschaft zum modernen wissenschaftlichen Verein, 49–82.

[102] Richard Perger, in: Felix Czeike (Hg.), Historisches Lexikon Wien 5 (Wien 1997) 529 f.; Herbert Klein, 100 Jahre Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, in: Mitteilungen d. Gesellsch. f. Salzburger Landeskunde 100 (1960) V–XVI; Karl Lechner, 100 Jahre Verein für Landeskunde von Niederösterreich und Wien im Rahmen wissenschaftlich-landeskundlicher Bestrebungen seit Ende des 18. Jahrhunderts. 1864–1964 (Wien 1964); Perger, Die Gründung des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, 117–172; Karl Heinz Burmeister, Historische Vereine und Einrichtungen in Vorarlberg, in: Entstehung und Aufgaben landesgeschichtlicher Forschungseinrichtungen im Bereich der Arge-Alp, hg. v. der Autonomen Provinz Trient (Trient 1984) 280–284, hier 280 f.

[103] Gerhard Mang, Alfons Huber (Diss. Wien 1953) 65, nach Julius Jung, in: Mitteil.d. Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen 38 (1900) 2.

[104] Alfons Huber, Geschichte Österreichs, 5 Bde., (Gotha 1885–1897, Bd. 6 und 7 durch Oswald Redlich, Gotha 1921, Baden 1938). Zu Huber vgl. neben dem in Anm. 49 zitierten Briefwechsel auch Fritz Fellner, Alfons Huber. Werk und Wirken im Umfeld der zeitgenössischen Geschichtswissenschaft, in: Tiroler Heimat 64 (2000) 8–26; Josef Riedmann, Alfons Huber als Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber, ebd., 27–35; Helmut Zangerl, Lokale Spuren von Alfons Huber, ebd., 36–39; Gunda Barth-Scalmani, Familiäre Selbstzeugnisse und bürgerliches Leben. Anmerkungen zur Biographie des Historikers Alfons Huber, ebd., 40–59.

Geschichtsschreibung kam dem Postulat einer Gesamtstaatsgeschichte insofern entgegen, als er die Geschichten des deutschen Österreich, Böhmen-Mährens und Ungarns gleichberechtigt nebeneinander stellte und zwar von ihren Ursprüngen an und nicht erst seit dem Herrschaftsantritt der Habsburger. Huber war sich der Problematik des habsburgischen Nicht-National-Staates durchaus bewußt. Seine Gesamtstaatsgeschichte möge stellvertretend für eine Reihe von Werken stehen, die in den letzten Jahrzehnten der Donaumonarchie entstanden und sich um eine gleichmäßige historische Durchdringung bemühten[105]. Franz von Krones' (1835–1902) vierbändiges Handbuch der Geschichte Österreichs (Berlin 1876–79) und Franz Martin Mayers zweibändige Geschichte Österreichs mit besonderer Rücksicht auf Culturgeschichte (Wien 1874) wurden von Handbüchern der österreichischen Reichs- und Rechtsgeschichte gefolgt, die 1893 als Pflichtfach an den cisleithanischen Universitäten für Juristen und Historiker eingeführt wurde. Nüchterne Lehrbücher, von denen jene von Alfons Huber, Adolf Bachmann, Arnold von Luschin und Emil Werunsky genannt seien[106]. Aber die „Geschichte Österreichs" von Alfons Huber geht darüber hinaus, weil sie Ungarn einbezieht, wofür der aus dem Zillertal stammende Historiker sogar in reiferem Alter die ungarische Sprache lernte. Wie ist das Mittelalter in diesen Werken dargestellt ? Da fast alle der hier Genannten eine intensive mediävistische Ausbildung erfahren hatten, wird der Frühzeit der späteren habsburgischen Länder breiter Raum gewährt, bei Huber endet der dritte Band im Jahr 1526. Im Vordergrund steht immer die politische Geschichte und das Handeln der Fürsten, wohingegen Wirtschaft und Gesellschaft, Kultur und Kirche stark zurücktreten. Glorifiziert wird nichts, die Ereignisketten werden nüchtern und klar verständlich dargestellt, auf Diskussion kontroverser Fragen wird verzichtet. Weit ist man vom Pathos entfernt, das seine Kollegen in der Darstellung der mittelalterlichen Reichsgeschichte beseelte. Da wird kein Wunsch nach Größe und Stärke aus der Vergangenheit in die Gegenwart projiziert, da wird kein romantisches Wunschbild dem Leser insinuiert, da werden keine Einheitsphantasien aufgerollt und auch kein Volk höher als das andere bewertet.

Diese Feststellung kann zu einem knappen Fazit überleiten. Die deutschen Historiker wurden auf der Suche nach dem vorbildhaften Mittelalter bei der Abfas-

---

[105] Vgl. auch Erich Zöllner, Gesamtdarstellungen der Geschichte Österreichs, in: Gerhard Pferschy (Hg.), Siedlung, Macht und Wirtschaft. Festschrift Fritz Posch (Veröffentl. d. Steiermärk. Landesarchivs 12, Graz 1981) 295–304, wiederabgedr. in: Ders., Probleme und Aufgaben der österreichischen Geschichtsforschung. Ausgewählte Aufsätze, hg. v. Heide Dienst, Gernot Heiss (Wien 1984) 87–100.

[106] Alfons Huber, Österreichische Reichsgeschichte. Geschichte der Staatsbildung und des öffentlichen Rechts (Wien 1895); Adolf Bachmann, Lehrbuch der österreichischen Reichsgeschichte. Geschichte der Staatsbildung und des öffentlichen Rechtes (Prag 1896); Arnold Luschin von Ebengreuth, Österreichische Reichsgeschichte. Ein Lehrbuch, 2 Bde. (Bamberg 1895–96); Emil Werunsky, Österreichische Reichs- und Rechtsgeschichte. Ein Lehr- und Handbuch (Wien 1894–1938).

sung ihrer Nationalgeschichten fündig. Die ruhmreichen Anfänge der deutschen Geschichte eigneten sich, um als einheitsstiftender Mythos den Lesern angeboten zu werden, damit er ihre politischen und gesellschaftlichen Sehnsüchte stille. Der Mythos eignete sich zu unterschiedlichen Deutungen und war deshalb umso wirkmächtiger. Die österreichischen Historiker konnten derlei nicht anbieten. Aber während etwa Giesebrechts „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" endgültig passé ist, sucht man etwa Alfons Huber's Geschichte im Antiquariat vergeblich, wohl ein Zeichen dafür, daß der wissenschaftliche und der bildende Wert von den Eigentümern auch nach über 100 Jahren noch hoch eingeschätzt wird. Das heutige offizielle Österreich hat ein zwiespältiges, widersprüchliches Verhältnis zum Mittelalter als identitätsstiftendem Mythos. Auf der einen Seite wurde das Jahr 996, in dem der Name *Ostarrichi* erstmalig in einer Urkunde Ottos III. auftauchte, tausend Jahre später mit großem Pomp gefeiert und der Begriff *Millennium* durchdrang die Medien. Auf der anderen Seite ist das Mittelalter aus den Lehrplänen für das Fach Geschichte an den höheren Schulen praktisch verschwunden. Aber das ist eine andere, eine traurige Geschichte.

III.
DIE ERFINDUNG DER NATIONALGESCHICHTE IM 19. JAHRHUNDERT

Georg Christoph Berger Waldenegg

Vaterländisches Gemeingefühl und nationale Charaktere. Die kaiserliche Regierung im Neoabsolutismus und die Erfindung einer österreichischen Nationalgeschichte

Einleitung

„Italien haben wir, jetzt müssen wir Italiener machen!“ Diesen berühmten Satz soll Piemonts ehemaliger Ministerpräsident, Massimo d’Azeglio, 1861, also kurz nach Gründung des Königreich Italiens, ausgesprochen haben. In gewissem Sinne entsprach die Situation, in der diese Worte vermeintlich gefallen sind[1], jener Lage, die damals in der Habsburgermonarchie herrschte.

Zwar bildete dieses Reich ein multinationales Gebilde mit zahlreichen Kronländern, die in ganz unterschiedlichen historisch-politischen Abhängigkeitsverhältnissen zur Dynastie standen; doch war es seit 1804 unter ein staatsrechtliches Dach gefaßt, das Kaisertum Österreich. Freilich stellte sich diese Staatlichkeit vorerst noch als ein recht brüchiges Gebilde dar, obgleich die gerne angeführte und schon von Zeitgenossen vertretene These, die Monarchie sei ein ‚eigentlich bloß zusammengeheirateter Staat‘, in dieser Zuspitzung unhaltbar ist[2]. Die prekäre staatsrechtliche Situation des Reiches hatten die Vorgänge während der Revolution von 1848/49 zur Genüge erwiesen. Insbesondere die damaligen, primär national motivierten Vorgänge in Ungarn, die am 14. April 1849 in der förmlichen Absetzung des Hauses Habsburg als ungarischer König gipfelten, stellten nichts weniger als die Existenz des Gesamtstaates in Frage.

Es gab also staatsrechtlich gesehen *ein* Österreich, so wie es *ein* Italien gab; und so wie es auf der italienischen Halbinsel weithin an nationalbewußten Italienern fehlte, waren in der Monarchie Österreicher Mangelware. Um es in einer von Zeitgenossen gerne verwendeten Diktion auszudrücken: Es fehlte an Einwohnern

[1] Zitiert nach: Wolfgang Altgeld, Das Risorgimento, in: Ders. (Hg.), Kleine italienische Geschichte (Stuttgart 2002) 257–324, hier 317. Tatsächlich sind die Worte „Fatta l’Italia, bisogna fare gli Italiani“ niemals genau so gefallen. Vgl. dazu Simonetta Soldani, Gabriele Turi, Introduzione, in: Dies. (Hgg.), Fare gli Italiani. Sucola e cultura nell’Italia contemporanea, Bd. 1: La nascita dell Stato nazionale (Bologna 1993) 9–36, hier 17. Diesen Hinweis verdanke ich Gabriele Clemens. Für Hilfe bei der Recherche danke ich Jan Schmidt.

[2] So schon 1812 Joseph v. Hormayr, zitiert nach: Heinrich Ritter v. Srbik, Österreichs Schicksal im Spiegel des geflügelten Wortes, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 42 (1927) 268–293, hier 273.

mit einem relativ stark ausgeprägten *vaterländischen Gemeingefühl*, das sich auf Österreich als *Gesamt*staat, nicht aber primär auf jene Region und/oder Nationalität bezog, der diese Einwohner selbst entstammten.

Unter Ersetzung der Begriffe *Italien* und *Italiener* durch die Begriffe *Österreich* und *Österreicher* hätte also ein in der Monarchie lebender Zeitgenosse die d'Azeglio zugeschriebenen Worte ebenfalls formulieren können. Tatsächlich war dies ganz ähnlich auch der Fall, selbst schon vor dem *Völkerfrühling*, der die Nationalitätenproblematik erst so richtig manifest gemacht hatte. Bekannt ist die viel zitierte Äußerung von Freiherr Viktor v. Andrian-Werburg aus dem Jahr 1841: Danach lebten in Österreich zwar

> „Italiener, Deutsche, Slaven, Ungarn, welche zusammen den österreichischen Kaiserstaat konstituiren, aber ein Österreich, Österreicher, eine österreichische Nationalität gibt es nicht, und hat es nicht gegeben, wenn man eine Spanne Land um Wien herum ausnimmt, [...]."[3]

Ein bis heute wohl unbekanntes Beispiel datiert von 1850 und findet sich in einem Brief des damaligen Gouverneurs von Siebenbürgen, Freiherr Ludwig v. Wohlgemuth: „Wir brauchen Österreicher", meinte er darin ebenso prägnant wie gleichsam programmatisch[4].

Ähnlich hätten es höchste politische Funktionsträger in Wien insbesondere während der Epoche des sogenannten Neoabsolutismus (ungefähr 1850/51 bis 1859/60) formulieren können. Denn damals wurde von offizieller Seite aus versucht, die staatsrechtliche Einheit mit unterschiedlichen Mitteln zu zementieren. Dabei sollte das Reich mittels der gleichsam mentalen Verankerung eines möglichst weit verbreiteten gesamtösterreichisch orientierten Nationalgefühls beziehungsweise Nationalbewußtseins gegen weitere national-zentrifugale Tendenzen gesichert und somit sein Fortbestand garantiert werden.

Meine folgenden Ausführungen widmen sich dieser Thematik. Dabei konzentriere ich mich vor allem auf die Frage, wie man die besagte mentale Verankerung zu realisieren trachtete. Teilweise sollte dies durch zentralistisch orientierte und oftmals zwangsweise, wenn auch nicht unbedingt erfolgreich umgesetzte Reformen geschehen. Doch genügte eine solche Politik auch nach zeitgenössischer Ansicht nicht, um das erwünschte Ziel zu erreichen. Schon Mitte April 1851 hatte der eigentlich streng konservativ gesinnte Baron Karl v. Hummelauer kritisch angemerkt:

---

[3] Viktor v. Andrian-Werburg, Österreich und dessen Zukunft, abgedruckt in: Madeleine Rietra (Hg.), Wirkungsgeschichte als Kulturgeschichte, Viktor von Andrian-Werburgs Rezeption im Vormärz. Eine Dokumentation mit Einleitung, Kommentar und einer Neuausgabe von *Österreich und dessen Zukunft (1843)* (Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 143, Amsterdam–Atlanta 2001) 215. Zuerst ist das Werk 1841 erschienen.

[4] Ludwig v. Wohlgemuth an Freiherr Friedrich Kellner v. Köllenstein, Hermannstadt, 17. Oktober 1850, in: Kriegsarchiv (im folgenden abgekürzt als KA), MKSM, SR, Krt. 56, f. Papiere Kellner, fol. 46.

„Nun sollen die in der Vergangenheit wurzelnden Gefühle vernichtet und an deren Stelle ein neues allgemein oesterreichisches Gefühl geschaffen werden durch die Einführung einer gleichförmigen und im höchsten Grade centralisirten Organisation und Verwaltung."[5]

Notwendig waren vielmehr auch andere Reformen der unterschiedlichsten Art[6]. Im Zusammenspiel mit einer Art staatlich organisierter Wohlfahrtspolitik sollten sie den allgemeinen Lebensstandard heben, materielle Sicherheit verleihen und auf diese Weise die Monarchie modernisieren. Auf diese zwei großen Komplexe gehe ich aber nur kurz an Hand der 1854 aufgelegten, mit 500 Millionen Gulden ungewöhnlich hohen und schon deshalb bedeutsamen Staatsanleihe ein[7]. Eingehend wende ich mich hingegen dem spätestens seit 1847 erwogenen, ursprünglich wohl von Unterrichtsminister Graf Leo v. Thun-Hohenstein erdachten[8] und im Spätsommer 1853 durch ihn auch legislativ in die Wege geleiteten Versuch der *Erfindung* einer *österreichischen Nationalgeschichte* zu. Konkret manifestierte sich dieses Bestreben insbesondere in der am 20. Oktober 1854 vom Monarchen sanktionierten Errichtung des *Instituts für Österreichische Geschichtsforschung*. Zwar hat Alphons Lhotsky diesen Gegenstand bereits vor Jahrzehnten näher untersucht: Aber erstens weist seine Darstellung durch den wiederholten vollständigen Abdruck längerer Dokumente stellenweise eher den Charakter einer Quellenedition als den einer Analyse auf. Zweitens liegen seine Ausführungen mittlerweile beinahe ein halbes Jahrhundert zurück, weshalb eine Überprüfung seiner Deutung naheliegt. Drittens schließlich, und vor allem, ergeben die erneute – und genauere – Durchsicht einschlägiger Quellen, die Analyse bisher unbeachtet gebliebener Materialien[9] sowie ein breiter angelegter inhaltlicher Zugriff bezogen auf unsere konkrete Fragestellung einige neue beziehungsweise präzisere Erkenntnisse.

---

[5] Karl v. Hummelauer, Denkschrift v. 15. April 1851, Wien, abgedruckt in: Hanns Schlitter, Versäumte Gelegenheiten. Die oktroyierte Verfassung vom 4. März 1849. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte (Zürich–Wien–Leipzig 1920) 165–192, hier 182 f.

[6] Allgemein zu den Reformen siehe prägnant bei Helmut Rumpler, Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatszerfall in der Habsburgermonarchie 1804–1917, hg. v. Herwig Wolfram (Wien 1997) 324–357.

[7] Siehe dazu ausführlich Georg Christoph Berger Waldenegg, Mit vereinten Kräften! Zum Verhältnis von Herrschaftspraxis und Systemkonsolidierung im Neoabsolutismus am Beispiel der Nationalanleihe von 1854 (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 94, Wien 2002) passim.

[8] Siehe dazu Alphons Lhotsky, Geschichte des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 1854–1954 (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsband 17, Graz–Köln 1954) 19 (vgl. ebd., Anm. 29).

[9] Generell habe ich neben zeitgenössischem Schrifttum insbesondere in Wien lagernde Regierungsakten der verschiedensten Art und Ebenen ausgewertet, nicht zuletzt aus dem Bereich der Sprachen- und Vereinspolitik sowie Stimmungsberichte. Da Lhotsky Dokumente vollständig in seinem Text abdruckt, zitiere ich gegebenenfalls zeitgenössische Quellen nach ihm.

Die Erfindung einer österreichischen Nationalgeschichte

Laut Ernst Bruckmüller sollte dem Reich mit dem *Institut für Österreichische Geschichtsforschung* „eine der neuen Staatlichkeit des Neoabsolutismus entsprechende Schule zur Bearbeitung der österreichischen Geschichte“ gegeben werden[10]. Diese, in ähnlicher Form auch schon viel früher vertretene These[11] trifft zu und greift vielleicht doch zu kurz. Ein Vergleich mit der entsprechenden Beurteilung Fritz Fellners macht dies deutlich. Er konstatiert drei Zielsetzungen der nicht nur die Gründung des Instituts umfassenden „Neuordnung der Geschichtswissenschaft in der Zeit des Neoabsolutismus“: Erstens zielte man ihm zufolge darauf ab, die Historiographie mittels „der Ausbildung einer eigenen geschichtswissenschaftlichen Methode“ zu „verwissenschaftlichen“. Zweitens sollte die österreichische Geschichte ‚erforscht und dargestellt‘ werden. Und drittens schließlich ging es um die „Institutionalisierung“ dieser Disziplin als ein „eigenes Lehr- und Forschungsfach an den Universitäten“. Dem zuletzt genannten Punkt weist Fellner zugleich die „Funktion“ einer „Voraussetzung ... in der Begründung eines gesamtösterreichischen Geschichtsbewußtseins“ zu[12]. Deshalb könnte seiner Meinung nach das Ziel der Begründung eines *gesamtösterreichischen Geschichtsbewusstseins* im Zentrum der Bemühungen gestanden sein[13].

Laut Quellenlage ging es bei diesem nach ‚langen Erwägungen und Verhandlungen‘[14] ergangenen „Appell“ der „Staatsmänner ... an die Geschichtswissenschaft“[15] auch tatsächlich primär darum, „festere geistige Grundlagen für den aus den Stür-

---

[10] Ernst Bruckmüller, Nation Österreich. Kulturelles Bewußtsein und gesellschaftlich-politische Prozesse (Studien zu Politik und Verwaltung, 4, Wien–Köln–Graz ²1996) 51 Anm. 45.

[11] So bezeichnete Emil v. Ottenthal als „obersten Zweck“ die „Hebung der Geschichtswissenschaft“ [Das K. K. Institut für österreichische Geschichtsforschung 1854–1904. Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestandes (Wien 1904), 5].

[12] Fritz Fellner, Alfons Huber – Werk und Wirken im Umfeld der zeitgenössischen Geschichtswissenschaft, in: Ders., Geschichtsschreibung und nationale Identität. Probleme und Leistungen der österreichischen Geschichtswissenschaft (Wien–Köln–Weimar 2002; Erstdruck 2000), 277–292, hier 279.

[13] Leo Santifaller erwähnt 1950 die ursprünglich auch vorhandene innenpolitische Zielsetzung gar nicht mehr [Das Institut für österreichische Geschichtsforschung. Festgabe zur Feier des zweihundertjährigen Bestandes des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs (Wien 1950) 15 f.]. Damit steht er nicht alleine da, siehe etwa: Friedrich Gottas, Universitäten, wissenschaftliche Gesellschaften und Akademien im Mitteleuropa des 19. Jahrhunderts, in: Richard G. Plaschka, Horst Haselsteiner, Anna M. Drabek (Hgg.), Mitteleuropa – Idee, Wissenschaft und Kultur im 19. und 20. Jahrhundert. Beiträge aus österreichischer und ungarischer Sicht (Zentraleuropa-Studien 4, Wien 1997) 43–62, hier 46 f. Vgl. auch schon Ottenthal, Das K. K. Institut für österreichische Geschichtsforschung 1854–1904, 4 f.

[14] Anton Chroust, Das Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien, in: Ders., Aufsätze und Vorträge zur fränkischen, deutschen und allgemeinen Geschichte, hg. v. der Gesellschaft für fränkische Geschichte (Leipzig 1939 [1904]) 425–435, hier 425.

[15] Hans Hirsch, Das österreichische Institut für Geschichtsforschung 1854–1934, in: Mitteilungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung 49 (1935) 1–14, hier 2.

men des Jahres 1848 neu erstandenen Habsburgerstaat zu schaffen“[16]. So wurden in einem einschlägigen Vortrag Thuns an Kaiser Franz Joseph vom 14. September 1853 dem Institut zunächst zwei ‚Aufgaben‘ zugewiesen: Zum einen sollten seine Schüler „mit dem gelehrten [historischen, Anm. d. Verf.] Materiale und mit den nothwendigen Hilfswissenschaften zum Verständnis desselben bekannt“, zum anderen „mit den Grundsätzen und der Methode der wissenschaftlichen Geschichtsforschung vertraut“ gemacht werden[17]. Doch waren dies nicht die beiden ‚wesentlichsten Aufgaben‘, wie der Minister später einmal meinte[18]. Vielmehr handelte es sich noch mehr um die „Heranbildung junger Männer zur tieferen Erforschung der Geschichte des Österreichischen Kaiserstaates“, wie es in den Statuten des Instituts von 1857 hieß[19], und zwar – ganz im Sinne Fellners –, um den ‚Patriotismus anzuregen, die Loyalität, die Liebe und Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus‘ zu fördern[20]. Dies erklärte Thun für ein „in politischer Beziehung ... unabweisbares Bedürfnis“[21]. Demnach sollte also sowohl ein auf die Dynastie wie auch auf das Reich bezogenes National- beziehungsweise Staatsbewußtsein erweckt beziehungsweise verstärkt werden. Daß es in beiderlei Hinsicht nicht zum Besten stand, nannte der Minister – der gegenüber dem Herrscher häufiger mit seiner Meinung selbst dann nicht zurückhielt, wenn sie auf wenig Gegenliebe stoßen mochte – „keiner weiteren Ausführung bedürftig“. Vielleicht noch klarer formulierte er es 1856: Danach galt es, durch das Institut das „patriotische Selbstgefühl, das loyale Bewußtsein des österreichischen Staatsbürgers“ überhaupt erst „in den weitesten Kreisen wachzurufen und lebendig zu erhalten“[22].

Ganz ähnlich hatte er schon Anfang 1851 seine „Überzeugung“ zum Besten gegeben, „daß auf dem Gebiete geistiger Bewegung kaum etwas jetzt für Österreich wichtiger ist“ als die Errichtung einer „Schule für Bearbeitung der österreichischen Geschichte“[23]. Denn hier stand nichts weniger als die „Entwicklung vaterländischer Gesinnung“ zur Debatte, wie Thun wiederum dem Kaiser gegenüber mein-

---

[16] Wilhelm Bauer, Das Österreichische Institut für Geschichtsforschung, in: Minerva-Zeitschrift 3 (1927) 8–12, hier 8.

[17] Vortrag Helferts (in Stellvertretung Thuns) an den Kaiser, Wien, 14. September 1853, abgedruckt in und zitiert nach: Lhotsky, Geschichte, 25–27, hier 26. Vgl. dazu die nicht inhaltlich veränderte, aber sprachlich straffere Formulierung im Entwurf der Statuten für das Institut von 1857 (ebd., 64–66, hier 64; § 1, Art. 3).

[18] Vortrag Thuns an den Kaiser, Wien, 27. September 1856, zitiert nach: Ebd., 51. Lhotsky erblickt hierin „scheinbar einen völlig unmotivierten Wechsel des Standpunktes“ (ebd.). Dies vermag ich nicht nachzuvollziehen.

[19] Statutenentwurf, Wien, 16. Oktober 1857, § 1, Art. 2, zitiert nach: Ebd., 64.

[20] Vortrag Helferts (in Stellvertretung Thuns) an den Kaiser, Wien, 14. September 1853, zitiert nach: Ebd., 25 f.

[21] Ebd., 26 (siehe dazu auch das folgende Zitat).

[22] Vortrag Thuns an den Kaiser, Wien, 2. September 1856, zitiert nach: Ebd., 51 Anm. 15.

[23] Thun an den Historiker Albert Jäger, Wien, 29. März 1851, zitiert nach: Ebd., 20.

te[24]. Lhotsky kommentiert dies mit den Worten, man habe sich damals also unter „‚Schule' weiter nichts als Aneiferung zur Beschäftigung mit der österreichischen Geschichte im Sinne Großösterreichs" gedacht[25]. Dies suggeriert, als habe es sich um eine eher untergeordnete Zielsetzung gehandelt. Tatsächlich wurde hierin aber offenbar eben *das* zentrale Ziel gesehen. Lhotsky selbst hat genau diese grundlegende Intention an anderer Stelle ganz explizit formuliert: Danach erblickte Thun als seine „größte Aufgabe" die „Grundlegung eines tragfähigen Staatsgedankens"[26].

Gedanken über die Frage, wie das Ziel, ‚die Liebe zum großen Vaterlande zu erzeugen und zu nähren'[27], wie der „bindende ..., Alles zusammen" haltende „Kitt" der Vaterlandsliebe zu realisieren sei[28], machte sich neben dem Unterrichtsminister wohl vor allem der Historiker und Beamte Freiherr Joseph A. v. Helfert. Er war damals unter Thun Unterstaatssekretär und begleitete dessen Projekt eng, ja bereitete es wohl sogar federführend als ‚entscheidender Fachmann'[29] vor. Besondere Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang infolge ihres relativen Bekanntheitsgrades, besonders aber aufgrund ihrer relativ großen „Wirkung"[30] seine 1853 verfaßte Schrift *Über Nationalgeschichte und den gegenwärtigen Stand ihrer Pflege*, die er allerdings „ursprünglich" lediglich als eine Art Einleitung zu seinem Werk *Hus und Hieronymus* konzipiert hatte[31]. Sie kann gewissermaßen als ‚programmatisches'[32] öffentliches Bekenntnis Helferts selbst, aber auch Thuns sowie überhaupt weiter Teile der Verantwortlichen gelten und diente in der Tat „gewissermaßen als Basis für die Gründung des Wiener Institutes"[33].

---

[24] Thun an Jäger, Wien, 16. Mai 1851, zitiert nach: Ebd., 22.

[25] Lhotsky, in: Ebd., 22.

[26] Alphons Lhotsky, Österreichische Historiographie (Wien 1962) 164.

[27] So formulierte es Albert Jäger, der erste Dozent des Instituts, in einem undatierten Schreiben an Thun (aber wohl 8. August 1855), in: Allgemeines Verwaltungsarchiv (im folgenden abgekürzt als *AVA*), Ministerium für Kultus und Unterricht (im folgenden abgekürzt als CUM), Allgemein, Nr. 3130/55, fasz. 668, Nr. 4a.

[28] Eine Stimme aus Oesterreich. Von einem Freunde der Wahrheit (Wien 1851) 21.

[29] Bauer, Das Österreichische Institut für Geschichtsforschung, 9. In diesem Sinne auch Robert J. W. Evans, 1848 in Mitteleuropa: Ereignis und Erinnerung, in: Barbara Haider, Hans Peter Hye (Hgg.), 1848. Ereignis und Erinnerung in den politischen Kulturen Mitteleuropas (Zentraleuropa-Studien 7, Wien 1993) 31–56, hier 36.

[30] Theodor Sickel, Das k. k. Institut für österreichische Geschichtsforschung, in: Mittheilungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung 1 (1880) 1–18, hier 3.

[31] Joseph A. Helfert, Über Nationalgeschichte und den gegenwärtigen Stand ihrer Pflege in Oesterreich (Prag 1853) I.

[32] Fellner, Alfons Huber, 279; vgl. Ders., Geschichte als Wissenschaft. Der Beitrag Österreichs zu Theorie, Methodik und Themen der Geschichte der Neuzeit, in: Ders., Geschichtsschreibung und nationale Identität. Probleme und Leistungen der österreichischen Geschichtswissenschaft (Wien–Köln–Weimar 2002; Erstdruck 2002) 36–91, hier 48.

[33] Fritz Fellner, Die Historiographie zur österreichisch-deutschen Problematik als Spiegel der nationalpolitischen Diskussion, in: ebd., 145–172, hier 149. Wolfgang Häusler sieht hierin sogar die „ideologische Basis" der Einrichtung [‚Geschichtsforschung', ‚Humanität' und ‚Nationali-

Gleich zu Anfang seiner Darlegungen erklärte Helfert die „Pflege der vaterländischen Geschichte als Nationalgeschichte“ zu einem Gegenstand „von der höchsten Bedeutung“[34]. Dabei machte er – ähnlich wie später Friedrich Nietzsche und in teilweise sehr verwandter Form[35] – „vorzugsweise drei ... Momente“ geltend, die auch noch das Interesse heutiger Historiker beanspruchen können: Erstens war Geschichte (und dabei wiederum speziell *Nationalgeschichte*) nichts anderes als „Leben“[36]. Dieser Aspekt aber „bietet ... immer ... Interesse“, nämlich ein „ausgesprochenes ästhetisches Interesse“. Zweitens bedeutete Geschichte „Erfahrung und Belehrung“ und barg damit ein „inhaltreiches pädagogisches Element“[37].

Schon diesen beiden Punkten wies Helfert indirekt eine politische oder doch zumindest gesellschaftspolitische Funktion zu. So vermochte ihm zufolge *Geschichte als Erfahrung und Belehrung*, richtig begriffen, dem ‚charakteristischen Merkmal unserer genusssüchtigen Zeit‘, dem „Leichtsinn“, vorzubeugen. Und die Beschäftigung mit *Geschichte als Leben* sollte unter anderem das „allmählige Heranwachsen eines fortschreitend sich kräftigenden und erweiternden Gemeinwesens“ erkennen helfen[38].

Eine direkte politische Funktion kam dem dritten Punkt, nämlich der ‚hohen politischen Bedeutung‘ der Geschichtsschreibung zu[39]. Hierbei ging es darum, „Nationalbewusstsein, Nationalgefühl“, ja nichts weniger als „Nationalstolz“ zu wecken und zu fördern. Damit war es laut Helfert bislang nicht weit her. Verantwortlich machte er hierfür den bisherigen Zustand des Geschichtsunterrichtes. Ihm wies er grundsätzlich zwei Zielsetzungen zu: Zum einen die ‚Heranziehung gesinnungstüchtiger Staatsbürger‘[40]. Diese „patriotisch-praktische“ Intention herrschte bei allen von ihm als ‚gesund‘ bezeichneten ‚Völkern und Staaten‘ vor[41]. Zum anderen konstatierte er eine „kosmopolitisch-vage“ Zielsetzung[42]. Sie lehnte er als schädlich ab. Denn sie trachtete nicht danach, dem „jugendlichen Sinn ... vor allem auf dem heimatlichen Boden einen sichern Halt zu geben“, sondern wollte junge Menschen zum „Weltbürger“ erziehen[43]. In Österreich nun wurde Helfert zufolge zwar „nicht geradezu“ letztere Zielsetzung verfolgt, aber „noch weniger“ die ‚na-

---

tät‘. Franz Grillparzer und der Historiker Joseph Chmel, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 100 (1992) 376–409, hier 404].

[34] Helfert, Über Nationalgeschichte, 2 (siehe dazu auch das folgende Zitat).

[35] Bekanntlich wies Friedrich Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben (Stuttgart 1951), der Geschichtsschreibung eine „monumentale“, eine „genealogische“ sowie eine „antiquarische“ Funktion zu.

[36] Helfert, Über Nationalgeschichte, 2 f. (siehe dazu auch folgende).

[37] Ebd., 3 (siehe dazu auch folgende).

[38] Ebd., 2.

[39] Ebd., 3 (siehe dazu auch folgende).

[40] Ebd., 30.

[41] Ebd., 29 (siehe dazu auch das folgende Zitat).

[42] Ebd., 3.

[43] Ebd., 30 (siehe dazu auch folgende).

tionale‘. Denn im Unterricht vernahmen die Schüler viel von ‚deutscher, französischer, englischer‘ und anderweitiger Geschichte bis hin zur ‚alten (biblischen und profanen) Geschichte‘; aber die eigene, die ‚vaterländische ... Geschichte‘ geriet dem gegenüber viel zu sehr ins Hintertreffen[44].

Das war ein aus offizieller Perspektive durchaus beklagenswertes Ergebnis, und zwar nicht nur für gegenwärtige und zukünftige Politiker, deren Wirken laut Finanzminister Andreas v. Baumgartner zwar „bei jedem Schritte“ durch „die Lehren der Geschichte“ gelenkt werden sollte, die jedoch „Geschichte nur nebenbei“ studierten[45]. In der Tat mußte noch 1858 „jeder Student der Rechts- und Staatswissenschaften“ nur „im ersten oder dritten Semester österreichische Geschichte ... hören“[46]. Dies entsprach kaum den von Freiherr Carl v. Czoernig eindringlich betonten „Anforderungen der Neuzeit“[47].

Das problematische Ergebnis dieser Entwicklung einer laut Hans Lentze als „Grundwissenschaft schlechthin“ beurteilten Disziplin[48] hatte sich Helfert zufolge in den „Jahren der Stürme“ 1848/49 offenbart[49]. Da durfte man sich nicht darüber wundern, wenn Magyaren zu „Magyaronen“ wurden und dabei der Idee eines unabhängigen Staates huldigten oder sich Deutsche als „Deutschthümler“ gebärdeten. Denn sie hatten zuvor keine „Gelegenheit“ gehabt, „unser gemeinsames Vaterland kennen und lieben zu lernen“.

Der angeblich von nichts weniger als „Liebe“ zu seinem Untersuchungsgegenstand getriebene[50] Helfert bemühte sogar die Vorsehung, um seine Thesen zu unterstreichen:

> „[...] Großösterreich (ist) eine providentielle Nothwendigkeit ..., nicht allein im System des staatlichen Gleichgewichtes von Europa, nicht allein als der Verknüpfungs- und Versöhnungsboden west- und osteuropäischer Bildung, nord- und südländischer Sitte, des romano-germanischen und des gräko-slavischen Elementes, sondern eben so sehr im Interesse, zum Heile und Gedeihen jedes einzelnen der verschiedenen Bestandtheile, aus denen es im Laufe der Zeiten zu einem mächtigen Gesamtorganismus zusammenwuchs.“[51]

Helfert nahm bei diesen schon des öfteren zitierten Worten[52] eindeutig Anleihe bei František Palacký, was nach 1848 im übrigen recht häufig vorkam. Beispiels-

---

[44] Ebd., 30 f.

[45] Andreas v. Baumgartner gegenüber seinen Kollegen am 12. März 154, in: Die Protokolle des Österreichischen Ministerrates 1848–1867, III. Abteilung: Das Ministerium Buol-Schauenstein, Bd. 3: 11. Oktober 1853 – 19. Dezember 1854, bearbeitet v. Waltraud Heindl (Wien 1984) Nr. 205a, 183.

[46] Carl Czoernig, Oesterreichs Neugestaltung 1848–1858 (Stuttgart–Augsburg 1858) 606 f.

[47] Ebd., 593.

[48] Hans Lentze, Die Universitätsreform des Ministers Graf Leo Thun-Hohenstein (Sitzungsberichte der Phil.-Hist. Klasse 239/2, Graz–Wien–Köln 1962) 122.

[49] Helfert, Über Nationalgeschichte, 31 (siehe dazu auch folgende).

[50] Ebd., I.

[51] Ebd., 55.

[52] Siehe etwa Lhotsky, Geschichte, 5; Alois Kernbauer, Konzeptionen der Österreich-Geschichtsschreibung 1848–1938, in: Herwig Ebner, Paul W. Roth, Ingeborg Wiesflecker-Friedhuber

weise wurde in einem gemeinschaftlich erstatteten Vortrag des Ministerrates von Ende 1849 an den Kaiser der „welthistorische Beruf" Österreichs betont. Er bestehe in einer solchen Stellung,

> „[…] daß die verschiedenen Nationalitäten ... nebeneinander wohnen und leben, aufstrebend in freier Entwicklung zu dem höheren Standpunkte wahrer Humanität, vereint durch das ... edlere Bewußtsein eines alle umfassenden gemeinsamen Vaterlandes [...]".[53]

Helferts Worte hätten also viele politisch Verantwortliche damals ohne weiteres unterschrieben und deshalb auch Thuns Projekt grundsätzlich ähnlich positiv beurteilt wie beispielsweise Mitglieder des Reichsrats, dem als Kontrollorgan der Ministerkonferenz legislative Maßnahmen zur Begutachtung vorgelegt werden mußten: So betonte sein Präsident Freiherr Carl Fr. Kübeck v. Kübau die ‚löbliche Absicht'[54] Thuns. Reichsrat Freiherr Franz v. Buol-Bernburg unterstrich in seinem das Projekt kommentierenden Referat den ‚gewiß sehr löblichen ... Zweck' und „vielen Nutzen", der mit einem solchen Institut „gestiftet" werden konnte[55]. Wieder andere Reichsräte würdigten den „Vorschlag" des Ministers als ‚alle Beachtung verdienend'[56] und erklärten, die „Nothwendigkeit eines Institutes" könne „wohl kaum einem Zweifel" unterliegen[57].

Solche Äußerungen dürften selbst dann oft aufrichtig gemeint gewesen sein, wenn sie von Personen stammten, die das Projekt wenigstens in Teilen kritisierten. „In formaler Hinsicht"[58], das heißt letztlich aus verfassungspolitischen Gründen, traf dies etwa für den zeitweise gerade in solchen sowie in finanzpolitischen Fragen zeitweise sehr einflussreichen Kübeck zu[59]. Er stritt dem Unterrichtsminister die Kompetenz ab, „eine eigene Schulanstalt für einen besonderen Unterrichtszweig mit eigenen Statuten zu begründen"[60]. Inhaltliche Bedenken meldete dagegen beispielsweise Buol an. Doch auch er leugnete nicht, daß

(Hgg.), Forschungen zur Geschichte des Alpen-Adria-Raumes. Festgabe für Othmar Pickl zum 70. Geburtstag (Schriftenreihe des Instituts für Geschichte 9, Graz 1997) 225–274, hier 262.

53 Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv (im folgenden abgekürzt als HHStA), MRP, 1849, Krt. 8, MRZ. 4119/49, fol. 797. Es wäre lohnend, einmal die Geschichte dieses Topos zu schreiben. Palacký selbst hat die Auswirkungen seiner Worte selbst erkannt (siehe dazu Häusler, ‚Geschichtsforschung', ‚Humanität' und ‚Nationalität', 398 f., Anm. 103).

54 Carl Fr. Kübeck v. Kübau, Vortrag für den Kaiser, Wien, 7. Oktober 1853, in: HHStA, KK, RR, Gremial, Krt. 62, Nr. 627/54. Siehe zur Haltung des Reichsrats auch kursorisch Lhotsky, Geschichte, 27 f.

55 Buol-Bernburg, Referat, in: HHStA, KK, RR, Gremial, Krt. 62, Nr. 627/54.

56 Freiherr Anton v. Haimberger, Stellungnahme zum Projekt, in: Ebd.

57 Freiherr Anton v. Salvotti, Stellungnahme zum Projekt, in: Ebd.

58 Kübau, Vortrag für den Kaiser, in: Ebd. (siehe dazu auch folgende). Dennoch gab der Monarch sein Plazet (siehe dazu kaiserliche Entschließung, Schönbrunn, 20. Oktober 1854, in: Ebd.).

59 Siehe dazu Berger Waldenegg, Mit vereinten Kräften!, 156–165.

60 Kübeck mißfiel offenbar generell Thuns vermeintlich großer Einfluß auf den Kaiser. Dies lässt wenigstens ein Tagebucheintrag des Chefs der Obersten Polizeibehörde (Freiherrn Friedrich Kempen v. Fichtenstamm) vermuten. Danach „tadelt" Kübeck „Graf Thun, der in vielen Fällen hinter dem Rücken des Reichsratspräsidenten Entscheidungen des Kaisers sich erwirkt, die mit

„[…] es bisher an brauchbaren Compendien der österreich.(ischen) Geschichte gänzlich fehle, und dieselbe deßhalb nicht wohl als ein eigener Gegenstand an den Gymnasien vorgetragen werden könne."[61]

Zudem vermochte sicherlich auch er der Auffassung seines Zeitgenossen Eduard v. Ambach zuzustimmen, wonach dem „Lehr(...)stande" eine „besonders" wichtige Rolle bei dem Versuch zukam, ‚brave' im Sinne von gut österreichisch gesinnten ‚Unterthanen' zu schaffen[62].

Die hier interessierende Frage lautet nun: Wurde, ja *konnte* mit der Errichtung dieses Instituts die erwünschte Zielsetzung erreicht werden? Diese Frage ist sogar noch wesentlich weiter zu fassen: Denn das Institut war nur als ein – wenn auch großer Stein – im Rahmen eines Mosaiks gedacht, dessen Einzelteile zusammen den viel beschworenen *österreichischen Menschen*[63] ergeben sollten. Zu denken ist hierbei vor allem an Thuns vielleicht nicht „gänzliche", aber doch weitgehende „Umgestaltung" des „öffentlichen Unterrichtes"[64], die neben den Universitäten auch alle Schulebenen betraf. Nicht zuletzt im Gymnasium sollte gesamtösterreichische Geschichte gelehrt werden. Aber auch schon der „erste Leseunterricht" konnte „nachhaltige Eindrücke aus der vaterländischen Geschichte in die empfänglichen Kinderseelen ... pflanzen"[65]. Wurde aber schon die erwünschte Zielsetzung nicht erreicht, verlieh man dann mittels der Institutsgründung wenigstens der „Pflege des österr.(eichischen) Geschichtsstudiums" jenen „kräftigen Impuls", den sich Reichsrat Freiherr Anton v. Salvotti hiervon erhoffte[66]?

Otto Brunner hat den Erfolg des Instituts schon 1938 skeptisch beurteilt, wenn er meinte, dieses habe sich die von Helfert „einst ersehnte ‚Nationalgeschichte von Großösterreich' nicht zu seinem Hauptziel" gemacht[67]. Zwar sind dabei mehrere Faktoren in Rechnung zu stellen, so die ‚wurzellose' Stellung des Instituts „in

---

den Anträgen des Ersteren im Widerspruche sind." [Tagebucheintrag Kempens v. 14. März 1855, in: Das Tagebuch des Polizeiministers Kempen von 1848 bis 1859, eingeleitet u. hrsg. v. Josef K. Mayr (Wien–Leipzig 1931) 359].

61 Buol-Bernburg, Referat, in: HHStA, KK, RR, Gremial, Krt. 62, Nr. 627/54.

62 Eduard v. Ambach, Der junge Staatsbürger oder: Wie wird man ein braver Unterthan? Den Söhnen Oesterreichs zum besseren Verständnisse des kaiserlichen Wahlspruches: ‚Viribus unitis' (Wien 1857) 3. Daneben nannte er noch den „Wehr-" und den „Nährstand".

63 Alphons Lhotsky, Das Problem des österreichischen Menschen, in: Ders., Aufsätze und Vorträge, Bd. 4, ausgewählt und hrsg. v. Hans Wagner und Heinrich Koller (München 1974) 308–331.

64 Czoernig, Oesterreichs Neugestaltung 1848–1858, 593. Siehe hierzu insbesondere: Peter Wozniak, Count Leo Thun: A Conservative Savior of Educational Reform in the Decade of Neoabsolutism, in: Austrian History Yearbook 26 (1995) 61–81; Lentze, Universitätsreform; Gary B. Cohen, Education and Middle-Class Society in Imperial Austria 1848–1918 (West Lafayette, Indiana 1996) 23–36.

65 Helfert, Über Nationalgeschichte, 32 (siehe zu dem schulischen Unterricht in dieser Beziehung überhaupt ebd., 32 f.).

66 Salvotti, Stellungnahme zum Projekt, in: HHStA, KK, RR, Gremial, Krt. 62, Nr. 627/54.

67 Otto Brunner, Das österreichische Institut für Geschichtsforschung und seine Stellung in der deutschen Geschichtswissenschaft, in: Mitteilungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung 52 (1938) 385–416, hier 387.

der Entwicklung der österreichischen Geschichtswissenschaft“[68], die aufgrund der Folgen des Ausgleichs von 1867 auch nie überwunden werden konnte. Denn der dadurch verankerte staatsrechtliche *Dualismus* betraf auch den kultur- beziehungsweise bildungspolitischen Bereich und das anvisierte staatspolitische Ziel wurde auf diese Weise von selbst obsolet beziehungsweise das Institut geriet dadurch zwangsläufig zu einem ‚unpolitischen Werk politischer Bestrebungen‘[69]. Insofern muß die weiter oben formulierte entscheidende Frage also noch ein wenig umformuliert werden: Hätte das besagte *Hauptziel* auch dann erreicht werden können, wäre es nicht zur Reichsteilung gekommen? Und darüber hinaus: War die „Ausführung“ der ‚österreichischen Gesamtstaatsidee‘ 1867 wirklich „so nahe gerückt“, wie Hermann Ignaz Bidermann in diesem Jahr im *Vorwort* zum ersten Band seiner *Geschichte der österreichischen Gesammt-Staats-Idee* zwischen 1526 und 1804 behauptet hat[70]?

Damit dies der Fall sein konnte, bedurfte es zunächst mindestens zweierlei: Erstens einer entsprechenden Einrichtung des Instituts selbst, hier in einem sehr allgemeinen Sinne verstanden; zweitens einer entsprechenden Außenwirkung.

Wenden wir uns zunächst dem ersten Aspekt zu: Ende 1856 schrieb der Historiker Johann Fr. Böhmer von einem „in Oesterreich erblühenden Geschichtsstudium“[71]. Bereits knapp zwei Jahre früher hatte er erklärt, nicht daran zu zweifeln, daß „das Viele und Gute, was jetzt in dieser Richtung“ geschehe, „dem Lande reiche Früchte tragen“ werde[72]. Dabei verwies er explizit auf ausgebildete „Historiker“, die „das nationale Selbstbewußtsein bewahren und weitertragen“ würden; und wieder zwei Jahre zuvor hatte Helfert einen „früher nicht gekannten mächtigen Antrieb“ für den ‚Gedanken einer Nationalgeschichte von Groß-Österreich‘ festgestellt[73] und bediente sich bei dieser Gelegenheit auch der vom ehemaligen Ministerpräsidenten Fürst Felix Schwarzenberg geprägten und alsbald zu einer von Repräsentanten des Staates gerne verwendeten Wendung vom ‚verjüngten Staat‘[74]. Tatsäch-

---

[68] Ebd., 389.

[69] So Sigmund Herzberg-Fränkel, in: Wiener Zeitung, 13. November 1904, Nr. 261, 3, zitiert nach: Lhotsky, Geschichte, 7.

[70] Hermann I. Bidermann, Vorwort, in: Ders., Geschichte der österreichischen Gesammt-Staats-Idee 1526 bis 1804, I. Abtheilung: 1526–1705 (Innsbruck 1867) I–VI, hier I. Wesentlich pessimistischer äußerte er sich rund 20 Jahre danach: Ders., Geschichte der österreichischen Gesammt-Staats-Idee 1526 bis 1804, II. Abtheilung: 1705–1740 (Innsbruck 1889) III–VII, hier IV: „(...) in einer Zeit, wo die österr.(eichische) Gesammtstaatsidee ihrer Verwirklichung ferner denn je steht; (...).“

[71] Johann Fr. Böhmer an Franz X. Remling, Frankfurt, 15. Dezember 1856, in: Joh. Friedrich Böhmer’s Briefe und kleinere Schriften, Bd. 2: Briefe von 1848–1863. Kleinere Schriften, hrsg. v. Johannes Janssen (Freiburg 1868) Nr. 417, 202 f., hier 203.

[72] Böhmer an Joseph Feil, Frankfurt, 14. Januar 1855, in: Ebd., Nr. 373, 133–135, hier 133 (siehe dazu auch folgende). Allerdings war ihm zufolge nur eine „Minderzahl“ in dieser Richtung tätig.

[73] Helfert, Über Nationalgeschichte, 50; 60.

[74] Ebd.; vgl. Schwarzenbergs Formulierung vom ‚verjüngten Österreich‘ [Rede auf dem Reichstag von Kremsier, 27. November 1848, in: Verhandlungen des österreichischen Reichstages nach der

lich jedoch waren sich beide Männer noch keineswegs sicher, ob das gewünschte Ziel zu erreichen sein würde. So äußerte sich Böhmer ungefähr zur gleichen Zeit[75] und desgleichen später[76], wenn auch zurückhaltender. Und Ende Oktober 1858 meinte er zwar erneut, der „in das Unterrichtswesen" gekommene ‚bessere Geist' werde einst Früchte tragen, erklärte aber zugleich: „(...), aber wie schwer ist es, daß etwas Tüchtiges aufkomme, wo es im Allgemeinen an der sittlichen Kraft fehlt, und eine egoistische und vergnügungssüchtige Hauptstadt feinere und tiefere Stimmungen überbrauset."[77] Und Helfert zufolge galt es „noch mehrfache und nicht geringe Hindernisse zu beseitigen", ehe zu „hoffen" stand, „die Aufgabe in schöner Vollendung gelöst zu sehen"[78]. Momentan war die gelegte „Saat" lediglich „hoffnungsgrün aufgeschossen", aber noch nicht zur „Reife gediehen"[79]. Um an dieses Bild anzuknüpfen: Erwies sich die Gründung des Instituts (sowie die Unterrichtsreform) in dem soeben genannte Sinne ersprießlich?

Ein kompetenter Zeitgenosse Helferts äußerte sich in dieser Hinsicht recht skeptisch, ja eigentlich pessimistisch. Gemeint ist der ehemals in Innsbruck tätige Historiker und Benediktiner Albert Jäger, den Thun als ersten Lehrer am Institut nach Wien geholt hatte. Er artikulierte 1857, also schon recht bald nach der Gründung des Instituts, dem Minister gegenüber sein „schmerzliches Bekenntnis, ... daß der bisherige Erfolg überhaupt weder mit den von Ew. Excellenz in so reichlichem Maße gespendeten Mitteln noch dem Zweck des für österreichische Geschichtsforschung gegründeten Instituts zu entsprechen scheint"[80].

Nun kann man sicherlich trefflich darüber streiten, ob die zur Verfügung gestellten Gelder wirklich so *reichlich* waren, wie Jäger erklärte (oder wie er es für opportun hielt, zu erklären). Doch abgesehen davon, verwundert das zitierte Urteil nicht. Vergegenwärtigen wir uns dazu die damalige Situation: So war die Zahl der zunächst ausgeschriebenen Stipendien niedrig, es handelte sich um lediglich acht Stück. Und wenigstens zunächst sollte höchstens noch ein weiterer junger Mann Aufnahme in das Institut finden[81]. Diese „Stiftung historischer Stipendien" war zwar immerhin ein Anfang und prinzipiell durchaus das „rechte Mittel" auf dem

---

stenographischen Aufnahme, Bd. 4 (Wien 1849) Sitzung 54, 12–14, hier 14].

[75] Siehe etwa: Böhmer an Joseph Aschbach, Frankfurt, 5. April 1856, in: Joh. Friedrich Böhmer's Briefe und kleinere Schriften, 2, Nr. 401, 178–183, hier 179; Ders. an Josef Fischer, Frankfurt, 26. Mai 1856, in: Ebd., Nr. 407, 192 f.; Ders., an Buchhändler Friedrich Hurter, Frankfurt, 17. November 1856, in: Ebd., Nr. 416, 201 f.

[76] Böhmer an Jodok Stülz, Frankfurt, 22. März 1858, in: Ebd., Nr. 441, 241–244, hier 244.

[77] Böhmer an Maria Görres, Frankfurt, 31. Oktober 1858, in: Ebd., Nr. 455, 265–267, hier 266. Böhmer berichtet hier über seine kürzlich erfolgte Reise nach Wien; siehe hierzu auch Johannes Jannsen, Joh. Friedrich Böhmer's Leben, Bd. 1: Leben, 1795–1863 (Freiburg 1868) 340.

[78] Helfert, Über Nationalgeschichte, 50.

[79] Ebd., 64.

[80] Zitiert nach: Lhotsky, Geschichte, 74.

[81] Siehe dazu den Paragraph 3, Absatz 4, in: Ebd., 31, wo sich die Statuten insgesamt abgedruckt finden (29–33).

Weg zu einem guten Gedeihen des Projekts[82]; auch wurde die begrenzte Anzahl an Teilnehmern wenig später sogar partiell aufgehoben, da wenigstens die „theoretischen Vorträge" an der Universität nunmehr allen Interessierten offenstehen sollten; doch die Zahl der Besucher der „praktischen Übungen" war durch den „Raum des Locals", also den zur Verfügung stehenden Platz, sowie durch die „Natur der Übungsgegenstände" nach wie vor „beschränkt"[83].

Zudem wurde die Anzahl der zu vergebenden Stipendien schon bald von acht auf sechs gesenkt[84]. Dies resultierte aus der äußerst schwierigen Budgetlage während des Krimkriegs, weshalb der „Zeitpunct" der Gründung des Institutes als nicht nur wenig ‚günstig' beurteilt, sondern die dafür veranschlagten ‚bedeutenden Kosten' überdies als zu hoch veranschlagt wurden[85]. Eine Verbesserung der finanziellen Lage trat aber auch nach 1856 nicht ein, im Gegenteil[86]. Böhmer zweifelte also schon 1852 zurecht „sehr" daran, „ob Kaiser und Ministerium solche Dispositionsfonds haben, wie in Berlin"[87].

Nehmen wir aber einmal an, die Zahl der Stipendiaten beziehungsweise der Schüler, die auch ohne Stipendium Aufnahme hätten finden können, wäre wesentlich höher gewesen: Dies hätte die beschriebene Lage nur im Falle von sowohl genügend geeigneten Lehrern als auch ausreichend zahlreichen Kandidaten wesentlich verbessert. Dabei hätten letztere überdies wenigstens mehrheitlich genügend qualifiziert für die ihnen später einmal zugedachte *patriotische* Aufgabe sein müssen.

Die Situation der Lehrkräfte stellte sich aber nach offizieller Ansicht äußerst prekär dar. Einerseits „waren die zahlreichen Lehrkräfte, welche das Programm voraussetzte, nicht zu beschaffen", wie Jägers Nachfolger, Theodor Sickel, nachträglich feststellte: Kein einziger Professor der Universität Wien war demnach „gewillt, sich am Unterricht zu betheiligen"[88]. Andererseits erfüllte nach offizieller Ansicht Anfangs offenbar überhaupt nur ein ‚einziger richtiger Mann' die erforderlichen fachlichen Anforderungen (aber auch das Erfordernis der politischen Zuverlässigkeit), nämlich Jäger[89]. Allen anderen „Professoren" an der Universität muß-

---

[82] Böhmer an Aschbach, Frankfurt, 5. April 185g, in: Joh. Friedrich Böhmer's Briefe und kleinere Schriften, 2, Nr. 401, 179.

[83] So heißt es in den neu gefaßten Statuten von 1857, Paragraph 3, Absatz 1, zitiert nach: Lhotsky, Geschichte, 65.

[84] Die zwei außerordentlichen Stipendien wurden gestrichen (siehe dazu ebd., Paragraph 4, Absatz 1).

[85] So Krauß, Stellungnahme zum Projekt, in: HHStA, KK, RR, Gremial, Krt. 62, Nr. 627/54.; vgl. indirekt Haimberger, in: Ebd.

[86] Siehe dazu Harm-Hinrich Brandt, Der österreichische Neoabsolutismus: Staatsfinanzen und Politik 1848–1860, Bd. 2 (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 15, Göttingen 1978) 712–760.

[87] Böhmer an Joseph. E. Kopp, Frankfurt, 3. August 1852, in: Joh. Friedrich Böhmer's Briefe und kleinere Schriften, 2, Nr. 326, 69–71, hier 71.

[88] Sickel, Das k. k. Institut für österreichische Geschichtsforschung, 7.

[89] Vortrag Thuns an den Kaiser, Wien, 16. Mai 1851, zitiert nach: Ebd., 22. Zu dem ersten Punkt siehe etwa auch bei Santifaller, Das Institut, 16.

te erst „selbst das richtige Verständnis der österreichischen Geschichte im österreichischen Geiste verschafft“ werden, wie es Thun formulierte[90]. Nicht umsonst vermerkte der Minister einen ‚fühlbaren Mangel‘ an „tauglichen Lehrkräften“[91]. Er konnte höchstens im Laufe der Zeit behoben werden.

Die Ursache hierfür erblickten ‚Politiker‘ (wie Thun), denen laut Lhotsky ‚Geschichte immer verdächtig‘ war[92], nicht zuletzt darin, daß die angestellten beziehungsweise potentiell für eine solche Tätigkeit in Frage kommenden Professoren fast ausschließlich aus anderen Ländern kamen[93]. Gleiches galt für vorhandene „Schriften über öst.(erreichische) Geschichte“: Sie rührten „leider bisher ... größtentheils nur von Ausländern“ her und waren darüber hinaus „in einem einseitig protestantischen, der Regierung und den vaterländischen Interessen feindlichem Sinne abgefaßt“, wie Reichsrat Fürst Hugo C. Salm-Reifferscheid-Krautheim meinte[94]. In diese Kerbe schlug auch sein Kollege Buol:

> „[...] da die Quellen der österreich.(ischen) Geschichtsforschung bisher allzusehr vernachläßigt, die Geschichte des österreich.(ischen) Staates selbst aber häufig von dessen polit.(ischen) und religiösen Gegnern und von einem Standpuncte behandelt wurde, der keine unbefangene und richtige Auffassung und Darstellung der Thatsachen gestattete.“[95]

Thun schrieb ebenfalls nicht nur von einem ‚bisher vernachlässigten Studium der österreichischen Geschichte‘[96], sondern bemängelte überdies die „bisher“ ausgebliebene

> ‚gründliche Erforschung der Quellen und Feststellung der historischen Wahrheit gerade hinsichtlich der von der ausländisch-protestantischen Literatur meistens in antiösterreichischer Richtung unrichtig dargestellten Perioden‘[97].

Der Minister und mit ihm andere vertraten durchaus ein „historistisches“ Geschichtsbild, aber in einem „katholischen Sinne“, wie es Lhotsky ausgedrückt hat[98], obgleich man nicht vor der Berufung protestantischer Professoren auf Lehrstühle

---

[90] So Thun im Kabinett, Wien, 23. Juli 1853, in: Die Protokolle des Österreichischen Ministerrates 1848–1867, III. Abteilung: Das Ministerium Buol-Schauenstein, Bd. 2: 15. März 1853–9. Oktober 1853, bearbeitet v. Waltraud Heindl (Wien 1979) Nr. 144, 237 (im folgenden abgekürzt als MRP III/2).

[91] Vortrag Helferts (in Stellvertretung Thuns) an den Kaiser, Wien, 14. September 1853, zitiert nach: Lhotsky, Geschichte 26.

[92] Ebd., 13.

[93] Siehe dazu Vortrag Helferts (in Stellvertretung Thuns) an den Kaiser, Wien, 14. September 1853, zitiert nach: ebd. 25 f.

[94] Salm, Stellungnahme zum Projekt, in: HHStA, KK, RR, Gremial, Krt. 62, Nr. 627/54.

[95] Referat Buol-Bernburg, in: Ebd.

[96] Thun im Kabinett, Wien, 26. Juli 1853, in: MRP III/2, Nr. 145, 242.

[97] Thun im Kabinett, Wien, 23. Juli 1853, in: Ebd., Nr. 144, 236.

[98] Lhotsky, Österreichische Historiographie, 161.

zurückscheute, und sei es auch nur aus Mangel an katholischen Lehrkräften, die für geeignet befunden worden wären[99].

Wie verhielt es sich nun mit der Anzahl der Kandidaten beziehungsweise mit ihren fachlichen Voraussetzungen? Auch hier stand es offensichtlich nicht zum Besten, was im übrigen offenbar ebenso für die Qualität des Unterrichts gilt, worauf ich aus Platzgründen nicht weiter eingehe[100]. Freilich konnte Thun versuchen, „jüngere Talente aus den verschiedenen Kronländern" in dem Institut zu ‚vereinigen' und

> ‚dieselben jenem engen Anschauungskreise zu entrücken, welcher nicht selten sonst talentvolle Kräfte unter dem Einflusse nationaler Bestrebnisse von dem rechten Ziele der Geschichtsforschung ablenkt und zu bloßen Partheimännern macht'[101].

Doch die Gewinnung *jüngerer Talente* war leichter gesagt als getan. Zwar hat Lhotsky ein insgesamt positives Urteil über den ersten Jahrgang gefällt[102]; doch „für das heurige Probejahr 1857" – und damit für den *zweiten* Kurs – hatten sich laut Jäger „überhaupt nur „fünf" Kandidaten gemeldet; diese Anzahl erachtete er verständlicherweise für zu gering, um „von einer Auswahl der Befähigteren unter mehreren Aspiranten" überhaupt sprechen zu können[103]. Außerdem hielt er „von diesen fünf ... vier" für „von so gewöhnlicher Befähigung, daß, wenn ich sie zu wählen gehabt hätte, ich sie nie gewählt haben würde". Bereits Buol hatte in einem Gutachten „Zweifel" angemeldet, „ob und wie viele berufene und befähigte Candidaten sich finden werden"[104]. Er hegte also Bedenken, daß das Institut wirklich die von seinem Kollegen Salvotti erhofften ‚ausgezeichneten Schriftsteller' hervorbringen würde[105].

Deshalb wollte er im übrigen überhaupt keine bestimmte Anzahl von Stipendien festgelegt wissen. Ein solcher Beschluß hätte jedoch die ohnehin schon schwierige Situation unter Umständen nur noch verschärft. Dies gilt um so mehr, sollte Jägers Vermutung zugetroffen haben, daß sich 1857 die vier Kandidaten vorwiegend deshalb für das Probejahr gemeldet hatten, um in den Genuß eines Stipendiums zu gelangen[106]. Eine solche Befürchtung wurde auch von anderer Seite aus geäußert.

---

[99] Siehe vor allem der bekannte Fall des Protestanten Sickel (Lhotsky, Geschichte, 48). Selbst der stark katholisch orientierte Ernst Jarcke meinte: „Nur dürfte das Heranziehen protestantischer Lehrkräfte an oesterreichischen Universitäten wenigstens nicht als Regel zu empfehlen ... seyn, (...)." (zitiert nach: Lentze, Universitätsreform, 198).

[100] Vgl. hierzu ansatzweise Lhotsky, Geschichte, 35 f.

[101] Vortrag Helferts (in Stellvertretung Thuns) an den Kaiser, Wien, 14. September 153, zitiert nach: Ebd., 26.

[102] Ebd., 37–43.

[103] Jäger an Thun, Wien, 21. April 1857, zitiert nach: Ebd., 74 (siehe dazu auch folgende).

[104] Buol-Bernburg. Referat, in: HHStA, KK, RR, Gremial, Krt. 62, Nr. 627/54.

[105] Salvotti, Stellungnahme zum Projekt, in: Ebd. Vgl. dazu indirekt auch ein Schreiben des Finanzministeriums an das Unterrichtsressort v. 14. März 1857 (Wien, Nr. 24772/FM., in: AVA, CUM, Allgemein, Nr. 3130/55, fasz. 668, Nr. 4a.)

[106] Jäger an Thun, Wien, 21. April 1857, zitiert nach: Lhotsky, Geschichte, 74.

Dabei ging es um nicht weniger als um die von Reichsrat Freiherr Franz v. Krieg-Hochfelden akzentuierte Frage des ‚wahren inneren Berufs'[107] beziehungsweise das „Bewußtsein eines besonderen Berufes" der Institutsschüler – nicht nur der Stipendiaten.[108]

Zu der Ausbildung dieses *Berufs* bedurfte es zunächst einmal einer Reform des Unterrichtssystems an den Schulen. Sie war auch bereits in die Wege geleitet worden, parallel zu einer generellen grundlegenden „Umstrukturierung der Universitäten", also der „Wissenschaften"[109]. Insgesamt gesehen, führte dies durchaus zu einem ‚wissenschaftlicheren Geist ... im Unterrichtswesen'[110]. Dabei zeichnete Helfert speziell für den Geschichtsunterricht bereits für 1853 ein optimistisches Bild: So sollte nun das „vaterländische Element durch alle Stufen der Schulbildung" seinen „maßgebenden Einfluss behaupten"[111] und „mindestens die Hälfte des geschichtlichen und erkundlichen Lesestoffes dem Vaterlande angehören"[112].

Aber auch dies war leichter gesagt als getan. Denn woher sollten die hierzu insbesondere benötigten ‚tüchtigen Gymnasial-Lehrer' kommen[113]? Diese Frage wies zumindest eine politische und gleich mehrere sachliche Facetten auf: In politischer Hinsicht benötigte man national zuverlässige Lehrer. Nicht zuletzt in Ungarn und in Lombardo-Venetien mußten sie aber überhaupt erst einmal gefunden werden. Hinsichtlich der Italiener vermutete Salvotti einmal die „natürliche Erklärung" für deren „Abneigung" gegen die Deutschen „in ihrer Unkenntniß der deutschen Sprache"[114]. Zur Lösung des Problems schlug er vor, „Italiener an deutschen Lehranstalten die Eignung zu Lehrern der deutschen Sprache an italienischen Lehranstalten ... erlangen" zu lassen. Ganz ähnlich hatte einmal Feldmarschall Graf Johann J. W. Radetzky zu Radetz gemeint:

> „Die tägliche Erfahrung lehrt es, daß der Mensch im Kindesalter sich mit Leichtigkeit die Kenntniß einer Sprache aneignet (...). Würde die deutsche Sprache ... zum Obligatstudium erhoben, so wird zweifelsoh(ne der) italienischen Jugend die Begierde, die Klassi(ker) der Deutschen zu lesen, erweckt, und dadu(rch ein) höheres Interesse für die deutsche Nation ... gemacht." [115]

Offensichtlich verhielt sich die Sache weitaus komplizierter. Vorhandene nationale Antipathien waren bei den vom Gouverneur der Lombardei Fürst Karl B.

---

[107] Krieg-Hochfelden, Stellungnahme zum Projekt, in: HHStA, KK, RR, Gremial, Krt. 62, Nr. 627/54.

[108] So Reichsrat Krauß, Stellungnahme zum Projekt, in: Ebd.

[109] Fellner, Werk und Wirken, 279.

[110] Unterrichtsrath und Unterrichtswesen in Oesterreich. Einige Betrachtungen gewidmet den beiden hohen Häusern des Reichsraths (Wien 1863) 21.

[111] Helfert, Über Nationalgeschichte, 32.

[112] Ebd., 34.

[113] Czoernig, Oesterreichs Neugestaltung, 611.

[114] So indirekt wiedergegeben in einem Vortrag Kübecks an den Kaiser, Wien 16. Mai 1855, in: HHStA, RR, Gremial, Krt. 82, Nr. 452/55 (siehe dazu auch das folgende Zitat).

[115] Graf Johann J. W. Radetzky zu Radetz an Bach, o.O., und (aber wohl 18. Dezember 1852), Nr. 2534/R., in: AVA, Inneres, Präs., Krt. 70, f. 6867/52, mit f. 2743/53.

v. Schwarzenberg einmal als politisch als ‚schlecht' eingestuften „Professoren"[116] nicht so einfach abzubauen.

In sachlicher Hinsicht stellte sich zunächst das Problem der fachlichen Qualifikation der Lehrer. Viele wurden in dieser Hinsicht als ungeeignet beurteilt, was auch mit der traditionell praktizierten Trennung von Forschung und Lehre zusammenhing[117]. Dabei hatte in Lombardo-Venetien laut Thun

> „[…] nichts mehr dazu beigetragen ..., die Geringschätzung der Italiener für deutsche Sprache und Literatur zu nähren, als die geringe Bildung und die ungenügende Befähigung der Männer, die als Vertreter der deutschen Sprache und Literatur angestellt wurden"[118].

Damit eng verbunden war das zweite Problem: Die „meisten Stellen der Geschichtslehrer" waren „bereits besetzt", wie der Ressortchef seine Kollegen im Juli 1853 wissen ließ, als er ihnen sein Institutsprojekt vortrug[119]. Sie konnten nicht einfach entlassen und durch „Beflissenere" ersetzt werden. An dieser mißlichen Situation ließ sich höchstens allmählich etwas ändern, zumal die Absolventen des Instituts eigentlich gar nicht in den Schuldienst gehen, sondern andere Berufe ergreifen sollten. So war in den Statuten von 1853/54 von „Archiven, Bibliotheken, Museen, Konservatorien usw." die Rede[120]. Drittens aber mußten überhaupt erst einmal Kandidaten gefunden werden. Dies galt insbesondere für jene Kronländer, in die man deutschsprachige oder aber zumindest im Deutschen sehr gut bewanderte Lehrer schicken wollte. Hierbei ergaben sich in Ungarn sowie wiederum in Lombardo-Venetien große Probleme: Für Ungarn schlug Thun dem Kaiser Anfang April 1855 generell die Entsendung von „erprobten Lehrkräften aus deutschen Kronländern" in dortige Gymnasien vor[121]. Sie sollten „den übrigen [also den einheimischen Lehrkräften] die Richtung des Fortschrittes praktisch vorzeichnen und zur Nachahmung dienen". Doch schon wenig später wurde die ‚gänzliche Magyarisierung' von ‚Kindern deutscher Eltern in den

---

[116] Fürst Karl B. v. Schwarzenberg an Thun, Mailand, 29. März 1850, o. Nr., in: Ebd., CUM, Präs., Krt. 5, Nr. 172/50.

[117] Siehe dazu Lhotsky, Geschichte, 17.

[118] Thun, Stellungnahme im Reichsrat, wiedergegeben in einem Vortrag Kübecks an den Kaiser, Wien, 16. Mai 1855, in: HHStA, RR, Gremial, Krt. 82, Nr. 452/55. Vgl. dazu Vortrag Thuns an den Kaiser, Wien, 2. April 1855, in: Ebd., KK, Vorträge, 1855, Krt. 5, Nr. 992/55, fol. 354 („Es herrscht demnach gegenwärtig an Kandidaten des deutschen Sprachunterrichtes mit italienischer Unterrichtssprache (...) ein gänzlicher Mangel.").

[119] Thun im Kabinett, 26. Juli 1853, in: MRP III/2, Nr. 145, 242 (siehe dazu auch das folgende Zitat).

[120] Paragraph 1, Absatz 4, in: Lhotsky, Geschichte, 29. Laut Lhotsky hat aber dann „eine erkleckliche Anzahl" der Abgänger „den Beruf des Mittelschullehrers ergreifen müssen" (ebd., 36). Dies war allerdings so. Schon Helfert hatte sich 1853 indirekt um die „Zukunft der Zöglinge" gesorgt, die man „in ausreichender Weise" sicherstellen müsse (Über Nationalgeschichte, 17). Siehe dazu auch Jäger an Thun, Wien, undatiert (aber wohl 8. August 1855), in: AVA, CUM, Allgemein, fasz. 668, Nr. 4a, Nr. 4432/57.

[121] Vortrag Thuns für den Kaiser, Wien, 5. April 1855, in: HHStA, KK, Vorträge, 1855, Krt. 6, Nr. 1015/55, fol. 453 (siehe dazu auch das folgende Zitat).

Schulen‘ beklagt[122]. Und spätestens im Hochsommer 1859 mußte auch der Minister das Scheitern dieses Versuchs eingestehen und eine Änderung des geplanten Weges vorschlagen[123]. Hingegen war das „Resultat“ für Oberitalien ein „unbedingt negatives“, wie Thun dem Kaiser Ende November 1855 berichtete[124].

Damit hatte es noch nicht seine Bewandtnis: Denn zudem konnte niemand ernsthaft den von Salm „längst gefühlten Mangel an brauchbaren österr.(eichischen) Geschichtswerken“[125] leugnen. Selbst Thun vermochte vor dieser Tatsache nicht die Augen zu verschließen[126], und sei es auch nur, weil in „Schul- und Lesebüchern“ teilweise noch immer „von einem deutschen“ und nicht von einem österreichischen „Heere die Rede“ war, „das bei Zentha und Peterwardein, bei Hochstädt, Aspern und Brienne glorreiche Siege erfocht“[127]. Insofern ging es also „für’s erste“ um die „Sammlung und Bereitstellung des Quellenstoffes“[128]. Ein Kollege Helferts im Unterrichtsressort, Ministerialsekretär Johann B. Bolza, drückte es folgendermaßen aus: „Vor Allem“ seien die „historischen Studien“ zu fördern, „welche auf die Jugend, auf eine für das wahre Wohl ihres Vaterlandes sowohl als für die Zwecke der Regierung wohlthätige Art wirken“[129]. Immerhin waren wenigstens einige „mehr oder minder“ brauchbare Geschichtslehrbücher entstanden, „und fortwährend kommt neues nach“, wie wiederum Helfert betonte[130]. Damit meinte er aber nur die regionale Heimatkunde, nicht die zur Erreichung des großen anvisierten Zieles eigentlich entscheidende Vaterlandskunde. Doch ließen sich ihm zufolge auch in dieser Hinsicht allmähliche Fortschritte verzeichnen[131]. Dies war rein quantitativ beurteilt allerdings der Fall und gilt nicht nur für Werke eher wissenschaftlichen Charakters[132].

---

122 Bericht *Ungarische Zustände (in) Beziehung auf deutsche Sprache und den Unterricht im deutschen (Idiom)*, ohne alles, aber Juni 1855, in: AVA, Inneres, OPB, Präs. I, Krt. 15, Nr. 2292a/55. Allerdings dürfte sich die Lage in dieser Hinsicht damals noch nicht ganz so dramatisch dargestellt haben wie in nach 1867.

123 Siehe dazu Thuns Vortrag für den Kaiser v. 28. Juni 1859 (Wien), „dringend“, in: Ebd., CUM, Präs., Krt. 35, Nr. 918/59, fol. 1–7. Nicht nur in den Beständen des Unterrichtsministeriums finden sich eine ganze Reihe von Akten aus der Zeit zwischen 1855 und 1859, die mehr als deutlich machen, daß Thun die Verwirklichung seines Vorhabens nicht gelungen war. Dies hing nicht zuletzt damit zusammen, daß er auf teilweise hartnäckigen Widerstand stieß.

124 In Stellvertretung Thuns Vortrag Helferts für den Kaiser, Wien, 27. November 1855, in: Ebd., Normalien, fasz. 1699, Nr. 16733/1377; vgl. in Stellvertretung Thuns Vortrag Helferts für den Kaiser, Wien, 27. November 1855, in: HHStA, KK, Vorträge, 1855, Krt. 20, Nr. 3823/55.

125 Salm, Stellungnahme zum Projekt, in: Ebd., RR, Gremial, Krt. 62, Nr. 627/54.

126 Thun im Kabinett, 23. Juli 1853, in: MRP III/2, Nr. 144, 236.

127 Eine Stimme aus Oesterreich, 20.

128 Helfert, Über Nationalgeschichte, 50, siehe insgesamt dazu 50–52.

129 Memorandum Bolzas, o.O. (aber wohl Wien), o.D. (aber Ende Februar 1853/Anfang 1854), in: AVA, CUM, Präs., Krt. 23, Nr. 61/54, Bogen 1.

130 Helfert, Über Nationalgeschichte, 36.

131 Ebd., 36 f.

132 Siehe etwa: Karl A. Schimmer (Hg.), Bilder aus der Heimath. Oesterreichische Volksschrift zur Belehrung und Unterhaltung mit besonderer Rücksicht auf vaterländische Geschichte, Topogra-

Ein weiteres Problem bildeten die historischen Themen, die im Unterricht und in den Büchern behandelt werden sollten. Konnten beziehungsweise durften auch Gegenstände erörtert werden, welche die Bedürfnisse einzelner Nationalitäten, etwa die der Magyaren, befriedigten? Und wenn dem so war, wie mußten dann zum Beispiel magyarische Aufstände und ähnliches mehr historisch eingeordnet werden? Wie auch und insbesondere die revolutionären Vorgänge von 1848/49?

Um es gleich vorwegzunehmen: Von der Behandlung solcher Themen sah man besser ab. Dies hatte schon Helfert mit Blick auf das von ihm sehr gelobte englische Exempel erklärt. Dort werde die „allgemeine europäische Geschichte bloß bis zum Schlusse des achtzehnten, die Geschichte Englands gar nur bis zum Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts“ in den Bereich der Prüfung hineingezogen[133]. Dies nannte er eine „weise Mäßigung“. Seine Begründung mag wenigstens auf den ersten Blick überraschen. Denn er sprach sich nicht gänzlich gegen die Darstellung und Erörterung der ‚jüngeren und jüngsten Geschichte‘ aus. Zwar äußerte er sich rund zwanzig Jahre später im dritten Band seiner *Geschichte Österreichs* in einer Richtung, die so gedeutet werden kann:

> „Und doch ..., dies Gefühl beschlich den Verfasser bei mehr als einer Stelle, sind zweiundzwanzig Jahre [seit Ende 1848] kein ausreichender Zeitraum[,] um mit voller Ruhe und Sicherheit jene Objectivität walten zu lassen, die als ein Haupterfordernis geschichtlicher Darstellung betrachtet werden muß.“[134]

1853 aber findet sich nichts Entsprechendes. Vielmehr wollte er die Beschäftigung mit der *neueren* und auch *neuesten Zeitgeschichte*[135] lediglich der „Selbstprüfung des reiferen Mannesalters ... überlassen“ wissen[136]. Glaubte er also, daß etwa ein national gesinnter Magyare, der 1848 als junger Mann für die magyarische Unabhängigkeit gekämpft hatte, in späteren Jahren seine Haltung revidieren würde? Meinte er, aus einem eigentlich national-italienisch eingestellten Lombarden sei doch noch ein, wenn schon nicht überzeugter, so doch immerhin so etwas wie ein *Vernunft*österreicher zu machen?

Auf den ersten Blick könnten dies Helfert und andere Verantwortliche exakt so gesehen haben. So gab es laut offizieller Sprachregelung nicht nur eine *schlechte* und eine *gute*, sondern auch eine *falsche* und eine *wahre* Geschichtsschreibung.

---

phie und Statistik, unter Mitwirkung ausgezeichneter Fachmänner (Wien 1853).

133 Helfert, Über Nationalgeschichte, 10 (siehe dazu auch folgende).

134 Joseph A. Helfert, Geschichte Oesterreichs, Bd. 3: Die Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph I. (Prag 1872) V.

135 Zu dieser Differenzierung siehe den insgesamt problematischen, weil sowohl allzu polemisch wie auch allzu undifferenziert gehaltenen Aufsatz von Hans-Peter Schwarz, Die neueste Zeitgeschichte. Muß der Begriff Zeitgeschichte neu definiert werden?, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 51 (2003) 5–28.

136 Helfert, Über Nationalgeschichte, 10. Vgl. dem Tenor nach ähnlich mit Blick auf Frankreich, ebd., 19.

Erinnern wir uns etwa an die zitierte Bemerkung von Reichsrat Buol[137]. Und sein Kollege Salm wünschte sich ‚brauchbare österr.(eichische) Geschichtswerke, welche die reine historische Wahrheit und ächt loyale Ansichten enthalten'[138].

Ähnlich drückte es Helfert aus: Zunächst räumte er das Vorhandensein mehrerer „Schwierigkeiten" ein[139], um der vermeintlichen historischen *Wahrheit* zum Sieg zu verhelfen. Da war etwa das Problem der „Auffassung des geschichtlichen Stoffes": Wie also waren historische Begebenheiten und Entwicklungen am richtigsten im Sinne von am *wahrsten* darzustellen, zu interpretieren? Einerseits konstatierte er „Vorurtheile und Lieblingsmeinungen der verschiedensten Art" und schrieb von einem regelrechten „Kampf" der einander teilweise diametral entgegen gesetzten Auffassungen; doch plädierte er andererseits entschieden dafür, diesen *Kampf* „getrost auskämpfen zu lassen", und zwar nicht hinter verschlossenen Türen, sondern vielmehr im „Licht der Öffentlichkeit": Denn „zu fürchten haben wir ... nicht so sehr Opposition, als Conspiration"[140].

Diese Haltung mag erstaunen. Schließlich argumentierte Helfert hier als Beamter, also als Vertreter, besser gesagt Untergebener eines autokratischen Herrschaftssystems. Da konnte es für ihn eigentlich nur eine *offizielle*, nämlich die von oben verordnete *Wahrheit* geben. Allerdings ist seine Argumentation wenigstens vordergründig in eine deutlich historistisch-positivistisch geprägte Theorie über Erkenntnis eingebettet. Sie basierte letztlich darauf, die vorhandenen Quellen – waren sie in ausreichender Zahl vorhanden – unvoreingenommen zu sich sprechen, auf sich wirken zu lassen, und so die *historische Wahrheit* zu erkennen. Bezogen auf die uns interessierende Frage einer *österreichischen Nationalgeschichte*, verdeutlicht diese Einstellung der folgende Satz: „Aber zuletzt wird immer die große Thatsache der Geschichte mit siegender Wahrheit das Feld behaupten."[141] Und diese *große Thatsache* bestand nun eben einmal darin, daß „Gross-Österreich ... eine providentielle Nothwendigkeit" war. Dabei konstatierte Helfert nicht nur einen weit in die Vergangenheit zurück reichenden ‚pragmatischen Zusammenhang', sondern bemühte auch die erhaben anmutenden Worte von einer ‚gewissen Prädestination'[142].

Es bedarf keiner näheren Erläuterung, daß es sich tatsächlich weitaus komplizierter verhielt. Außerdem konnte man es auch genau umgekehrt sehen. Dessen waren sich schon damalige Verantwortliche bewußt.

Nehmen wir etwa Innenminister Bach: Als Thuns Vorhaben in der Ministerkonferenz diskutiert wurde, nannte er es „besonders wichtig", daß die „Lehrbücher ... nicht sowohl vom allgemeinen weltbürgerlichen, sondern vielmehr vom öster-

---

[137] Vgl. oben 148 §§
[138] Salm, Stellungnahme zum Projekt, in: Ebd.
[139] Helfert, Über Nationalgeschichte, 52 (siehe dazu auch folgende).
[140] Ebd., 53 f.
[141] Ebd., 53.
[142] Ebd., 59.

reichischen Gesichtspunkte bearbeitet seien“[143]. Sehr ähnlich drückte es Salm aus: Zwar schrieb er von der ‚historischen Wahrheit‘, wollte dabei jedoch zugleich die „vaterländischen Interessen“ berücksichtigt wissen[144]. Demnach existierten also mindestens zwei unterschiedliche Zugangsweisen zur Interpretation historischer Vorgänge, die auch das Kaisertum betrafen. Männer wie Bach und Salm waren vielleicht intelligent genug, um zu begreifen, daß dieser Sachverhalt auch nicht durch egal wie viel Beschwörungen einfach aus der Welt zu räumen war.

Allenfalls ließen sich demnach bessere von schlechteren Interpretationen unterscheiden. Als die bessere, also überzeugendere mochte sich dann immerhin der *österreichische Gesichtspunkt*, das *vaterländische Interesse* erweisen. Dies konnte jedoch unmöglich stets zutreffen. Und somit konnte den Verantwortlichen nicht daran gelegen sein, jede erkannte *Wahrheit* in der Öffentlichkeit zu verbreiten. Dies mochte – wenigstens vorübergehend – zuweilen selbst dann der Fall sein, wenn es sich um ein ‚wahres Wissen‘ im Sinne der Regierung handelte[145]. Dies schrieb der gelernte Jurist und konservative Publizist Ernst Jarcke Anfang August 1849 dem gerade erst zum Unterrichtsminister ernannten Thun ins Gewissen:

> „So wahr und richtig [es] ... ist, daß der Menschheit, dem Staate und dem Einzelnen nicht das Wissen, sondern nur das wahre Wissen, d. h. die Wahrheit, frommt, so ist es dennoch, in besonderer Beziehung auf den speziellen geistigen und moralischen Zustand Österreichs, ebenso gewiss, daß das eben Gesagte dort einstweilen und zum Behufe der Vorbereitung auf den Beginn eines geistigen Lebensprozesses noch einer gewissen Beschränkung und Modifikation bedürfen wird.“

Uns interessieren aber nicht zuletzt die Positionen Thuns und Helferts. Auch der Minister appellierte einmal an die „Freunde der Wahrheit“[146] und schrieb von der „Feststellung der historischen Wahrheit“ durch die Geschichtsschreibung[147], die es anschließend in den Gymnasien zu vermitteln galt; doch wollte er den „Gegenstand ... österreichische Geschichte“ in diesem Schulzweig „mit vielem Takte behandelt“ wissen, sollte „er wohltätig wirken und nicht bedenkliche Kontroversfragen ohne befriedigende Lösung erregen“[148]. Anders formuliert: *Historische Wahrheit* im Sinne der Regierung hin oder her, sie beinhaltete eben auch Sichtweisen, die Andersdenkende nicht einfach übernehmen würden.

---

143 Bach im Kabinett, Wien, 23. Juli 1853, in: MRP III/2, Nr. 144, 237.

144 Salm, Stellungnahme zum Projekt, in: HHStA, KK, RR, Gremial, Krt. 62, Nr. 627/54.

145 Memorandum Ernst Jarckes über die Aufgaben eines Unterrichtsministers in Österreich, o.O., 5. August 1849, abgedruckt in: Lentze, Universitätsreform, Anhang, Nr. I, 255–299, hier 296 (siehe dazu auch folgende).

146 Thun im Kabinett, Wien, 28. Juni 1856, in: Die Protokolle des Österreichischen Ministerrates 1848–1867, III. Abteilung: Das Ministerium Buol-Schauenstein, Bd. 5: 26. April 1856 – 5. Februar 1857, bearbeitet und eingeleitet v. Waltraud Heindl (Wien 1993) Nr. 352, 137 (im folgenden abgekürzt als MRP III/5).

147 Thun im Kabinett, Wien, 23. Juli 1853, in: MRP III/2, Nr. 144, 236.

148 Ebd., 236f.

Erhellend erscheinen diesbezüglich Auszüge aus einem Schreiben Thuns vom 16. Oktober 1857. Darin hieß es unter anderem:

> „Als letztes Ergebnis der Tätigkeit des Instituts ... wäre ... anzustreben die Anfertigung möglichst vollständiger ‚Regesten' [Materialsammlungen] über einzelne Partien der vaterländischen Geschichte und Anleitungen zu Versuchen und Übungen, das quellensichere Material mit strenger Kritik zur Darstellung ... zu verarbeiten."[149]

Mit strenger Kritik: Die Anwendung der historisch-kritischen Methode konnte unmöglich immer gerade die vom Grafen erwünschten Ergebnisse zur Stärkung des *Vaterländischen Gemeingefühls* zeitigen. Dies mußte auch ihm klar sein. Das Gegenteil wäre allenfalls in einem Herrschaftssystem möglich gewesen, das Kritik momentaner beziehungsweise ehemaliger Handlungsweisen der Regierenden zugelassen hätte. Dies hätte letzteren als Mut zur Selbstkritik ausgelegt, ihnen deshalb positiv angerechnet werden und infolge dessen systemerhaltend, ja sogar systemstabilisierend wirken können. Schon während der Revolution hatte ein Briefpartner Bachs gemeint, das „National Gefühl" könne nur belebt werden „durch offene und redliche Mittheilungen an das Volk ..., und zwar durch Aktenstücke selbst, wie durch gute leitende ministerielle Artikel, die wir leider fast ganz entbehren müssen"[150]. Doch schon damals hielt man sich nur partiell an diese Maxime, während des Neoabsolutismus aber fast gar nicht. Auch offene Kritik an Maßnahmen der Regierenden wurde während dieser Epoche so gut wie gar nicht zugelassen[151]. Wie hatte der Augustiner-Chorherr, Bibliothekar, Archivar und Historiker Joseph Chmel schon geraume Zeit vor der Revolution von 1848 kritisiert:

> „Einen grossen Theil der Schuld, dass den Oesterreichern alle Lust und Liebe zur vaterländischen Geschichte in den letzten Dezennien abhanden gekommen, trägt ohne Zweifel die mehr als strenge Censur, welche gegen jede freimüthige und wenn auch noch so begründete Darstellung zuletzt ausgeübt wurde; gewisse Zeiträume und Ereignisse durften ja gar nicht besprochen werden (...)."[152]

Wohlgemerkt wußte nicht zuletzt Thun um diese Problematik. Dies läßt sich insbesondere im Zusammenhang mit dem unter Zeitgenossen stark umstrittenen Konkordat zeigen, dessen Für und Wider er in der Presse relativ frei diskutieren

---

[149] Thun an Theodor Sickel, Wien, 16. Oktober 1857, zitiert nach: Lhotsky, Geschichte, 62.

[150] Stanislaus Doré an Bach, o.O. (aber wohl Wien), 12. Oktober 1849, in: AVA, NL Bach, Krt. 4, fol. 798.

[151] Eine gewisse Ausnahme bildet der Entwurf eines Gewerbegesetzes, der 1854 als Entwurf publiziert wurde und den Handels- und Gewerbekammern „zur Begutachtung zuging" [so zurecht Victor Mataja, Gewerbe, in: Ernst Mischler, J. Ulbrich (Hgg.), Oesterreichisches Staatswörterbuch. Handbuch des gesammten österreichischen öffentlichen Rechtes, Bd. 1 (Wien 1895) 857], um die Resonanz zu erkunden.

[152] Joseph Chmel, zitiert nach: Engelbert Mühlbacher, Die literarischen Leistungen des Stiftes St. Florian bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, hg. v. Oswald Redlich (Innsbruck 1905) 255–365, hier 299; vgl. bereits Hormayr 1829 (siehe dazu Wolfgang Häusler, ‚Geschichtsforschung', ‚Humanität' und ‚Nationalität', 383).

lassen wollte[153]. Aber schon bei der Analyse von Helferts Darlegungen sind wir einer solchen Einstellung begegnet. Und auch Jarcke begrüßte eine „Polemik", die mit „wissenschaftlichen Waffen und in wissenschaftlicher Form geführt" wurde[154]. Scheinbar machten sich gerade auch solche Verantwortliche für eine vergleichsweise liberal gehandhabte öffentliche Debatte stark, die beruflich mit Unterrichtsbeziehungsweise Wissenschaftsangelegenheiten zu tun hatten. Dies mag kein Zufall sein. Denn mußten sie nicht besonders gut wissen, wie schwierig Menschen von *Wahrheiten* zu überzeugen waren, denen sie kritisch gegenüberstanden?

Dazu paßt eine Stellungnahme Joseph A. Zimmermanns, der im Unterrichtsministerium als Sektionsrat angestellt war. Im Zusammenhang mit der Frage der Gründung eines *Siebenbürgischen Museumsvereins*, dessen magyarische Initiatoren auch historiographisch tätig werden wollten, meinte er, in seinem Ressort vergesse man „insbesondere niemals, daß die meisten Kronländer des nunmehr einheitlichen Österreichs einst selbständige, mitunter sich bekriegende, Reiche gewesen sind"[155]. Vorgebracht werde diese „historische Thatsache" auch „bei der Prüfung der historischen Lehrbücher an jenen Anstalten, deren Aufgabe es ist, treue Bürger dem einheitlichen Österreich zu erziehen". Zudem behauptete er freilich, daß die in der Monarchie herrschende neue „Ordnung der Dinge", sprich der mit dem Sylvesterpatent vom 31. Dezember 1851 endgültig sanktionierte Einheitsstaat, „in den Geistern der Bevölkerung" bereits „tiefe Wurzeln" geschlagen hatte. Glaubte er aber wirklich daran? Dies ist zu bezweifeln. Denn zugleich anerkannte er die „historische Richtigkeit" der Behauptung des Grafen Imre Miko v. Hídvég, „daß Siebenbürgen früher von den Römern beherrscht" und „‚in späterer Zeit ein selbständiges Reich'" war, demnach also „seine eigene historische Vergangenheit" aufwies[156]. Ließ sich diese Erinnerung tatsächlich binnen weniger Jahre aus den *Geistern* verbannen? Zimmermann war offensichtlich nicht dieser Auffassung. Sonst hätte er sich wohl nicht ausgerechnet an jener historischen Deutung gestört, die Siebenbürgen als ein einheitliches, wenn auch von Magyaren beherrschtes Königreich beurteilte.

Etwas eingehender wende ich mich Helfert zu, da er sich diesbezüglich besonders ausführlich und an unterschiedlicher Stelle ausließ. Er gab seinen Lesern zu bedenken:

> „Gehören wir nicht mit unsern Gefühlen, unsern Kenntnissen, unsern Erfahrungen zuerst und zunächst dem Vaterlande an? Sind wir nicht einzig von diesem Gesichtspunkte aus in der Lage, näher oder entfernter liegende Verhältnisse klarer zu erfassen, gründlicher zu beurtheilen? Bildet

---

153 Vgl. ansatzweise Erika Weinzierl, Die österreichischen Konkordate von 1855 und 1933 (Österreich Archiv, Schriftenreihe des Arbeitskreises für österreichische Geschichte, Wien 1960) 82–98. Die einschlägigen Wiener Archive enthalten dazu noch weiteres Material.

154 Jarcke, Memorandum, 5. August 1849, abgedruckt in: Lentze, Universitätsreform, 297.

155 Joseph A. Zimmermann, Bemerkungen, 25. Januar 1858, in: AVA, CUM, Präs., Krt. 31, Nr. 117/58, Bogen 2 (siehe dazu auch folgende).

156 Zimmermann zitiert hier eine nicht näher überprüfbare Aussage Mikos (ebd.).

> nicht, mit einem Worte, die Kenntnis unseres Vaterlandes den sichern Standort, auf welchem man sich vor allem muss zurecht gefunden haben, um mit freiem Umblick einen weitern Gesichtskreis zu beherrschen?“[157]

Diese Fragen mochten in rhetorischer Absicht formuliert sein. Und sie hätte prinzipiell auch ein *patriotisch* gesinnter Magyare oder Italiener bejahend beantworten können. Doch konnte dies für nicht wenige unter ihnen nur unter der Voraussetzung der Fall sein, daß mit *Vaterland* nicht Österreich, sondern vielmehr Ungarn und Italien gemeint waren, in letzterem Falle vielleicht teilweise auch nur die Lombardei oder Venetien[158]. Helfert dürfte historisch zu sehr bewandert gewesen sein, um davor die Augen verschließen zu können.

In diesem Zusammenhang ist es wert, nochmals auf seine zitierte Behauptung von *Groß-Österreich* als ein „im Laufe der Zeiten zu einem mächtigen Gesamtorganismus zusammenwachsendes“ Reich zurückzukommen[159]. Dies klingt optimistisch. Aber nur wenige Seiten zuvor schrieb er vom Vorhandensein einer ‚alten Gränze ... zwischen den zwei Hälften der Monarchie‘ bis zur Niederschlagung der Revolution beziehungsweise der Errichtung eines zentralistisch ausgerichteten Herrschaftssystems[160]. Überdies verglich er diese *Gränze* mit einer ‚morschen Brücke‘, welche diese *beiden Hälften* „mehr voneinander getrennt als an einander geknüpft hatte“[161]. Und schließlich vermochten die Einwohner des Reiches ihm zufolge erst „seit gestern ... ein Österreich“ ihr eigen zu nennen[162].

Oder haben wir ihn vielleicht doch mißverstanden? Um dies zu klären, hilft ein Blick in die Einleitungen seines auf mehrere Bände angelegten und unvollendet gebliebenen „riesigen Vorhabens“[163] *Geschichte Österreichs*, deren erster Teil 1869 erschien und ausschließlich der *Belagerung und Einnahme Wiens October 1848* gewidmet war. Wie angemerkt, argumentierte Helfert stark positivistisch: Er wollte gewissermaßen die „Zeit möglichst sich selbst darstellen zu lassen“, wie er es in späterer Zeit einmal ausdrückte[164]. Nicht umsonst forderte er vom Historiker „parteilose Gegenständlichkeit“[165] und schrieb von einer „geschichtlichen Wahrheit“, der man „zu ihrem Recht ... verhelfen“ mußte[166]. Doch schränkte er dieses Ziel

---

[157] Helfert, Über Nationalgeschichte, 10.

[158] Ein Teil der Lombarden und Venezianer, die sich ein Ende der österreichischen Herrschaft wünschten, wollten keinen italienischen Nationalstaat, sondern vielmehr die Eigenständigkeit ihrer eigenen Regionen.

[159] Ebd., 55.

[160] Ebd.; vgl. 64: „(...) vor dem Jahre 1849 hatten wir nicht ein Ganzes, sondern zwei Hälften“.

[161] Ebd., 50.

[162] Ebd., 64.

[163] Evans, 1848 in Mitteleuropa, 37.

[164] Joseph A. Helfert, Geschichte Oesterreichs, Bd. 2: Revolution und Reaction im Spätjahre 1848 (Prag 1870) V.

[165] Joseph A. Helfert, Geschichte Oesterreichs, Bd. 1: Die Belagerung und Einnahme Wiens October 1848 (Leipzig–Prag 1869) VIII.

[166] Ebd., V.

wieder ein wenig ein, wenn er zugleich lediglich seine diesbezügliche „Absicht“ betonte; kurz darauf äußerte er sich noch vorsichtiger, machte er doch in dieser Hinsicht lediglich sein ‚redliches Streben‘ geltend[167]; und im zweiten Band charakterisierte er sein historiographisches Bemühen als „ein ernstes, mühevolles, von dem gewissenhaftesten Streben nach Objectivität durchdrungenes Geschichtswerk“[168].

Auch unterstrich er einerseits zwar die ‚reiche Fülle an Thatsachen‘[169], die er „möglichst in’s reine ... bringen“ wollte, räumte jedoch andererseits die Bedeutung seiner eigenen ‚persönlichen Anschauung und Erfahrung‘ ein[170]. Im zweiten Band wehrte er sich sogar gegen die etwaige Unterstellung, als trage er „nur persönliche Anschauungen und spätere Folgerungen“ in die „Schilderung vergangener Tage“ hinein[171], während er wiederum im dritten Band von der „mir enthüllten Wahrheit“ schrieb[172]. Im vierten Band schließlich berief er sich sogar auf den ‚großen Thukydides‘, um seiner Skepsis gegenüber der Möglichkeit einer absoluten Objektivität Ausdruck zu verleihen: „(...): wer kann unparteiisch sein? Nur ein solcher, der kein Urtheil und kein Herz hat; denn das Urtheil ist subjectiv und das Herz nimmt Partei.“[173]

Besonders aufschlußreich erscheinen zwei Dispute, die sich 1866 zwischen Helfert und dem Innsbrucker Historiker Alfons Huber entsponnen. Zum einen ging es dabei um die Frage der adäquaten „Behandlung der gesammtösterreichischen Geschichte“ im Rahmen einer mehrbändig angelegten und von mehreren Autoren verfaßten Darstellung[174]. Auf eine einschlägige Bemerkung Hubers hin meinte Helfert, er achte hierüber „jede subjective Ansicht als solche“. Aber „in gewissen Hauptpunkten“ verlangte er doch „eine gewisse Einheit ..., soll nicht der ganze Faden gerissen sein“, und räumte damit also indirekt die Unmöglichkeit einer völlig neutral gehaltenen Darstellung ein. Noch aussagekräftiger ist sein Zusatz, „mancherlei Verschiedenheiten bei der Auffassung u.[nd] Behandlung lassen sich in solchen Tagen ohnedies nicht vermeiden“: Wir schreiben die zweite Hälfte April 1866, und Helfert spielte mit seiner letzten Bemerkung ohne Zweifel auf die damals hochschlagenden außenpolitischen und die Monarchie sehr direkt betreffenden Ereignisse an[175].

---

[167] Ebd., VII.

[168] Helfert, Geschichte Oesterreichs, 2, VI.

[169] Helfert, Geschichte Oesterreichs, 1, VII.

[170] Ebd., VI.

[171] Helfert, Geschichte Oesterreichs, 2, V.

[172] Helfert, Geschichte Oesterreichs, 3, VI.

[173] Geschichte Oesterreichs, Bd. 4: Der ungarische Winter-Feldzug und die octroyirte Verfassung, Teil 3: December 1848 bis März 1849 (Prag–Leipzig 1886) V–XIV, hier XI.

[174] Helfert an Huber, Wien, 23. April 1866, in: Alfons Huber, Briefe (1859–1898). Ein Beitrag zur Geschichte der Innsbrucker Historischen Schule um Julius Ficker und Alfons Huber, hg. v. Gerhard Oberkofler und Peter Goller (Innsbruck–Wien 1995) Nr. 146, 244 (siehe dazu auch folgende).

[175] Immerhin erblickte er darin einen „Nutzen“, daß das „Unternehmen ... des Vortheils seiner Entstehung aus einem Guße“ entbehre (ebd.).

Zum anderen ging es um einen Disput, zu dem es im Juli des Jahres und also in noch bewegterer Zeit zwischen den beiden Männern kam. Den Stein des Anstoßes bildete diesmal ein Manuskript Hubers, das in die Reihe *Österreichische Geschichte für das Volk* aufgenommen werden sollte. Zuvor aber mußte es von einem Komitee genehmigt werden, dem auch Helfert als Herausgeber angehörte. In seinem Manuskript hatte Huber unter anderem geschrieben, bestimmte im Winter 1358/59 entstandene Hausprivilegien Rudolfs IV. würden eine „‚Urkundenfälschung'" darstellen[176]. Der Sache nach war dies korrekt. Doch dem Ministerialsekretär im Unterrichtsressort Ritter Johann v. Hoffinger, der ebenfalls im Komitee saß, erschien eine solche Feststellung politisch nicht opportun, „namentlich in der jetzigen Zeit", also während des Krieges[177]. Deshalb schlug Helfert Huber eine „Aenderung" vor. Huber weigerte sich jedoch, darauf einzugehen, und nannte dies eine „Charakterlosigkeit", zu der er „nicht fähig" sei[178]. Wichtig für uns ist nun, daß Helfert als Herausgeber an Huber mit der „Bitte" herantrat, „nicht auf der unveränderten Beibehaltung seiner ursprünglichen Textirung" zu „bestehen"[179].

Wir sehen also: Mit dem Erkennen der historischen Wahrheit verhielt es sich auch nach Auffassung von Männern wie Helfert und seinem Vorgesetzten Thun nicht so einfach. Und auch letzterer erachtete es gegebenenfalls durchaus für opportun, historische Ereignisse, Vorgänge und so weiter in einem ganz bestimmten Licht darzustellen beziehungsweise darstellen zu lassen. Zudem konnten wir sehen, daß sich nicht nur für sie der weiter oben erwähnte *Fanatismus* nicht ganz so leicht aus den Köpfen verbannen ließ.

Dennoch mag etwa Helfert gehofft haben, daß er und sein Vorgesetzter nicht an der schieren „Unlösbarkeit" der ihnen zugedachten ‚Aufgabe scheitern' mußten[180], daß sich die beschlossenen Maßnahmen im Laufe der Zeit also als durchaus effektiv erweisen würden. Kam die Niederlage von 1859 und damit das wenigstens allmähliche Ende der zentralistischen Staatsdoktrin also schlicht zu rasch, um die gewünschte Zielsetzung der „Heranbildung einer guten österreichischen Gesin-

---

[176] Alfons Huber, Österreichische Geschichte für das Volk, Bd. 4: Die Zeit der ersten Habsburger von Albrecht I. bis Rudolf IV. (Wien 1866) 194.

[177] So Helfert an Huber, Wien, 16. Juli 1866, in: Alfons Huber, Briefe (1859–1898), Nr. 147, 245 (siehe dazu auch das folgende Zitat).

[178] Alfons Huber an Helfert, o.O. (Innsbruck), 18. Juli 1866, in: Ebd., Nr. 147, 246. Eine „Charakterlosigkeit" nannte er es, weil er schon zuvor an anderer Stelle eindeutig Position bezogen hatte.

[179] Helfert an Huber, Wien, 16. Juli 1866, in: Ebd., Nr. 147, 245; vgl. hierzu Huber an Julius Ficker, , o. O. (Innsbruck), in: Ebd., Nr. H10, 377–379. Übrigens hatte Huber Erfolg. Vgl. dazu Ders., Die Zeit der ersten Habsburger von Albrecht I. bis Rudolf IV. (Österreichische Geschichte für das Volk 4, Wien 1866) 194. Bezeichnenderweise hielt es Helfert in anderem Zusammenhang ganz ähnlich: „(...) brachte ich es mit dem besten Willen bei keiner der in diese Kategorie fallenden Partien über mich, sie zu unterdrücken oder auch nur zu ändern." (Helfert, Geschichte Österreichs, 3, V).

[180] So der liberal eingestellte Ludwig Rogge, Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart, Bd. 1: Das Decennium des Absolutismus (Leipzig–Wien 1872) 322.

nung“ nicht nur „unausgesetzt im Auge behalten“ – wie Bach es sich wünschte[181] –, sondern auch realisieren zu können? Hier stehen wir einem zentralen heuristischen Problem gegenüber: Denn der Neoabsolutismus dauerte so kurz, daß die beschlossenen Maßnahmen selbst unter den allerbesten Voraussetzungen keinesfalls jene *reichen Früchte* hätten tragen können, die sich Böhmer erhofft hatte. Hierzu wären wohl mehrere Generationen erforderlich gewesen[182].

Das Erkenntnisproblem wird noch dadurch verschärft, daß keineswegs ausgemacht ist, warum dieses Herrschaftssystem schließlich zu Ende ging[183]. Die Argumentationslinien verlaufen ganz ähnlich wie für das Ende der Habsburgermonarchie 1918: Eine militärische Niederlage leitete den innenpolitischen Umschwung ein. Aber war sie hierfür nur *Auslöser* oder *Ursache*? Im ersten Fall endete der Neoabsolutismus also letztlich infolge *endogener* Gründe. Insofern dabei politisch-nationale Momente mitspielten, mußte etwa die Errichtung des Instituts *für Österreichische Geschichtsforschung* schon vorhandene antiösterreichische Einstellungen eher noch verstärken. Endete dieses Herrschaftssystem hingegen primär infolge des *exogenen* Faktors *militärische Niederlage*, so ist zu sagen: Wer weiß schon, wie die österreichische Geschichte weiter verlaufen wäre, wenn Wien den Krieg von 1859 gewonnen hätte!

Fragen wir also unter Berücksichtigung dieser Prämissen nochmals: Bewirkten die Errichtung des Instituts und die sie flankierenden beziehungsweise parallel zu ihr realisierten Maßnahmen auch eine Stärkung des österreichischen Nationalbewußtseins, konnten sie es bewirken? War das *vaterländische Gemeingefühl* Anfang 1859 stärker verankert als noch 1854? Gab es 1859 – salopp gesprochen – mehr *Großösterreicher* als noch 1854?

Setzen wir bei unserem Versuch einer Beantwortung dieser Fragen an Thuns Einstellung gegenüber der von in Siebenbürgen beheimateten Magyaren beantragten Genehmigung der Vereinsstatuten des *Siebenbürgischen Museums* an, dessen Mitglieder sich unter anderem der Erforschung der Geschichte dieses Landes widmen wollten. Einerseits lobte der Graf die dort „bereits“ vorhandenen ‚mehreren großartigen wissenschaftlichen Institute‘: Sie seien von „siebenbürgischen Edelleuten“ gestiftet worden, „lange bevor der Patriotismus nur die Maske für nationalen, dem

[181] Bach im Ministerrat, Wien, 23. Juli 1853, in: MRP III/2, Nr. 144, 237.

[182] Vgl. dazu indirekt in anderem Kontext das Mitglied des Reichsrats Graf László Szögyény v. Magyar-Szögyén: „(...) glaube er die Ansicht vertreten zu sollen, daß der nächsten Generation in der ganzen Monarchie ... zur Pflicht gemacht werden könne, sich die deutsche Sprache anzueignen; (...).“ (Stellungnahme im Reichsrat, Wien, 16. Juni 1853, in: HHStA, KK, RR, Gremial, Krt. 30, Nr. 220/53). Allerdings war Szögyény ein Gegner einer wie auch immer gearteten Germanisierung, weshalb er einschlägige Regierungsprojekte auch immer zu verzögern versuchte.

[183] Vgl. hierzu ebenso originelle wie provokante, allerdings teilweise etwas zu simple Überlegungen bei Alan Sked, Der Fall des Hauses Habsburg. Der unzeitige Tod eines Kaiserreichs (Berlin 1993); englisches Original: Ders., The Decline and Fall of the Habsburg Empire 1815–1918 (London–New York 1989).

Lande, wie dem Reiche gleich verdorbenen Fanatismus geworden ist“[184]. Andererseits sah er eben diesen *Fanatismus* bei den Antragstellern des Museums in Form einer ‚exklusiv-magyarischen Tendenz‘ als vorhanden an. Deshalb votierte er auch gegen die Genehmigung der Vereinsstatuten wenigstens in der vorliegenden Form.

Dennoch mochte Thun geglaubt haben, daß sich *fanatisches* Denken (und gegebenenfalls auch Handeln) wieder in für die Regierung akzeptable, mit gesamtösterreichischen Interessen vereinbare Bahnen lenken lassen würde. Dies mag um so mehr der Fall gewesen sein, als er bei seiner Äußerung zweifellos an die revolutionären Vorgänge dachte. Mit anderen Worten: Aus ursprünglich harmlosem, ja positiv zu bewertendem magyarischem *Patriotismus* war zwar schädlicher *nationaler Fanatismus* geworden; doch mochte er sich mit der Zeit wieder in *Patriotismus* zurück verwandeln, einher gehend mit der Entwicklung, Zementierung gesamtösterreichischen Nationalbewußtseins. Alles hing von der Effektivität der getroffenen Regierungsmaßnahmen ab. Dies verhielt sich im Bereich des Vereinspolitik nicht anders als im Bereich der „Geschichtspolitik“[185], die man beide je nach Definition partiell als Kulturpolitik begreifen kann. Und insofern handelte es sich also eben auch um eine Frage der Zeit.

Wir müssen also versuchen, das zur Debatte stehende Problem mittels eines anderen Zugriffs zu lösen, gewissermaßen über einen Umweg, einen Seitenweg. Er ist zunächst begriffsgeschichtlich orientiert und hat den Umgang der Verantwortlichen mit Begriffen wie *Volk*, *Nation*, *Heimat* und ähnlichem mehr zum Gegenstand[186].

Dabei sei von folgender Überlegung ausgegangen: Eigentlich mußten die Regierenden penibel darauf achten, Begriffe wie *Volk* oder *Nation* als Bezeichnung für eine innerhalb der Monarchie wohnende ethnische Gruppe zu vermeiden. So widersprach die Verwendung solcher Termini schon dem vielleicht maßgeblichsten aller innenpolitischen Ziele, der Verankerung eines *gesamt*österreichischen Bewußtseins, eines *gesamt*österreichischen Nationalgefühls. Sie widersprach jedoch überdies der offiziellen Staatsdoktrin, wonach es nur eine, nämlich die *österreichische* Nation gab. Zwar konnte auch ein offizieller Repräsentant des bestehenden Herrschaftssystems wie der von Thun in das Küstenland und nach Kroatien entsandte Ministerialrat Johann Kleemann den Nationalitäten „allerdings“ ihre Identität als „Kroaten, Krainer oder Magjaren“ zugestehen; zugleich aber ermahnte er sie gleichsam selbstredend dazu, „auch ... patriotische Österreicher“ zu sein;

---

[184] Thun an Bach, Wien, 26. Februar 1858, Nr. 117/CUM, in: AVA, CUM, Präs., Krt. 31, Nr. 117/58, Bogen 2 (siehe dazu auch folgende).

[185] Siehe zu diesem Konzept unter anderem Edgar Wolfrum, Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948–1990 (Darmstadt 1999) passim.

[186] Interessante und ähnliche Überlegungen hierzu auch bei Brunner, Das österreichische Institut für Geschichtsforschung, 402.

denn „als Kroaten, als Krainer, als Böhmen allein – sind wir sehr wenig, wenn wir nicht zugleich Österreicher sind“[187].

Aus offizieller Sicht änderte daran auch die einmal geäußerte These eines Reichsrats nichts, die „Bezeichnung ‚Nationalität‘“ werde gewöhnlich auf die „Staatsangehörigkeit, die politische Zuständigkeit“ bezogen, der Terminus „‚Volksstamm‘“ aber auf die „Abstammung“[188]. Denn einer seiner Kollegen bezeichnete die beiden „Begriffe“ zurecht als „höchst schwankend“[189], was sich übrigens häufig in einem sehr schillernden Umgang mit solchen Begriffen niederschlug.

So legten denn auch manche Verantwortliche großen Wert auf die Wahl der ihnen geeignet erscheinenden Ausdrücke. Eindringlich verdeutlichen dies die teilweise heftigen Auseinandersetzungen um die richtige Fassung von Vereinsstatuten. Zu solchen Kontroversen kam es aus verschiedensten Gründen, nicht zuletzt, wenn diese Vereine wenigstens vorrangig von einzelnen Nationalitäten getragen wurden, wie es zumeist der Fall war.

Da war etwa der seit 1848 bestehende *Ruthenisch-Literarische Verein (Haytcko-Ruska Matycia)*. 1853/54 hatte die Regierung von den Vereinsführern neu vorgelegte Vereinsstatuten zu genehmigen. Darin fanden sich auch die Ausdrücke ruthenische *Nation* und ruthenisches *Volk*. Die für die Begutachtung der Statuten zuständige Vereinskommission wollte ‚das Wort ‚Nation‘ durch den Ausdruck: ‚ruthenischer Volksstamm‘ und den Terminus „‚Volk‘ durch ‚Volksstamm‘“ substituiert wissen[190]. Eine Begründung hierfür blieb sie schuldig, doch scheint das Motiv unmittelbar einsichtig: Mit dem Begriff *Volk* wurde eher die Vorstellung einer ethnisch geschlossenen Gruppe und die Idee verbunden, als handele es sich dabei um etwas gleichsam Ewiges. Hingegen mißfiel der Begriff *Nation* aus politischen Erwägungen. Die sozusagen amtliche Sanktionierung solcher Termini konnte offiziellen Kreisen, denen die revolutionären Erfahrungen noch lebhaft in Erinnerung waren, nicht opportun erscheinen[191].

Doch existierte in dieser Beziehung keine einheitliche Sprachregelung, weder intern noch nach außen. In interner Hinsicht war da etwa die auf April 1856 datierende Randbemerkung eines bei der Obersten Polizeibehörde angestellten höheren Beamten[192] zu der Frage, ob der polnische Antrag auf „Genehmigung“ einer

---

[187] So Johann Kleemann in einer Ansprache v. 7. Juli 1854 vor Vertretern örtlicher Schulbehörden (Bericht Kleemanns, Vöslau, 22. Juli 1854, o. Nr., in: AVA, CUM, Präs., Krt. 24, Nr. 910/54, Akt Nr. 2, 19).

[188] Referat Freiherr Carl Geringer v. Oedenberg, zitiert nach: Vortrag Erzherzog Rainers, Wien 19. Dezember 1858, in: HHStA, KK, RR, Gremial, Krt. 233, Nr. 1697/58.

[189] Krauß, in: Ebd.

[190] Vereinskommission, Bemerkungen, ohne Alles, ad Nr. 9842/854/III, in: AVA, Inneres, Allgemeine Registratur, Krt. 234, Nr. 9842/54.

[191] Im übrigen barg auch der Begriff *Volksstamm* zwei Seiten: Denn die Ruthenen mochten ihn auch so verstehen, als würde dadurch auf ihre ethnischen Verwandten außerhalb der Monarchie angespielt.

[192] Carl v. Lewinsky, undatiert, aber wohl 9. April 1856, in: Ebd., OPB, Präs. II., Krt. 65, Nr. 2342/56.

„Stiftung“ unter der Bezeichnung „‚Adam Mickievicz'sche Stiftung für National-Belohungen'“ genehmigt werden sollte[193]. Innenminister Bach und der Polizeichef sprachen sich strikt dagegen aus[194]. Dies dürfte nicht zuletzt damit zu tun haben, daß der polnische Dichter als eine Art nationale Ikone galt, insbesondere bezüglich seines Drängens für die nationale Befreiung der unter russischer Herrschaft stehenden Polen. Doch Bachs Untergebener Hofrat Edler Carl v. Lewinsky vertrat die „entgegengesetzte Ansicht“. Dies begründete er wie folgt:

> „[...] es scheint mir immer bedenklich(,) das Nazionalgefühl – in seinem berechtigten Stolz auf einen großen Dichter zu verletzen – wenn es die legale Bahn einschlägt wie im gegebenen Falle; [...].“[195]

Er hantierte hier also mit dem Terminus *Nazionalgefühl*, als sei dies eine im zeitgenössischen Kontext nicht von vornherein bedenkliche Größe gewesen. Nun war der von Kempen als „Pharisäer“ bezeichnete Lewinsky[196] zwar kein ganz kleines Rädchen in der Administration des Reiches; er trug aber keine entscheidende politische Verantwortung wie der Innenminister. Doch insbesondere Bach hatte nicht grundsätzlich etwas gegen jeglichen Gebrauch dieses Begriffs und ihm verwandter Termini einzuwenden. Dies läßt sich etwa für den *Ruthenisch-Literarischen Verein* zeigen: In dessen Statuten verlangte Bach gegenüber dem Kaiser zwar ebenfalls die Streichung des Terminus *Nation*; doch die beantragte Ersetzung des Ausdrucks „‚ruthenischen Volkes'“ durch „‚Ruthenen'“ nannte er „entbehrlich“ und erklärte, hierin „nicht den geringsten Anstand ... zu erblicken“[197].

Diese Position überrascht schon deshalb, weil Bach als Innenminister zusammen mit dem Polizeichef für die Aufrechterhaltung der inneren *Ruhe, Sicherheit und Ordnung*[198] verantwortlich zeichnete. Insofern hatte er eigentlich gerade bezüglich potentieller nationalpolitischer Ansprüche ethnischer Gruppen besonders vorsichtig zu sein. Dachte er in dieser Beziehung also grundsätzlich moderater, liberaler als andere? Auszuschließen ist dies nicht[199]. Doch könnte seine Haltung

---

193 So Bach grundsätzlich an Kempen, Wien, 31. März 1856, Nr. 2800/MI, in: Ebd.

194 Zu Bach siehe ebd., zu Kempen: Ders. an Bach, Wien, 5. April 1856, Nr. 2342/Pr. II., in: Ebd.

195 Lewinsky, undatiert, aber wohl 9. April 1856, in: Ebd.

196 Tagebucheintrag Kempens v. 24. September 1855, in: Das Tagebuch des Polizeiministers Kempen, 373.

197 Vortrag Bachs für den Kaiser, Wien, 23. Oktober 1854, Nr. 7413/54, in: AVA, Inneres, Allgemeine Registratur, Krt. 234, Nr. 9842/54.

198 Wolfram Siemann, ‚Deutschlands Ruhe, Sicherheit und Ordnung'. Die Anfänge der politischen Polizei 1806–1866 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 14, Tübingen 1985).

199 Besonders deutlich in dieser Hinsicht Minna Falk, Social Forces in the Austrian Revolution of 1848 with particular attention to the leadership of Alexander Bach (New York 1931) 1 f.: „Careful search of the family papers and the state documents proved, ... that he was neither a violent radical before the revolution nor a great conservative as soon as he got into power. He was a moderate liberal at all times and he tried to carry out his theories of constitutionalism in spite of popularity or lack of it.“ Siehe kurz zu der Debatte über seine eigentliche politische Einstellung Berger Waldenegg, Mit vereinten Kräften!, 126–137.

auch politischen Opportunitätserwägungen geschuldet sein. Denn er rechtfertigte seinen Standpunkt mit dem Argument, eine Namensveränderung würde „Mißtrauen bei den braven Ruthenen hervorrufen“[200]. Demnach sollten also erstens sozusagen keine schlafenden Hunde geweckt werden; und zweitens wollte Bach die während der Revolution bewiesene Kaisertreue der politisch-nationalen Elite der Ruthenen nicht noch mehr untergraben als dies vielleicht ohnehin schon der Fall war[201].

Bach ließ sich offenbar häufig von politischen Opportunitätserwägungen leiten. So schloß er sich bezüglich des 1850 in Agram entstandenen *Südslavischen Vereins für Geschichte und Altertum* dem Urteil der Vereinskommission an, dieser Einrichtung sei eine „unverkennbar nationale Tendenz“ zu eigen[202]. Auch unterstützte er die von der Vereinskommission beantragte Ersetzung „der unpassenden Ausdrücke ‚Geschichte unseres Volkes‘“ durch „‚Geschichte der Südslaven‘ oder ‚südslavische Geschichte‘“ ebenso wie deren Forderung: „Überhaupt ist der auch noch an anderen Orten vorkommende Ausdruck ‚unser Volk‘ durch einen passenderen zu ersetzen.“

In der Tat gab es nicht *das* südslavische Volk[203]. Dies könnte auch erklären, warum Bach ungefähr zur gleichen Zeit nichts gegen die Verwendung der Vokabel *Volk* in den Statuten des *Ruthenisch-Literarischen Vereins* einzuwenden hatte. Doch würde dies übersehen, daß ihm die potentielle Gefahr gleichsam *panjugoslavischer* Bestrebungen damals bereits klar bewußt war. Außerdem waren auch die in der Monarchie lebenden Ruthenen bestenfalls ein Teil des ukrainischen Ethnie. Dies bestärkt uns noch in der Vermutung, Bachs Haltung habe von seiner jeweiligen politischen Einschätzung des von ihm zu beurteilenden Falles abgehangen. Die *südslawische Gefahr* dürfte ihm schlicht größer erschienen sein als die Gefahr, die territorial-staatlich zersplitterten Ruthenen könnten nach einem eigenen Staat streben. Außerdem ließen sich letztere eventuell als willige Werkzeuge gegen polnische Ansprüche benützen.

Kommen wir damit zu Bachs Haltung bezüglich der Statuten des ungarischen *Naturkundevereins*. Hier forderte er die Ersetzung des Terminus „Vaterland“ durch

---

200 Vortrag Bachs an den Kaiser, Wien, 23. Oktober 1854, Nr. 7413/54, in: AVA, Inneres, Allgemeine Registratur, Krt. 234, Nr. 9842/54.

201 Siehe dazu unter anderem Georg Christoph Berger Waldenegg, Die Bukowina war glücklicher. Die administrative und staatsrechtliche Stellung der Ruthenen in Galizien von Anfang 1848 bis Herbst 1850, in: Acta Universitatis Carolinae – Philosophica et Historica 1, Studia Historica LV, Festschrift für Prof. Dr. Aleš Skřivan (Praha 2003) 23–46.

202 So das Kommissionsmitglied des Unterrichtsressorts Ritter Ludwig v. Heufler, Sitzungsprotokoll v. 13. Juni 1853, in: AVA, Inneres, Allgemeine Registratur, Krt. 241, f. *Südslavischer Verein für Geschichte und Altertum*, Agram, Nr. 18735/54. Diesem Votum schlossen sich anderen Mitglieder an und auch Bach widersprach dem nicht in seinem anschließenden Vortrag an den Kaiser (Wien, 6. Juli 1853, in. Ebd.; siehe dazu auch folgende).

203 Siehe dazu Günter Schödl, Kroatische Nationalpolitik und ‚Jugoslavenstvo‘. Studien zu nationaler Integration und regionaler Politik in Kroatien am Beginn des 20. Jahrhunderts (Südosteuropäische Arbeiten 89, München 1990) 13–81.

„Königreich Ungarn“[204]. Diese Forderung erscheint nun fast selbstredend für einen maßgeblichen innenpolitischen Repräsentanten des neoabsolutistischen Staates. Die Einwohner der Monarchie mußten endlich eines begreifen: Sie hatten nur *ein* Vaterland, nämlich eben die Monarchie. Nicht zuletzt, ja besonders die Magyaren mußten dies endlich akzeptieren. Bezogen auf diese ethnische Gruppe, hatte ein magyarischer Freiherr im Sommer 1857 nicht nur deren „idolatrie für Nazionalitaet und Vaterland“ konstatiert, sondern zugleich festgestellt, diese beiden Begriffe seien ihnen „identisch“[205].

Doch auch hier überrascht Bach: In den Statuten des wiederum in Agram residierenden *Musikvereins* kam der Begriff *Vaterland* ebenfalls vor. Den mittlerweile verstorbenen Schwarzenberg hätte dies wohl gestört. Denn immerhin trat er einmal für die „unbedingte Abschaffung aller sog:(enannten) Nationalmusiker“ ein[206]. Der Innenminister aber stieß sich nicht an dem Wort *Vaterland*, obgleich er den Monarchen ausdrücklich darauf hinwies, daß „die unverkennbare Hinneigung des Vereinswesens in Kroazien zu nazional-partheilichen Tendenzen ... nicht mit gleichgiltigem Auge zu betrachten sein dürfte“[207].

Einmal mehr dürfte Bach hier realpolitisch gedacht haben. Eventuell erachtete er einen *Musikverein* für weniger gefährlich als einen Geschichtsverein, was die Gefahr der Propagierung nationalpolitischer Aspirationen anging. Vor allem jedoch mochte ihm der Gebrauch des Terminus *Vaterland* dann fehl am Platz erscheinen, wenn er von Magyaren verwendet wurde, und zwar gerade im Vergleich zu den Kroaten, die ihre Kaisertreue während der Revolution zur Genüge unter Beweis gestellt hatten[208].

Dazu paßt seine Reaktion auf den Antrag des Vorstands des Prager *Böhmischen Museumsvereins* auf Wiederverwendung des ‚ursprünglichen Namens‘[209]. Dieser aber lautete: *Gesellschaft des Vaterländischen* (sic!) *Museums in Böhmen*. Dage-

---

[204] Vortrag Bachs an den Kaiser, Wien, 30. Juni 1855, MCZ. 2033/55, in: HHStA, KK, Vorträge, 1855, Krt. 11.

[205] Freiherr Ludwig v. Ambrozy an Bach, Ödenburg, 11. Juli 1857, in: AVA, Nachlaß (im folgenden abgekürzt als *NL*) Bach, Krt. 2, fol. 133.

[206] Schwarzenberg an Bach, o.O. (aber wohl Wien), 14. September 1850, in: Ebd., NL Bach, Krt. 10, fol. 107.

[207] Vortrag Bachs an den Kaiser, Wien, 6. Januar 1855, MCZ. 66/55, in: HHStA, KK, Vorträge, 1855, Krt. 1, fol. 269.

[208] Allerdings befürchtete man auch bei den Kroaten problematische Entwicklungen. Siehe dazu etwa ein Schreiben des Polizeidirektors von Agram an Kempen, Agram 31. Dezember 1853, Nr. 565/R.: „(...) daß durch das Entf(rem)den der deutschen Sprache bei ... für alle Eindrücke empfänglichen Jugend auch eine Abneigung gegen diese hervorgerufen wird, die sich dann in natürlicher Folge auch auf die deutschen Staatsmitbürger und endlich auch auf die Regierung der Monarchie sehr leicht fortpflanzen könnte.“ (in: AVA, Inneres, OPB, Präs. II, Krt. 11, Nr. 763/54).

[209] So richtig Referent Buol-Bernburg, Sitzungsprotokoll Reichsrat, Wien, 22. Juni 1854, in: HHStA, RR, Gremial, Krt. 53, Nr. 304/54, Bogen 2.

gen hatte Bach nichts einzuwenden, wobei er unter anderem die vom Statthalter Freiherr Carl Mecséry de Tsóor konstatierte „tadellose Haltung“ der Vereinsführung geltend machte[210].

Hier stieß er aber auf entschiedenen Widerstand im Reichsrat. So kritisierte Krieg den „gewissen Particularismus“, der durch die „in den Statuten wiederholt vorkommenden Worte ‚Vaterland und vaterländisch‘ ... hervortrete“[211]. Und so sollte es bei dem Namen *Böhmisches Museum* bleiben: Denn nach „dem ausgesprochenen Grundsatze der Einheit der Monarchie (haben) alle Völker Oesterreichs nur ein Vaterland, nämlich die österreichische Monarchie“. Es verwundert nicht, daß sich Franz Joseph diesem Votum anschloß[212].

Hing aber die sozusagen terminologische Flexibilität des Innenministers ausschließlich mit Zweckmäßigkeitserwägungen zusammen? Möglicherweise ließ sich der Gebrauch solcher Termini ja ganz einfach nicht völlig vermeiden, so sehr man auch danach trachtete.

Betrachten wir dazu nochmals genauer, was Zeitgenossen überhaupt unter *österreichischer Nationalgeschichte* verstanden. Zwei Definitionen fallen hierbei insbesondere ins Auge. Die eine stammt von Chmel, er formulierte sie kurz vor Ausbruch der Revolution:

> „Ich nehme das Wort ‚vaterländische Geschichte‘ in seiner vollsten, allseitigen Bedeutung, in der sie die vollständige Kunde der Länder- und Völkerschicksale ist und einen Kreis des Wissens einfaßt, dessen Grenzen wirklich ungeheuer sind. Ich begreife darunter nicht bloß die politische, sondern auch die ganze Kulturgeschichte; mir ist die genaue Kenntnis des Gesamtzustandes unseres Vaterlandes und seiner Veränderungen im Laufe der Zeit Gegenstand der Forschung.“[213]

Die andere Definition findet sich in Helferts ja ebenfalls programmatisch intendierten Werk *Über Nationalgeschichte und den gegenwärtigen Stand ihrer Pflege*:

> „Österreichische Nationalgeschichte ist uns die Geschichte des österreichischen Gesammtstaates und Gesammtvolkes, als dessen organisch in einander verschlungene Glieder all die nach Abstammung, Bildung und Gesittung verschiedenen Stämme erscheinen, die auf dem weiten Gebiete des Reiches, hier unvermischt in größeren Massen, dort vielfach unter einander vermengt, sich bewegen.“[214]

---

[210] Vortrag Bachs an den Kaiser, Wien, 1. Juni 1854, in: Ebd., KK, Vorträge, 1854, Krt. 9, Nr. 1738/54.

[211] Stellungnahme Kriegs, Wien, 22. Juni 1854, in: Ebd., RR, Gremial, Krt. 53, Nr. 304/54 (siehe dazu auch das folgende Zitat).

[212] Kaiserliche Resolution, Laxenburg, 29. Juni 1854, in: Ebd., KK, Vorträge, 1854, Krt. 9, MCZ. 1738/54: „Der in Frage stehende Verein hat den Namen ‚Museum des Königreiches Böhmen’ zu führen.“; und dort wo Vaterland etc. stand, sollte „‚Königreich Böhmen‘ oder ‚böhmisch‘“ stehen.

[213] Zitiert nach: Lhotsky, Geschichte, 1. Zum Vergleich interessant die Auffassung des damals als Historiker an der Universität lehrenden Tschechen Václav V. Tomek, siehe dazu Richard G. Plaschka, von Palacký bis Pekař. Geschichtswissenschaft und Nationalbewußtsein bei den Tschechen (Wiener Archiv für Geschichte des Slawentums und Osteuropas 1, Graz–Köln 1955) 29 f.

[214] Helfert, Über Nationalgeschichte, 2.

Diese beiden Definitionen decken sich inhaltlich lediglich auf den ersten Blick: Denn Chmel propagierte *vaterländische Geschichte* hier als eine Art aggregierte Zusammenschau der Entwicklungen und Schicksale einzelner Völker. Hingegen existierten laut Helferts Ausführungen, in denen Häusler sogar die „Kernaussage" der Schrift erblickt[215], im Kaiserreich mehrere *Stämme*, doch nur ein *Volk*, eben das im *österreichischen Gesammtstaate* vereinte *österreichische Gesammtvolk*. *Stamm*, das war gleichsam weniger als *Volk*. Und diese begriffliche Differenzierung hielt er auch im weiteren konsequent durch. Nach 1848 formulierte es Chmel durchaus ähnlich[216]. So jedoch mag Lhotsky mit seiner These richtig liegen, andere als wissenschaftliche Absichten hätten Chmel vor der Revolution durchaus ferngelegen[217], während bei Helfert die politische Intention unmittelbar deutlich wird. Letzterer aber war ein offizieller Vertreter des Staates, wobei Sickel sehr treffend bemerkt hat: „Natürlich hatte die Regierung bei der Pflege dieser Wissenschaft andere Ziele ins Auge zu fassen und andere Wege einzuschlagen als der Akademiker Chmel."[218]

Entscheidend für uns ist an dieser Stelle jedoch die Erkenntnis, daß sich in begrifflicher Hinsicht offenbar eine ganz konsequente Linie beibehalten ließ. War also häufig bloße Unachtsamkeit im Spiel, wenn Verantwortliche von dieser Linie abwichen? Darlegungen Ministerpräsident Schwarzenbergs in seiner Regierungserklärung im Reichstag vom 27. November 1848 legen dies nahe. Da sicherte er den Einwohnern Lombardo-Venetiens die „Wahrung" ihrer „Nationalität" zu, schrieb aber zugleich von dem ‚italienischen Volk'[219]. Gleiches tat er bezüglich Ungarns, und er differenzierte nicht zwischen ‚Völkern' und ‚verschiedenen Stämmen' der Monarchie. Doch Unachtsamkeit vermag als alleinige oder auch nur besonders wichtige Erklärungsvariable nicht zu überzeugen.

Vielmehr sind eben zunächst politische Opportunitäts- sowie sachbezogene Erwägungen in Rechnung zu stellen. Hinzu gesellte sich wohl vereinzelt liberales Gedankengut. Bedeutsam ist aber noch ein anderes Moment, das wieder direkt auf unsere Fragestellung verweist: *Volk*, *Nation* waren nun einmal nicht nur damals relevant, sondern auch gängig gewordene und einem tiefgreifenden Wandel unterworfene, immer stärker politisch besetzte und mit konkreten politischen Forderungen verknüpfte Begriffe im politischen Diskurs. Selbst hartgesottene Kritiker des von ihnen als *Begriffsverwirrung* gebrandmarkten *Nationalitätsdusels* gaben dies

---

215 Häusler, ‚Geschichtsforschung', ‚Humanität' und ‚Nationalität', 404.

216 Siehe dazu Kernbauer, Konzeptionen der Österreich-Geschichtsschreibung, 258.

217 Lhotsky, Geschichte, 1 f.

218 Sickel, Das k. k. Institut für österreichische Geschichtsforschung, 3. Bereits vor 1848 beurteilte Chmel die „eigentliche Aufgabe" der Akademie der Wissenschaften darin, „wissenschaftliche Empirie" zu betreiben. Zitiert nach Häusler, ‚Geschichtsforschung', ‚Humanität' und ‚Nationalität', 388.

219 Rede Schwarzenbergs in Kremsier, 27. November 1848, in: Verhandlungen des österreichischen Reichstages, 13 f. (siehe dazu auch folgende).

ebenso zu, wie, daß auch nur patriotisch-böhmisch und nicht national-böhmisch beziehungsweise national-tschechisch gesinnte Tschechen und so weiter Wert auf die Verwendung solcher Termini legten:

> „Die Nationalität ist eine immanente Eigenschaft des Menschen, die er nun einmal nicht abstreifen kann und die sich auch gegen seinen Willen geltend macht“,

lesen wir in dem Memorandum eines nicht exakt auszumachenden, aber hohen politischen Beamten von 1854[220]. Ich möchte noch deutlicher werden: Selbst ein Mann wie Kübeck – zweifellos einer der wichtigsten Wegbereiter und Vertreter des Neoabsolutismus – glaubte an die Existenz von Nationen, und zwar auch in der Monarchie. Auch er wußte, daß die nationale Idee nicht mehr von der Tagesordnung zu bringen war. Zwar meinte er das gesamte Kaisertum, wenn er davon schrieb, das „Vaterland“ rufe durch seine Organe[221]; doch warnte er im Zusammenhang mit der Eingangs erwähnten Staatsanleihe von 1854 vor dem ‚Irrtum‘, zu glauben, die Tatsache, daß die Bevölkerung die anvisierte halbe Milliarde Gulden gezeichnet habe, sei „dem Enthusiasmus der begeisterten Vaterlands- oder Monarchen-Liebe“ zuzuschreiben[222]; und deshalb überlegte er auch genau, wann es gegen die Verwendung bestimmter Termini unbedingt einzuschreiten galt und wann nicht. Dabei erkannte er sehr wohl die von der Akzeptanz solcher Begriffe grundsätzlich ausgehende Gefahr: Dies mochte dazu beitragen, die damit verbundenen Vorstellungen und Ziele nur noch mehr zu verankern.

An dieser Stelle sei ein kurzer Einschub gestattet: Ließe sich auf die damalige Situation im Kaiserreich nicht Reinhart Kosellecks Konzept der *Sattelzeit* anwenden[223]? Begriffe veränderten ihre Bedeutung, neue Erkenntnisse dämmerten, wenn auch nur allmählich und vielleicht widerstrebend. Erzherzog Ludwig schrieb im November 1848 an Erzherzogin Sophie:

> „Man wird itzt immer neue Diktionäre schreiben müßen, worin alle bisher gewohnten Worte eine andere Bedeutung erhalten werden. Zum Beispiel der Begriff von Anarchie muß itzt ein ganz anderer seyn, denn ich las in allen Wiener Blättern die Versucherung, daß in Wien keine Anarchie, sondern die größte Ordnung sey.“[224]

---

220 Undatiertes Memorandum, ungefähr 14. Februar 1854, in: HHStA, Informationsbüro (im folgenden abgekürzt als *IB*), BM.-Akten, Krt. 64, Nr. 801–1348/54, fol. 581 f.

221 Brief Kübecks an seine Tochter Lina Derchich, Lechwitz, 5. Dezember 1848, in: Aus dem Nachlaß des Freiherrn Carl Friedrich Kübeck v. Kübau. Tagebücher Briefe, Aktenstücke (1841–1855), hg. v. Friedrich Walter (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 45, Graz–Köln 1960) 178.

222 Tagebucheintrag Kübecks, 12. August 1854, in: Ebd., 149.

223 Reinhart Koselleck, Zeitschichten. Studien zur Historik (Frankfurt am Main ^{2}2003) an mehreren Stellen.

224 Erzherzog Ludwig an Erzherzogin Sophie, Ischl, 6. November 1848, in: HHSTA, NL Sophie, Schachtel 8, fol. 142.

Ludwig selbst mochte vor den damit verbundenen strukturellen Veränderungen die Augen verschließen. Doch selbst für konservative Mitglieder des damaligen Herrschaftsapparates wie Kübeck galt dies keineswegs.

Gerade seine strikte Ablehnung der soeben angeführten Staatsanleihe bezeugt eindrücklich, wie sehr ihn die weiter oben skizzierte Gefahr beunruhigte. Unter anderem hoffte man mit diesem Unternehmen die Staatsfinanzen und Valuta tiefgreifend und nachhaltig sanieren zu können. Doch ging es bei dieser auf Basis einer freiwilligen Teilnahme ausgerufenen Operation noch um wesentlich mehr. Der spontane „Wetteifer aller Nationen" – übrigens mit dem Monarchen an der Spitze – „hat der Idee der Reichseinheit den würdigsten Ausdruck gegeben" und zu einer nachhaltigen „Stärkung des vaterländischen Gemeingefühls" beigetragen, wie Bach, der die Abwicklung der Anleihe federführend leitete, nachträglich erklärte[225]. Mit anderen Worten: Man erhoffte sich (oder behauptete dies zumindest) von der Nationalanleihe nicht zuletzt die Stiftung gesamtösterreichischer Identität. Nicht umsonst wurde das Projekt offiziell als *National*anleihe bezeichnet.

Kübeck kommentierte diese Absicht – wie überhaupt die Operation – mit den Worten: „Gott schütze Österreich!"[226] Denn ein Scheitern würde das „Verhältniß" Franz Josephs zu der finanziell so stark geforderten *Nation* ‚unmittelbar trüben', wie er den Kaiser wissen ließ[227].

Doch dieser sanktionierte die Bezeichnung *Nationalanleihe*, und sei es auch nur, weil ihm insbesondere Bach versprochen hatte, daß mittels dieser Operation der monarchische Wahlspruch *viribus unitis* auf „schöne Weise zur vollen Wahrheit" werden würde[228]. Tatsächlich aber war man von der Verwirklichung dieses Mottos gegen Ende des Neoabsolutismus wohl weiter denn je entfernt, sieht man einmal von der Situation während der Revolution ab: Denn zum einen erwies sich die Anleihe in finanzpolitischer Hinsicht als Fehlschlag, und zum anderen funktionierte sie Bach faktisch zu einer *Zwangs*anleihe um. Dies wurde der Regierung und partiell auch dem Kaiser als Betrug ausgelegt. Kübecks Befürchtungen waren berechtigt, das Unternehmen hatte sich in *großösterreichischer* Hinsicht kontraproduktiv ausgewirkt.

Verharren wir noch einen Augenblick bei dem gerade genannten Begriff *Großösterreich*: Was für *Großösterreicher* wollte Wien eigentlich? Diese Frage verweist auf eine weitere Frage: Welches Konzept stand hinter der Vorstellung der Schaffung des sogenannten *österreichischen Menschen*, jenes einer *Staats*- oder aber je-

---

[225] Vortrag Bachs für den Kaiser, Wien, 3. Oktober 1854, Nr. 11463/MI., in: AVA, Inneres, Präs., Krt. 666, Nr. 11882/54.

[226] Tagebucheintrag Kübecks v. 31. Mai 1854, in: Aus dem Nachlaß Kübecks, 145.

[227] Vortrag Kübecks für den Kaiser, Wien, 18. Juni 1854, in: HHStA, RR, Gremial, Krt. 54, Nr. 349/54.

[228] So der Innsbrucker Kaufmann Johann Boscarolli, auf den die Idee zu diesem Projekt zurückgeht (Plan, ohne alles, ad Nr. 8421/FM., in: Finanzarchiv, FM, Präs., Nr. 8421/54, fol. 12). Vgl. ganz ähnlich: Vortrag Bachs an den Kaiser v. 3. Oktober 1854.

nes einer *Kultur*nation? Laut Waltraud Heindl beabsichtigten die Verantwortlichen im Neoabsolutismus generell die Schaffung eines ‚einheitlichen Staatsvolks' im Sinne einer „Staatsnation"[229]. Dabei verweist die Autorin beispielhaft auf die im Zusammenhang mit der Gründung des Instituts geführten „Diskussionen" in der Ministerkonferenz und auf Helferts Schrift. Mit Blick auf letzteren hat schon Brunner richtig bemerkt, das Wort „national" sei für diesen „kein ethnographischer[,] sondern ein politischer Begriff" gewesen[230]. Gleich der erste Satz von Helferts Schrift *Über Nationalgeschichte* lautet: „Voraus müssen wir erklären, dass wir den Ausdruck ‚national' nicht im ethnographischen, sondern im politischen Sinne nehmen."[231] Und so gilt der Autor zurecht als „Hauptvertreter" des „Altösterreichertums", einer Gruppe also, die in einem „übernationalen Großösterreich unter einer ernsten, wohlmeinenden Zentralautorität den einzigen Ausweg" erblickte, um jene nationalitätenpolitischen Probleme dauerhaft zu überwinden, denen die Monarchie ihrer Meinung nach ausgesetzt war[232]. Aber auch andere Zeitgenossen sahen es ganz ähnlich. So hat ein Pionier des österreichischen Denkmalschutzes, Eduard Melly, in einer undatierten Denkschrift den Fortbestand des ‚Vaterlandes ... Gesammtösterreich' als eine „politische Notwendigkeit" bezeichnet und nicht als Folge eines ‚naturwüchsigen Produkts der Verbindung gleichgearteter Stämme' und die dabei zu befolgende Richtschnur auf den ebenso kurzen wie prägnanten Nenner gebracht: „Vaterlandsliebe durch Vaterlandkunde!"[233]

Dennoch ist folgendes zu beachten: Auch ein Mann wie Helfert könnte trotz eines gewissen Hanges zur „Slawophilie"[234] nicht frei von Vorstellungen einer gewissen kulturellen Überlegenheit der Deutschen gewesen sein; auch er könnte – wie so viele andere auch – an eine Art kulturmissionarischen Auftrag der Deutschen geglaubt haben, der zwar nicht rein repressiv, aber nötigenfalls doch mit Nachdruck umgesetzt werden sollte. So lesen wir im zweiten Band seiner *Geschichte Österreichs*, von „einsichtsvollen Slaven" würde „die eigenthümliche Stellung, die in unsern Gegenden das Deutschthum unter allen Umständen" werde einnehmen müssen, „weder verkannt noch geläugnet"; außerdem betonte Helfert darin neben

---

[229] Heindl, Einleitung, in: MRP III/2, XLIII (siehe dazu auch folgende). Grundsätzlich zu diesen beiden nur als heuristisches Hilfsmittel dienenden Konzepten interessante Überlegungen bei Ernst Bruckmüller, Die Frage nach dem Nationalbewußtsein in der österreichischen Geschichte unter sozialhistorischem Aspekt, in: Herwig Wolfram, Walter Pohl (Hgg.), Probleme der Geschichte Österreichs und ihrer Darstellung (Veröffentlichungen der Kommission für die Geschichte Österreichs 18, Wien 1991), 49–55, insbesondere 49 f. Kritisch siehe auch schon Heinrich Kretschmayr in einer Rezension von 1910, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 31 (1910) 154–157, hier 157.

[230] Brunner, Das österreichische Institut für Geschichtsforschung, 385.

[231] Helfert, Über Nationalgeschichte, 1.

[232] Lhotsky, Geschichte, 4.

[233] Eduard Melly, Denkschrift *Über das Studium der nationalen Alterthumswissenschaft an den österreichischen Lehranstalten*, in: AVA, NL Bach, Krt. 7, fol. 4.

[234] Evans, 1848 in Mitteleuropa, 37.

dem ‚natürlichen Zug des deutschen Einflusses', der eben durch Österreich nach Osten gehe, zugleich den Standpunkt des Kroaten Ognjeslav Ostrižinski, der in seinem bekannten Nationalitätenprogramm die deutsche Sprache als ‚für lange Zeit noch im Osten von Europa die Trägerin der europäischen Cultur' bezeichnete[235].

Bei anderen Zeitgenossen artikuliert sich diese Einstellung – wenn auch bestenfalls indirekt – in einem Schreiben von Ministerialsekretär Ritter Ludwig v. Heufler zu Rasen und Perdonegg, ein Untergebener Thuns, den dieser nach Siebenbürgen zur Erkundigung der dortigen Verhältnisse im Unterrichtswesen geschickt hatte[236]:

> „Die Civilisation des Volkes der Romanen ist eine herrliche Aufgabe, wenn ich ihre Anlagen betrachte, fühle ich mich zur Bewunderung über die Unverwüstlichkeit dieses edlen Stammes hingerissen, blicke ich auf den Zustand, indem sie sich gegenwärtig befinden, ... muß ich gleich jedem anderen, Mitleid und Betrübniß fühlen."[237]

Andere wurden deutlicher. So bekannte sich Erzherzog Johann 1850 in einem Privatbrief unverhohlen zur deutschen Kulturmission, als er erklärte, „die Civilisation zu geben ist der Deutsche Stamm, welcher am meisten fortgeschritten(,) zu geben beruffen"[238]. Ein Mann wie Czoernig hingegen hielt auch gegenüber der Öffentlichkeit mit seiner Auffassung nicht hinter dem Berg, was um so bezeichnender ist, als er als Sprachrohr der Regierung gelten kann. Denn in seiner programmatischen, von Bach wenigstens inspirierten Schrift *Oesterreichs Neugestaltung 1848–1858* lesen wir:

> „Die österreichische Regierung müsste auf ihre höhere Mission, die Cultur zu fördern und namentlich nach Osten zu tragen, verzichten, wenn sie sich des tauglichsten Mittels hiefür begeben wollte, welches darin besteht, dass die wissenschaftliche gebildeten Männer jener Länder die deutsche Sprache und Wissenschaft gründlich kennen und durch erstere befähigt werden, die letztere in ihren heimischen Kreisen zu verbreiten."[239]

Hier wird die Vorstellung einer spezifisch *deutschen* Kulturmission deutlich artikuliert: Zwar ist neutral von der *österreichischen Regierung* die Rede; doch abgesehen davon, daß die *österreichische Regierung* nun einmal dominant deutsch besetzt war, propagierte Czoernig zugleich die *Verbreitung* der *deutschen Sprache und Wissenschaft* als die geeignetste Methode, um die aufgegebene *höhere Mission*

---

[235] Helfert, Geschichte Oesterreichs, 2, 286f. Speziell zu Ognjeslav Ostrožinski siehe dessen Nationalitätenprogramm, abgedruckt in: Stephan Pejaković (Hg.), Aktenstücke zur Geschichte des kroatisch-slavonischen Landtages und der nationalen Bewegung vom Jahre 1848; mit einem Anhange enthaltend: Die wichtigsten Landtagsakten vom Jahre 1861, und das Programm von O. Ostrožinski aus dem Jahre 1861 (Wien 1861).

[236] Siehe dazu L. Heufler an Thun, Hermannstadt, 13. April 1850, in: HHStA, NL Thun, Mikrofilm, Krt. 31, Nr. 5, D44.

[237] Heufler an Thun, Hermannstadt, 12. Juli 1850, in: Ebd., Nr. 7, D 61.

[238] Erzherzog Johann an Ritter Anton v. Schmerling, Frankfurt, 7. September 1850, in: Ebd., NL Bienerth-Schmerling, Krt. 4, kleiner Packen mit 23 Briefen, fol. 20.

[239] Czoernig, Oesterreichs Neugestaltung, 602.

zu realisieren. Man hätte aber statt dessen beispielsweise auch versuchen können, die Entwicklung der nicht-deutschen Sprachen zu fördern, insofern dies überhaupt noch notwendig war. Früher, und zwar sogar noch nach der Niederschlagung der Revolution, wurde dieser Weg ja auch beschritten. Erinnert sei hier nur an die im Juli 1849 eingerichtete *Kommission für slawische juristisch-politische Terminologie*, die zwischen 1850 und 1853 insgesamt drei sogenannte *Separatausgaben* zustandebrachte, die im weiteren (und immer auf den neuesten Stand gebracht) unter anderem als Übersetzungsgrundlage für die ursprünglich in deutscher Sprache verfaßten Gesetze etc. benutzt wurden[240].

Hinsichtlich der konkret ergriffenen Maßnahmen interessiert uns besonders der Geschichtsunterricht. Hier von gezielter Entnationalisierung zu sprechen, wäre schon deshalb verfehlt, weil man die Landesgeschichte keineswegs aus dem Unterricht verbannen wollte. Dabei konstatierte Helfert schon 1853 eine bereits entstandene „eigene Terminologie“: Auf der einen Seite gab es die „‚Heimatskunde‘“, auf der anderen Seite die „‚Vaterlandskunde‘“, wobei die erste der zweiten ‚untergeordnet‘ war[241]. Dies mußte er gewissermaßen als eine Selbstverständlichkeit ansehen.

Helfert stellte sich kein farbloses österreichisches *Vaterland* vor, sondern wollte vielmehr dessen ethnographischer und territorialer „Buntheit und Verschiedenartigkeit“ Tribut gezollt wissen. Dazu paßt, daß er sich auch in verfassungspolitischer Hinsicht explizit gegen das ‚französische Gleichmachungssystem‘ aussprach; in Österreich sollten die ‚besonderen Eigenthümlichkeiten‘ der Reichsteile weder ‚verkannt‘ noch ‚verwischt‘ werden[242].

Interessanterweise trat er auch dafür ein, die „Nationalgeschichte“ durch „Unterricht in der Muttersprache“ zu vermitteln[243]. Das war vielleicht in der Tat ein weiser Ratschlag. Bezüglich des Religionsunterrichts hatte Thun noch zu fortgeschrittener Zeit den in Mähren tätigen Schulräten einmal ins Gewissen geschrieben, ihn ‚auch in Mittelschulen immer in der derjenigen Sprache zu ertheilen ..., durch welche am eindringlichsten auf das Gemüth der Schüler gewirkt werden kann, daher, wo möglich, immer in der Muttersprache‘[244]. Religion wurde als ein besonders sensibler Gegenstand betrachtet, kaum anders aber verhielt es sich mit Geschichte. Jedenfalls kann man sagen: Helfert dachte nicht an Germanisierung im Sinne von strikter Entnationalisierung, wenn er *gute Österreicher* schaffen wollte. Und obgleich die wiederum primär von Thun zu verantwortende Einführung des Deutschen als wenigstens vorrangige, wenn nicht gar ausschließliche

---

240 Siehe dazu kurz bei Gerald Stourzh, Die Gleichberechtigung der Nationalitäten als Verfassungsprinzip 1848–1918 (Wien 1985) 35 f.

241 Helfert, Über Nationalgeschichte, 36 (siehe dazu auch das folgende Zitat).

242 Ebd., 64. Anderswo sprach er von der „Mannigfaltigkeit in der Einheit“ (Helfert, Geschichte Oesterreichs, IV/3, VIII).

243 Helfert, Über Nationalgeschichte, 34.

244 Thun an den Statthalter von Mähren, Wien, 25. August 1860, in: AVA, CUM, Normalien, fasz. 167, Nr. 12248/60.

Unterrichtssprache etwa in magyarischen Gymnasien auch von Vertretern einer liberal orientierten deutschen Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert als „Germanisirung“ und „Entnationalisirung“ gebrandmarkt wurde[245], so resultierte diese Maßnahme in erster Linie wohl eher aus der Notwendigkeit einer allgemeinen Verständigungssprache, die nach Lage der Dinge wohl nur Deutsch sein konnte[246].

Generell gesehen hielt man sich an eine Maxime, die Radetzky in seiner Eigenschaft als italienischer Generalgouverneur von Lombardo-Venetien 1852 mit Blick auf die Frage der dortigen Einführung der „deutschen Sprache in Schule, Wissenschaft und Amt“ formulierte: Zwar nannte er eine solche Maßnahme „unzweifelhaft“ eines der „vorzüglichsten Mittel“, um den allerhöchst „ausgesprochenen Willen der Reichseinheit ... zu realisieren“, betonte jedoch ebenso, die „Pflege der italienischen Nationalität“ nicht „hindern“ und nicht vom „Italiener ... verlangen“ zu wollen, „daß er ein Deutscher werde“[247]. Gerade in Oberitalien befolgte man alles in allem diese Linie[248].

Insofern verwahrten sich die Regierenden nach außen hin zurecht heftig gegen den ihnen im übrigen schon während der Revolution entgegengetragenen Vorwurf, sie würden eine gezielte und radikale Entnationalisierungspolitik betreiben. So hatte etwa schon im Februar 1849 der polnische Adelige Georg Lubomirski heftig gegen die „systematische Entnationalisirungs-Theorie“ polemisiert, die erst „ein Volk von Verschwörern mitten in Europa“ habe „erzeugen können“[249]. Und nicht zuletzt Thun war auch kein Vertreter eines deutschen „Kultursnobismus“, wie Waltraud Heindl treffend gemeint hat[250]. So konnten ihm zufolge jene „Volkssprachen, denen es an einer älteren Literatur gebricht“, eines Tages nach einer stetig fortschreitenden ‚innerlichen Entwicklung‘ für „höhere Zwecke“ geeignet sein[251].

Schrieb aber etwa der erwähnte Czoernig von *Cultur*, so meinte er eben nicht irgendeine *Cultur*, sondern die *deutsche* Kultur. Insofern ging es also doch um mehr

---

[245] So Ludwig Rogge 1872 (Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart, 317f.).

[246] Leider verfügen wir in dieser Hinsicht noch immer nur über eine Studie, die einen deutlich deutschnationalen Unterton trägt: Klaus Frommelt, Die Sprachenfrage im österreichischen Unterrichtswesen 1848–1859 (Studien zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie 1, Graz 1963).

[247] Radetzky an Bach, o.O., und. (aber wohl 18. Dezember 1852), Nr. 2534/R., in: AVA, Inneres, Präs., Krt. 70, f. 6867/52, mit f. 2743/53.

[248] Siehe dazu etwa: Vortrag Thuns für den Kaiser, Wien, 29. Februar 1856, in: HHStA, KK, Vorträge, 1856, Krt. 5, Nr. 838/56; Wortlaut der entsprechenden kaiserlichen Entschließung (Franz Joseph, Wien, 17. April 1856).

[249] Georg Lubomirski an Bach, Freywald in Schlesien, 17. Februar 1849, in: AVA, NL Bach, Krt. 7, fol. 11.

[250] Waltraud Heindl, Universitätsreform und politisches Programm. Die Sprachenfrage an der Universität Krakau im Neoabsolutismus, in: Österreichische Osthefte 20 (1978) 79–98, hier 86, in Zusammenschau mit 88f.

[251] Rede Thuns auf der *Versammlung deutscher Philologen, Orientalisten und Schulmänner* v. 28. September 1858, in: Augsburger Allgemeine Zeitung, 10. Oktober 1858, Nr. 283, 4572.

als nur um die Schaffung einer österreichischen Staatsnation im klassischen Sinn. Es ging um die Schaffung einer *deutsch* geprägten österreichischen Staatsnation. Entsprechend hieß es schon Anfang 1849 in der offiziösen *Wiener Zeitung*: „Unsere Civilisation (ist) durchweg eine germanische.“[252] Und deshalb läßt sich auch die am Ende unseres Betrachtungszeitraums gestellte und rhetorisch gemeinte Frage eines kritisch eingestellten magyarischen Zeitgenossen nachvollziehen: „(...) giebt es noch einen Deutschen, der da ehrlich glauben kann, all’ das [gemeint ist etwa die Einführung des Deutschen als Unterrichtssprache an ungarischen Gymnasien] geschehe allein zur Verbreitung deutscher Bildung?“[253]

Nicht umsonst berichtete 1851 der damalige Statthalter von Galizien und spätere Regierungschef Graf Agenor Goluchowski über die auch bei ‚der Regierung unbedingt ergebenen ... Männern‘ vorhandene Befürchtung einer mit „Consequenz“ durchgeführten „Germanisirung aller Stämme“[254]. Und ein enger Vertrauter Erzherzog Albrechts brandmarkte das „leidige Germanisiren“ in Krakau, das „auch hier im Schwunge“ sei, „par force weit mehr als ehedem“[255]. Es manifestierte sich auch in anderen Bereichen als jenen des Sprachenwesens, so etwa im ebenso grandios geplanten wie gescheiterten Projekt der Kolonisierung vor allem ungarischer Territorien mit deutsch-*katholischen* Einwanderern[256].

Im März 1856 meinte der Polizeidirektor von Ödenburg (Sopron), „die Sonderinteress(en) der einzelnen Völker“ würden immer mehr in den Hintergrund treten und „etwaige Ve(r)suche zu Aufwiegelung“ an dem sich „g(el)tend machenden Nationa(l)bewußtseyn“ scheitern[257]. Und noch gut zwei Jahre danach erklärte ein Beamter die „Germanisirung Böhmens“ für „siegreich“ beendet[258]. Mag die erste Äußerung noch Zweckoptimismus zuzuschreiben sein, so bildet die zweite Stellungnahme ein seltenes Zeugnis von Naivität, Unkenntnis oder Großsprecherei. Ansonsten herrschte diesbezüglich zunehmende Ernüchterung: So konnte in einem ungarischen Gymnasium wegen der zwar ‚albern‘ genannten, aber eben doch vorhandenen „Furcht vor der sogenannten Germanisierung“ und des damit verbundenen magyarischen aktiven und passiven Widerstandes die angeordnete

---

252 Wiener Zeitung v. 19. Januar 1849.

253 Das Konkordat und die k.k. Germanisirung in Ungarn. Zwei Briefe aus und über Ungarn (Hamburg 1860) 47.

254 Goluchowski an Thun, Lemberg, 30. September 1851, in: HHStA, NL Thun, Mikrofilm (Prag), Krt 31, Nr. 16, D 122.

255 Jakob Parrot an Albrecht, Krakau, 27. Mai 1855, in: Ebd., NL Albrecht, Mikrofilm (Budapest), Nr. 23, fol. 846.

256 Siehe dazu Georg Christoph Berger Waldenegg, Eine Lebensfrage für die Zukunft Österreichs. Das Projekt der ‚Kolonisierung‘ Ungarns in der Epoche des Neoabsolutismus, in: Südostforschungen 61–62 (2002/03) 91–139.

257 Cihlarz an Kempen, Stimmungsbericht Januar bis März 1856, Ödenburg, 31. März 1856, Nr. 43/Pr., in: AVA, Inneres, Präs. II, Krt. 65, Nr. 2425/56.

258 Ein nicht näher Schmidt, gehorsamstes Referat, Wien, 12. April 1858, in: HHStA, IB, BM.-Akten, Krt. 108, Nr. 9/58, fol. 3.

„Einführung der deutschen Sprache ... als beinahe ausschließliche Unterrichtssprache ... binnen vier Jahren ... in beabsichtigter Ausdehnung gar nicht in Vollzug gesetzt“ werden, wie festgestellt wurde. Somit aber bleibe, wie es weiter hieß, „das große, ja größte politische Werk unseres Jahrhunderts, die Reichseinheit ..., unvollzogen“[259].

Will man ein Fazit ziehen, so kann man sagen: Es gab 1859 nicht mehr, sondern eher weniger *Großösterreicher* als noch 1854. Dies bedeutet wohlgemerkt nicht, daß deshalb etwa alle national gesinnten Tschechen auch unbedingt eine Loslösung von der Monarchie angestrebt hätten.

Schlussbetrachtung

Damit sind wir am Ende unserer Betrachtungen angelangt. Am 18. Februar 1850 erreichte Innenminister Bach ein längeres Schreiben eines seiner Vertrauten[260]. Darin wurde über die Existenz eines ‚österreichischen Bewußtseyns‘ räsoniert und abschließend erklärt, es sei „nur in den deutschen Bewohnern Oesterreichs zu finden …, welche die ministerielle Majorität bilden“. Diese Einschätzung muß in gleich zweifacher Hinsicht präzisiert werden: Erstens existierten eben auch die erwähnten *Deutschthümler*, die sich schon 1848 den deutschen Nationalstaat erträumten; und zweitens empfanden Nichtdeutsche ebenfalls *gut* österreichisch. Selbst Verantwortliche, die hieran grundsätzlich starke Zweifel hegten, stritten dies letztlich nicht völlig ab. So räsonierte der Statthalter von Krakau, Graf Franz Mercandin, zwar einerseits darüber, ob „es überhaupt möglich“ sei, „daß ein Pole treue Anhänglichkeit an die österreichische Regierung und ächt patriotische Gesinnungen(,) wie sie einem österreichischen Staatsbürger eigen seyn sollten, besitzt“; andererseits räumte er eine solche Möglichkeit dann doch ein[261]. Dennoch vermögen solche Äußerungen nicht darüber hinwegzutäuschen, daß es auch bei Teilen der übrigen Nationalitäten mit nationalem *österreichischem Bewußtseyn* – gelinde gesagt – nicht immer zum Besten stand, und sei es nur, weil sie für nationales Denken – in welcher Dimension auch immer – noch gar nicht empfänglich waren.

Nun konnte dieser Mangel prinzipiell durch ein dynastisches Bewußtsein kompensiert werden. Aber aus offizieller Sicht wurde dadurch das bestehende Problem nicht gelöst. Denn man war in ein Zeitalter eingetreten, in dem dynastische Gesinnung alleine nicht mehr das Fortbestehen eines Staates zu sichern vermochte: „(...) kein Mensch glaubt jetzt mehr an die göttliche Sendung des Regenten“, schrieb der Eingangs erwähnte Andrian-Werburg bereits 1841. Was bleibe, sei nur mehr die

---

[259] Schulrat Franz Szilagyi, Bericht für das Schuljahr 1857/58, ad Nr. 16441/Statthaltereiabteilung Ödenburg, in: AVA, Cum, Präs., Krt. 34, Nr. 1315/58, Bogen 7.

[260] Ein nicht näher Julius an Bach, Wien, 18. Februar 1850, in: Ebd., NL Bach, Krt. 20, fol. 82 (siehe dazu auch folgende).

[261] Franz v. Mercandin an Bach, Krakau, 3. Dezember 1854, in: Ebd., Inneres, Präs., Krt. 987, Nr. ad 3278/55, Beilage Nr. 13 ad Nr. 15304/54.

„Achtung“ für einen Herrscher, aber nicht mehr „Liebe und Furcht“[262], weder für einen Monarchen noch – und schon gar nicht – für eine ganze Dynastie.

Für einen Mann wie den kaiserlichen Diplomaten Graf Alberto Crivelli mag dies insofern nicht gegolten haben, als ihm nicht nur gesamtösterreichisches Bewußtsein, sondern auch Treue zum Kaiserhaus zu eigen gewesen sein dürfte. Wie sein Name erahnen läßt, kam seine Familie aus Italien, aber er empfand sich als *guter Österreicher*. Eines war ihm freilich klar:

> „Ich kann das nicht mir persönlich zuschreiben, sondern dem glücklichen Zufall. Er ließ mich in Wien erzogen werden (...). Wäre ich in Mailand erzogen worden und hätte immer dort gelebt, so hätte ich mehr als wahrscheinlich Meinungen und Sympathien mit meinen italienischen Landsleuten geteilt.“[263]

Crivelli schrieb diese Worte am Ende des Neoabsolutismus an Graf Johann B. v. Rechberg u. Rothenlöwen. Der damalige Ministerpräsident hätte dem Diplomaten wohl kaum widersprochen. Ihm zufolge fehlte nämlich damals der Monarchie trotz rund zehn Jahren Neoabsolutismus noch immer ein genügend ‚fester Kitt‘[264]. Die ihm unterbreitete Idee, diesen Mangel durch Errichtung einer reichsweiten politischen „Vertretung“, also eines Parlaments, zu erhalten, bezeichnete er aufgrund der „zu ausgeprägten Nationalitäten“ als verfehlt, wobei er speziell den ‚unbeugsamen Stolz der Magyaren‘ erwähnte. Statt dessen wollte er den zentralistischen Kurs fortsetzen. Dieser werde „langsamer, aber sicherer“ zum Ziele führen[265].

Ob es sich hier nur um Zweckoptimismus handelte, sei dahingestellt. Und weil Historiker leider nicht in die Köpfe ihrer Protagonisten hinein schauen können, mag etwa Thun in seinem Innersten dennoch geglaubt haben, mit seinem durchaus zentralistische Züge tragenden geschichtspolitischen Konzept Wichtiges zu der schließlichen Schaffung des *österreichischen Menschen* beizutragen. Auch die *Erfindung der Österreichischen Nationalgeschichte* und die sie flankierenden beziehungsweise parallel zu ihr realisierten Maßnahmen standen für einen ja auch von Rechberg propagierten zentralistischen Kurs. All dies war freilich nur bedingt dazu geeignet, das *vaterländische Gemeingefühl* zu stärken und den *großösterreichischen Menschen* zu schaffen. Fellner zufolge „scheiterte“ der Versuch der Schaffung eines ‚gemeinsamen Nationalbewußtseins ... an dem rivalisierenden Machtkampf der ganz auf den sprachlich determinierten, völkisch orientierten Nationsbegriff eingeschworenen slawischen, ungarischen und deutsche Volksgruppen und ihrer intellektuellen Führungsschichten‘[266]. Zweifellos läßt sich ein

---

[262] Andrian-Werburg, Österreich und dessen Zukunft, 292.

[263] Alberto Crivelli an Johann B. v. Rechberg u. Rothenlöwen, 23. Oktober 1859, in: HHStA, AM, PA. I, NL Rechberg, Krt. 526, f. *Spanien*, fol. 2.

[264] Rechberg an Lerchenfeld, 2. November 1859, in: Ebd., Krt. 532, f. *Österreichische Innenpolitik*, fol. 631 (siehe dazu auch folgende).

[265] Ebd., fol. 632.

[266] Fritz Fellner, Was heißt ‚Österreich‘? Zu Genesis und Ausprägung des Österreich-Bewußtseins, in: Ders., Geschichtsschreibung und nationale Identität. Probleme und Leistungen der öster-

solcher Kausalnexus herstellen. Dies würde jedoch übersehen, daß Regierungsmaßnahmen das Ihrige dazu beigetragen haben, diesen *Machtkampf* zu forcieren. Insofern mochte es tatsächlich ein „Beweis des weiten und idealen Blickes“ Thuns und Helferts sein, wenn sie sich aus der von ihnen propagierten „Geschichtsforschung und der daraus resultierenden Geschichtsschreibung eine Vertiefung des großösterreichischen Staatsgedankens versprachen“[267]; doch genügte dies offensichtlich nicht, um auch die erwünschten Ergebnisse zu erreichen. Wie unser endgültiges Urteil ausfallen müßte, wenn Österreich 1859 gesiegt hätte, läßt sich freilich – wie schon weiter oben erwähnt – nicht genau sagen.

reichischen Geschichtswissenschaft (Wien–Köln–Weimar 2002; Erstdruck 1998) 210–221, hier 211.

[267] Ottenthal, Das K. K. Institut für österreichische Geschichtsforschung 1854–1904, 55 Anm. 10.

Jörn Leonhard

Vergangenheit als Vorgeschichte des Nationalstaates? Zur retrospektiven und selektiven Teleologie der deutschen Nationalhistoriographie nach 1850

1. Einleitung: Nationalhistoriographie als Paradigma vergangener Wirklichkeitsdeutung und Sinnstiftung

Die Neubestimmung der Deutungsmuster *Volk* und *Nation* in der Schwellenphase seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts hatte weitreichende Folgen.[1] Intensiviert durch die Erfahrung der Französischen Revolution und der Napoleonischen Herrschaft in Europa und Deutschland veränderte sie nicht allein das Verständnis der Zusammenhänge zwischen Sprache, Religion, Kunst, Recht, Staat, Gesellschaft und Wirtschaft. Die veränderte Bedeutungsrichtung und -tiefe von *Volk* und *Nation* wirkte auch unmittelbar auf die Binnenstrukturen und Entwicklungsziele zeitgenössischer Wissenschaften. In kaum einer Sphäre wurde dies im Verlauf des 19. Jahrhunderts so deutlich wie in der Geschichtswissenschaft, die zu einer Leitwissenschaft mit dem Anspruch auf Deutung der Vergangenheit und Sinnstiftung für die Gegenwart wurde.[2] Die Geschichte der Professionalisierung und Institutionalisierung dieser Disziplin seit dem 18. Jahrhundert war unmittelbar verbunden mit zeitgenössischen Deutungskämpfen, mit Auseinandersetzungen um die Interpretation der Vergangenheit vor dem Hintergrund der politisch-gesellschaftlichen Erfahrungen der Gegenwart.[3]

---

[1] Vgl. Reinhart Koselleck, Volk, Nation, in: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hgg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 7 (Stuttgart 1992) 281–431, hier 342–347.

[2] Vgl. in europäischer Perspektive Stefan Berger, Mark Donovan, Kevin Passmore (Hgg.), Writing National Histories: Western Europe since 1800 (London 1999); Karl Heinz Metz, Die Resurrektion der Geschichte. Ein Beitrag zum historischen Denken Jules Michelets und zur Entstehung des Nationalismus im 19. Jahrhundert, in: Archiv für Kulturgeschichte 65 (1983) 451–478; James Joll, National Histories and National Historians: Some German and English Views of the Past. 1984 Annual Lecture of the German Historical Institute London (London 1985); vgl. für Deutschland Bernd Faulenbach, Ideologie des deutschen Weges. Die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus (München 1980); Gustav Schmidt, Jörn Rüsen (Hgg.), Gelehrtenpolitik und politische Kultur in Deutschland 1830–1930 (Bochum 1986), sowie Peter Schöttler (Hg.), Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945 (Frankfurt am Main 1997).

[3] Vgl. als wichtige Arbeiten zu diesem Komplex etwa Georg von Below, Die deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen. Geschichtsschreibung und

Als einer Leitkategorie politisch-gesellschaftlicher Wirklichkeitsdeutung kam der Geschichtsschreibung eine fundamentale Funktion zu: Sie bündelte die Zeitstrukturen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, führte somit interpretatorisch die Kategorien von Erfahrung und Erwartung zusammen und verband sie mit dem Interesse der Gegenwart, dem *Standpunkt*, der nicht zufällig zu einem Grundbegriff dieser Leitwissenschaft wurde.[4] Schließlich gab sie den drei Dimensionen von Erfahrung, Erwartung und Interesse mit den „großen Erzählungen" des Historismus eine mediale Struktur, die ihre Interpretationen und damit zugleich ihre Deutungskämpfe kommunizierbar machten.[5] Diese politisch-

Geschichtsauffassung (Leipzig [2]1924); Josef Engel, Die deutschen Universitäten und die Geschichtswissenschaft, in: HZ 189 (1959) 223–278; Georg G. Iggers, Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart (München 1971); Manfred Asendorf (Hg.), Aus der Aufklärung in die permanente Restauration. Geschichtswissenschaft in Deutschland (Hamburg 1974); Karl Hammer, Jürgen Voss (Hgg.), Historische Forschung im 18. Jahrhundert. Organisation – Zielsetzung – Ergebnisse (Bonn 1976); Ernst Schulin, Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Studien zur Entwicklung von Geschichtswissenschaft und historischem Denken (Göttingen 1979); Horst Dreitzel, Die Entwicklung der Historie zur Wissenschaft, in: Zeitschrift für Historische Forschung 8 (1981) 257–284; Horst Walter Blanke, Dirk Fleischer, Jörn Rüsen, Historik als akademische Praxis. Eine Dokumentation der geschichtstheoretischen Vorlesungen an deutschsprachigen Universitäten von 1750 bis 1900, in: Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften 1 (1983) 182–255; Horst Walter Blanke, Jörn Rüsen (Hgg.), Von der Aufklärung zum Historismus. Zum Strukturwandel des historischen Denkens (Paderborn–München–Wien–Zürich 1984); Hans Erich Bödeker, Georg G. Iggers, Jonathan B. Knudsen, Peter H. Reill (Hgg.), Aufklärung und Geschichte. Studien zur deutschen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert (Göttingen 1986); Horst Walter Blanke, Historiker als Beruf. Die Herausbildung des Karrieremusters „Geschichtswissenschaftler" von der Aufklärung bis zum klassischen Historismus, in: Karl Ernst Jeismann (Hg.), Bildung, Staat, Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Mobilisierung und Disziplinierung (Stuttgart 1989) 243–260; Ernst Schulin, „Historiker, seid der Epoche würdig!" Zur Geschichtsschreibung im Zeitalter der Französischen Revolution – zwischen Aufklärung und Historismus, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 18 (1989) 1–28; Wolfgang Hardtwig, Geschichtsstudium, Geschichtswissenschaft und Geschichtstheorie in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart, in: Ders., Geschichtskultur und Wissenschaft (München 1990) 13–57; Daniel Fulda, Wissenschaft aus Kunst: Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung, 1760–1860 (Berlin 1996), sowie Wolfgang Hardtwig, Die Verwissenschaftlichung der neueren Geschichtsschreibung, in: Hans-Jürgen Goertz (Hg.), Geschichte. Ein Grundkurs (Reinbek 1998) 245–260.

[4] Vgl. zu den Kategorien Reinhart Koselleck, „Erfahrungsraum" und „Erwartungshorizont" – zwei historische Kategorien (1976), in: Ders., Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten (Frankfurt am Main 1989) 349–375.

[5] Das kann hier nicht ausführlich dargestellt werden, vgl. aber zum Historismus-Problem insgesamt Ernst Troeltsch, Der Historismus und seine Probleme (Tübingen 1922); Friedrich Meinecke, Die Entstehung des Historismus, 2 Bde. (München 1936), Neudruck in: Ders., Werke, Bd. 3, hg. von Carl Hinrichs (München [2]1965); Gunter Scholtz, Historismus, in: Joachim Ritter (Hg.), Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 3 (Basel–Stuttgart 1974) 1141–1147; Wolfgang Hardtwig, Traditionsbruch und Erinnerung. Zur Entstehung des Historismusbegriffes, in: Michael Brix, Monika Steinhauser (Hgg.), Geschichte allein ist zeitgemäß. Historismus in Deutschland (Gießen

gesellschaftliche Kommunikationsfunktion ging dabei weit über den Rahmen der engeren Wissenschaft hinaus, in dem zahlreiche Historiker nicht allein als „große Meistererzähler", sondern auch unmittelbar als politische Meinungsbildner und damit gesellschaftliche Multiplikatoren wirkten.[6] Indem sich die Erfindung von Geschichtsbildern, die Ableitung historischer Kausalitäten und ihre Kommunikation im Schnittpunkt von historischer Erfahrung, politisch-gesellschaftlicher Erwartung und interessenbedingter Standortgebundenheit des Historikers vollzog, geriet die Geschichtsschreibung zum Paradigma vergangener Wirklichkeitsdeutung und Sinnstiftung. Erst aus dieser komplexen Konstellation erklärte sich der Erfolg der Leitkategorie „Geschichte" im Verlauf des 19. Jahrhunderts. Vor diesem allgemeinen Hintergrund war die Erfindung einer eigenen deutschen Nationalhistoriographie keine voraussetzungslose *invention of historical tradition*.[7] Sie verwies vielmehr auf Erfahrungshintergründe und Erwartungskategorien vor den Einschnitten von 1866 und 1871 und damit auf die spezifische Entwicklung nationalkonnotierter Geschichtsbilder in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Die folgenden Überlegungen skizzieren zunächst an Beispielen vor und nach 1850 die Vielfalt historiographischer Deutungsangebote und fragen nach dem Stellenwert von *Nation* und *Nationalstaat* in diesen historiographischen Entwürfen. In einem zweiten Schritt werden die Politisierungen und Polarisierungen historiographischer Konzepte anhand paradigmatischer Debatten der 1850er und 1860er Jahre in den Blick genommen, um die interpretativen Strukturen und Mechanismen des nationalhistoriographischen Diskurses näher zu beleuchten. Schließlich werden, ausgehend vom krisenhaften Erfahrungsumbruch des Bürgertums 1848/49, die Prämissen der kleindeutsch-preußische Nationalhistoriographie untersucht und hinsichtlich ihrer Voraussetzungen und langfristigen Wirkungen analysiert.

1978) 17–27; Jörn Rüsen, Historismus, in: Edmund Braun, Hans Radermacher (Hgg.), Wissenschaftstheoretisches Lexikon (Graz–Wien–Köln 1978) 244–249; Karl-Georg Faber, Ausprägungen des Historismus, in: HZ 228 (1979) 1–22; Otto Gerhard Oexle, „Historismus". Überlegungen zur Geschichte des Phänomens und des Begriffs, in: Jahrbuch der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft (1986) 119–155; Karl Otmar von Aretin, Gerhard A. Ritter (Hgg.), Historismus und moderne Geschichtswissenschaft (Stuttgart 1987); Ernst Schulin, Vom Beruf des Jahrhunderts für die Geschichte: Das neunzehnte Jahrhundert als Epoche des Historismus, in: Arnold Esch, Jens Petersen (Hgg.), Geschichte und Geschichtswissenschaft in der Kultur Italiens und Deutschlands (Tübingen 1989) 11–38; Wolfgang Hardtwig, Geschichtsreligion – Wissenschaft als Arbeit – Objektivität. Der Historismus in neuer Sicht, in: HZ 252 (1991) 1–32; Friedrich Jaeger, Jörn Rüsen, Geschichte des Historismus. Eine Einführung (München 1992) sowie Otto Gerhard Oexle, Jörn Rüsen (Hgg.), Historismus in den Kulturwissenschaften (Köln 1996).

[6] Vgl. zum Erfahrungshintergrund etwa Frank Engehausen, Armin Kohnle (Hgg.), Gelehrte in der Revolution. Heidelberger Abgeordnete in der deutschen Nationalversammlung 1848/49 (Ubstadt-Weiher 1998).

[7] Vgl. zum Begriff der *invention of tradition* Eric Hobsbawm, Terence Ranger (Hgg.), The Invention of Tradition (1983, Cambridge 1992).

2. Heinrich Luden und Ludwig Häusser: Von der *Vaterländischen Geschichte* zur Aufhebung der *Provinzialitäten* in einem deutschen Nationalstaat

1809, ganz unter dem Eindruck der Napoleonischen Fremdherrschaft in Deutschland, hatte der in Jena lehrende Heinrich Luden das Programm einer deutschen Volks- und Nationalgeschichte entworfen. *„Deutsche Jünglinge"* hätten sich, so Luden, in der Vergangenheit für alles mögliche begeistern lassen, *„nur für das Heiligste nicht; nicht für das Vaterland und dessen Geschichte"*. Luden kritisierte ausdrücklich die Orientierung seiner Disziplin an der polyzentrischen Reichsgeschichte. Während man die staatsrechtliche Entwicklung des Reiches *„bis in kleinliche Einzelheiten"* hinein rekonstruiert habe, sei das *„eigentliche Volksleben"* unberücksichtigt geblieben. Folglich seien die Kollegien zur Reichsgeschichte zur Domäne der Juristen geworden, *„nicht, weil sie menschlich deutsche Bildung suchten, den Vaterlandsgeist zu erfassen und das Eigentümliche der deutschen Nation zu durchdringen strebten"*. Ihnen sei es lediglich um den *„endlichen, irdischen und gemeinen Zweck"*, das Verständnis der *„laufenden Rechtsnormen"* gegangen.[8] Luden sah das Ende des Alten Reiches deshalb keineswegs mit der Trauer eines Reichschronisten, sondern als Augenblick des nationalen Aufbruches, der sich nicht zuletzt als Emanzipation der Geschichtsschreibung von der Funktion eines Propädeutikums juristischer Praxis vollzog. Denn für Luden lag das Ziel seiner Bemühungen um eine nationale Geschichtsschreibung gerade nicht in der Neuauflage einer bloßen Reichsrechtsgeschichte, sondern in einer neu zu bestimmenden deutschen Volks- und Nationalgeschichte.[9]

Dieser Zielhorizont wirkte sich unmittelbar auf die Prämissen seines Geschichtsbegriffes aus. In programmatischem Rekurs auf religiöse Deutungsformeln betonte Luden, das *„allen Völkern und Zeiten"* gemeinsame *„Ewige und Heilige"* könne nur individuell erschlossen werden, nämlich über das *„Eigentümliche eines Volkes"*, das aber allein in seiner Geschichte liege. Daraus ergab sich zugleich die eminent gegenwartsbezogene Funktion des Historikers: Wer *„für sein Volk nach festen Grundsätzen leben und wirken wolle"*, müsse sich notwendig *„der Geschichte seines Volkes"* widmen. Die beiden kongnitiven Zeitpole zusammenfassend, resumierte er, im menschlichen Leben gebe es *„nur einen Weg zur Erkenntnis der Gegenwart – den Weg durch die Vergangenheit"*.[10] Solche programmatischen Versuche einer deutschen Volks- und Nationsgeschichte,

---

[8] Heinrich Luden, Einige Worte über das Studium der vaterländischen Geschichte (1809, Neudruck Darmstadt 1955) 29 f.; vgl. im folgenden Koselleck, Volk, 342–347; vgl. zu Luden insbes. Richard Nürnberger, Heinrich Ludens Auffassung von der Einheit der deutschen Geschichte, in: Peter Berglar (Hg.), Staat und Gesellschaft im Zeitalter Goethes. Festschrift für Hans Tümmler (Köln–Wien 1977) 229–240, hier 229 ff. sowie R. Marks, Die Entwicklung nationaler Geschichtsschreibung. Luden und seine Zeit (Frankfurt am Main 1987).

[9] Luden, Einige Worte, 32.

[10] Ebd., 17 f.

die die Individualität der Deutungsmuster *Volk* und *Nation* betonten, verdankten sich einem konkreten Entstehungszusammenhang, in dem die Erfahrung der napoleonischen Fremdherrschaft mit der Erwartung einer politisch-konstitutionellen Neubestimmung der deutschen Nation in staatlicher Einheit zusammenfielen. Die Erfahrungsdeutung des Konflikts mit Frankreich als Nationalkrieg lief dabei auf eine grundsätzliche Abgrenzung gegenüber dem äußeren Feind hinaus. Damit enthielt auch der frühe nationalhistoriographische Diskurs eine deutlich bellizistische Tendenz.[11] Nach der Neuordnung von 1815 büßte dieses Modell zunächst viel von seiner situativen Attraktivität ein, blieb aber als Deutungsangebot bestehen, auf das in anderen Zusammenhängen zurückgegriffen werden konnte.

Die relative Abhängigkeit dezidiert nationaler Geschichtsdeutungen von politisch-gesellschaftlichen Impulsen setzte sich auch im deutschen Vormärz fort. Vor der tiefgreifenden Veränderung, welche die Revolution von 1848/49 als Erfahrungskrise und Erwartungsumbruch für das deutsche Bürgertum bedeutete und die sich auf die Geschichtsbilder nach 1850 auswirkte, waren es im wesentlichen politisch-konstitutionelle Emanzipationserwartungen des liberalen Bürgertums, die sich mit Impulsen zu einer deutschen Nationalgeschichtsschreibung verbanden. Darin wurden auch die engeren Grenzen der Landesgeschichtsschreibung bald transzendiert.

Die 1845 publizierte *Geschichte der Rheinischen Pfalz* von Ludwig Häusser reflektierte in diesem Zusammenhang eine durch die politische Erfahrung des badischen Liberalismus enorm gesteigerte Sensibilität hinsichtlich der Horizontlinie des nationalen Deutungsmusters. Dies ging bei Häusser über eine partikularstaatliche badische Nation genauso hinaus wie über die Grenzen einer historischen Region. Aus dieser Perspektive erschloß sich die Funktion der Geschichtsschreibung: *„Die Zeit einer deutschen Geschichte"*, so Häusser, liege noch in der Ferne, und *„bevor das provinzielle Leben der deutschen Nation in allen wichtigen Partien ausgebeutet und dem Darsteller des großen Ganzen ... der Boden erst urbar gemacht ist, kann von einer erschöpfenden Darstellung unserer Geschichte noch immer keine Rede sein."*[12] Erst aus dem historischen Verständnis der Regionen konnte also die Aneignung der Nationalgeschichte erwachsen. Das hieß aber zugleich, und dies war Ausdruck des ungebrochenen Selbstbewußtseins als Historiker, daß die Geschichtswissenschaft eine tragende Rolle im Prozeß der nationalen Selbsterkenntnis beanspruchen konnte. Entsprechend begriff Häusser die pfälzische Ge-

[11] Vgl. hier nur Karen Hagemann, „Mannlicher Muth und Teutsche Ehre". Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der Antinapoleonischen Kriege Preußens (Paderborn–München–Wien–Zürich 2002).

[12] Ludwig Häusser, Geschichte der Rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen, Bd. 1 (1845, Heidelberg 1924) III; vgl. zum Kontext Eike Wolgast, Politische Geschichtsschreibung in Heidelberg. Schlosser, Gervinus, Häusser, Treitschke, in: Semper Apertus. 600 Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986, Bd. 2 (Berlin 1985) 158–96.

schichte ausdrücklich als *„Teil der vaterländischen Geschichte“*. Die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Region und Nation verwies dabei wiederum auf den territorial-politischen Erfahrungshintergrund, der in der Geschichte der Pfalz als historischer Raum besonders hervortrat. Die *„nationelle Eigentümlichkeit“* der Pfalz könne, so Häusser nicht mehr hervortreten, seitdem das Land *„stückweis in drei oder vier größere Territorien“* übergegangen sei. So verwies der partikulare Raum und seine Umbruchsgeschichte selbst auf den größeren Zusammenhang der deutschen Nation in ihrer politisch-staatlichen Einheit. Die Projektion einer deutschen Nation rekurrierte daher auf einen historischen Raum, in dem die Territorien Deutschlands mit ihren distinkten Vergangenheiten aufgehoben wurden und darin aufgehen konnten: *„Deutschland hat damit nur gewonnen, wenn eine Provinzialität nach der andern sich an den Gedanken eines größern Gesamtlebens zu gewöhnen anfängt, und die Pfalz hat ... nichts dadurch verloren.“*[13] Häusser entwickelte mithin aus der Perspektive der historisch gewachsenen Räume Deutschlands ein graduelles Modell der deutschen Nationaleinheit, dem die Geschichtsschreibung zu entsprechen hatte.

3. Leopold von Ranke und Jacob Burckhardt: *Europäische Staatengeschichte* und *historische Potenzen* als konkurrierende Deutungsmodelle

Fragt man nach dem langfristigen Entwicklungspotential einer dezidiert deutschen Nationalhistoriographie in der ersten Jahrhunderthälfte aber auch darüber hinaus, dann wurde deren Wirkungsradius durch verschiedene Gegenmodelle begrenzt, die mit der bei Luden und Häusser deutlich gewordenen national-individualistischen Geschichtsschreibung konkurrieren mußten. Da war zunächst die eindeutig partikular-narrative, territorial oder dynastisch orientierte Landesgeschichtsschreibung, die sich aber, wie Häusser dokumentierte, bereits im Vormärz in einem Umbruchsprozeß befand.[14] Hinzu trat, vor allem nach 1850, die Wirkung universalhistorischer Konzepte jenseits von Volks- und Nationalhistoriographie. Ihr Horizont erschloß sich zumal in der von Leopold von Ranke konzipierten europäischen Staatengeschichte, die *Volk, Nation* und *Nationalität* als historische Faktoren eher zurücktreten ließ, ihnen jedenfalls charakteristisch andere Funktionen zuordnete als Luden und Häusser. Als gleichsam drittes Gegenmodell existierte mit der Geschichtsschreibung des Baseler Historikers Jacob Burckhardt ein Deutungskonzept, das sich ausdrücklich skeptisch und kritisch gegen die Nationalge-

[13] Häusser, Geschichte, VIII f.

[14] Vgl. Theodor Schieder, Partikularismus und Nationalbewußtsein im Denken des deutschen Vormärz (1962), in: Ders., Nationalismus und Nationalstaat. Studien zum nationalen Problem im modernen Europa, hg. von Otto Dann, Hans-Ulrich Wehler (Göttingen [2]1992) 166–196; Rudolf Kötzschke, Nationalgeschichte und Landesgeschichte, in: Pankraz Fried (Hg.), Probleme und Methoden der Landesgeschichte (Darmstadt 1978) 13 ff., sowie Ernst Hinrichs, Landes- und Regionalgeschichte, in: Goertz (Hg.), Geschichte, 539–56.

schichtsschreibung wandte.[15] Auch Deutungsmodelle, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, trugen zur historiographischen Interpretationsvielfalt bei: Sie reichten vom historischen Materialismus in seiner Konzentration auf sozioökonomische Faktoren, aus denen sich ein Internationalismus des Klassenkampfes ergab, bis zur Ideengeschichte in ihrer Fokussierung auf transnationale Ideologeme als geschichtsbildende Kräfte.[16]

Für Leopold von Ranke waren es primär die europäischen Staaten der im 17. und 18. Jahrhundert entstandenen Pentarchie, denen er die eigentlich geschichtsbildende Kraft in der europäischen Geschichte der Neuzeit zusprach. *Volk* und *Nation* erschienen dabei lediglich als mittelbare Träger, eher Objekte als Subjekte einer Geschichte, die in erster Linie als Staatengeschichte wahrgenommen wurde. Während das *Volk* als *Staatsvolk* in Erscheinung trat, und eben nicht als eigenständiger gesellschaftlicher Bedingungsfaktor politischen Handelns, sprach Ranke der *Nation* immerhin die Rolle einer kollektiven Persönlichkeit zu, die auf die Individualität und den Geist eines Staates oder einer Epoche zurückwirken konnte. In der Antwort auf die Frage des bayerischen Königs Maximilian von 1854, ob die *„Ausbildung der Nationalitäten"* ein Zug der Gegenwart sei, wurde Rankes etatistisches Geschichtsbild, der Primat der Staatenmacht vor dem Eigenanspruch der Nation, besonders greifbar – auch wenn Ranke die neue Bedeutung der Nationalitäten seit der Französischen Revolution ausdrücklich anerkannte. Im Gegensatz zu späteren, unter dem Eindruck der kleindeutsch-preußischen Einigungskriege formulierten Geschichtsdeutungen, differenzierte Ranke zu Beginn der 1850er Jahre jedenfalls sehr genau zwischen Nationsbildung und Staatsbildung, die für ihn keinesfalls teleologisch notwendig verbundene Prozesse darstellten: *„Frankreich zum Beispiel hat sich als Nation gegen die Fremdherrschaft erhoben; ebenso Rußland und Deutschland gegen die Franzosen. Diese Nationalitäten haben also eine größere Bedeutung gewonnen. Eine ganz andere Frage ist aber die Konstituierung der Nationalitäten als Staaten ... Deutschland ... hat sich wie ein Mann gegen Frankreich erhoben, ohne als Staat konstituiert gewesen zu sein; also hängen beide Begriffe, Ausprägung der Nationalitäten und Konstituierung derselben als Staaten, nicht mit Notwendigkeit zusammen."*[17]

---

[15] Vgl. Friedrich Meinecke, Ranke und Burckhardt (1948), in: Ders., Werke, Bd. 7, hg. von Eberhard Kessel (München 1968) 93–121 sowie Felix Gilbert, History: Politics or Culture? Reflections on Ranke and Burckhardt (Princeton 1990).

[16] Vgl. zur Umsetzung dieser Konzepte in der Entwicklung der modernen Geschichtswissenschaft seit dem 19. Jahrhundert Luise Schorn-Schütte, Ideen-, Geistes-, Kulturgeschichte, in: Goertz (Hg.), Geschichte, 489–515 sowie Josef Mooser, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Historische Sozialwissenschaft, Gesellschaftsgeschichte, in: ebd., 516–538.

[17] Leopold von Ranke, Über die Epochen der neueren Geschichte (1854), in: Ders., Historisch-kritische Ausgabe, hg. von Theodor Schieder, Helmut Berding, Bd. 2 (München–Wien 1971) 444; vgl. Theodor Schieder, Das historische Weltbild Rankes (1950), in: Ders., Begegnungen mit der Geschichte (Göttingen 1962) 105–128; Carl Hinrichs, Ranke und die Geschichtstheologie der Goethezeit (Göttingen–Frankfurt am Main–Berlin 1954); Gunther Berg, Leopold von Ranke

Vor dem Erfahrungshintergrund eines historisch verankerten Kommunalrepublikanismus der Schweiz, der sich deutlich von der seit den 1850er und 1860er Jahren herrschenden Tendenz hin zum machtvollen Nationalstaat unterschied, machte Jacob Burckhardt aus seiner ausgesprochenen Skepsis gegenüber *„dem modernen Treiben der Völker zum Großstaat"* kein Hehl. In seinen zwischen 1868 und 1873 gehaltenen Vorlesungen *Über das Studium der Geschichte* dekonstruierte er in direkter Anspielung auf die zeitgenössischen Versuche der retrospektiven Geschichtsteleologie kleindeutsch-preußischer Prägung die Geschichtsideologie hinter dem dominierenden Nationsbegriff. Zwar würden, so Burckhardt, als Ziel der Bemühungen um nationalstaatliche Einheit auch immer wieder *„gewisse höchste Vollendungen der Kultur"* genannt, aber *„in erster Linie will die Nation ... vor allem Macht: das kleinstaatliche Dasein wird wie eine bisherige Schande perhorresziert ... man will nur zu etwas Großem gehören und verrät damit deutlich, daß die Macht das erste, die Kultur höchstens ein ganz sekundäres Ziel ist. Ganz besonders will man den Gesamtwillen nach außen geltend machen, anderen Völkern zum Trotze."*[18] Gegenüber der Gleichwertigkeit der historischen Potenzen von *Religion, Kultur* und *Staat* bestritt Burckhardt ausdrücklich, daß *„die Nationen wirklich etwas so Unbedingtes, a priori zu ewigem und mächtigem Dasein Berechtigtes"* seien.[19] Hinter den politisch und zunehmend auch historiographisch so erfolgreichen Begriffen *Nation* und *Volk* erkannte er vielmehr Machtinteressen der Gegenwart, welche die historisch entwickelte Balance von Staaten, ihre inneren Ordnungen, aber eben auch die Errungenschaften der geistig-immateriellen Kultur in Frage zu stellen drohten.

Diese wenigen Beispiele unterstreichen, daß über der politischen und medialen Dominanz der Nationalhistoriographie kleindeutsch-preußischen Geschichtsteleo-

---

als akademischer Lehrer. Studien zu seinen Vorlesungen und zu seinem Geschichtsdenken (Göttingen 1968); Helmut Berding, Leopold von Ranke, in: Hans-Ulrich Wehler (Hg.), Deutsche Historiker, Bd. 1 (Göttingen 1971); Georg G. Iggers, Konrad von Moltke (Hgg.), The Theory and Practice of History. Leopold von Ranke (Indianapolis–New York 1973); Rudolf Vierhaus, Rankes Begriff der historischen Objektivität, in: Reinhart Koselleck, Wolfgang J. Mommsen, Jörn Rüsen (Hgg.), Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft (München 1977) 63–76; Leonard Krieger, Ranke. The Meaning of History (Chicago–London 1977); Wolfgang J. Mommsen (Hg.), Leopold von Ranke und die moderne Geschichtswissenschaft (Stuttgart 1988), sowie Ulrich Muhlack, Leopold von Ranke, in: Notker Hammerstein (Hg.), Deutsche Geschichtswissenschaft um 1900 (Stuttgart 1988).

[18] Jacob Burckhardt, Über das Studium der Geschichte (1868/73). Text der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" auf Grund der Vorarbeiten von Ernst Ziegler hg. von Peter Ganz (München 1982) 302; vgl. dazu Wolfgang Hardtwig, Geschichtsschreibung zwischen Alteuropa und moderner Welt. Jacob Burckhardt in seiner Zeit (Göttingen 1974); Werner Kaegi, Jacob Burckhardt, eine Biographie, Bd. VI.1 (Basel 1977); Ernst Schulin, Burckhardts Potenzen- und Sturmlehre: Zu seiner Vorlesung über das Studium der Geschichte (den Weltgeschichtlichen Betrachtungen) (Heidelberg 1983); Niklaus Röthlin, Burckhardts Stellung in der Kulturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, in: Archiv für Kulturgeschichte 69 (1987) 389–406 sowie Hans R. Guggisberg (Hg.), Umgang mit Jacob Burckhardt: Zwölf Studien (Basel 1994).

[19] Burckhardt, Über das Studium, 402.

logie nach 1871 keinesfalls die alternativen Deutungsangebote vergessen werden dürfen, die sich vor 1871 entwickelt hatten. In ihnen erschienen neben *Nation, Volk* und *Staat* eben auch *Klasse, Idee* und *Kultur* als erkenntnisleitende Grundbegriffe, die sich einer einseitigen nationalhistoriographischen Vereinnahmung entzogen. Die für die Selbstdeutung der vergangenen Gegenwart so fundamentale Leitkategorie der Geschichte erschließt sich gerade für die Phase nach 1850 nur als ein vielstimmiges Konzert. Diese Vielstimmigkeit der Wirklichkeitsdeutung und Sinnstiftung war das hervorragende Kennzeichen der historiographischen Diskurse, die ein breites Spektrum konkurrierender Deutungsangebote markierten. Über deren Durchsetzung und Wirkungsmacht entschied wesentlich die Verarbeitung politisch-gesellschaftlicher Erfahrungsumbrüche.

4. Politisierung und Polarisierung des nationalhistoriographischen Diskurses nach 1850: Vergangenheit als Vorgeschichte des Nationalstaates

Wie spannungsreich sich die mit dem Konzept einer Nationalgeschichte verbundenen Deutungspositionen nach 1850 entwickelten, erhellte die kontroverse Debatte um den Stellenwert der hochmittelalterlichen Italienpolitik der deutschen Kaiser. Die unter dem Etikett des Sybel-Ficker-Streits firmierende Diskussion reflektierte geradezu paradigmatisch die direkte politisch-ideologische Vereinnahmung der Geschichte und ihrer Deutung für die Meinungskämpfe der Gegenwart.[20] Aus der Standortgebundenheit des Historikers war vor dem Hintergrund der zumal nach 1849 ungelösten Problematik eines klein- oder großdeutsch geeinten deutschen Nationalstaats eine Kontroverse distinkter Geschichtspolitiken geworden, hinter denen sich konträre Sinnstiftungsangebote für die Gegenwart abzeichneten. Aus der innerwissenschaftlichen Auseinandersetzung war auf dem Wege der geschichtspolitischen Kontroverse ein für das politische Klima des Bürgertums der 1850er und 1860er Jahre signifikanter Antagonismus geworden. Dies verweist auf ein generelles Kennzeichen von Historikerkontroversen, die insofern seismographisch-aufschließende Bedeutung für politische Kulturen zumal in krisenhaften Übergangsphasen haben.[21]

Heinrich von Sybel hatte 1859, also im Jahr der erfolgreichen italienischen Nationalstaatsgründung durch einen Nationalkrieg, die Beurteilung der kaiserlichen Italienpolitik allein davon abhängig gemacht, ob diese *„den Bedürfnissen und*

[20] Vgl. zum Kontext Thomas Kleinknecht, Mittelalterauffassung in Forschung und politischer Kontroverse: Zu den Beiträgen von James Bryce und Georg Waitz, in: Heinz Dollinger, Horst Gründer, Alwin Hanschmidt (Hgg.), Weltpolitik, Europagedanke, Regionalismus. Festschrift für Heinz Gollwitzer zum 65. Geburtstag (Münster 1982) 269–286; Alexander Deisenroth, Deutsches Mittelalter und deutsche Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert. Irrationalität und politisches Interesse in der deutschen Mediävistik zwischen aufgeklärtem Absolutismus und erstem Weltkrieg (Rheinfelden ²1985).

[21] Vgl. zu anderen Beispielen Hartmut Lehmann (Hg.), Historikerkontroversen (Göttingen 2000).

dem Gedeihen der Nation" entsprochen habe.[22] Am realpolitischen Erfolgskriterium gemessen, habe das *„Kaisertum ... Karls und Ottos"* mit der Übernahme der wichtigsten Funktionen von Papsttum und Kirche einen *„Krieg ... zwischen den beiden Oberhäuptern der geistlich-politischen Weltmacht"* provoziert, der nichts mit den *„nationalen Interessen"* Deutschlands zu tun gehabt habe.[23] Die *„nationale Sache"* sei gerade nicht mehr von den Kaisern vertreten worden, sondern von der Seite der deutschen Fürsten, *„wo Heinrich I. und Heinrich der Löwe ihre große Laufbahn begannen, wo die Germanisierung unserer östlichen Lande den vereinten Kräften aller deutschen Stämme gelang, wo Jahrhunderte hindurch in nationalem Glanze die Banner Bayerns, die Banner Wittelsbachs voranflogen"*.[24] In dieser Sicht lag in der dezentralen Fürstenpolitik, ja selbst der ausgesprochenen Opposition der Welfen gegen die Staufer das eigentlich progressive Element, während die universalistische Ausrichtung der Kaiserpolitik die nationalen Kräfte überanstrengt und die nationaldeutsche Mission der Ostkolonisation in Frage gestellt habe. Für Sybel ergab sich der Sinn der Geschichte erst aus der Konfrontation mit den *„Stimmungen und Wünschen der Gegenwart"*. Aus dieser Perspektive entwickelte er den historischen Erfolg zum Maßstab für die Beurteilung der Vergangenheit: *„Wenn es wahr ist, daß in den großen und historischen Kämpfen der Erfolg der höchste Richter ist oder mit anderen Worten, daß der Wert einer großen politischen Schöpfung an ihren Früchten erkannt wird, so war durch diese erschütternde Welttragödie der Kaisergedanke Karls des Großen, man sollte denken, vollständig und für immer gerichtet."*[25]

Der in Innsbruck lehrende Historiker Julius Ficker hielt demgegenüber an einer großdeutschen Nationalgeschichte fest, die das *„Unglück der Nation"* nicht *„aus der Gründung"*, sondern aus *„dem Verfall des Kaiserreichs"* herleitete, das in seiner Vielgestaltigkeit gerade *„den wichtigsten nationalen wie universalen Bedürfnissen"* entsprochen habe.[26] Als *„dauernden deutschen Beruf"* erkannte Ficker das Ziel, in der Mitte Europas ein Machtzentrum zu bilden, das *„die unruhigen und drängenden Glieder unserer Völkerfamilie"* auseinanderhalten und

---

[22] Heinrich von Sybel, Über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit (1859), in: Friedrich Schneider (Hg.), Universalstaat oder Nationalstaat. Macht und Ende des Ersten Deutschen Reiches. Die Streitschriften von Heinrich von Sybel und Julius Ficker zur deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters (Innsbruck 1941) 10 f., 16 und 18; vgl. dazu Volker Dotterweich, Heinrich von Sybel. Geschichtswissenschaft in politischer Absicht (1817–1861) (Göttingen 1978); Helmut Seier, Heinrich von Sybel, in: Hans-Ulrich Wehler (Hg.), Deutsche Historiker, Bd. 2 (Göttingen 1971).

[23] Sybel, Über die neueren Darstellungen, 16.

[24] Ebd., 18.

[25] Sybel, zitiert nach Schneider (Hg.), Universalstaat, 138.

[26] Julius Ficker, Das Deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen (1861), in: Schneider (Hg.), Universalstaat, 19ff, hier 31; vgl. Heinz Gollwitzer, Westfälische Historiker des 19. Jahrhunderts in Österreich, Bayern und der Schweiz, in: Westfälische Zeitschrift 122 (1972) 9–50.

damit *„Deutschland selbst die Möglichkeit einer von außen ungestörten nationalen Entwicklung“* garantieren könne. Daher war für Ficker das Alte Reich auch ein historischer Wegweiser für die Zukunft der deutschen Nation. In ihm sei *„die Richtung vorgezeichnet, ... in welcher auch jetzt die Aufgaben unserer Nation zu suchen sind“*. Auch Fickers Argumentation war zeitgebunden und situationsspezifisch, indem er, kaum fünf Jahre vor der militärischen Entscheidung des preußisch-österreichischen Dualismus, die Existenz eines unabhängigen deutschen Nationalstaates an ein *„starkes Österreich“* band. Den Anhängern Sybels entgegnete er: *„Der Zerfall Österreichs, die Bildung eines deutschen Nationalstaates, das klingt freilich viel einfacher als die Ansichten, auf welche die Erwägungen einer langen Vergangenheit uns hier geführt haben; möge Gott verhüten, daß wir den Tag erleben, an welchem ein trauriger Ausgang sie als wohlbegründet erweisen könnte.“*[27]

Die Kontroverse um die kleindeutsche oder großdeutsche Prägung eines zukünftigen Nationalstaates, die sich im Sybel-Ficker Streit der 1860er Jahre in der retrospektiven Projektion antagonistischer Nationsbildungskonzepte auf die hochmittelalterliche Kaiserpolitik entwickelt hatte, blieb schon sehr bald nicht mehr bei der Beurteilung der mittelalterlichen Reichspolitik stehen. Die Konzeptionalisierung einer deutschen Nationalgeschichte verband sich vielmehr mit der grundsätzlicheren Frage, wer die verlorene Einheit der Nation zu verantworten habe. Das setzte voraus, daß es diese Einheit zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Vergangenheit gegeben habe, so daß die nationalpolitischen Bewegungen und Bemühungen der Gegenwart als Weg zur Wiederherstellung dieser Einheit erschienen. Johann Gustav Droysen definierte 1861 den historischen Zeitpunkt des Verlusts nationaler Einheit denkbar pointiert: Mit dem Prager Frieden von 1635 habe die habsburgische Politik eine *„Fremdherrschaft des entdeutschten Hauses Oesterreich über Deutschland“* zu begründen gesucht und damit die *„Rechtskontinuität des Reiches“* aufgegeben.[28] Das Jahr 1640 bedeutete aus Droysens Sicht mit dem Regierungsantritt des Großen Kurfürsten von Brandenburg zweierlei: *„Es gab keine deutsche Nation mehr ... es waren nur noch elende, zerrissene Reste eines untergegangenen Volkes.“*[29] Aber zugleich erschien mit dem Aufstieg Brandenburg-Preußens eine gleichsam protestantisch-kleindeutsche *translatio imperii* angelegt,

[27] Ficker, Das Deutsche Kaiserreich, 155–58.

[28] Johann Gustav Droysen, Geschichte der Preußischen Politik, 3. Theil: Der Staat des großen Kurfürsten (Leipzig 1861) 153; vgl. dazu Günter Birtsch, Die Nation als sittliche Idee. Der Nationalstaatsbegriff in Geschichtsschreibung und Gedankenwelt Johann Gustav Droysens (Köln–Graz 1964); Otto Hintze, Johann Gustav Droysen, in: Ders., Gesammelte Abhandlungen, Bd. 2 (Göttingen 1967) 453–499; Jörn Rüsen, Begriffene Geschichte. Genesis und Begründung der Geschichtstheorie Johann Gustav Droysens (Paderborn 1969); Irene Kohlstrunk, Logik und Historie in Droysens Geschichtstheorie. Eine Analyse von Genese und Konstitutionsprinzipien seiner „Historik“ (Wiesbaden 1980); Georg G. Iggers, James M. Powell (Hgg.), Leopold von Ranke and the Shaping of the Historical Discipline (Syracuse 1990), sowie Robert Southard, Droysen and the Prussian School of History (Lexington 1995).

[29] Droysen, Geschichte, 202.

aus der sich der *„deutsche Beruf"* Preußens in der Gegenwart legitimieren ließ. Droysens Antizipation der nahen Zukunft lag 1861 das Bild einer Vollendung der deutschen Nationalgeschichte zugrunde, die sich dem Historiker in der parteiischen Bewertung der Vergangenheit erschloß, als restrospektive und selektive Kausalität der Geschichte also, die die Vielzahl von historischen Entwicklungsmöglichkeiten auf den einen Weg zum kleindeutsch-preußischen Nationalstaat verengte. Zugleich wurde hier die neue selbstbewußte Funktion der Nationalhistoriographie deutlich, politisches Handeln unmittelbar historisch zu legitimieren, die vergangene Wirklichkeit zu deuten und ihr damit eine spezifische Sinn- und Bedeutungsrichtung für die Gegenwart zu verleihen: *„Wir werden sehen, was in dem Untergang unserer nationalen Geschichte ... zu retten blieb und von dem Hause Brandenburg gerettet, in die Fundamente des neuen Staats mit eingesenkt wurde; denn das ist es, was ihn rechtfertigt, ihn erklärt, ihm seine Zukunft gab."*[30]

Aus großdeutscher Sicht ergab sich dagegen der Grund für das Auseinanderfallen von Reich und Nation in Mitteleuropa aus der aggressiven Machtpolitik Friedrichs II. von Preußen.[31] Onno Klopp resumierte zu Beginn der 1860er Jahre: *„Der König Friedrich II. hat die Einheit eines deutschen Reiches und einer deutschen Nation unmöglich gemacht. Nicht die Kirchenspaltung ... hat das vermocht, nicht der dreißigjährige Krieg und der westfälische Friede ... Er allein. Er zerspaltete das Reich. Er schuf den Dualismus."*[32] Solche im historiographischen Diskurs der 1860er Jahre dominierenden Auseinandersetzungen zeigten, daß das nationalstaatliche Deutungsmuster nach der Erfahrung der Revolution von 1848/49 zwar einen spezifischen Aufschwung gegenüber partikularstaatlichen und universalistischen Geschichtskonzeptionen erlebt hatte. Zugleich entfaltete sich dieses Modell aber antagonistisch und in der ausgesprochenen Vielfalt und Konkurrenz von Vergangenheitsdeutungen. Was sich nach 1848/49 veränderte, war der Erfahrungsraum sowie der mediale und kommunikative Kontext, in dem dieser aktualisiert und gedeutet wurde. Als Teil der politischen Kultur wirkte die Geschichtswissenschaft unmittelbar politisierend und damit polarisierend. In einem 1865 in der *Historischen Zeitschrift* veröffentlichten Aufsatz *„Zur Geschichte und Geschichtsschreibung des dreißigjährigen Krieges"* resümierte Bernhard Erdmannsdörffer, die ganze Geschichtsschreibung der eigenen Gegenwart sei *„polemisch geworden ... Seit Jahrzehnten schon währt der Kampf ... es scheint, wir sind bestimmt, ihn getrost weiterzuführen, etwa bis eine veränderte Gestaltung der politischen Verhält-*

---

[30] Ebd., 3.

[31] Vgl. zur Vorgeschichte Thomas Brechenmacher, Großdeutsche Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert: Die erste Generation (1830–48) (Berlin 1996).

[32] Onno Klopp, Der König Friedrich II. von Preußen und die deutsche Nation (Schaffhausen 1860) 108; vgl. W. D. Mohrmann, Onno Klopp, in: Osnabrücker Mitteilungen 85 (1979) 152–200 sowie H. Schmidt, Onno Klopp und die kleindeutschen Geschichtsbaumeister, in: A. Portmann-Tinguely (Hg.), Kirche, Staat und katholische Wissenschaft in der Neuzeit. Festschrift für H. Raab (Paderborn 1988).

nisse in Deutschland den Geistern eine minder gereizte und polemische Stimmung eingeflößt haben wird.“[33]

Der kleindeutsch-preußischen Prämisse lag also keinesfalls eine konsensuale Sinnstiftung zugrunde, sondern ein in seinem retrospektiven und selektiven Kausalitätserweis provozierendes und konfligierendes Deutungsmuster der Vergangenheit als bloße Vorgeschichte des Nationalstaates von 1871. Erst nachträglich erlaubte der äußere „Erfolg“ der Nationalstaatsgründung die Einebnung der Vielfalt historiographischer Deutungsangebote und ihre Verengung auf die zur Erfüllung der deutschen Geschichte stilisierte kleindeutsch-preußische Variante.

5. Die nationale Umwertung der bürgerlichen Emanzipationsidee: Die kleindeutsch-preussische Nationalstaatsbildung als Erfolgs- und Ausblendungsgeschichte

Spätestens seit den Nationalkriegen der 1860er und frühen 1870er Jahre trat mit der kleindeutsch-preußischen Nationalhistoriographie ein aggressiv-selbstbewußtes Deutungsmuster der deutschen Geschichte in den Vordergrund, und dies umso mehr, als es sich realpolitisch in seiner Interpretation durch die erfolgreiche Nationalstaatsbildung bestätigt sah.[34] Was verband die Historiker dieser Schule? Über welche Integrationselemente verfügte diese Bewegung, die von dem liberalen Althistoriker Theodor Mommsen über den reflektiertesten Theoretiker des Historismus, Johann Gustav Droysen, die Liberalen Georg Gottfried Gervinus, Ludwig Häusser, Hermann Baumgarten und Max Duncker bis zu dem konservativ-borussischen Heinrich von Treitschke und dem theoretisch kaum ambitionierten Heinrich von Sybel denkbar unterschiedliche Charaktere umfaßte?

Die Antwort verweist auf spezifische Erfahrungen im Vormärz und während der Revolution, die nach 1848/49 in die Befürwortung der kleindeutsch-preußischen Lösung des Nationalstaatsproblems übersetzt wurden. Die Mehrzahl der dieser Schule zuzurechnenden Historiker war Teil der liberalen Bewegungspartei des Vormärz gewesen und hatte sich als Vertreter des gemäßigten bis rechten Liberalismus an der Revolution beteiligt. Das Scheitern des bürgerlichen Versuchs,

---

[33] Bernhard Erdmannsdörffer, Zur Geschichte und Geschichtsschreibung des dreißigjährigen Krieges, in: HZ 14 (1865) 5 und 9 f.

[34] Vgl. Elisabeth Fehrenbach, Die Reichsgründung in der kleindeutschen Geschichtsschreibung, in: Theodor Schieder, Ernst Deuerlin (Hgg.), Reichsgründung 1870/71. Tatsachen, Kontroversen, Interpretationen (Stuttgart 1970) 259–290; Hans Schleier, Die kleindeutsche Schule (Droysen, Sybel, Treitschke), in: Joachim Streisand (Hg.), Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft, Bd. 1: Die deutsche Geschichtswissenschaft vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Revolution von oben (Berlin [Ost] 1963) 271–310 sowie Wolfgang J. Mommsen, Objektivität und Parteilichkeit im historiographischen Werk Sybels und Treitschkes. in: Reinhart Koselleck, Wolfgang J. Mommsen, Jörn Rüsen (Hgg.), Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft (München 1977) 134–158.

Nationalstaat und konstitutionelle Ordnung zu verwirklichen, war für sie mehr als eine bloße politische Niederlage gewesen. Was 1848/49 erschüttert wurde, war eine grundsätzliche historisch-politischen Sinnstiftung, durch die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander verbunden werden sollten. Diese Vorstellung basierte auf der Prämisse, daß die Geschichte nichts anderes zeige als die gleichsam naturgesetzliche Ausbreitung bürgerlich qualifizierter Freiheit und konstitutioneller Prinzipien im Rahmen eines geeinten Nationalstaates. Die Legitimation der Gegenwart ergab sich also aus dem Verständnis einer progressiv verstandenen Geschichte.[35] So hatte Theodor Mundt, eine der prominentesten Figuren des Jungen Deutschland, den Begriff *Liberalismus* 1834 als den einzig adäquaten Ausdruck der Gegenwart in ihrer Ausrichtung auf eine nahe Zukunft und auf den jeder historischen Entwicklung inhärenten Fortschritt definiert: *„Der Liberalismus will nichts als die Zukunft der Geschichte."* Nicht weniger emphatisch äußerte sich wenige Jahre später der Hallenser Student Rudolf Haym: *„Wir eben sind die Zeit!"* [36] Im Grundsatz sei der Liberalismus, so die Formulierung Paul Achatius Pfizers im *Staats-Lexicon* von 1840, nichts als *„der Inbegriff der auf Herstellung eines vernünftigen Rechts gerichteten Bestrebungen"* und ziele auf *„die möglichste, mit der sichern und vollständigen Erreichung der vernünftigen Staatszwecke vereinbare gleiche Freiheit"*.[37] Im Selbstbewußtsein dieser bürgerlichen Elite trafen politisches Interesse und historischer Erkenntnisfortschritt unmittelbar zusammen. Theodor Mommsen formulierte diese Ziellinie 1848 pointiert: *„Daß ein Volk zum Staate werde und zwar Ein Volk zu Einem Staate, das ist politisches Gemeinbewusstsein geworden und wird sich immer mehr realisieren."*[38]

Der Erfahrungsbruch der gescheiterten bürgerlichen Hoffnungen von 1848/49 ging daher umso tiefer und trug direkt zur historiographischen Richtungsänderung bei. Das hatte mindestens drei weitreichende Konsequenzen: erstens eine positive Bewertung von offener ideologischer Parteinahme und politischem Standpunkt des Historikers, zum zweiten ein neuartiges und wechselseitiges Bedingungsverhältnis zwischen Politik und Geschichtsschreibung mit der Folge genuin geschichtspolitischer Prämissen und schließlich drittens ein neuer historiographischer Maßstab, nämlich das Erfolgskriterium als Grundlage für den retrospektiven Ausschluß der historisch „erfolglosen" Deutungsvarianten. Wie Ludwig August von Rochaus

---

[35] Vgl. Jörn Leonhard, Liberalismus – Zur historischen Semantik eines europäischen Deutungsmusters (München 2001) 307 ff., 361 ff. und 431 ff.

[36] Theodor Mundt, Moderne Lebenswirren (Leipzig 1834) 33, sowie Rudolf Haym, Aus meinem Leben (Berlin 1912) 110.

[37] Paul Achatius Pfizer, Liberal, Liberalismus, in: Carl von Rotteck, Carl Theodor Welcker (Hgg.), Staats-Lexicon oder Encyclopädie der Staatswissenschaften, in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands, Bd. 9 (Altona 1840), 713–730, hier 714 f.

[38] Zitiert nach A. Wucher, Theodor Mommsen. Geschichtsschreibung und Politik (Göttingen 1956) 65; vgl. Jaeger–Rüsen, Geschichte, 86–92 sowie Stefan Rebenich, Theodor Mommsen. Eine Biographie (München 2002).

Diktum der *Realpolitik* von 1853 unterstrich, suchte die nachmärzliche Historiographie und Publizistik die Kritik an der scheinbar erwiesenen bürgerlichen Machtlosigkeit mit der Projektion einer machtstaatlichen Nationalstaatsbildung zu verbinden.[39] Eine mögliche Konsequenz aus der erwiesenen Machtlosigkeit von 1848/49 war die Aufgabe der Oppositionshaltung des Liberalismus zugunsten einer Kooperation mit der kleindeutschen Führungsmacht Preußen unter Anerkennung ihrer nationalpolitischen Erfolge.[40] Dies stand auch hinter Heinrich von Sybels Differenzbestimmung zwischen einem *„anarchischen und revolutionären"* und einem *„positiven und staatsbildenden Liberalismus"*.[41] Hermann Baumgartens *Selbstkritik* des deutschen Liberalismus von 1864 stand beispielhaft für den Versuch, das Verständnis des Liberalismus als Oppositionsetikett vor dem Hintergrund des von Preußen eingeschlagenen machtstaatlich-militärischen Weges zum kleindeutschen Nationalstaat zu überwinden. Die realpolitische Orientierung, mit der Baumgarten die Gründung der Nationalliberalen Partei gleichsam antizipierte, lief auf den Erweis der Regierungsfähigkeit des Liberalismus hinaus: *„Ich bin der festen Überzeugung, daß eine befriedigende Lösung unserer politischen Aufgaben nur dann gelingen wird, wenn der Liberalismus aufhört, vorwiegend Opposition zu sein, wenn er dazu gelangt, gewisse unendlich wichtige Anliegen der Nation, für die nur er ein volles und aufrichtiges Verständnis hat, in eigener gouvernementaler Thätigkeit zu befriedigen, wenn wir einen wohlthätigen erfrischenden Wechsel liberaler und conservativer Regierungen bekommen. Der Liberalismus muss regierungsfähig werden."*[42]

Wie die Beispiele Theodor Mommsens und Georg Gottfried Gervinus' zeigten, ging dies nicht bei allen Historikern, aber langfristig eben doch bei vielen Zeitgenossen mit einem Verlust an liberaler Substanz oder mindestens weitgehenden Kompromissen einher. Dazu trat historiographiegeschichtlich vor allem das offene Bekenntnis zur politisch-ideologischen Parteinahme.[43] Die Nationalstaatsbildung schien diese Parteinahme regelrecht zu erzwingen, und so erschien Heinrich von Sybel die Polarisierung der historiographischen Deutungsmuster durch distinkte ideologische Standpunkte als regelrechter Fortschritt: *„Jeder Historiker, der in unserer Literatur etwas bedeutete, hatte seitdem seine Farbe; es gab religiöse und*

[39] Vgl. Ludwig August von Rochau Grundsätze der Realpolitik, angewendet auf die staatlichen Zustände Deutschlands (Stuttgart 1859).

[40] Vgl. dazu im Zusammenhang Leonhard, Liberalismus, 514 ff.

[41] Heinrich von Sybel, Vorträge und Aufsätze (Berlin 1874) 297; vgl. Hellmut Seier, Sybels Vorlesung über Politik und die Kontinuität des „staatsbildenden" Liberalismus, in: HZ 187 (1959) 90–112.

[42] Hermann Baumgarten, Der deutsche Liberalismus. Eine Selbstkritik, in: Preußische Jahrbücher 18 (1866) 627; vgl. auch Ders., Partei oder Vaterland? Ein Wort an die norddeutschen Liberalen (Frankfurt am Main 1866).

[43] Vgl. zum Kontext Reinhart Koselleck, Liberales Geschichtsdenken. in: Liberalismus nach wie vor. Grundgedanken und Zukunftsfragen. Festschrift aus Anlaß des zweihundertjährigen Bestehens der Neuen Zürcher Zeitung (Zürich 1979) 20–51.

atheistische, protestantische und katholische, liberale und conservative, es gab Geschichtsschreiber von allen Parteien, aber es gab keine objektiven, unparteiischen, blut- und nervenlosen Historiker mehr. Ein höchst erheblicher Fortschritt."[44] Mit dieser neuartigen und bewußten Parteinahme verband sich ein neuartiges und komplexes Verhältnis zwischen Politik und Geschichte: Einerseits erwuchs dem Historiker erst aus dem politisch-gesellschaftlichen Kontext die Perspektive auf das historische Material. Entsprechend wandte sich Droysen ausdrücklich gegen eine *„Form eunuchischer Objektivität"* in der Geschichtsschreibung: *„Ich will nicht mehr, aber auch nicht weniger zu haben scheinen als die relative Wahrheit meines Standpunktes, die mein Vaterland, meine religiöse, meine politische Überzeugung, meine Zeit mir zu haben gestattet ... Die objektive Unparteilichkeit ... ist unmenschlich. Menschlich ist vielmehr, parteilich zu sein."*[45] Andererseits erwuchs der Geschichtswissenschaft daraus ein eminent politisches Orientierungspotential, um, in den Worten Theodor Mommsens, die *„Pflicht politischer Pädagogik"* erfüllen zu können.[46]

Das Bekenntnis zur Parteilichkeit und der Bezug zur politisch-gesellschaftlichen Praxis bedeuteten aber keinesfalls eine Aufgabe des wissenschaftlichen Anspruchs. Droysen erhob sehr bewußt Anspruch auf Objektivität der historiographischen Aussagen auch dort, wo es um die historische Interpretation ging. Der Historiker dürfe eben nicht bei der quellenkritischen „Richtigkeit" stehenbleiben, sondern müsse zur „Wahrheit" historischer Interpretation gelangen. Solche „Wahrheit" erschloß sich aber erst im Blick auf die Totalität der Geschichte: *„Unser Verstehen ist überhaupt zunächst auf ein einzelnes gewandt. Aber dies einzelne ist Ausdruck einer Totalität, die uns in diesem einzelnen wie in einem Beispiel verständlich wird; und wir verstehen sie in dem Maß, als wir aus diesen peripherischen Einzelheiten den bestimmenden Mittelpunkt der Totalität gewinnen vermögen. Als Einzelheiten könnten wir sie nur in ihrer Richtigkeit erfassen; zur Totalität fortschreitend finden wir ihre Wahrheit."*[47] Die Wahl des „richtigen" Standpunktes, der den erkenntnistheoretischen Weg von der bloßen Objektivität zur historischen Wahrheit ermöglichte, war für Droysen eine dem Historiker gestellte und lösbare Aufgabe. „Richtig" war der Standpunkt, der den Blick auf die Totalität des historischen Prozesses, die welthistorische Tendenz und den Ort der eigenen Nation freigab und dadurch zugleich zu einer sittlichen Erhöhung des Historikers beitrug: *„Natürlich nicht von meiner subjektiven Willkür, von meiner kleinen und klein-*

---

[44] Heinrich von Sybel, Über den Stand der neueren deutschen Geschichtsschreibung (1856), in: Ders., Kleinere historische Schriften, Bd. 1 (München 1863) 349.

[45] Johann Gustav Droysen, Historik. Historisch-kritische Ausgabe, hg. von Peter Leyh, Bd. 1: Rekonstruktion der ersten vollständigen Fassung der Vorlesungen (1857). Grundriß der Historik in der ersten handschriftlichen (1857/58) und in der letzten gedruckten Fassung (1882) (Stuttgart–Bad Cannstadt 1977) 236.

[46] Zitiert nach Jaeger–Rüsen, Geschichte, 88.

[47] Droysen, Historik, 28.

lichen Persönlichkeit aus werde ich die großen geschichtlichen Aufgaben lösen wollen; indem ich von dem Standpunkt, von dem Gedanken meines Staates, meines Volkes, meiner Religion aus die Geschichte der Welt betrachte, stehe ich schon hoch über meinem eigenen Ich, ich denke gleichsam aus einem höheren Ich, in dem die Schlacken meiner eigenen kleinen Person hinweggeschmolzen sind.“[48]

6. Nationalgeschichte und bürgerlicher Bellizismus: Die vitalistische Nationsdeutung bei Heinrich von Treitschke

Ein wesentlicher Aspekt der kleindeutsch-borussischen Nationalhistoriographie war der Rekurs auf die erst durch den Krieg geschaffene und damit erfahrbare Nation. Während sich Joseph Edmund Jörg kurz nach Ausbruch des Krieges von 1866 in den *Historisch-Politischen Blättern für das katholische Deutschland* fragte, *„warum und für was denn eigentlich dieser schreckliche Krieg geführt“* werden müsse und einen *„schauerlichen Bruderkrieg“* konstatierte, den sich weder Preußen noch Österreich leisten könnten und der Frankreich eine Handhabe zur Einmischung in die deutschen Verhältnisse böte,[49] begrüßte Heinrich von Treitschke den Konflikt unverhohlen als historische Notwendigkeit. Unmittelbar vor Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges äußerte er sich in den *Preußischen Jahrbüchern* zum Charakter und den möglichen Folgen eines bevorstehenden Krieges. Treitschke konstatierte, die Frage, welche Priorität Macht und Freiheit hätten, sei durch die Ereignisse entschieden. Es zeige sich jetzt, wie die *„Geschichte mit einem Schlage dem doktrinären Streite um Macht und Freiheit“* ein Ende bereite. Der bevorstehende gewaltsame Konflikt entkräfte die Auseinandersetzungen um Theorien. Jetzt, wo *der „Kampf um die Macht“* anbreche, frage die Geschichte *„wenig nach unseren Theorien, sie zermalmt den Toren, der das Schicksal mit seinen Wünschen zu meistern wähnt.“* Die Polemik gegen die mögliche Dominanz des habsburgisch-katholischen Vielvölkerreichs in Deutschland erhellte dabei zugleich den protestantisch konnotierten Borussianismus: *„Welch eine Zukunft, wenn jetzt nach einem blutigen Siege dies Deutschland den Kroaten und Jesuiten unter die Füße geriete!“* Die Rolle des Krieges reflektierte Treitschke dabei in diesem Zusammenhang sehr genau, indem er zwischen Kabinettskriegen und einem möglichen Nationalkrieg unterschied, aber auch die Möglichkeit in Betracht zog, wie der letztere aus dem ersteren hervorgehen könne. Das historische Anschauungsmaterial boten Krimkrieg und italienischer Krieg von 1859. Zumal im Konflikt zwischen Italien und Österreich hatte Treitschke am ehesten die Beteiligung der ganzen Nation am Krieg erkannt. Treitschke war sich 1866 jedenfalls der von Bismarck angestrebten Instrumentalisierung des Konflikts zwischen Österreich und Preußen und indirekt damit auch der kleindeutschen

[48] Ebd., 238.

[49] Joseph Edmund Jörg, Zeitläufe, in: Historisch-Politische Blätter für das katholische Deutschland 58 (1866) 53 ff., hier 53–56.

Nationalbewegung für die Zwecke einer preußischen Macht- und Interessenpolitik durchaus bewußt. Er ging jedoch darüber hinaus, indem er die Erwartung äußerte, die bevorstehende Lösung des preußisch-österreichischen Antagonismus könne sich in einen echten Nationalkrieg verwandeln. Das transzendierte den Rahmen des Kabinettskrieges und auch die Erinnerung an die Schlesischen Kriege des 18. Jahrhunderts: *„Wohl mögen wir die Italiener beneiden, weil ihnen die nationalen Ziele ihres Kampfes unendlich klarer, sicherer vor Augen stehen. Aber auch der Kabinettskrieg kann heilsame wohlbegründete Zwecke verfolgen, wie der Krimkrieg beweist, und der Krieg, der uns bevorsteht, wird zu einem nationalen Krieg werden, sobald die Nation sich das Herz faßt, den Dingen auf den Grund zu sehen.“*[50]

Angesichts des Kriegsausbruches 1870 betonte Heinrich von Treitschke in den *Preußischen Jahrbüchern*, Deutschland stehe allein, und vor dem glänzenden *„Aufsteigen Mitteleuropas“* schlössen sich *„scheu die Augen des Weltteils“*. Der Konflikt selbst erschien ihm aber nicht mehr nur als ein Kampf gegen den *„Dezembermann“* Napoleon, sondern als ein Krieg gegen Frankreich. Der Kriegsgrund war also gerade nicht mehr personalisierbar, sondern der Krieg wandte sich gegen eine prinzipiell befeindete Nation und ihre gegen Deutschland gerichteten Bestrebungen: *„Dieser Krieg ist ein letzter roher Ausbruch nicht der napoleonischen, sondern der altfranzösischen Politik.“* Das Argument einer langfristigen, historisch begründeten Feindschaft wurde auch sichtbar in Treitschkes Hinweis auf die französische Öffentlichkeit, in der an den angeblichen Freiheitskampf in der Tradition des Revolutionskrieges von 1792 erinnert werde. Durch die französischen Zeitungen läute das *„Phrasengeklingel von dem uralten Kampfe der fanzösischen Freiheit wider jenen preußischen Korporalismus, der in den drei bösen B, Brunswic, Blücher, Bismarck, seine Vertreter gefunden habe“*. Dies stellte das Geschehen von 1870 direkt in die Bedeutungskontinuität von 1789 und 1792, setzte aber zugleich der französischen Konstruktion des Bedeutungszusammenhangs mit der Trias des Herzogs von Braunschweig, Blüchers und Bismarcks eine eigene Kontinuitätslinie entgegen.

In der Bewertung des Krieges für die deutsche Nationsbildung ging Treitschke bereits einen entscheidenden Schritt weiter, indem er von der machtvollen Steigerung und Sicherung nach außen zugleich eine innere Neubildung erwartete. Treitschke betonte wiederum die historische Grundsatzentscheidung, die dieser Krieg bedeuten müsse, wenn er auf die Äußerung Wilhelms I. in seiner Thronrede verwies, Deutschland habe die *„Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten“* nur deshalb *„schweigend ertragen“*, weil es *„in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war“*. Diese Stärke bedurfte nun des Erweises im Krieg gegen einen gemeinsamen Feind. Das Motiv des nationalen Erwachens, in dem die Nation gleichsam zu ihrer historischen Sendung gelangte und sich zu ihr bekannte, enthielt dabei eine signifikante protestantische Konnotation.

[50] Heinrich von Treitschke, Der Krieg und die Bundesreform, in: Preußische Jahrbücher 17 (1866) 677–696, hier 687 ff.

Die Nationsbildung konnte demnach nur gelingen, wenn der äußeren Sicherheit ein Sündenbekenntnis und eine Katharsis nach innen entsprachen, indem die dem deutschen Volk unnatürlichen Eigenschaften abgestreift werden mußten. Das richtete sich sowohl gegen französische Kultur als auch gegen übersteigerten neureichen Materialismus: *„Die Nation erwacht, die Deutschen verstehen endlich, was sie im Wappen führen. Und indem wir unsere Stärke fühlen, bekennen wir auch demütig unsere Sünden. Wir wollen nicht, daß aus der Leidenschaft dieses Krieges abermals ein fratzenhaftes Teutonentum erstehe, das dem weltbürgerlichen Verkehre des neuen Europa widerspricht. Aber wir hoffen, daß die Schrecken dieses Krieges wie ein reinigenden Gewitter den schwülen Dunst moderner Überbildung hinausfegen; von der Unzucht und der geschmacklosen Schlemmerei des zweiten Kaiserreichs ist nur allzuviel hinübergedrungen auf deutschen Boden. Möge die deutsche Sitte wieder zurückkehren zu dem alten Ernst, zu der alten Rechtschaffenheit, und mögen die der Masse unseres Volkes noch unverlorenen Tugenden häuslicher Einfachheit auch in den Kreisen des Geldadels wieder einiges Andenken gewinnen. Wenn wir dieser köstlichen Tage der Hoffnung gedenken, dann schwillt uns das Herz wie jenem tapferen Dichterjüngling, der einst, heimkehrend aus dem eroberten Paris, beim Anblick des deutschen Stromes hoch aufjubelnd rief: Vaterland, ich muß versinken hier in deiner Herrlichkeit.“*[51]

In seinen populären und einflußreichen Politik-Vorlesungen entwickelte Treitschke dieses vitalistische Nationsverständnis, das den bürgerlichen Bellizismus integrierte, weiter. Nur im Kriege werde *„ein Volk zum Volke“*. Nur *„gemeinsame große Taten für die Idee des Vaterlandes“* könnten ein Volk *„innerlich zusammenhalten“*.[52] Die Integration der Kräfte der Gesellschaft in den Staat, die der Befestigung der Macht des Staates diene, und die Selbstbehauptung des Staates nach außen schienen hier zusammengefaßt. Dem Materialismus eines scheinbar inhaltslosen Lebens stellte Treitschke die Erhebung des Idealismus zum staatstheoretischen Leitbegriff gegenüber, der auch das Christentum zur Rechtfertigung des Krieges im Sinne einer arisch-völkischen Bestimmung der Nation integrierte. Die Kardinaltugenden des Staatsmannes – *„Kraft des Willens“, „massiven Ehrgeiz“*, *„Freude am Erfolg“* – orientierten sich entsprechend an diesem Ideal.[53] Der Krieg ließ sich als Staatszweck rechtfertigen, weil er *„die sociale Selbstsucht zurücktreten“* lasse und erst dadurch der verbreitete *„Parteihaß“* zum Schweigen gebracht werde: *„Es ist gerade der politische Idealismus, der die Kriege fordert, während der Materialismus sie verwirft. Was ist das für eine Verkehrung der Sittlichkeit, wenn man aus der Menschheit streichen will das Heldentum!“*[54]

---

[51] Heinrich von Treitschke, Die Feuerprobe des Norddeutschen Bundes, in: Preußische Jahrbücher 26 (1870) 240–252, hier 251 f.

[52] Heinrich von Treitschke, Politik, Bd. 1 (Leipzig ^{3}1913) 60.

[53] Ebd, Bd. 1 (Leipzig ^{2}1899) 66.

[54] Ebd., 74.

7. Zusammenfassung und Ausblick: Vom bürgerlich-liberalen Fortschrittsattentismus zur historiographischen Teleologie des Nationalstaates von 1871

Die „Erfindung" einer die kleindeutsch-preußische Reichseinigung von 1871 legitimierenden Nationalhistoriographie nach 1850 vollzog sich keinesfalls voraussetzungslos. Ihre Dominanz war nicht von vornherein absehbar, denn sie stellte nur ein Deutungsmodell unter anderen dar. Aber der Erfolg dieses Deutungsmodells verwies auf zwei wesentliche Aspekte: Als generationsspezifisches Kennzeichen verwies es auf die bürgerliche Erfahrungs- und Erwartungswelt, die 1848/49 einem tiefgreifenden und krisenhaften Umbruch unterzogen worden war. In der Deutung dieses Umbruchs aber wurde der historische Erfolg zum bestimmenden Kriterium, das es dem Historiker erlaubte, historische Entwicklungsprozesse nicht mehr nur in quellenkritischer Absicht zu rekonstruieren, sondern eindeutig zu bewerten und damit bestimmten politischen Positionen der Gegenwart zu historischer Legitimation zu verhelfen. Es ging mithin nicht mehr allein um die Rekonstruktion des bloß objektiv Richtigen, sondern um die Legitimierung politischer Prozesse der Gegenwart durch Erweis historischer Wahrheit. Dies aber war ohne die Interpretationsfähigkeit und Deutungsmacht des Historikers undenkbar.

Das Ideal der Parteinahme des Historikers für die progressive Macht innerhalb der Geschichte verschob sich dabei von der bürgerlich-politischen Emanzipationsidee auf die Prämisse der machtstaatlichen Etablierung der Nation im Nationalstaat. Zahlreiche Historiker der klein-deutsch-borussischen Schule integrierten in diesem Kontext auch einen ausgesprochenen bürgerlichen Bellizismus in ihr historiographisches Deutungsschema, der sich mit einem ausgesprochen vitalistischen Nationskonzept verband, wie zumal das Beispiel Treitschkes zeigt. Aber das Konzept der Parteinahme an sich war keine Erfindung der kleindeutsch-preußischen Nationalhistoriographie, sondern ein Erbe des liberalen Fortschrittsattentismus des Vormärz. In der berühmten Formulierung aus der *Historik* von Georg Gottfried Gervinus hatte es bereits 1837 geheißen: *„Mit geordnetem Geiste, mit Gleichmut und Besonnenheit, in der er* [der Historiker] *alles setzen muß, soll er die menschlichen Geschicke berichten und beurteilen, und doch muß er ein Parteimann des Schicksals, ein natürlicher Verfechter des Fortschritts sein und kann schwer der Verdächtigung entgehen, mit der Sache der Freiheit zu sympathisieren, weil ja Freiheit gleich ist mit Regung der Kräfte und weil darin das Element liegt, worin er atmet und lebt."*[55]

[55] Georg Gottfried Gervinus, Historik (1837), in: Ders., Schriften zur Literatur, hg. von G. Erler (Berlin (Ost) 1962) 102f.; vgl. dazu Gerhard Schilfert, Hans Schleier, Georg Gottfried Gervinus als Historiker, in: Joachim Streisand (Hg.), Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft, Bd. 1: Die deutsche Geschichtswissenschaft vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Revolution von oben (Berlin (Ost) 1963); Jörn Rüsen, Der Historiker als „Parteimann des Schicksals". Georg Gottfried Gervinus und das Konzept der objektiven Parteilichkeit im deutschen Historismus, in:

Was sich seit der Erfahrung der Revolution von 1848/49 veränderte, war die Umwertung und Vereinseitigung der bürgerlichen Emanzipationsidee auf Nation und Nationalstaat zu. Sie wurde nicht mehr universalistisch, also überzeitlich und unabhängig von politischen Gegenwartserfahrungen gedeutet. Indem Nation und Nationalstaat zum normativen Leitfaden der Geschichte gerieten, wurde das Kriterium des historischen Erfolges maßgebend. Von hier aus, ex post facto, ließ sich die Nationalgeschichte als Vergangenheitsdeutung ohne Alternative konstruieren. Wie der Sybel-Ficker-Streit und die historiographischen Kontroversen der 18650er und 1860er Jahre dokumentierten, reduzierte dies das Möglichkeitsbewußtsein des Historikers auf die retrospektive und selektive Teleologie der Nationsidee, verwandelte die Vergangenheit zur bloßen Vorgeschichte des Nationalstaates. Erst die Konfrontation mit den Erfordernissen von *Realpolitik* und *Regierungsfähigkeit*, jenen Grundbegriffen des nachmärzlichen Liberalismus, veränderte das historiographische Deutungsmuster grundlegend: Geschichte erschien nun nicht mehr als naturgesetzliche Progression bürgerlicher Freiheit, sondern als universaler Machtkampf konkurrierender Nationen. Höhepunkt dieses Machtkampfes war der *Nationalkrieg*, der in seiner Ideologie eben kein bloßer Staaten- oder Kabinettskrieg mehr sein konnte und daher zu einem bevorzugten und populären Objekt der kleindeutschen Nationalhistoriographie avancierte.[56]

In diesem Sinne reduzierte die „Erfindung" der kleindeutsch-preußischen Nationalhistoriographie mit ihrer ungemein wirkungsmächtigen Fixierung auf die historische Mission Preußens und die gleichsam heilsgeschichtliche Erfüllung von 1871 nicht allein das Möglichkeitsbewußtsein des Historikers und verwandelte die Vergangenheit in eine bloße Vorgeschichte des Nationalstaates. In der Vereinseitigung auf die normative Größe der eigenen Nation und ihre bellizistische Konstituierung lag schließlich auch ein Deutungsmuster vor, das offen für

---

Reinhart Koselleck, Wolfgang J. Mommsen, Jörn Rüsen (Hgg.), Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft (München 1977) 77–124; Jörn Rüsen, Gervinus' Kritik an der Reichsgründung. Eine Fallstudie zur Logik des historischen Urteils, in: Helmut Berding (Hg.), Vom Staat des Ancien Régime zum modernen Parteienstaat. Festschrift für Theodor Schieder zu seinem 70. Geburtstag (München 1978) 313–329; Gangolf Hübinger, Georg Gottfried Gervinus. Historisches Urteil und politische Kritik (Göttingen 1984); Michael Ansel, G. G. Gervinus' Geschichte der poetischen National-Literatur. Nationsbildung auf literaturgeschichtlicher Grundlage (Frankfurt/Main 1990); Jörn Rüsen, Konfigurationen des Historismus. Studien zur deutschen Wissenschaftskultur (Frankfurt/Main 1993) 157–206, sowie Armin Kohnle, Georg Gottfried Gervinus, in: Engehausen–Kohnle (Hgg.), Heidelberger Abgeordnete, 11–40.

[56] Vgl. zum weiteren Zusammenhang dieses Themenkomplexes Jörn Leonhard, Vom *Nationalkrieg* zum *Kriegsnationalismus* – Projektion und Grenze nationaler Integrationsvorstellungen in Deutschland, Großbritannien und den Vereinigten Staaten im Ersten Weltkrieg, in: Ulrike v. Hirschhausen, Jörn Leonhard (Hgg.), Nationalismen in Europa. West- und Osteuropa im Vergleich (Göttingen 2001) 204–240 sowie jetzt Ders., Bellizismus und Nation. Kriegsdeutung und Nationsbestimmung in Europa und den Vereinigten Staaten 1750–1914 (München 2008) 571–645.

die aggressive Exklusion aller scheinbaren äußeren und inneren Gegner war. Aber die in diesem Nationsentwurf deutlich werdende Militanz und der ausgesprochene Bellizismus nach innen und außen banden zugleich das Bürgertum an den neuen Nationalstaat. In der Popularität der Politik-Vorlesungen Heinrich von Treitschkes wurde eben auch der Erfolg einer durch das Gewand der historischen Argumentation legitimierten bürgerlichen Geschichtspolitik mit ihren nationalistischen, antidemokratischen und antisemitischen Elementen faßbar. Die Deutungskarriere der klein-deutsch-preußischen Nationalhistoriographie erwies sich daher auch als latente Schwächung liberaler Substanz innerhalb der politischen Kultur des neuen Nationalstaates von 1871.

Waltraud Heindl

Mythos Nation, Geschichte und Geschlecht in der österreichischen Monarchie

Zur Entstehung vaterländischer Geschichtsbilder

Im Jahr 1790 forderte Marquis Charles de Villette eine angemessene Grabstätte für seinen (bereits 1778 verstorbenen) Freund Voltaire mit folgenden Worten: „Tun wir es den Griechen und Römern gleich, von denen wir so zahlreiche Freiheitsmaximen übernommen haben. Gehen wir in Europa mit gutem Beispiel voran und haben wir den Mut, diesen Tempel keinem Heiligen zu weihen, sondern daraus den Französischen Pantheon zu machen.“ [1]

Bald darauf, 1791, wurde eine Kirche, die der katholischen Schutzpatronin von Paris Ste. Geneviève geweiht war, dem weltlichen Kult der „grands hommes“ gewidmet. Der Tempel trug die trug die Aufschrift: „Aux grands hommes la patrie reconnaissante.“ Der Akt, dass eine Kirche nicht Heiligen, Denkmäler nicht Mitgliedern von Dynastien zugeeignet wurden, sondern den „hommes illustres“ und den „grands hommes“ einer Nation, stellte ein Novum in Europa dar. Die Gründung des französischen Pantheon bedeutete den Auftakt zu einer nationalen Erinnerungskultur, die wesentlich auf einem Personenkult aufgebaut war.

Mit Villettes Formulierung wurde die künftige Festlegung der Inhalte des Kultes auf „große Männer“ der nationalen Vergangenheit vorweggenommen und damit auch die Narrative der Geschichte zu einem wesentlichen Medium der Popularisierung bestimmt.

Sollte der Inhalt der Geschichte tatsächlich nur männlich definiert sein? Auf den ersten Blick scheint es, dass die beiden aneinander geketteten Faktoren Nation und National-Geschichte Frauen aus ihrem Konzept ausklammerten, und doch waren, wie neue Forschungen beweisen, auch die Entwürfe von Nation und Geschlecht miteinander verwoben[2] – als Ergebnis des großen Umwandlungsprozesses, der

---

[1] Zitiert bei Alexia Lebeurre (Hg.), Der Panthéon. Tempel der Nation (éditions du patrimoine, Paris o. J.) 15 ff.; zur Entstehungsgeschichte des Panthéon vgl. vor allem Jean-Claude Bonnet, Naissance du Panthéon. Essai sur le Culte des Grands Hommes (Paris 1998) 132, 245 f., 266 f.; Edition du Patrimoine (Hg.), Les Grands Hommes du Panthéon. Aux grands hommes, la patrie reconnaissante. Introduction par Jean-Francois Chanet (Paris 1996).

[2] Sophia Kemlein (Hg.), Geschlecht und Nationalismus in Mittel- und Osteuropa 1848–1918 (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Institutes Warschau 4, Osnabrück 2000) 7; Ida

sich im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert vollzog. Beide Komponenten sollten besonders charakteristische Identitätskonzepte der künftigen Moderne darstellen, die sich somit bereits an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert abzeichneten.

An der Neu-Konstruktion der beiden Kategorien hatte also die Historiographie wesentlichen Anteil. Der politisch motivierten Bedarf bewirkte – verallgemeinert und überspitzt formuliert – , dass sich die Geschichte zur Leitwissenschaft des 19. Jahrhundert entwickelte, die auch die Kunst in ihren Bann zog. „Nur Geschichte allein ist zeitgemäß", sollte einige Jahrzehnte später der Maler Kaulbach als Leitmotiv für die Kunst formulieren. Er hatte damit das künstlerische Programm des 19. Jahrhunderts, das längst ein historisches war, auf den Punkt gebracht[3].

In Wort und Bild wurden Narrative mit personalisierten Geschichtsbildern aus der vaterländischen / nationalen Geschichte – oder das, was man dafür hielt – entworfen und damit eine neue mythologische Ordnung festgeschrieben[4]. Diese Prozesse, in der Geschichte, Kunst sowie nationale und Geschlechtskonstruktionen verschmolzen, bildeten ein festes Konglomerat, die in der Gesellschaft Vorstellungen von einer unverrückbaren nationalen Ordnung und einer ewigen Geschlechterordnung produzierten und zementierten, die bis in das 20. Jahrhundert (vielleicht auch darüber hinaus) bestehen blieben.

Auf der Folie der historischen und künstlerischen Darstellungen aber auch auf deren Negativfolie, den dunklen Stellen, die auf Fehlendes hinweisen, sind sowohl die gängigen nationalen Konzepte sowie der jeweilige männliche und weibliche Tugendkanon der Zeit zu entziffern.

Historische Publizistik, Heldenbilder und Nation im österreichischen Kaiserstaat

Im multinationalen österreichischen Kaiserstaat wies die Entwicklung besondere Facetten auf. Die Deklaration des Kaiserthums Österreich 1804 fiel in die bewegte Zeit der antinapoleonischen Kriege und genau in die Periode der ersten Manifestationen von nationalem Bewusstsein, das sich auch im Vielvölkerstaat deutlich bemerkbar gemacht hatte. Der „neue" Staat in dem dominante und nicht dominante Nationen in ganz verschiedenen wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Wirklichkeiten lebten, bedurfte der Legitimation sowie der Loyalität und des Patriotismus seiner Bürgerinnen und Bürger. Wie überall anders in Europa bot sich

---

Blom, Karen Hagemann, Catherine Hall (Hgg.), Gendered Nations. Nationalisms and Gender Order in the Long Nineteenth Century (Oxford–New York 2000); Karen Hagemann, „Mannlicher Muth und teutsche Ehre". Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der antinapoleonischen Kriege (Krieg in der Geschichte, KriG 8, Paderborn–München–Wien–Zürich 2002).

[3] Ekkehard Mai, „Nur Geschichte allein ist zeitgemäss". Die Akademien und die Historienmalerei im 19. Jahrhundert, in: *NZZ* Nr. 74 vom 30./31. März 2002, 50.

[4] Wolfgang Müller-Funk, Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung (Wien–New York 2002) 104.

für die Erweckung patriotischer Gefühle die Geschichte wie in geschichtliche Mythen an. Die staatliche Kulturpolitik sollte in der National-Politik allerdings andere Wege gehen als andere europäische Staaten.

Mitten in den Napoleonischen Kriegen und unmittelbar nach der Ausrufung des Kaiserthums Österreich wurde ein mächtiges 20bändiges Geschichtskompendium in Angriff genommen. Es nannte sich der „Oesterreichische Plutarch oder Leben und Bildnisse aller Regenten und der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler des österreichischen Kaiserstaates" und wurde verfasst von einem der fleißigsten österreichischen Historiker, dem Direktor des Geheimen Hausarchivs in Wien, Hofrat Joseph Freiherr von Hormayr. Es erschien in Wien zwischen 1807 und 1814 und kam nicht von ungefähr. Späteren Aussagen Hormayrs zufolge war der „Hauptzweck bei seinen Arbeiten" ein höchst politischer, nämlich „1. eine Geschichte des Kaiserstaates oder seiner einzelnen Reiche vorzubereiten, durch Monographien einzelner Burgen, Familien, Städte oder ausgezeichneter Männer. 2. Die redende und bildende Kunst vorzüglich auf die vaterländische Geschichte hinzuleiten und durch Vermählung der Historie mit der Kunst, erstere um so mehr zu popularisieren. […] 3. eine beständige Mischung in der Wahl der Gegenstände aus unseren drei Hauptnationen, *der deutschen, slavischen und ungarischen* [Hervorhebung durch d. Verf.]"[5] zu schaffen.

Wie bereits bei der Gründung des Panthéons berief sich auch Hormayr auf die Allianz von Kunst und Geschichte im Dienste des Vaterlandes. Wie im übrigen auch die Franzosen aus diesem Anlass bezog sich Hormayr in seiner Vorrede zum Oesterreichischen Plutarch (1807) auf die Römer, „die", so sagte er wörtlich, „wußten, wie wenige nach ihnen, an der Glut vergötterter Voreltern in den spätesten Enkeln gleiches Heldentum anzuzünden"[6]. Darum schriebe er auch, so kün-

[5] Joseph Hormayr, Schloß Raitz bei Brünn an Wilhelm Böttiger in Dresden am 15. Oktober 1823, in: Vajk Lajos, Hormayr és Böttiger – Levelek a bécsi szellemi elet történetéhez (Budapest 1942) 71 f., Nr. 22. Vgl.: Joseph von Hormayr zu Hortenburg, Politisch-historische Schriften, Briefe und Akten, hrg. von Helmut Reinalter (Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850 34, Frankfurt am Main [u.a.] 2003); Lucjan Puchalski, „... von des Landes Gestalt ... zu seiner inneren Consistenz". Raum- und Landschaftserfahrung in der historischen Essayistik von Joseph Freiherrn von Hormayr, in: Sigurd Paul Scheichl (Hg.), Feuilleton – Essay – Aphorismus. Nicht-fiktionale Prosa in Österreich. Beiträge eines polnisch-österreichischen Germanistensymposiums (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft 71, Innsbruck 2008) 67–76; Barbara Gant, Joseph Freiherr von Hormayr zu Hortenburg. Eine (politische) Biographie (Diss. Innsbruck 2003); Dies., Vom Wandel der Gesinnung? Franz I. (II.) in der Darstellung des Freiherrn Joseph von Hormayr – Eine vergleichende Betrachtung über vier Jahrzehnte, in: Aufklärung – Vormärz – Revolution. Jahrbuch der „Internationalen Forschungsstelle Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa von 1770–1850" an der Universität Innsbruck" 22–25 (2006) 63–74.

[6] Joseph von Hormayr, Oesterreichischer Plutarch oder Leben und Bildnisse der Regenten und der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner und Künstler des österreichischen Kaiserstaates, 20 Bde. (Wien 1807–1814); die Zitate in Bd. 12 (1807) V und VII.

digte er programmatisch an, für „Jugend und Volk" Biografien, weil sie „edelster Teil der Historie" seien und als „Warnung und Nachahmung" dienten.

Damit stellt Hormayr seine Absicht klar, nämlich mit einer personifizierten Geschichte populäre Leitfiguren der österreichischen Geschichte für sein Publikum zu schaffen.

Hormayrs Werk basiert auf einem sehr einfachen Konzept: In jedem Band wird in einer ersten Abteilung „Oesterreichische Regenten", Leben und Taten österreichischer Herrscher in einer chronologischen Abfolge beschrieben. Dieser Teil füllt fast zur Gänze den Band; in den ersten zwölf Bänden handelt es sich ausschließlich um die Herrscher des Hauses Habsburg, erst in den Bänden 13–20 werden die frühen böhmischen Könige des Mittelalters und die Babenberger Herrscher miteinbezogen. In einer zweiten schmalen Abteilung eines jeden Bandes, der „Berühmte Oesterreicher" genannt wird, werden hervorragende Männer vorgestellt, unter denen – außer einigen Feldherren der Türkenkriege – fast ausschließlich zeitgenössische Wissenschaftler, also „Geistesheroen", figurieren. Es war eine der wenigen Möglichkeiten, auch zeitgenössische Wissenschaftler zu popularisieren; Hormayr ergriff sie. Doch im Prinzip stellt der „Oesterreichische Plutarch" eine – altertümliche – Regenten-Geschichte des Hauses Habsburg angefangen von Rudolf I. bis Franz II./I. dar.

Der Titel war übrigens ein durchdachter Kunstgriff, weil das Werk „De viris illustribus" des römischen Plutarch bei den Eliten des österreichischen Kaiserstaates als wohl bekannt vorausgesetzt werden konnte. „*Der* Plutarch" mit seinem altrömischen Tugendkatalog hatte in der Erziehung der Habsburger und der österreichischen Eliten bis zum 19. Jahrhundert eine bedeutende Rolle inne. Kaiser Franz II. (I.) beispielsweise, unter dessen Regentschaft der „Oesterreichische Plutarch" entstand, war mit „De viris illustribus" erzogen worden und reihte den (römischen) Plutarch unter seine Lieblingsbücher[7]. Mit diesem Titel war auch der misstrauische regierende Kaiser, der hinter Patriotismus zugleich auch Nationalismus witterte, für das patriotische Werk, den neuen Plutarch, zu gewinnen. Nicht nur die römische, diese Botschaft schwingt in dieser historischen Publikation mit, sondern auch die vaterländische österreichische Geschichte wurde von großen Männern gemacht.

Abgesehen von dem Inhalt, der traditionellen Regentengeschichte – mit dem Oesterreichischen Plutarch begann die moderne historische Publizistik in Öster-

[7] Johanna Monschein, Kinder- und Jugendbücher der Aufklärung. Aus der Sammlung Kaiser Franz I. von Österreich in der Fideikommißbibliothek an der Österreichischen Nationalbibliothek (Salzburg–Wien 1994) 11– 17; siehe auch Waltraud Heindl, Vom schwierigen Umgang mit (Helden-)Ahnen in der Zeit des Nationalismus. Bürgerliche Tugenden, christliche Frömmigkeit und Herrscheridole in der Repräsentanz des Hauses Habsburg, in: Catherine Bosshart-Pfluger, Joseph Jung, Franziska Metzger (Hgg.), Nation und Nationalismus in Europa. Kulturelle Konstruktionen von Identitäten. Festschrift für Urs Altermatt (Frauenfeld–Stuttgart–Wien 2002) 403f.; auch Dies., Idole und Erinnerung. Gedanken zu (religiösen) Mythen in Zentraleuropa, in: Moritz Csáky, Klaus Zeyringer (Hgg.), Pluralitäten, Religionen und kulturelle Codes (Paradigma Zentraleuropa 3) 38–42.

reich, die vielleicht größeren Einfluss auf die Formung der Geschichtsbilder hatte als die gleichzeitig sich stark entwickelnde „seriöse“ Historiografie.[8] Denn das Werk stellt den großangelegten Versuch dar, mit einer personifizierten Geschichte populäre Leitfiguren für ein breites Publikum zu schaffen und gleichzeitig damit patriotische Gefühle für diesen neugegründeten Staat zu erzeugen.

Hormayr wusste, was er tat. Mit der Konstruktion von Leitfiguren lag er voll im Trend der Zeit, wenn auch, wie wir sehen werden, die braven Regenten des Oesterreichischen Plutarch mit anderen Orts aufgebauten Leitfiguren und Idolen kaum vergleichbar sind, die mit viel vaterländischem Pathos und einer aufgebauschten Heldenrhetorik dem „Volk“, der Nation, nahegebracht wurden.

Vorbilder, Leitfiguren, Heldengestalt, Idole[9] spielten (und spielen) im nationalen Diskurs eine bedeutende, zumeist auch effektive Rolle.

Leitfiguren vermitteln zwei wichtige Elemente moderner Ideologie in einfacher und einleuchtender Weise: Sinnstiftung und Identitätskonstruktion. Sie sind daher zu wesentlichen Faktoren der nationalen Identität geworden. In gleicher Weise sind sie wirksam, um Geschlechtsidentität zu konstituieren. Entwürfe von Männlichkeit und Weiblichkeit, zeitgemäße Vorstellungen von adäquaten männlichen und weiblichen Tugenden sind an den Idolen der jeweiligen Epoche unschwer abzulesen. Wir dürfen sie als authentische Werte der Zeit nehmen, da die Präsentation der Vorbilder darauf abzielten, Buben und Mädchen, Männer und Frauen zur Nachahmung anzueifern.

Die tatsächliche Historizität der Vorbildgestalten spielt in der populären Erinnerungskultur eine geringere Rolle. Mythen wirken (und wirkten) unter Umständen geschichtsmächtiger als historisch belegbare Glanzgestalten – auf die mediale „Vermarktung“ kam es an! Und diese wurde, wie bereits angedeutet, von der wissenschaftlichen Geschichtsforschung, der historischen Publizistik sowie den bildlichen und schriftlichen Narrativen des 19. (und in einer anderen Form) des 20. Jahrhunderts angeboten. Sie erzeugten eine eindrucksvolle Galerie von heldenhaften Gestalten und verankerten Mythen[10] im kulturellen Gedächtnis der Gemeinschaften, die tiefe Spuren hinterließen und zur Formung von Weltbild und Mentalität beitrugen. Die Geschichtsforscher beteiligten sich – bewusst oder unbewusst „in aller Unschuld“ – an der Erzeugung historischer nationaler Mythen,

---

[8] Zur Entwicklung der österreichischen Männer-Geschichtsschreibung in dieser Zeit Brigitte Mazohl-Wallnig, MännerMachtGeschichte, in: Gunda Barth-Scalamani, Ingrid Bauer (Hgg.), Tausendundeine Geschichten aus Österreich (L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 1/1996) 6–33.

[9] Zur Unterscheidung Waltraud Heindl, Claudia Ulbrich, Editorial zu HeldInnen? (L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 2/12, 2001) 236 f.

[10] Ein sehr gutes Bild gibt Monika Flacke (Hg.), Mythen der Nationen. Ein europäisches Panorama. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums unter der Schirmherrschaft von Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl. Begleitband zur Ausstellung vom 20. März 1998 bis 9. Juni 1998 (München–Berlin 1998).

indem sie versuchten, überlieferte Gestalten dem Dunkel der Vergangenheit zu entreißen und sie im Geist der Zeit als Leitfigur oder als Gründerfigur der Nation zu interpretieren.

Wenn wir Mythos wörtlich verstehen, nämlich als „autoritatives Überlieferungswort", das nicht auf die Erklärung rationaler und historischer Zusammenhänge zielt (Mircea Eliade)[11], wird seine magische Wirkung verständlich. Mythen von Helden (zu weit geringerem Teil auch von Heldinnen) korrespondieren strukturell mit dem Nationalismus, der bekanntlich von verschiedenen Wissenschaftlern ebenfalls als Mythos bezeichnet wurde[12]. In der Regel sind Gründungsmythen und Mythen um Gründerfiguren ein konstitutives Element der nationalen Ideologie. Besonders wirksam in der Öffentlichkeit wurden tapfere Gestalten dann, wenn sie ihr Leben für die Gemeinschaft opferten. Wie Benedict Anderson formuliert, die Bereitschaft, für die Nation zu sterben, den eigenen Körper zu opfern, wurde zur extremen heroischen Form, das Individuum und die Nation zusammenzuschweißen[13]. Der Opfertod erscheint in der Regel als männliches Privileg. Frauen haben im nationalen Kontext weniger spektakuläre Aufgaben. Nationale Helden – und manchmal auch Heldinnen – wurden zu willkommenen Werkzeugen, Millionen von Menschen für die nationale Idee zu mobilisieren.

Gemessen an dem europäischen Heldenkult stellt sich die Frage, wie weit die von Hormayr im Oesterreichischen Plutarch gezeichneten braven Habsburger Regenten Breitenwirkung erzielen konnten. Hormayr selbst beurteilt die Aufnahme des „Plutarch" durch das „vaterländische Publikum" als „lebhaft", „freundlich", mit einem Wort als äußerst positiv[14]. Auch wenn dem nicht ganz so gewesen sein sollte, Hormayrs Geschichtsbilder sollte auf lange Zeit die populäre vaterländische Erinnerungskultur beeinflussen. Verstärkt wurde die Wirkung in der Öffentlichkeit durch die neu gegründeten Schriften der historischen Publizistik der Zeit, durch die zahlreichen Zeitschriften, Journale, Taschenbücher und Unterhaltungsschriften[15] (in denen zum Teil wieder Hormayr seine Hand im Spiel hatte).

Auch Literaten und Literatinnen nahmen sich der vaterländischen Heroinnen und Heroen an. Vor allem trugen die Texte der Schriftstellerin Caroline Pichler, einer habsburgtreuen Patriotin und Agitatorin für das Metternich'sche Regime,

---

[11] Otto Holzapfel, Lexikon der abendländischen Mythologie (Freiburg im Breisgau 1993) 282 f.; zu Mircea Eliades Mythos-Analyse Richard Reschika, Mircea Eliade zur Einführung (Hamburg 1997) 72.

[12] Zum Beispiel von Ernest Gellner, Nationalismus und Moderne (Berlin 1991) 77.

[13] Benedict Anderson, Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism (London rev. ed. 1991) 7, 9 ff.; siehe auch Geoff Eley, Culture, Nation and Gender, in: Blom–Hagemann–Hall (Hgg.), Gendered Nations 29.

[14] Hormayr an Böttiger, Wien, 20. November 1822, Vajk, Hormayr és Böttiger 65, Nr. 17; auch Hormayr an Böttiger, Wien, 28. Dezember 1823, ebd. 75, Nr. 23.

[15] Mazohl-Wallnig, MännerMachtGeschichte 27.

wesentlich zur Popularisierung der patriotischen Geschichtsbilder bei. Sie war mit Hormayr befreundet, ließ sich von ihm bezüglich der Gestaltung der Geschichte, die sie in zahlreichen Romanen und einigen Dramen (insgesamt verfasste sie mehr als 50 Werke) weitergab, beraten und setzte so seine Forschungen in literarische Texte um[16]. Generationen von volkstümlichen Schriftstellern und Lesebuchautoren schrieben gerne aus den Texten von Caroline Pichler ab und tradierten auf diese Weise die Helden- und Geschichtsbilder Hormayrs bis zum Ende der Monarchie, ja sogar darüber hinaus: harmonische, kaisertreue Gestalten, die Gott, Kaiser und das Vaterland liebten, tapfere Männer, die für diese Werte kämpften – ergebene Frauen, die demütig den Werten ihrer Männer dienten.

Auch Krone und Staat konnten nahtlos an Hormayrs Geschichtswerk anknüpfen, um die offizielle Darstellung von Geschichte in die dynastische Richtung zu lenken. Hormayrs Entwurf Habsburgischer Regentenbilder traf sich mit dem offiziellen Kulturprogramm des multinationalen Staates, dessen einziges nationales Programm in dieser Periode des heraufziehenden Nationalismus strikte A-Nationalität war. Jeder Nationalismus konnte die Existenz des Staates auf die Zerreißprobe stellen. Auch in der Kulturpolitik hatte a-nationale Gesinnung zu herrschen, und eine strenge Gleichschaltung der „Nationalitäten" – auch im kulturellen Bereich – erschien als gerechtes Prinzip der Gleichbehandlung.

Man hatte selbstverständlich die ideologische Brisanz erkannt, die die so unterschiedlichen Geschichte/n der bunt zusammengewürfelten Völker für die Formierung des nationalen Bewusstseins hatten und bediente sich recht wenig zimperlicher Methoden in der Kulturpolitik, um die Geschichte nicht der freien Forschung und damit der freien Interpretation zu überlassen, nämlich der Zensur, der alle publizistischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Produktionen unterworfen waren.

Das Faktum Zensur ist bei der Lektüre von historischer Literatur im Kaiserthum Österreich dieser Epoche immer mitzudenken[17]. Aus Angst vor dem aufkeimenden Nationalismus wurde die Geschichte als ideologische Wissenschaft bald geradezu verfolgt. Ab den Studienreformen von 1810 war sie im Studienplan der

---

[16] Zu Pichler und zur Beziehung Pichler – Hormayr vgl. Burkhard Bittrich, Österreichische Züge am Beispiel der Caroline Pichler, in: Konrad Polheim (Hg.), Literatur aus Österreich. Österreichische Literatur. Ein Bonner Symposium (Bonn 1981) 167–189; Anke Gilleir, Geschlecht, Religion und Nation. Caroline Pichlers Agathokles als Antwort auf den Nationalismus der napoleonischen Ära in Österreich, in: Colloquia Germanica. Internationale Zeitschrift für Germanistik 35/2 (2002) 125–144; Karl Glossy, Hormayr und Caroline Pichler, in: Jahrbuch der Grillparzergesellschaft 12 (1902) 213–341.

[17] Dazu Waltraud Heindl, Der „Mitautor". Überlegungen zur literarischen Zensur und staatsbürgerlichen Mentalität im habsburgischen Biedermeier und Vormärz, in: Péter Hanák, Waltraud Heindl, Stefan Malfèr, Èva Somogyi (Hgg.), Kultur und Politik in Österreich und Ungarn (Begegnungen an der Donau, Wien–Köln–Weimar 1994) 38–60.

juridischen Fakultät der Universitäten, in der sie bis dahin einen bedeutenden Platz eingenommen hatte, kaum mehr vertreten[18].

Die Zensur griff nach dem Wiener Kongress zu immer härteren Methoden: Ab den 20er Jahren sei sogar – so Hormayr –, „in Originalbriefen und Actenstücken" von der Zensur „gestrichen und verfälscht worden [....], die schon ein paar Jahrhunderte alt sind, folglich mit Liberalismus oder Carbonarismus wahrlich nicht das Mindeste zu schaffen hatten"[19]. Über Karl V. durfte wegen des „Aufloderns und Fortgangs" der Reformation nicht geschrieben werden[20], desgleichen waren Publikationen über den Reformator Joseph II. unerwünscht[21]. Wie sehr man selbst die geringsten nationalen Anspielungen fürchtete, zeigt die Praxis, auch literarische, sogar musikalische Produkte mit historischem Inhalt unter strenge Aufsicht zu stellen. Wie beispielsweise die Zensur, Regie und Strichbücher" des Wiener Burgtheaters zeigen, wurde in Franz Grillparzers Drama „König Ottokars Glück und Ende" (1826) sorgfältig jedes Wort gestrichen, aus dem die Wertung einer Nation hervorgehen konnte. So fielen sogar die Termini Böhmen, Ungarn oder Tartaren den Strichen zum Opfer[22]. Die Geschichtsforschung, „dieser höchst ungelegene und unhöfliche Spiegel, den man gern in tausend Scherben zerschlagen möchte", wie Hormayr sich verbittert ausdrückte[23], wurde der Ideologie des Staates geopfert. Und Hormayr meldete 1834, dass „in dem großen, mächtigen Oesterreich die Geschichte wie todt" sei[24].

Geschichtsinterpretation war also ein Werk der Zensur. Lesen wir die österreichischen Geschichtswerke dieser Zeit, so lesen wir gleichzeitig die offizielle staatliche Ideologie. Gerade der Beamte Hormayr, der in die Tiroler Aufstände (von 1809 und 1812) gegen die bayrische Herrschaft verwickelt und auch in Festungshaft gesessen war, hatte aus Existenzgründen wenig andere Wahl als dem offiziellen Kurs zu folgen.

So gelang es, dass die vergangenen Habsburgerherrscher immer mehr Terrain in der österreichischen Galerie der Helden und Idole erobern konnten. Wir fragen noch einmal: Waren sie deshalb wirklich Helden, wirkten sie tatsächlich als Leitfiguren für das Volk? Wer aber sonst außer der Dynastie, so lautet die nächste Frage, war in dieser Zeit des aufkeimenden Nationalismus als Identitätsfaktor und gemeinsames Symbol für alle in dem multinationalen Gesamtstaat vereinten Nationen geeignet?

---

[18] Waltraud Heindl, Gehorsame Rebellen. Bürokratie und Beamte in Österreich 1780–1848 (Studien zu Politik und Verwaltung 36, Wien–Köln–Graz 1991) 112 f.

[19] Hormayr an Böttiger, Wien, 20. November 1826, Vajk, Hormayr és Böttiger 100, Nr. 39.

[20] Ebd. 101.

[21] Hormayr an Böttiger, München, 20. November 1830, Vajk, Hormayr és Böttiger 133, Nr. 57.

[22] Susanne Fröhlich, Strichfassungen und Regiebücher. Kulturpolitik 1888–1938 und Klassikerinszenierungen am Wiener Burg- und Volkstheater (Frankfurt a. Main–Berlin–New York 1996) 81 f.

[23] Hormayr an Böttiger, Wien, 20. November 1826, Vajk, Hormayr és Böttiger 101 f., Nr. 39.

[24] Hormayr an Böttiger, Hannover, 15. Dezember 1834, ebd. 143, Nr. 63.

Geschichte, heroische Mythen, Nation und Geschlecht

Seit einigen Jahren ist eine Reihe von Forschungen den Zusammenhängen von Nation und Geschlecht gewidmet[25]. Sie zeigen die starken Einflüsse der großen sozialen, kulturellen und politischen Wandlungsprozessen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert auf die Geschlechtskonzeptionen. Bei aller Unterschiedlichkeit in der Beurteilung sind sich die Autoren und Autorinnen grundsätzlich in der Frage einig, dass die Entwürfe der Bilder von Männlichkeit und Weiblichkeit in dieser Periode einem starken Wandel unterworfen wurden. Die bereits in der Französischen Revolution erfolgte Festlegung des Nationsbegriffes auf die Kategorie Männlichkeit, die Nationalisierungsprozesse und kriegerischen Ereignisse sowie die Diskussion um die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hatten eine starke Polarisierung der Geschlechtscharaktere zur Folge. Auf Preußen bezogen, stellt Karen Hagemann in ihrer differenzierten Analyse „Mannlicher Muth und Teutsche Ehre“ neuerdings einleuchtend fest, dass durch die Gleichzeitigkeit von Nationsbildung und allgemeiner Militarisierung in den antinapoleonischen Kriegen, durch die national – patriotische Mobilisierung und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, von der wiederum staatsbürgerliche Rechte wie das Männerwahlrecht abhängig gemacht wurden, die Festlegung der Definition Nation auf Männlichkeit eine entscheidende Prägung erhielt. Dies gipfelte – wie in manch anderen Ländern – in der Propagierung von männlichen Heldengestalten, die sich für das Vaterland opferten und den Heldentod am Altar des Vaterlandes fanden.

Die Kategorie Weiblichkeit dagegen blieb von dem Begriff Nation ausgeschlossen. Weibliche Heldinnen mit männlichen Heldentaten, wie etwa der Typ der Amazone oder der Heldenjungfrau waren im Grunde nicht erwünscht. Weibliches Heldentum sollte in stiller Selbstaufopferung, in den Tugenden Verzicht, Treue und Demut bestehen. Diese Werte wurden vom Typus der Heldenmütter, Kriegerbräute und der tapferen Pflegerinnen von Verwundeten mustergültig verkörpert. Daher waren sie die weiblichen Idole, die intensiv propagiert wurden.

In unzähligen Freiheitsgedichten, Heldenepen, Heldenliedern und Heldenmythen vor, während und nach den Antinapoleonischen Kriegen wurden heldenhafte Männer sowie männliche und weiblichen national – patriotischen Tugenden erzählt und besungen und damit die Geschlechterordnung anscheinend gültig untermauert und festgeschrieben[26].

Im übrigen war nicht nur die Nation männlich gedacht. Auch der Staat und seine vordringlichsten öffentlichen Aufgaben, Politik, Recht, Bildung, Wissenschaft, Künste waren bekanntlich auf das männliche Geschlecht ausgerichtet. Die nach

[25] Literatur zum Thema zit. Anm. 2; eine ausführliche Diskussion über die Literatur bei Charlotte Tacke, Geschlecht und Nation, in: Kemlein (Hg.), Geschlecht und Nationalismus 15–32; – über den Raum der österreichischen Monarchie gibt es allerdings eine Lücke in der Forschung.

[26] Hagemann, „Mannlicher Muth passim, zu den heroischen Tugenden ebd. 304–340.

der herrschenden Doktrin proklamierte Deckungsgleichheit von Staat und Nation verstärkte die Wirkung des Frauenausschlusses aus dem öffentlichen Diskurs[27].

In Österreich wurde die Geschlechterzuordnung nicht anders gehandhabt. Die offizielle a-nationale Geschichtspublizistik sprach, wie an Hormayr abzulesen ist, Frauen keineswegs an. Der Titel des Werkes, „De viris illustribus" – „Über berühmte Männer", bestimmt das Geschlecht der handelnden Personen. Es kommt im Untertitel klar zum Ausdruck „Leben und Bildnisse der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler des österreichischen Kaiserstaates". Die Ehre in diesen illustren Reigen aufgenommen zu werden, wurde nur einer einzigen Frau zuerkannt, der Regentin Maria Theresia.

An den angeheirateten Ehefrauen der Habsburgerherrscher, die aus dynastischer Notwendigkeit fein säuberlich aufgelistet wurden, treten allerdings Hormayrs und (wir dürfen annehmen) die allgemeinen zeitgenössischen Vorstellungen von angeblich „typisch" weiblichen Eigenschaften deutlich in Erscheinung. Die Neigung, aus dem Reigen der habsburgischen Gemahlinnen Exemplare herauszugreifen, die mit monströsen angeblich weiblichen Untugenden behaftet waren, ist nicht zu übersehen. Die Frauen um Kaiser Maximilian I., dem der Autor eine lange Abhandlung widmet, dürfen allerdings ungewöhnlich konturiert aus dem Dunkel der Geschichte heraustreten, weil die erste Gemahlin, Maria von Burgund, als Erbin von Burgund, laut Hormayr, ihren Aufgaben nicht im geringsten gewachsen war, die zweite, Blanka Sforza, weil sie „der Sforza stolzen, misstrauischen, verschlossenen Geist" geerbt hatte. Maximilian, „der letzte Ritter", erscheint in seiner eleganten Frömmigkeit in scharfem Gegensatz zu seinen Ehefrauen. Die Tochter Maximilians, die Statthalterin der Niederlande, Margarethe, wird in Kontrast zu den Ehefrauen positiv geschildert, klug und „geistreich", daher wird ihr das Attribut „männlich" verliehen[28]. Sonst drohte von Seiten der Gemahlinnen der Habsburger viel Ungemach. Es gibt unter ihnen nicht nur eine Reihe von untreuen Königinnen, sondern – was schlimmer war – auch ehrgeizige und intrigante weibliche Emporkömmlinge und giftmischende Zauberinnen.

Die Auswahl und Charakterisierung – berechnet, mit einigen Horrorgeschichten ein breiteres Publikum anzusprechen – kennzeichnet das Werk Hormayrs als frauenfeindliche Variante der Regenten- und Staatsgeschichtsschreibung der Zeit.

An Hormayrs Werk werden einige der wesentlichen Merkmale der österreichischen Lesart von patriotischer Geschichte und Geschlechterideologie deutlich:

1. In Hormayrs historischer männlicher Heldengalerie – das ist auffällig – finden sich im Grunde *keine* Helden. Hormayr bietet an ihrer Stelle seinen Lesern

---

[27] Zur Diskussion zum Thema Öffentlichkeit und Privatheit in der Geschlechterideologie bei Brigitte Mazohl-Wallnig, Männliche Öffentlichkeit und weibliche Privatheit? Zur fragwürdigen Polarisierung bürgerlicher Lebenswelten, in: Margret Friedrich, Peter Urbanitsch (Hgg.), Von Bürgern und ihren Frauen (Bürgertum in der Habsburgermonarchie 5, Wien–Köln–Weimar 1996) 125–141.

[28] Hormayr, Oesterreichischer Plutarch, Bd. 5 (1807) 90 f., 106, 129, 156.

christlich-fromme, (bürgerlich) pflichtbewusste Herrscher aus dem Haus Habsburg als „große" Leitfiguren an. Die bedeutende Geschichte dieser habsburgischen Idole wird mit Österreichs großer Geschichte gleichgesetzt. Das Allerhöchste Haus und der Staat bildeten in der Geschichte, so die Aussage, – und daraus schwingt die Legitimation für die Gegenwart und Zukunft mit – eine unzertrennliche Einheit.

2. Im „Oesterreichischen Plutarch" gibt es keine nationalen Helden aus dem Volk.

3. Damit mangelt es aber auch an dem damals gängigen männlichen Tugendkatalog als Vorbild für die männlichen Mitglieder der Nation: Wehrhaftigkeit, Unerschrockenheit, Mut, Kampf- und Todesbereitschaft – unter diesen Begriffen wurde vor allem modernes nationales Heldentum definiert[29].

4. Diese werden ersetzt durch die Tugenden der Herrscher des Allerhöchsten Hauses, unter denen eindeutig die landesväterlichen dominieren. Der Herrscher ist der regierende Patriarch – wie im übrigen die großen Gestalten des Römischen Reiches. Die römische Tradition wurde von den Habsburgern schon als römisch-deutsche Kaiser in Anspruch genommen und erst recht seit Gründung des „Kaiserthums Oesterreich" betont in den Vordergrund gerückt.

5. Der nationale Diskurs oder eine wie immer geartete historische Legitimation durch die Abstammungsgemeinschaft – das Herzstück in den nationalen Diskursen – findet im „Oesterreichischen Plutarch" nicht einmal in Ansätzen statt.

6. Vergeblich suchen wir in dem Kompendium nach dem Pendant des Landesvaters, der Landesmutter. Sie fehlt in augenfälliger Weise.

Der „Oesterreichische Plutarch" weicht deutlich von dem üblichen national – patriotischem Pathos und den zeitgenössischen nationalen Geschichts- und Heldenbilder ab. Er wirkt kühl – distanziert, ein wenig bieder und steif im Vergleich mit der in der Zeit üblichen blumigen Heldenrethorik und wenig angelegt, zu patriotischen Begeisterungsstürmen hinzureißen. War anderswo in Europa die Identifikation mit der Geschichte der „Staatsnation" gefragt, so musste gerade dieser Bezug im Kaiserthum Österreich, wo es keine Staatsnation gab und nach dem Willen von Krone und Regierung auch gar keine entstehen sollte, ängstlich vermieden werden. So blieb keine andere Wahl als die (an sich wünschenswerte patriotische) Geschichte strikt auf die Dynastie und den Gesamtstaat zu begrenzen. Eine Gratwanderung, die letztendlich nicht gelingen sollte.

Der „Oesterreichische Plutarch" liefert uns die unmissverständliche Botschaft: Die Geschichte der Dynastie Habsburg und die „ihres" Staates ist groß. Die lange Kette der bewunderungswürdigen habsburgischen Landesväter, die seit mehr als einem halben Jahrtausend umsichtig und selbstlos für die ihnen anvertrauten „Untertanen" sorgten, legitimiert sie, auch in der Zukunft die Herrschaft auszuüben und das Vertrauen der Landeskinder zu erhalten. Die Landesväter stehen für das Land, sind Symbol und Identifikationsfaktoren im Sinne des proklamierten

[29] Hagemann, „Mannlicher Muth" 331–350.

Kaiserthums Österreich, das ein im guten Sinne patriarchal regiertes Land ist, ein (Vielvölker)Staat, in dem die national so verschiedenen Kinder alle gleich sind und vom Landesvater gleichermaßen geliebt werden. Der Staat als gesellschaftliches Konstrukt wie eine verlängerte Familie!

Der gute Landesvater ist bekanntlich ein Topos der deutschen politischen Kultur seit der frühen Neuzeit[30], dem ein älteres Familienmodell, das des Hauses, zugrunde liegt. Neu allerdings seit dem späten 18. Jahrhundert ist, dass es auf Liebe und Achtung anstatt auf Ehrfurcht und Gehorsam basiert[31]. In diesem vormodernen Familiemodell herrschen zugleich die vormodernen hausväterlichen (und hausmütterlichen) Geschlechtscharaktere. Auf diesem hausväterlichen Modell beruht Hormayrs Entwurf vom guten Landesvater, der voll und ganz der politischen Praxis entsprach, wie sich der regierenden Kaiser Franz I. dem Volk präsentierte. Es ist auffällig, dass das Bild des Landesvaters die männlichen kampfesmutigen, todesbereiten Vaterlandsheroen ersetzt und nicht – wie etwa in Preußen – als Ergänzung zu den in dieser Zeit üblichen Helden des Vaterlandes tritt. Es gibt ausschließlich den Landesvater, den Monarchen, als einigendes Objekt der Liebe, der die Sicht auf die Nation(en) verstellen sollte.

In diesem Zusammenhang scheint es kein Zufall zu sein, dass gerade in diesen Jahren der Vordenker der politischen Romantik Adam Müller von Staatskanzler Metternich nach Wien berufen wurde, um politische Ideen für den restaurativen Staat zu liefern. Adam Müller war es, der die Vorstellung von Staat und Nation als erweiterte Familie der Aufklärungsidee des Sozialkontrakts entgegensetzte und den Staat als „ein Produkt der Natur und zugleich Gottes sah". Sie sei Grundeinheit des Staates und „Eingang aller Staatslehre"[32]. Die Verbindung der Geschlechter, auf der die Familie schließlich beruht, bezeichnet Müller als Ergänzung des Gegensätzlichen: In der männlichen Natur sei Ehrgeiz, Wettlaufen, Fortschreiten, in der weiblichen Dauer, Treue und Bleiben vorherrschend. Erst der Zusammenschluss von Mann und Frau garantiere den Zusammenhalt des Staates[33].

Müllers Theorien entsprachen dem offiziellen politischen Denken in Österreich: ein Staat ohne Nation, in dem dem Landesvater allein – wie im vormodernen Familiemodell – Fürsorge, Tugend, Wehrhaftigkeit und der Anspruch auf die

---

[30] Ebd. 350; Paul Münch, Der Landesvater – Historische Anmerkungen zu einem Topos der deutschen politischen Kultur, in: Journal Geschichte 5 (1986) 36–43; Ders., Die „Obrigkeit im Vaterstand". Definition und Kritik des „Landesvaters" während der frühen Neuzeit, in: Daphnis 11 (1982) 15–40.

[31] Hagemann, „Mannlicher Muth" 350.

[32] Adam Müller, Die Elemente der Staatskunst, Erster Theil (Berlin 1809; Reprint Jena 1922) 45 und 90; zit. bei Hagemann, „Mannlicher Muth" 352.

[33] Adam Müller, Ueber König Friedrich II. und die Natur, Würde und Bestimmung der preußischen Monarchie. Öffentliche Vorlesungen gehalten zu Berlin im Winter 1810 (Berlin 1810) 70, zit. bei Hagemann, „Mannlicher Muth" 352.

Geschichte als Gedächtnis der Gesellschaft zustand. Von der Logik der Regierung her, die nach den Wirren der Französischen Revolution die vormoderne gottgewollte Ordnung wieder herzustellen trachtete, war es folgerichtig gedacht, das patriarchale System – im Sinne Max Webers[34] – durch die Geschichte zu legitimieren.

Männlicher Heldenmut der Landeskinder erschien nur begrenzt passend, die allgemeine Wehrpflicht für die männliche Jugend wurde abgelehnt, implizierte sie doch die Erfüllung der Militär- und Bürgerpflichten – zeitgemäße Forderungen des modernen Nationalismus!

Männliche Wehrhaftigkeit bestand im „Kaiserthum Österreich" im Kriegsfall in der Bereitschaft, für Gott und Kaiser nicht aber für die *Nation* zu kämpfen. Nichts spricht eine klarere Sprache als ein offizielles Dokument, der Aufruf Kaiser Franz I. von 1813 für die Völkerschlacht von Leipzig. In dem Entwurf des Manifests, „für Gott, Kaiser und Vaterland" zu kämpfen, strich Kaiser Franz eigenhändig das *„Vaterland"*[35]. Was an patriotischen Zielen blieb, waren „Gott und Kaiser" als alleinige Eckpfeiler, Orientierungsmuster und Identitätsfaktoren für die Gesellschaft.

Allerdings – welches andere für alle geltende Identifikationsmuster außer dem guten Landesvater wäre angesichts der Verschiedenartigkeit der Nationen, die über die Privilegien der Nachbarn mit Eifersucht wachten, auch wählbar gewesen? Jeder offiziell anerkannte Held einer Nation hätte bei einer anderen Zwietracht und Neid ausgelöst!

Merkwürdigerweise fehlt, wie erwähnt, in Hormayrs Opus das landesmütterliche Idealbild. In Preußen wurde sehr bald nach ihrem frühen Tod (1810) in einem vielschichtigen, bewusst inszenierten Prozess Königin Luise mythisiert – sowohl als große Landesmutter, die im Himmel über das Heil der preußischen Landeskinder wachte, zugleich aber auch als Heroin, die den Tod für das Vaterland erlitt als Opfer Napoleons und des französischen Erbfeindes, da sie aus Gram über dessen Siege sterben musste[36].

Maria Theresia, die sich für die Mythisierung der Landesmutter als Modell angeboten hätte, blieb – vorderhand noch – von dieser Art der Imagebildung verschont. Sie wird im Gegenteil in Hormayrs „Plutarch" in einem grandiosen Herrscherporträt auf mehr als 200 Seiten als absolute Regentin gezeichnet. Hormayr stattet sie mit allen Herrschertugenden aus, die für gewöhnlich als männliche Ge-

---

[34] Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Besorgt von Johannes Winckelmann (Tübingen, 5. rev. Auflage, 1980) 580, auch 652.

[35] Joseph Redlich, Das österreichische Staats- und Reichsproblem. Geschichtliche Darstellung der inneren Politik der habsburgischen Monarchie von 1848 bis zum Untergang des Reiches, 1: Der dynastische Reichsgedanke und die Entfaltung des Problems bis zur Verkündigung der Reichsverfassung von 1861 (Leipzig 1920) 54 f.; siehe auch Heindl, Gehorsame Rebellen 59.

[36] Philipp Demandt, Luisenkult. Die Unsterblichkeit der Königin von Preußen (Köln–Weimar–Wien 2003); Hagemann, „Mannlicher Muth" 366–374.

schlechtsmerkmale betrachtet werden[37]; und trotzdem, so betont er, sei sie eine Frau im wahrsten Sinne des Wortes gewesen[38].

Auch die Habsburger machten sich in diesen Jahren Gedanken über die Vorbildfunktion ihrer Ahnen. So sinnierte Erzherzog Carl, der „Sieger über Napoleon bei Aspern" über Maria Theresias Bedeutung für die Gegenwart und kam zu einem Bild seiner Großmutter, das in auffälliger Weise mit Hormayrs Zeichnung übereinstimmt: „Alle Weiber, welche regierten", so Carl, „waren groß – sonst hätten sie sich weder auf den Thron geschwungen, noch auf selben erhalten, aber alle waren lasterhaft, als sie sich frei den Leidenschaften überlassen konnten, welche bei ihrem Geschlecht am meisten Reiz erregen, und die sie in ihrer Jugend nicht gelehrt wurden, selbst zu bezähmen. Nur Maria Theresia allein verband die Größe mit der Tugend und erhob sich deshalb über alle ihres Gleichen"[39]. Damit hatte Carl die Motivation für die Inklusion Maria Theresias in die offizielle Geschichte des Staates auf den Punkt gebracht: Frauen waren gemäß der herrschenden Geschlechterordnung keine öffentlichen Symbole und damit auch keine offiziellen Idealfiguren. Nur als Ausnahmeerscheinungen konnten sie in den staatlich-kulturellen Symbolkanon aufgenommen und gleichzeitig in die Ordnung der Geschlechter eingefügt werden.

Diese Entwürfe von Maria Theresia sollten im Laufe de 19. Jahrhunderts einer gründlichen Revision unterzogen werden. Die Konstruktion der gütigen Landesmutter auf Habsburgs Thron, durch die die Regentin im Hintergrund verschwinden sollte, blieb nachfolgenden Generationen vorbehalten. Erzherzog Albrecht, der Sohn Carls, sollte ein halbes Jahrhundert später an seiner Urgroßmutter vorzüglich ihre „Häuslichkeit" und ihre „gute Ehe" preisen[40]. Auch in den populären Publikationen, vor allem in Lesebüchern und historischen Romanen, erfolgt ab den 70er Jahre des 19. Jahrhunderts eine Umdeutung Maria Theresias: D i e bürgerliche Hausfrau, Gattin und Mutter, die erweiterte Landesmutter wird geboren[41]. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war es allerdings noch nicht so weit. Eine habsburgische Regentin von Gottes Gnaden blieb die auserwählte Herrscherin und wurde als solche gefeiert.

In der intellektuellen Öffentlichkeit wurde das Bild einer Hausmutter mit den entsprechenden Tugenden als zeitgemäßes Frauenbild propagiert. Die (bereits erwähnte) einflussreiche Schriftstellerin Caroline Pichler beispielsweise widmete einer ihrer Schriften, „Über weibliche Erziehung"[42], dem weiblichen Tugendkodex und entlehnt diesen dem Modell der vormodernen Hausmutter. Sie lehnte das

---

[37] Hormayr, Plutarch, Bd. 11 (1807) 1–216.

[38] Ebd. 96 ff.

[39] Bei Heindl, Vom schwierigen Umgang mit (Helden-)Ahnen 408 f. ***Original???***

[40] Ebd. 412 f.

[41] Ebd. 414 f.; Waltraud Heindl, Prinz Eugen von Savoyen. Heros et Philosophus. Gedanken zu einem männlichen Schulbuchhelden, in: Barth-Scalamani–Bauer (Hgg.)Tausendundeine Geschichten aus Österreich 56–74, hier 63.

[42] Caroline Pichler, Über weibliche Erziehung, in: Sämmtliche Werke, Bd. 59 (Wien 1854) 9–54.

weibliche Emanzipationsmodell der Aufklärung, das ihr aus ihrer eigenen Erziehung bekannt – und das ihr übrigens auch von ihrer Mutter, der Kammerfrau Maria Theresia Charlotte Greiner, vorgelebt worden – war, vehement ab und pries Häuslichkeit, weibliche Folgsamkeit und stille Demut, Untertänigkeit gegenüber dem Ehemann als zeitgemäße weibliche Tugenden[43]. Die Stilisierung der weiblichen Figuren in ihren Romanen folgt diesem Modell.

Es ist zu vermuten, dass in diesem kulturellen Klima das Modell des Landesvaters als einigendes Symbol an Einfluss und Stärke gewinnen konnte.

Idole und Heldinnen in den „Königreichen und Ländern"

Fast gleichzeitig mit den Versuchen, die Habsburgerherrscher zu mythisieren und in Kontrast dazu, setzten – abseits der offiziell lancierten Geschichtsschreibung entfernt vom Zentrum, der Haupt- und Residenzstadt Wien, anders geartete Prozesse der Mythenbildung ein. In den Narrativen der Königreiche und Länder entwickelte sich gleichsam in einem Konkurrenzverfahren eine reiche kulturelle „Heldenproduktion", als wollte jede Nation und jedes Land das Recht auf eigene Helden proklamieren.

Es sind zunächst zumeist volkstümliche Erzählungen, in denen diese Leitfiguren der Länder figurieren (und erst später sollte sich die wissenschaftliche Geschichtsschreibung mit ihnen beschäftigen), sie stammen aus der jeweiligen Region – eindrucksvolle Männer mit tapferem, einsatzbereiten Charakter – , bemerkenswerter Weise wird aber auch eindrucksvollen aus dem Land gebührender Platz geboten!

Andreas Hofer beispielsweise, ist nicht der einzige Held, der im antinapoleonischen Widerstand den Tod für die Freiheit des Landes Tirol nicht scheut. Es gibt auch ein weibliches Pendant: die Baronin Sternberg, die in Männerkleidern gegen die französischen Feinde kämpft, eine Tiroler Amazone ohne Amazonenheer! Erzherzog Johann, in langjährigem Widerstand zu seinem Bruder, den regierenden Kaiser Franz, wird zum volkstümlichen regionalen Landesvater der Steiermark stilisiert, nicht minder aber wird seine brave Ehe- und Hausfrau, die bürgerliche Postmeistertochter vom Grundlsee, Anna Plochl, die bei den Steirern als eine der ihren sehr bald volkstümlichen Ruhm erringen sollte, zur Landesmutter erhoben. Der Landespatron von Niederösterreich, Herzog Leopold III. von Babenberg, bereits seit dem späten 17. Jahrhundert Leopold der Heilige, wird mit seiner Frau, der seligen Agnes verehrt, die sich selbst politisch durch bedeutende Klostergründungen hervorgetan hatte.

Das Ideal der Leitfiguren und Helden / Heldinnen erscheint dadurch in den Landes-Narrativen (vorwiegend der „Erbländer") eigentümlich „domestiziert",

[43] Waltraud Heindl, Caroline Pichler oder der bürgerliche Fortschritt: Lebensideale und Lebensrealität von österreichischen Beamtenfrauen, in: Friedrich–Urbanitsch (Hgg.), Von Bürgern und ihren Frauen 197–208, im besonderen 204 f.

das kämpferische Heroensymbol umgewandelt in Bilder von gutmütigen sanften Paaren, mit denen sich Männer und Frauen des Volkes gleicher Weise identifizieren konnten (eine Ausnahme bildet Andreas Hofer, der einzige „wahre" kriegerischer National-Held ältere Tradition aus dem Landlibell und den vielen kriegerischen Konfrontationen mit Bayern; auch z.B. Selbstbewusstsein des steirischen Adels im Zusammenhang mit den Kriegen gegen die Osmanen).

Doch es gibt auch eine zeitgenössische (mitunter enthusiastisch betriebenen) Geschichtsforschung in den Ländern, die sich berühmten Vorfahren widmet. Nicht selten stehen hier auch mythischen Erzählungen und Figuren im Zentrum der historischen Wissenschaft. Das offensichtlich erste Anliegen der Geschichtsforschung, den Mythos auf seine Historizität hin zu überprüfen, rief heftige Diskussionen innerhalb der Zunft hervor und erreichte ein breites gebildetes Publikum. Hormayr wird nicht müde, seine Begeisterung über die Geschichtsforschung zu beteuern, die sich entfernt vom Zentrum in den Städten Graz, Brünn, Prag und Budapest entwickeln konnte. Er schreibt es dem geringeren Einfluss der Zensur in diesen Regionen zu. Ob die maßgeblichen „Herren in Wien" von der slawischen und ungarischen Geschichte und Literatur wirklich nichts verstanden, wie Hormayr meinte, so dass sich die Geschichtswissenschaft seiner Meinung nach freier als in Wien entfalten konnte[44]?

Nationale Mythen von Reichsgründungen und Landnahmen werden dem Dunkel der Geschichte entrissen und Historisierungsversuchen unterworfen. König Stefan, der die ungarische Landnahme bewerkstelligte, das Reich und das (westliche) Christentum annahm, wird zum Symbol des ungarischen Staates stilisiert. Über Jahrzehnte lang andauernde Diskussionen von Historikern über die Geschichtlichkeit slawischer Mythen aus der grauen Vorzeit sorgen für Aufregung beim intellektuellen Publikum. Sagenhafte Männer wie auch Frauengestalten werden entdeckt und Querverbindungen zwischen ihnen hergestellt, wie die zwischen der tschechischen Libussa (Libuše) und der polnischen Wanda[45].

Ein Diskurs der tschechischen Geschichte, der ab dem frühen 19. Jahrhunderts um die legendäre Libussa, Fürstin und Prophetin in einer Person, Gründerin von Prag, und um ihre Gefährtin, der amazonenhaften Kämpferin Vlasta, die beide seit Jahrhunderten in den volkstümlichen Narrativen der Tschechen figurierten, bietet

[44] Zum Beispiel Hormayr an Böttiger, Wien, 6. Juni 1818, Vajk, Hormar és Böttiger, 31, Nr. 3, ebenso Wien, am 10. November 1827, ebd., 105, Nr. 41, auch München, 20. Jänner 1829, ebd., 121, Nr. 50., und 6. Februar 1829, ebd., 124, Nr.51.

[45] Über den Diskurs zum Mythos der Tschechen ausführlich Vladimir Karbusicky, Die Anfänge der historischen Überlieferung in Böhmen. Ein Beitrag zum Studium der mittelalterlichen Sängerepen (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, Köln–Wien 1980) insbesondere 1–71; neuerdings Jitka Malečková, Nationalizing Women and engendering the Nation. The Czech National Movement, in: Blom–Hagemann–Hall (Hgg), Gendered Nations, 298–302. Mein Dank gilt Frau Dr. Vyslouzil (Brünn), die mich auf die Verbindung Libussa – Wanda aufmerksam machte.

für den Zusammenhang von nationaler und Geschlechterideologie ein eindrucksvolles Beispiel.

Die sogenannte Cosmas-Chronik aus dem 10. Jahrhundert wurde gemeinsam mit der berühmten gefälschten „Handschrift von Zelená Hora" (1818) eine wichtige Quelle für Historiker, die Meisternarrative der tschechischen Nationalgeschichte zu schaffen, in die die beiden Frauengestalten eingebunden wurden. Libussa, die Seherin und Prophetin, so erzählte der Mythos, hatte zwar Prag gegründet und eine weise, milde Herrschaft über das tschechische Volk ausgeübt, sie gab aber ihre Position dem Willen des Volkes folgend an den Bauern Přemysl ab, den sie heiratete und der Regent wurde. Er war es also – so eine der Interpretationen – der mit seiner Regentschaft die erste tschechische Herrscherdynastie, die Přemysliden, und damit den ersten tschechischen Staat gründete[46]. Vlasta, die Vertraute von Libussa, führte nach Libussas Tod mit einem Mädchenheer einen jahrelangen Kampf gegen die Herrschaftsübernahme durch die Männer in der Person von Přemysl und verteidigte so in einem Amazonenkrieg die Herrschaft der Frauen bis zu ihrem, Vlastas, bitteren Ende.

Die Historiker gingen sehr verschieden mit den angeblich mächtigen Frauen in ihrer Geschichte um. Einig war sich die historische Zunft erstaunlicher Weise über die Geschichtlichkeit der Libussa. Man erkannte sehr bald, dass weibliche Führerinnen in der Geschichte im Sinne der tschechischen Nationalbewegung zu „vermarkten" waren. Mit großem Engagement wurde ein an sich problematischer Historisierungsprozess eingeleitet, in dem teilweise sogar die Historizität der kriegführenden Amazone Vlasta, die zumindest als fragwürdig schien, diskutiert wurde.

Bereits durch die gefälschte „Handschrift von Zelená Hora" war Libussa in die tschechische Nationalgeschichte inkorporiert worden, indem sie als eine hoch respektierte Person gedeutet wurde und als Beweis für den wichtigen Platz, den Frauen in der frühen tschechischen Gesellschaft inne hatten[47]. Folgerichtig beschreibt einer der Fälscher, Václav Hanka, in seiner 1824 erschienenen „Tschechischen Geschichte" mit vielen Details Libussa als historische Fürstin, er widmet sich aber auch eingehend dem „Mädchenkrieg" Vlastas, die er als positive und couragierte Frau sieht. Hanka feiert diese frühe historische Periode als das goldene Zeitalter der Tschechen, das mehr Göttinnen als Götter gekannt hätte.

Ab den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts erlebten vor allem der Libussa – Mythos aber auch die Vlasta-Erzählung mit dem Erstarken der tschechischen Nationalbewegung einen ungeheuren Aufschwung. František Palacký, der in der Historiographie des 19. Jahrhunderts bekanntlich höchstes Ansehen genoss, erkannte die Problematik, die mit der Anerkennung der Geschichtlichkeit der Vlasta verbunden war, Libussa und die sagenhafte starke Position der Frauen in der tschechi-

[46] Vít Vlnas, Zdeněk Hojda, „Gönnt einem jedem die Wahrheit", in: Flacke, Mythen der Nationen 504–508.

[47] Zur folgenden Analyse Malečková, Nationalizing Women 299 f.

schen Gesellschaft sah aber auch er (in der „Geschichte des tschechischen Volkes in Böhmen und in Mähren“, 1850) positiv – als den Beweis für das demokratische Prinzip, das bei den frühen Tschechen geherrscht hätte – im Gegensatz zu der germanischen Gesellschaft[48], eine nationale Interpretation, die sich weiter verstärken sollte. Einen der literarischen Höhepunkte bildete schließlich Jan Kollárs Darstellung in seiner erfolgreichen und einflussreichen „Tochter der Sláva“, in der er nicht nur Libussa sondern auch Vlasta als Symbol nicht nur für die Tschechen sondern für das Slawentum schlechthin sieht.

Vladimír Macura zeigte bereits den für diese Zeit grundlegenden Deutungswandel, der an den weiblichen Mythen vollzogen wurde[49]: Um die Heldinnen der nationalen Meisternarrative für die Glorifikation der tschechischen Nation heranzuziehen, waren zwei Neuinterpretationen notwenig: Die Gestalten mussten erstens entmythisiert und in die historische Realität (auch wenn diese noch so zweifelhaft war) erhoben werden; zweitens hatte die Kategorie Weiblichkeit als solche gegen das Zeitverständnis positiv umgedeutet zu werden, so dass die Feminität für die tschechische Nation in Anspruch genommen werden konnte. Jan Kollárs Interpretation wirkte prägend. Die Slawen würden repräsentiert durch mythische Frauenfiguren, die Germanen / Deutschen durch einen männlichen Gott, das weibliche (friedfertige) Prinzip stünde daher für die Slawen, das männliche – in Kontrast dazu – für die (kriegerischen) Germanen / Deutschen.

Die vollkommene Vereinnahmung der mythischen Frauengestalten für die nationale Bewegung war vollzogen, auch wenn es sich um eine ganz und gar unzeitgemäßen Konversion der Geschlechterideologie handelte, die von den Historikern – ohne sich offenbar durch die Umdrehung der „gottgewollten Ordnung der Geschlechter“ gestört zu fühlen – vorgenommen wurde. Sie interpretierten zum höheren Wohle, zur Legitimation ihrer Nation, zur Rechtfertigung der nationalen Herrschaftsansprüche.

Die Beispiele zeigen den grundlegenden Unterschied, der zwischen den Konzepten personalisierter Geschichtsbilder des Gesamtstaates und der Nationen herrschte. Die historischen Konstruktionen der Nationen waren mit weit mehr Emotionen und daher – der herrschenden Geschlechterideologie entsprechend – mit mehr „Weiblichkeit“ versehen als die Mythen des Gesamtstaates, die – rationaler und nüchterner – auf dem Entwurf der allein herrschenden Landesväter basierten, die allerdings weit entfernt, den Landeskindern daher fremd und in Wirklichkeit unväterlich erscheinen mochten. Die Erweckung der Liebe zur Gemeinschaft bedarf der Emotionalisierung weit mehr als die nüchterne Bejahung einer von Rationalität getragenen Gesamtstaatsidee. Gefühle leben von Symbo-

[48] Ebd., 300 f.

[49] Vladimír Macura, Znamení zrodu. Ceské obrození jako kulturní typ [Im Zeichen der Geburt. Die tschechische nationale Wiedergeburt als Kulturtypus] (Praha 1983) wird bei Malečková, Nationalzing Women 301 f., diskutiert.

len und bekannten, lebensnahen Zeichen. Was konnte das vernünftige Ideal des rationalen Gesamtstaates, der durch die landesväterlichen Herrschermythen dem Publikum nahegebracht werden sollte, ausrichten gegen glühende Kämpfer für die Nation und gegen friedfertige, weise Führerinnen, die sich dem Volk hingaben? Als emotionsgeladenes modernes Element der nationalen Identitätsbildung wirkten sie vermutlich weit zündender auf Bürger und Bürgerinnen als es die etwas langweiligen und steifen landesväterlichen Idole des Gesamtstaates zu tun vermochten. Hinter den personalisierten Geschichtsnarrativen der Länder und Nationalitäten des Kaiserstaates verbergen sich handfeste national-regionale Interessen, die gegen das Programm des Gesamtstaates stehen mussten. Männer und Frauen anzusprechen war Teil des nationalen Programms. Die Historiker stellten sich in dessen Dienst.

Als Kulturpolitik der Nationalbewegung, als Versuche, den nicht dominanten Nationen der Monarchie Nationalgeschichte und Identität zu vermitteln, waren diese heroischen Geschichtsbilder allemal effektiv. Sie repräsentierten ein probates Instrument, sich kulturell gegen die dominante Gesamtstaatsgeschichtsschreibung der österreichischen Monarchie zur Wehr zu setzen und ebenbürtige Symbole und Traditionen zu entwickeln.

In der Realität leiteten die Historiker, Literaten und Publizisten nicht Historisierungsprozesse ein, sondern vollzogen eine „Re-Mythisierung“: Ein jahrhundertealter, dem Volk vertrauter Mythos wurde mit allen den der „seriösen Geschichtsforschung“ zur Verfügung stehenden Mitteln historisiert, um ihn wissenschaftlich zu beweisen und ihn dadurch umso sicherer zu einem neuen Mythos zu stilisieren. In den Prozessen der Mythisierung von historischen Tatsachen wird, wie Roland Barthes formuliert, aus dem Kulturprodukt (der Geschichte) ein Naturprodukt (der Mythos) geschaffen,[50] das, wie wir sahen, zum steinernen symbolischen Denkmal für die nationale Abstammungsgemeinschaft gerann – zumindest für eine Periode lang bis eine neue Zeit neuer Mythen bedurfte.

[50] Roland Barthes, Mythen des Alltags (Frankfurt am Main1983) 113.

IV.
DIE ERFINDUNG DER NATION IN DER LITERATURGESCHICHTSSCHREIBUNG

Guido Lucchini

Note sull'idea di nazione nella storiografia letteraria italiana dell'Ottocento (da Foscolo a De Sanctis)

La *Storia della letteratura italiana* del gesuita Girolamo Tiraboschi (Modena 1772–1781[1] ma l'edizione definitiva, Modena 1787–1793), oltre ad essere un monumento dell'erudizione settecentesca, costituisce un modello di storiografia letteraria[1] per l'esposizione e la disposizione degli argomenti. Se l'ordine cronologico è più conforme alla natura, sembra presentare per l'autore lo svantaggio di confondere le singole discipline, mentre l'ordinamento per materia, oltre a creare confusione nell'esporre i fatti, riesce noioso al lettore. Di qui la soluzione di compromesso scelta da Tiraboschi: "Per isfuggire quanto sia possibile gl'incomodi, e per godere insiem de' vantaggi di amendue i metodi, mi è sembrato opportuno il seguir l'ordine cronologico, ma diviso in varie epoche più ristrette [...] secondo la maggiore, o la minor ampiezza della materia; e in queste diverse epoche ragionare partitamente di ciascheduna scienza, ed esaminare quai ne fossero allora i progressi e le vicende."[2]

Ora il criterio seguito dal Tiraboschi importa due fondamentali conseguenze: in primo luogo, la preminenza della geografia e della storia sulla lingua, giacché, com'è universalmente noto, la sua *Storia* prende le mosse dagli Etruschi e prosegue con i Romani, stendendosi sino al secolo XVII; in secondo luogo, il concetto di progresso, immaginato secondo una linea curva, il quale reca con sé anche quello di decadenza[3]. In quest'ultimo, Tiraboschi s'imbatte per la prima volta discorrendo delle cause dell'involuzione della letteratura latina. Era un argomento non nuovo,

---

[1] Marino Gentile, L'origine del tipo di storia letteraria nazionale, in: Annali della R. Scuola Normale Superiore di Pisa, Classe di lettere e filosofia 29 (1927) 1–46.

[2] Prefazione alla prima edizione di Modena, in: Girolamo Tiraboschi, Storia della letteratura italiana I (Firenze 1835) XXX.

[3] Girolamo Tiraboschi, Storia della letteratura italiana, tomo II, parte II (Firenze 1835), Dissertazione preliminare: Sull'origine del decadimento delle Scienze, 1–36. Su Tiraboschi si vedano Armando Balduino in: Dizionario critico della letteratura italiana, IV, s. v. (Torino 1986), la nota introduttiva di Emilio Bigi a: Dal Muratori al Cesarotti, tomo IV, Critici e storici della poesia e delle arti nel secondo Settecento (Milano–Napoli 1960) 561–569; e soprattutto la monografia di Michele Mari, Il genio freddo. La storiografia di Girolamo Tiraboschi, in: Bergomum. Bollettino della Civica Biblioteca Angelo Mai di Bergamo, 84/4 4 (1990) in particolare 71–78. Un quadro complessivo della storiografia letteraria del secolo offre ora Franco Arato, La storiografia let-

riguardante un periodo remoto, anche se legato da molti fili sotterranei al presente, tant'è che la decadenza postaugustea prefigura, nelle argomentazioni usate da Tiraboschi per spiegarla, quella della letteratura italiana del Seicento, non a caso ricordata nella *Dissertazione preliminare*: "Ma questo decadimento a che si riduce egli poi? Non certo alle scienze più serie, poichè la filosofia moderna e la matematica allora singolarmente cominciarono a fiorire in Italia; non a mancanza d'uomini che coltivassero anche gli ameni studj, poichè non vi fu mai forse copia sì grande di poeti come allora; non a indebolimento degl'ingegni [...] . Tutto il decadimento adunque si ristringe a questo cattivo gusto che allor s'introdusse"[4].

Se Cicerone e Virgilio, per esempio, erano ancora modelli viventi di stile per la letteratura italiana, certo non si poteva dire altrettanto di molti autori dal II secolo in poi. E perché, soprattutto, una grande letteratura s'inaridisce, ricerca nella sua impotenza espressiva il nuovo disperatamente, e infine si spegne? Tiraboschi iniziava la sua disamina nella dissertazione preliminare del tomo II, Parte I, *Sull'origine e il decadimento delle Scienze*, titolo in sé già molto significativo, dal momento che tratta anzitutto della decadenza della letteratura latina[5]. Ora, analizzandone con lucidità le cause, egli cercava di confutare le spiegazioni proposte fino ad allora dell'abate Jean-Baptiste Dubos nelle *Réflexions sur la Poésie, et sur la Peinture* (1719–1733). Alle congetture astratte egli oppone i fatti: non è vera, a suo avviso, la tesi esposta dall'abate francese, secondo cui il clima e la natura del governo, ovvero gli eventi politici, gli usi e i costumi influiscono sullo svolgimento della letteratura. Né con maggior fondamento può dirsi, a giudizio di Tiraboschi, che la munificenza dei principi sia il motivo principale delle fortune letterarie. Né, infine, la decadenza culturale dell'impero romano può essere imputata alle invasioni barbariche. Come scrive, non è "bastevole prova".

Si noti, cosa ancora più significativa, che in tutti e tre gli argomenti addotti Tiraboschi trascorre inavvertitamente dalla remota decadenza dei Romani alla questione, a lungo dibattuta dall'inizio del Settecento, della decadenza della letteratura italiana nel secolo precedente, che, per Tiraboschi, secondo un paradigma storiografico destinato ad avere grandissima fortuna, coincide col Marino e il dominio spagnolo. Al marinismo egli contrappone nello stesso secolo Galileo e la prosa scientifica, in esplicita polemica con la cultura francese, soprattutto cartesiana, che tendeva a svalutare la tradizione galileiana. Anche in questo Tiraboschi segue un indirizzo diffuso nella cultura italiana dall'inizio del Settecento (basti pensare, per esempio, a Vico, la cui *Scienza nuova* è citata tuttavia da Tiraboschi soltanto all'inizio della *Storia*, per criticarla). La continuità fra latini e italiani non è messa

---

teraria nel settecento italiano (Pisa 2002); si tenga presente, in modo particolare, il capitolo "Uno storico della cultura: Girolamo Tiraboschi" (255–299).

[4] Tiraboschi, Storia della letteratura II/II, Dissertazione preliminare 11.

[5] Ezio Raimondi, Letteratura e scienza nella "Storia" del Tiraboschi, in: AA. VV., Saggi sul settecento italiano (Milano 1989) 133–136.

in dubbio da Tiraboschi , tant'è che usa il termine "letteratura italiana" anche per la letteratura latina[6]. Si ricordi che l'espressione "Italica nazione" era stata già usata a proposito della conoscenza del greco[7] da un altro grande erudito del Settecento, Muratori, nei *Primi disegni della Repubblica letteraria d'Italia esposti al pubblico da Lamindo Pritanio* (1703), opera senz'altro ben presente a Tiraboschi, in un contesto in cui, come è stato osservato da Folena[8], la letteratura comprende, come poi nella *Storia della letteratura italiana*, la cultura e le scienze nel suo senso più ampio[9]. Soltanto dopo la metà del secolo il termine *patria* viene associato ai confini geografici della penisola in un'accezione che, se non è ancora propriamente politica, è tuttavia culturale e antimunicipale. Alludo al celebre articolo del patrizio di Capodistria Gian Rinaldo Carli, funzionario asburgico (fu presidente del Tribunale del commercio a Milano, sotto Giuseppe II), *La patria degli Italiani*, apparso nel foglio II del tomo II del periodico dell'illuminismo lombardo "Il Caffè" (giugno 1765), là dove i confini d'Italia corrispondono ai fiumi che segnavano quelli dell'Italia augustea, a ovest il Varo, a est l'Arsa, (in quest'ultimo si avverte probabilmente ancora un ricordo dei versi famosi di Dante: "sì com'a Pola, presso del Carnaro/ch'Italia chiude e suoi temini bagna", Inf. 9, vv. 113–14), mentre discorrendo delle città italiane, si auspica che "benché divise in domini diversi e ubbidienti a diversi sovrani, formino una volta per i progressi delle scienze e delle arti un solo sistema; e l'amore di patriottismo, vale a dire del bene universale della nostra nazione, sia il Sole che le illumini e le attragga"[10].

---

[6] Per esempio, si legga il titolo del libro I, tomo II: Storia della letteratura italiana dalla morte di Augusto fino alla caduta dell'impero occidentale, oppure del tomo III, libro I: Storia della letteratura italiana dalla rovina a dell'impero occidentale fino all'anno MCLXXXIII.

[7] „Egli è nel vero non tanto da dolersi, quanto da riprendersi, che l'italica nazione, la quale prima delle altre vicine riportò somma lode dallo studio di questa lingua e lo mantenne in vigore fino al 1600, ora lo coltivi sì poco": Ludovico Antonio Muratori, Primi disegni della Repubblica letteraria, in: Id., Opere I, a cura di Giorgio Falco e Fiorenzo Forti (Milano–Napoli 1964) 185.

[8] Gianfranco Folena, Il rinnovamento linguistico del Settecento italiano, L'italiano in Europa (Torino 1983) 21–22. Sul significato dei termini di nazione, patria e stato si legge sempre utilmente Federico Chabod, Alcune questioni di terminologia: Stato, nazione, patria nel linguaggio del Cinquecento, in appendice a: Id., L'idea di nazione, a cura di Armando Saitta e Ernesto Sestan (Roma–Bari 2000) 139–190.

[9] Ancora alla fine del secolo un altro gesuita, Luigi Lanzi, nella prefazione alla sua Storia pittorica della Italia. Dal risorgimento delle belle arti fin presso alla fine del XVIII secolo (1795–1796), proponendosi come primo oggetto dell'opera la storia d'Italia, si richiamava apertamente al modello della Storia della letteratura italiana: "Questo bel tratto di paese ha già, mercé del cav. Tiraboschi, la storia delle sue lettere": Luigi Lanzi, Storia pittorica della Italia, prefazione, I, a cura di Martino Capucci, (Firenze 1968) 10. Si vedano sul Lanzi la nota alla Storia pittorica di Capucci, ibid. III (Firenze 1974) 465–522 e la nota introduttiva di Bigi, Dal Muratori 1115–1125.

[10] "Il Caffè", a cura di Gianni Francioni e Sergio Romagnoli, II (Torino 1993) 427. È' il solo luogo dell'articolo, a parte il titolo, in cui compaia la parola "patria", occorrente anche nello scritto già citato di Muratori, Primi disegni, ma in senso metaforico, "patria delle lettere"; si veda Muratori, Opere I, 180. Nella lettera del 14 marzo 1744 all'erudito bresciano Gian Maria Mazzuchelli,

Foscolo, all'indomani dell'età rivoluzionaria, nella quale i termini patria e nazione hanno assunto un valore politico fino ad allora ignoto, dà per contro un'interpretazione restrittiva del concetto di letteratura. In un noto giudizio, nell'orazione pavese *Dell'origine e dell'ufficio della letteratura*, (1809), nella quale si esortano gli italiani allo studio della storia, proprio perché nella storia della nazione vi sono non solo le ragioni della sua gloria ma le premesse del suo avvenire, Foscolo, dopo aver ammesso di aver imparato non poco da Tiraboschi, muove una critica in cui si compendiano tutte le riserve del primo Ottocento verso l'erudizione. Obbedendo a un concetto retorico non meno che patriottico della letteratura (cfr. anche i *Sepolcri*) il poeta svaluta nel suo complesso la storiografia italiana del secolo precedente: "ma dov'è un libro che discerna le vere cause della decadenza dell'utile letteratura? [...] ma dov'è una storia d'Italia?"[11] L'accusa d'insensibilità estetica, di scarsa attenzione alle opere, e invece di soverchio interesse mostrato alle vicende biografiche verrà ribadita con una correzione più apparente che sostanziale nello scritto *In difesa dell'orazione inaugurale*: "Tiraboschi, quantunque principe de' nostri storici negli ultimi secoli, non avea proporzione e maestà di disegno, perché attendeva a particolarità infinite, minime, inutili; non luce, non evidenza, non esattezza di colorito, perché la natura non avendolo dotato di tutte le facoltà dello stile, egli avea sprecate le poche che possedeva a lumeggiare non da storico la somma delle ragioni, ma da filologo disputante tutti raziocini intermedi [...] . Negl'innumerevoli nomi de' letterati italiani raramente il Tiraboschi mi mostra quanto giovarono o quanto nocquero alla loro arte ed al mondo [...] ed ogni sua narrazione riducesi non tanto alle vicende della letteratura, quanto a' casi de' letterati "[12]. D'ora in avanti uno dei problemi centrali di una futura storia della letteratura italiana consisterà nel trovare un criterio generale che unifichi la congerie dei monumenti letterari e dei fatti secondo un ordine che non sia soltanto cronologico e geografico. Tale criterio sarà in Foscolo[13], secondo una visione ancora retorica e non veramente politica, l'idea di nazione, intesa anzitutto come insieme di valori spirituali e culturali. Ma ciò comporterà nel corso dell'Ottocento una diversa periodizzazione che insista sulla discontinuità, almeno parziale, tra

---

autore dell'opera biobibliografica "Gli scrittori d'Italia" e amico di Tiraboschi che lo loderà nella prefazione alla prima edizione della Storia, l'ormai anziano Muratori , Opere II, 1965 approva "il disegno conceputo da V. S. illustrissima di tessere la Storia letteraria d'Italia", affermando che è "una delle più utili e gloriose imprese di un letterato".

[11] Ugo Foscolo, Opere, II, a cura di Franco Gavazzeni (Milano–Napoli 1981) 1320.

[12] Ugo Foscolo, Edizione Nazionale VII, Lezioni, articoli di critica e di polemica: 1809–1811, a cura di Emilio Santini (Firenze 1933) 48–49.

[13] Interessante anche se non del tutto condivisibile è questo giudizio di Croce: "La critica della poesia e dell'arte italiana, che, mercé il Foscolo e altri critici e storici della letteratura e dell'arte, si era avviata a farsi psicologica [...] si giovò del nuovo modo di porre e trattare i problemi che si vedeva negli Schlegel e nei critici e storici tedeschi": Benedetto Croce, Cultura germanica in Italia nell'età del Risorgimento, in: Uomini e cose della vecchia Italia, serie seconda (Bari 1927) 261.

romani e italiani[14], sulla cesura insomma rappresentata dal Medioevo (l'elemento germanico nel suo contrasto con quello latino[15], dalle invasioni barbariche sino alle lotte fra Impero e papato e all'affermazione della civiltà comunale)[16]. Si aggiunga un'altra considerazione. Se all'altezza dell'orazione inaugurale il dubbio di Foscolo sull'utilità dell'erudizione settecentesca, come ha osservato Franco Gavazzeni, "equivaleva a porre in discussione le fondamenta stesse di una storiografia, mitizzata al di là della sua stessa strenua e metodica empiria"[17], in uno dei suoi ultimi e più importanti scritti del periodo inglese, *Antiquarii e critici di materiali storici in Italia per servire alla storia Europea nel Medio Evo* (1826), l'elogio tributato a quella stessa tradizione erudita, esemplificata e riassunta, ancor più che dal pure ricordato Tiraboschi, dall'opera di Muratori, cui peraltro si negavano virtù di stile, importava un mutamento di prospettiva. Foscolo infatti, menzionando tre grandi storici (Gibbon, Roscoe, Sismondi), nessuno dei quali italiano, sembrava suggerire che la decadenza della letteratura italiana riguardava ormai anche la storiografia. Il famoso giudizio del poeta sulla *Storia della letteratura italiana* di Tiraboschi, alla quale parrebbe convenire un diverso titolo: "dovrebbe propriamente chiamarsi *Archivio ordinato e ragionato di materiali, cronologie, documenti e disquisizioni*

[14] A questo proposito si ricordi il discusso articolo di Croce, Recenti controversie intorno all'unità d'Italia, per la prima volta in: Proceedings of the British Academy 22 (1936), quindi (1938) in appendice a: La storia come pensiero e come azione (Bari 1966) 311–312, in cui il filosofo avanzava la tesi secondo cui si può parlare di unità della storia d'Italia soltanto dal 1860, dalla nascita dello stato unitario: "il problema dell'unità della storia d'Italia [...] è invece assai vecchio e celebrò la sua maggiore fortuna, più di un secolo fa, nell'età del risorgimento nazionale. Allora fu ansiosamente domandato quale fosse l'unità della storia italiana; e allora si operò la netta divisione della storia d'Italia dalla storia di Roma, sia che si risalisse come a origine di quella alle popolazioni preromane, da Roma vinte e oppresse, sia che si facesse cominciare un nuovo popolo e una nuova storia dal medioevo, col processo di risoluzione dell'elemento germanico e barbarico nell'indigeno e civile." Ma fin da una postilla, Epopea e Storia, in: La critica 14 (1916) 400–402, quindi in Pagine sparse II (Napoli 1919) 133–137, in seguito in Pagine sulla guerra (Bari 1928) 135–138, Croce tendeva a segnare una differenza netta fra la storia romana, medievale, rinascimentale da un lato e la storia dell'Italia moderna dall'altro, storia quest'ultima "recente e modesta", anzi stentata e dipendente da quella più illustre, delle maggiori nazioni europee. Nella polemica con Volpe, in: La critica 21 (1923) 46–48, poi in; Conversazioni critiche, serie quarta (Bari 1951) 146–50, 148, Croce sosteneva che "se la Storia d'Italia non può essere che la storia dello Stato italiano [...] la Storia d'Italia comincia solo dal tempo in cui sorge uno Stato italiano, ossia dal 1860". Cfr. anche Ernesto Sestan, Per la storia di un'idea storiografica: l'idea di una unità della storia italiana (1950), ora in: Scritti vari III, Storiografia dell'Otto e Novecento, a cura di Giuseppe Pinto (Firenze 1991) 179.

[15] Ma il tema, già umanistico, era stato ripreso nel corso del settecento, soprattutto in rapporto all'origine della lingua. Due orientamenti si erano contrapposti, l'uno rappresentato da Muratori appunto, insisteva sulla frattura tra il Medioevo e il mondo antico; l'altro, il cui principale esponente era Scipione Maffei (la sua Verona illustrata Parte I, è pubblicata nel 1732), sosteneva invece la continuità della civiltà italiana.

[16] Ernesto Sestan, Legnano nella storiografia romantica, in: Scritti vari III 221–240.

[17] Foscolo, Opere II, 1902.

per servire alla storia letteraria d'Italia"[18], non è in sé del tutto negativo, come lo era, polemicamente, nell'*Orazione*. L'insufficienza della tradizione erudita italiana non significa affatto destituire di utilità, per quanto preliminare, l'accertamento dei fatti, sul quale si dovrà comunque fondare una nuova storiografia letteraria che sia anche civile. Ma Foscolo in realtà non è ancora in grado di proporre un modello alternativo convincente.

Né tanto meno lo saranno i compilatori suoi contemporanei o della metà del secolo che in questa sede, non solo per difetto di spazio, non possono essere presi in considerazione. Basti ricordare almeno *I Secoli della Letteratura Italiana dopo il suo Risorgimento* (1804–1813) di Giambattista Corniani, opera di erudizione non originale in forma biografica, che si stende dal 1000 al 1750, in dieci epoche distinte, fino a Goldoni, dedicata al conte Francesco Melzi d'Eril, vicepresidente della Repubblica Italiana (1802), già dedicatario del *Prospetto dell'edizione dei classici* da parte della Società tipografica dei classici italiani[19]; e la *Storia della Letteratura italiana* (1855) di Paolo Emiliani-Giudici, rifacimento della precedente *Storia delle Belle Lettere in Italia* (1844). La prima, stroncata in privato dal Foscolo come opera di "Pedante, frate, ignorante, petulante"[20], costituisce una

---

[18] Ugo Foscolo, Antiquarii e critici di materiali storici, Opere II, 1909. Si veda Amedeo Quondam, L'"occhio filosofico" e gli "antiquari giganti". L'erudizione e la critica letteraria settecentesca negli scritti foscoliani, in: Rivista di Letteratura Italiana II, 3 (1984) 425–464.

[19] Si veda in proposito l'opera ormai classica di Marino Berengo, Intellettuali e librai nella Milano della Restaurazione (Torino 1980) 9–15.

[20] Nella lettera al Monti, da Brescia, del 13 aprile 1807; Ugo Foscolo, Edizione Nazionale, XV: Epistolario II, a cura di Plinio Carli, (Firenze 1952), lettera n. 428, 190. Per intendere lo sfogo epistolare di Foscolo, si tengano presenti giudizi siffatti del Corniani in: I Secoli della Letteratura Italiana dopo il suo Risorgimento, Commentario di Giambattista Corniani continuato fino all'età presente da Stefano Ticozzi, II, epoca sesta, (Milano 1832) 486: "Il burlesco consiste in descrivere con attributi di nobiltà e di grandezza le cose più triviali e più picciole. Questa sproporzione tra lo stile e il soggetto già contiene in sè stessa un principio di corruzione", oppure, a proposito delle relazioni fra la marchesana di Pescara e Bernardino Ochino, epoca quinta, 446: "La Colonna si lasciò abbagliar dall'Ochino allorché la costui ipocrisia allucinava tutta l'Italia. Ma tosto che fu la sua malvagità disvelata, ella ruppe qualunque relazione con lui (1) V. La lettera riportata dall'accuratissimo Tiraboschi in una nota (...) nell'ultima edizione della Storia." Sul Corniani si veda Paolo Preto in: Dizionario biografico degli Italiani 29 (Roma 1983) 267–271; Fabio Danelon, Dal libro da indice al manuale. La storiografia letteraria in Italia nel primo Ottocento e l'opera di Polo Emiliani Giudici (Alessandria 1994) 33–38. Merita di essere ricordato anche il giudizio foscoliano, più articolato, nella lettera a Camillo Ugoni, conterraneo del Corniani e continuatore della sua opera, da Milano, del 19 dicembre 1810: "Le sue lodi non faranno ch'io non ridica di quel libro il mio parere; ed è: che doveva leggere con più critica, e copiar meno il Tiraboschi: scrivere con più lingua e più nerbo; conoscere le fondamenta vere e profonde della letteratura; e connettere la letteratura italiana alla storia politica de' nostri antenati; perché la natura crea gl'ingegni, il clima li nutre, ma i governi, i principi e i tempi fanno i letterati". Ugo Foscolo, Edizione Nazionale XVI: Epistolario III, a cura di Plinio Carli (Firenze 1953), lettera n. 1075, 480. Si noti che Foscolo, nella sua critica, riprendeva i topoi settecenteschi già confutati da Tiraboschi nella Dissertazione preliminare sopracitata; cfr. anche Foscolo, Opere II, 1910.

serie di biografie divise in articoli, non poche delle quali riguardano scienziati (per esempio, Benedetto Castelli, Bonaventura Cavalieri, Malpighi, Vincenzo Viviani, Domenico Cassini ecc.), storici ed eruditi (Guido Bentivoglio, Sarpi, Crescimbeni, Apostolo Zeno, Scipione Maffei, ecc.), filosofi (Campanella, Vico, ecc.). La seconda, il cui *Compendio* (Firenze 1851) fu lodato da Carlo Tenca nella rivista "Il Crepuscolo", in una lunghissima recensione[21], nella quale significativamente si faceva risalire a Foscolo la rinascita della critica in Italia [22], è una compilazione che ben poco aggiunge in ordine alla conoscenza della letteratura, nonostante l'atteggiamento di superiorità mostrato verso l'erudizione settecentesca[23]. Tenca, dopo avere ricordato la prima *Storia* dell'Emiliani-Giudici, alquanto benevolmente, come l'"unico tentativo fra noi d'investigazione filosofica intorno allo sviluppo letterario della nazione"[24], sottolineava però i limiti del suo gusto, criticando non solo il suo antimanzonismo e, più in generale, la scarsa attenzione alle influenze culturali straniere e l'eccessiva preoccupazione politica[25], ma anche lo schema del suo disegno storico, che divideva la letteratura italiana "in due grandi

[21] Apparsa nei n. 5-6-8-10-12, dal I febbraio al 21 marzo 1852, si legge ora in Carlo Tenca, Saggi critici, a cura di Gianluigi Berardi (Firenze 1969) 289–327. Si veda anche Mario Fubini, Note su Carlo Tenca. A proposito di una recente edizione, in Romanticismo italiano (Bari 1971) 259–294. Emiliani-Giudici aveva dedicato la sua Storia a Macaulay, di cui aveva tradotto i due primi volumi della History of England (1848), Storia dell'Inghilterra (Firenze 1852–1853). Si veda Lucia Strappini, in: Dizionario biografico degli Italiani 42 (Roma 1993) 608–613; Danelon, Dal libro da indice al manuale 115–152.

[22] Tenca, Saggi critici, 290: "Col Foscolo può dirsi incominciare per l'Italia il risorgimento della critica." Non so se sia stato già notato che l'inizio della recensione è una parafrasi di Antiquarii e critici di materiali storici. Scrive infatti Tenca a proposito della storia della letteratura italiana: "Finora il carico di raccoglierne i materiali e di esporre il quadro ordinato e compiuto fu tutto degli antiquarî, e l'erudizione signoreggiò sovrana nelle menti e nei libri degli scrittori che vi si dedicarono. Il più celebrato e il più dotto di tutti, il Tiraboschi, non ha altro merito, fuorché quello d'aver apprestato ed appurato il più vasto tesoro di notizie che fosse dato adunare, e d'averne agevolato l'impresa ai futuri istoriografi. Onde il Ginguené, guidato da miglior lume e meno smarrito in traccia dei documenti, poté approfittarne largamente." Saggi critici, 289. Il giudizio di Tenca su Foscolo era stato preceduto proprio da Emiliani-Giudici il quale aveva affermato nella sua Storia, II, 466-466: "L'opera che il Foscolo prestò come critico alla patria letteratura è forse più grande e più benefica di quella che egli prestavale come artista."

[23] Paolo Emiliani-Giudici, Storia della letteratura italiana, I, Lezione III (Firenze 1855) 97: "I dilettanti d'insettologia letteraria ricorrano al Crescimbeni e al Quadrio, uomini benemeriti; ma ci vadano con estrema cautela, perocché gli sbagli cronologici nei loro lunghissimi e dottissimi volumi sono di centinaia d'anni, e le improvvisazioni di nomi frequentissime." La Storia nella prima edizione era preceduta da un Discorso preliminare, scomparso poi nell'edizione fiorentina del 1855, che conteneva una lunga polemica contro l'erudizione settecentesca e Ginguené.

[24] Tenca, Saggi critici 292.

[25] "Da ciò l'importanza esagerata attribuita all'elemento politico, e il subordinare i grandi periodi della civiltà nazionale alle brevi e mutabili vicende degli stati, od alla preponderanza degli individui e delle fazioni. Tutta la storia del signor Emiliani-Giudici fa fede di questa parzialità di giudizio." Ibidem 296.

evi", il primo, comprendente la letteratura originale, dalle origini alla fine del quattrocento; il secondo la letteratura d'imitazione, dal cinquecento al presente. Due, secondo l'Emiliani-Giudici, erano stati gli elementi in Italia "durante il decadimento dell'antichità romana e i secoli oscuri della servitù, la barbarie feudale e il cristianesimo"[26], dai quali era emersa con assoluta originalità la civiltà italiana. Tenca conveniva in sostanza su questa rivendicazione nazionalistica, traendone tuttavia spunto per una lunga divagazione sulla letteratura contemporanea, identificata naturalmente nella nuova scuola romantica e nel Manzoni, che se da un lato aveva promosso un' "improvvida risurrezione" del medio evo, dall'altro aveva ben compreso l'esigenza moderna della popolarità dell'arte. Il confronto con le altre letterature europee è dunque per Tenca altrettanto fondamentale che nei due massimi scrittori italiani dell'Ottocento, Manzoni e Leopardi.

Ambedue dedicano, quasi negli stessi anni, due testi decisivi alla questione della specificità italiana rispetto alle altre nazioni d'Europa, il *Discorso sopra alcuni punti della storia longobardica in Italia* (edito per la prima volta nel 1822 insieme all'*Adelchi*) e il *Discorso sopra lo stato presente dei costumi degl'Italiani* (1824, secondo la datazione più persuasiva[27]). Le premesse ideologiche del discorso manzoniano risalgono a qualche anno prima (1819), alla prima edizione della prima parte delle *Osservazioni sulla morale cattolica*. Si sa che lo scopo di quest'opera più famosa che letta è la confutazione della tesi centrale esposta da Sismondi nel cap. CXXVII della sua celebre *Histoire des républiques italiennes au Moyen Age*[28]. Nell'ultimo capitolo della sua opera monumentale in sedici volumi (1807–18) lo storico ginevrino aveva accusato il lassismo della morale cattolica di aver corrotto il carattere italiano. E a quest'accusa risponde Manzoni. Due sono in sostanza gli argomenti da lui usati; in primo luogo, l'indipendenza dell'azione morale dalla situazione storica[29], in secondo luogo, l'impossibilità di risolvere l'azione morale nella storia. All'esaltazione di Sismondi delle lotte civili, degli innumerevoli particolarismi della storia medievale italiana, Manzoni oppone un'altra storia, quella delle sue tragedie, la cui composizione s'intreccia, almeno nel caso del *Carmagnola*, a quella della prima redazione delle *Osservazioni*. Una

---

[26] Ibidem 298.

[27] Giacomo Leopardi, Discorso sopra lo stato presente dei costumi degl'Italiani, edizione diretta e introdotta da Mario Andrea Rigoni, testo critico di Marco Dondero, commento di Roberto Melchiori (Milano 1998), Nota al testo di Marco Dondero, 26–31. Per la questione della datazione si veda anche Gennaro Savarese, Il "Discorso" di Leopardi sui costumi degl'Italiani: preliminari filologici, in: L'eremita osservatore. Saggio sui "Paralipomeni" e altri studi su Leopardi (Roma 1995) 233–250.

[28] Giuseppe Nava, Il Manzoni e l'Histoire des républiques italiennes, in: Studia Ghisleriana, serie speciale per il IV centenario del Collegio Ghislieri in Pavia 1567–1967, s. II, a cura dell'Associazione Alunni, III (1967), Studi letterari, 142–172.

[29] Alessandro Manzoni, Osservazioni sulla morale cattolica (1855), II parte, cap. IV (Milano–Napoli 1966) 494: "La facoltà di operare sugli uomini indipendentemente dalle relazioni politiche mi sembra uno dei più bei caratteri di sapienza e di perpetuità della religione."

storia d'Italia, quella manzoniana[30], fatta di soprusi e priva di un principio unitario. Nel *Discorso sopra alcuni punti della storia longobardica in Italia*, nel mirabile capitolo II, *Se al tempo dell'invasione di Carlomagno i Longobardi e gl'Italiani formassero un popolo solo*, l'assunto sembra alquanto circoscritto, dimostrare sulla base dei pochi indizi rimasti, che fra i due popoli, oppressori ed oppressi, non era avvenuta alcuna fusione. Ma negando l'esistenza di un'identità nazionale nata dall'unione dell'elemento germanico con quello latino, Manzoni delimitava l'italianità alla sola latinità soccombente, alle vittime della violenza della storia, al "volgo disperso che nome non ha". L'analisi delle fonti storiche svolta in quelle pagine è una delle prove più luminose delle capacità di sottile raziocinatore di Manzoni. Dopo aver dimostrato la fallacia delle tesi dei suoi avversari, chiamati ironicamente i "panegiristi dei Longobardi", anzitutto di Muratori (citato in proposito con riserve anche da Tiraboschi[31]), di Pietro Giannone (due nomi che si ritroveranno anche nelle pagine finali della *Storia della colonna infame*), e di Vico, il filosofo letto con passione critica dallo scrittore che possedeva l'edizione milanese del 1801 della *Scienza nuova*[32], Manzoni nel capitolo V, *Della parte che ebbero i papi nella caduta della dinastia longobarda*, irride la romanità con acre ironia: "I Romani erano quali gli aveva preparati di lunga mano la viltà fastosa, e l'irresolutezza arrogante de' loro ultimi imperatori."[33]

"Tutto era dunque -conclude- per questi scoraggimento, gemito, disperazione." Ma tale conclusione sulle condizioni miserevoli della tarda ed estrema latinità, (o forse possiamo già dire italianità?) vinta e conquistata, apre una nuova prospettiva storiografica, che sarà quella della scuola cattolico-liberale: "Quando un popolo è venuto o portato a questa condizione, non ha più nulla a sperare, nemmeno la compassione e l'interessamento della posterità. [...] Questa speranza, i Romani, non potevano averla in altri che ne' pontefici."[34] Manzoni, oppugna un celebre giudizio

---

[30] Cesare De Lollis, Alessandro Manzoni e gli storici liberali francesi della Restaurazione (1926), ora in: Scrittori d'Italia, a cura di Gianfranco Contini e Vittorio Santoli (Milano–Napoli 1968) 223–372; Benedetto Croce, Il Manzoni e i Longobardi, in: La Critica 38 (1940) 316–317, poi in: Alessandro Manzoni. Saggi e discussioni (Bari 1942); Gian Piero Bognetti, I ministri romani dei re longobardi e un'opinione di Alessandro Manzoni, in: Archivio Storico Lombardo serie VIII vol. I, 76 (1949) 10–24; ID. La genesi dell'Adelchi e del "Discorso" e il pensiero storico e politico del Manzoni fino al 1821, in: Archivio Storico Lombardo serie VIII vol. III, LXXVII (1951) 45–153, poi ambedue in: Id., Manzoni giovane (Napoli 1972); Giulio Bollati, L'italiano. Il carattere nazionale come storia e come problema (Torino 1983) 89–93.

[31] Tiraboschi, Storia della letteratura III, parte I, 87: "Sembra che il dottiss. Muratori avesse una singolare predilezione per questi Barbari. Egli abbraccia ne' suoi Annali ogni occasione che gli si offra a mostrare ch'essi non eran poi né così barbari né così crudeli, come comunemente si crede."

[32] Giuseppe Cospito, Il giovane Manzoni, Vico e la Milano Napoleonica, in: Annali manzoniani, n.s. 3 (1999) 21–50, cfr. 32.

[33] Alessandro Manzoni, Discorso, cit., in Opere (Milano, 1973) 1124.

[34] Ibidem 1125.

di Machiavelli (*Discorsi*, I, 12e *Istorie fiorentine*, I, 9) secondo cui il papato era stata la causa della disunione d'Italia, insinuando che si tratti di un raffinato sofisma basato su una supposizione inconsistente ("che i Longobardi vivessero in una comune concittadinanza con gli Italiani"[35]), e dà in tal modo un contributo decisivo alla costruzione di una certa idea della nazione italiana. Non si tratta infatti solo di mostrare come Machiavelli sia storico fazioso e capzioso (com'è noto, la storia, per Manzoni, non consiste nell' "arzigogolare gli effetti possibili d'una cosa che non è avvenuta"[36]ma nell' "esaminare gli effetti reali di avvenimenti reali"), né di assolvere il papato dall'accusa di essere antinazionale. L'intento apologetico è fuori discussione, ma insieme ad esso è evidente l'intenzione di proporre un modello storiografico alternativo a quello tradizionale, che vedeva una continuità fra romanità e italianità. Manzoni è, forse suo malgrado, uno dei padri dell'ideologia liberale moderata italiana; in questo senso non stupisce l'apprezzamento per la sua tendenziosità da parte del massimo storico e teorico del liberalismo in Italia, Croce, nonostante il profondo dissenso sulla concezione della storia, ma in accordo con la più generale preferenza per la scuola neoguelfa mostrata nella fondamentale *Storia della storiografia italiana nel secolo decimonono*[37]. La Roma dei papi si contrappone a quella pagana, segna una svolta e una rottura fondamentale per l'identità della nazione. Occorre appena ricordare le motivazioni morali e teologiche di tale condanna sostanziale della classicità da parte dell'autore dei *Promessi sposi*.

Se in Manzoni, sulla scorta di modelli storiografici francesi (Fauriel, Thierry) emerge dal Medioevo la nazione italiana come problema, ma in servizio di una causa politica ben precisa, quella dei cattolici liberali e dei neoguelfi, in Leopardi, anche in questo caso appartato, la questione nazionale propriamente non esiste. Tuttavia la condizione dell'Italia contemporanea è oggetto di attenta e appassionata analisi, all'interno della problematica assai più ampia del confronto fra gli antichi e i moderni, come ha osservato da ultimo Raimondi[38]. Estraneo al moto risorgimentale, avverso al romanticismo, Leopardi nel suo scritto più impegnativo sul rapporto fra letterati e società, il *Discorso sopra lo stato presente dei costumi degl'Italiani* (1824 o, meno probabilmente, 1826–27[39], ma pubblicato soltanto nel 1906), comparando la civiltà moderna con quella antica, elabora un concetto fondamentale, quello di "società stretta"[40]. Preceduta da numerose osservazioni nello *Zibaldone* sulle differenze fra i popoli meridionali e settentrionali, tratte e sugge-

[35] Ibidem 1130.

[36] Ibidem 1131.

[37] Si veda Benedetto Croce, Storia della storiografia italiana nel secolo decimonono, I (Bari 1964) 119–122; cfr. anche il saggio Manzoni, in Poesia e non poesia (Bari 1946) 131.

[38] Ezio Raimondi, Letteratura e identità nazionale (Milano 2000) 46–55.

[39] Gennaro Savarese, L'eremita osservatore. Saggio sui "Paralipomeni" e altri studi su Leopardi (Roma 1995) 209–232.

[40] Cfr. in particolare Giacomo Leopardi, Zibaldone, edizione critica e annotata a cura di Giuseppe Pacella, 3778–3802, II (Milano 1991) 1973–1990.

rite soprattutto dalla *Corinne* di Madame de Staël, la considerazione sulla società è pienamente sviluppata nel *Discorso*: "la Francia, l'Inghilterra e la Germania, hanno un principio conservatore della morale e quindi della società, che benché paia minimo, e quasi vile rispetto ai grandi principii morali e d'illusione che si sono perduti, pure è d'un grandissimo effetto. Questo principio è la società stessa."[41] Nei paesi dell'Europa settentrionale vi è insomma una vita associata reale, autentica, "un commercio più intimo degli uomini fra loro", come scrive Leopardi, che definisce appunto questa forma di vita sociale "la società stretta", fondata sulla conversazione e sulla stima dell'opinione pubblica[42]. Ma se questa è la condizione delle nazioni più civili, essa si contrappone a quella delle nazioni antiche. A questo proposito basti citare un pensiero dello *Zibaldone*, anteriore al *Discorso*, del 1820, incentrato, come molti altri dello stesso periodo, sull'antitesi tra moderni e antichi. La modernità, secondo Leopardi, è caratterizzata dall'omogeneità, dall'uniformità tipica della nazione moderna per eccellenza, la Francia[43], talché "oramai non si distingue più uomo da uomo", gli uomini "non formano più corpo, non hanno più patria, e l'egoismo gli ristringe dentro il solo circolo de' propri interessi, senza amore nè cura degli altri [...]. Al contrario degli antichi, che mentre le nazioni per l'esteriore erano composte di diversissimi individui, nella sostanza poi [...] erano in fatti tutta una persona, per l'amor patrio, le virtù, le illusioni ec. che riunivano tutti gl'individui a far causa comune"[44]. Il *Discorso* svolge analoga considerazione, applicandola al confronto tra le nazioni: "L'ambizione può aver varie forme e vari fini. Una volta ella era desiderio di gloria [...] la gloria è un'illusione troppo splendida [...] perché possa durare dopo la strage delle illusioni [...]. L'amore della gloria è incompatibile colla natura de' tempi presenti [...]. A' nostri tempi, presso quelle nazioni che hanno l'uso di quella società intima definita di sopra, l'ambizione produce un altro sentimento tutto moderno [...] posteriore alle grandi illusioni dell'antichità. Questo sentimento è quello che si chiama onore"[45]. Ora l'Italia, per Leopardi, "è, in ordine alla morale, più sprovveduta di fondamenti che forse alcun'altra nazione europea e civile, perocché manca di quelli che ha fatti nascere [...] ed ha perduti quelli che il progresso della civiltà e dei lumi ha distrutti"[46]. In Italia regna perciò la "dissipazione continua senza società", almeno fra coloro che l'aristocratico di provincia continua a chiamare i "non bisognosi". Di qui un giudizio impietoso, durissimo sulla nazione italiana nel suo complesso:

---

41 Leopardi, Discorso 50.

42 Per l'origine del concetto, in Leopardi mediato probabilmente da Rousseau, rinvio alla classica opera di Jürgen Habermas, Storia e critica dell'opinione pubblica (Bari 1974).

43 La nazione francese, secondo Leopardi, "è quella che meno approva, ammette e comporta, anzi che più riprende ed odia e rigetta e vieta, non pur la singolarità, ma la non conformità dell'operare e del conversare nella vita civile", Leopardi, Zibaldone 3864, II, 2035.

44 Ibidem 148–149, I, 151.

45 Leopardi, Discorso 52.

46 Ibidem 71.

"Le classi superiori d'Italia sono le più ciniche di tutte le loro pari nelle altre nazioni. Il popolaccio italiano è il più cinico de' popolacci."[47]

Anche se questa lucidissima analisi della società italiana fosse stata nota ai contemporanei, difficilmente sarebbe stata compresa nonché apprezzata. L'*élite* risorgimentale, pur prendendo atto dell'oppressione e del ritardo che gravavano sulla penisola, era tesa, nello sforzo comune dell'unificazione, a costruire un'identità nazionale fondata su un glorioso passato, tale da assecondare una soluzione politica unitaria. L'unità d'Italia, com'è noto, è opera dei moderati. Il critico nel quale meglio sono rappresentate le tendenze del secolo è De Sanctis che pure politicamente moderato non fu. Ma la sua posizione ideologica, laica e prudentemente progressista pur nei cambiamenti, nelle oscillazioni e nei compromessi, sulla questione del carattere nazionale non poteva che essere più vicina a quella del cattolico Manzoni, cui dedicherà quattro saggi fondamentali subito dopo aver pubblicato la sua opera più celebre, la *Storia della letteratura italiana,* calata in una prospettiva culturale del tutto diversa, profondamente influenzata dalla lettura, ancorché parziale, di Hegel. La *Storia* si concluderà tuttavia, circa mezzo secolo dopo il *Discorso* leopardiano, lamentando ancora la mancanza di "una letteratura veramente nazionale moderna".

Come osservò Contini nella sua memorabile *Introduzione a De Sanctis*, "La sostanza delle sue tesi, anche speciali, è già nelle lezioni della scuola napoletana"[48], ovvero dal 1839 al 1848. Nel tracciare una linea di sviluppo della filosofia della storia da Vico a Hegel , De Sanctis utilizza la traduzione italiana di Gian Battista Passerini [49] della *Filosofia della storia* (Capolago, Tipografia Elvetica, 1841) e la versione francese rimaneggiata e incompleta di Charles Bénard [50] dell'estetica hegeliana, la prima traduzione francese di un'opera del filosofo di Stoccarda[51]. Fino

[47] Ibidem 65–66.

[48] Gianfranco Contini, Introduzione a De Sanctis, in: Varianti e altra linguistica (Torino 1970) 516. Il testo uscì per la prima volta come introduzione a una Scelta di Scritti critici di Francesco De Sanctis (Torino 1949).

[49] Su questa curiosa figura di sacerdote (1793–1864) che, una volta abbandonato l'abito talare e fuggito in esilio dopo i moti del 1821, si convertirà allo zwinglismo (sarà pastore, teorico del comunismo e primo traduttore italiano di Hegel), si vedano Luigi Bulferetti, Socialismo risorgimentale (Torino 1949) 120–134 e Il primo hegelismo italiano, a cura di Guido Oldrini, (Firenze 1969) 109–111.

[50] Charles Bénard (1807–1898), filosofo cattolico ed eclettico della cerchia di Cousin, fu professore a Rodez, Besançon, Nancy e dal 1848 a Parigi, al Collège Bourbon, poi al Lycée Charlemagne, ove insegnò fino alla pensione nel 1866. Fu «maître des conférences» all'École Normale dal 1854.

[51] Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Ésthétique, trad. Par Charles Bénard (Paris–Nancy 1840–1852, 5 voll.) Nella prefazione (datata Nancy, 1° febbraio 1840) il Bénard scriveva: «Persuadé qu'une traduction complète et littérale serait barbare et inintelligible, [...] nous avons pensé qu'une analyse très-détaillée de l'introduction et des premiers chapitres qui renferment la partie la partie la plus abstraite de l'ouvrage, pouvait suffire. Dans cette analyse nous nous sommes attaché à reproduire scrupuleusement toutes les idées principales dans l'ordre même ou elles sont présentées. Nous nous sommes contenté de supprimer des détails peu importants [...]. Nous nous sommes

al 1848 infatti non legge Hegel in originale[52], ma nelle sue lezioni si serve appunto del Bénard (soltanto i primi due, apparsi nel 1840 e nel 1843, contarono ovviamente per De Sanctis prima del '48)[53]. Tuttavia i corsi (1839–1848)[54], così come ci sono giunti, non permettono sempre riscontri troppo precisi. Nel corso di *Storia della critica* del 1845–46 (il quaderno Nisio, dal cognome dello studente che prese gli appunti), in cui, discorrendo dell'estetica hegeliana per la prima volta, la definisce "il più grande monumento di critica". Nella sua esposizione compendiosa egli segue da vicino l'epitome di Bénard. Si confronti, per esempio, questo brano delle lezioni di storia della critica col testo francese: "Tre sono le parti che compongono la sua *Estetica*. 1) Una teoria generale dell'arte [...]. 2) Una istoria delle forme che l'arte ha rivestite presso i differenti popoli dal suo nascimento fino ai tempi moderni [...]. 3) La terza parte della estetica di Hegel versa sopra una classificazione, ed un sistema delle arti particolari come è la scoltura, l'architettura, la pittura"[55] e Bénard: "La première partie, consacrée à l'idéal et à l'art en général [...]. La seconde, qui retrace le formes de l'art dans son développement historique [...]. Sous

servi, autant qu'il nous a été possible, des expressions mêmes de l'auteur, ou bien nous les avons remplacées par des termes a peu près équivalents» (op. cit., VI–VII). In realtà, oltre ad omissioni gravi e pregiudizievoli del senso, Bénard sopprimeva l'indicazione dei paragrafi delle lezioni di Hegel, riassumeva qua e là, e, soprattutto traduceva in modo spesso equivoco e fuorviante termini del linguaggio filosofico hegeliano e più in generale idealistico.

[52] Angelo Camillo De Meis, Commemorazione di Francesco De Sanctis, in: Francesco De Sanctis, La giovinezza. Memorie postume seguite da testimonianze biografiche di amici e discepoli, a cura di Gennaro Savarese (Torino 1961) 501–502: "Il De Sanctis durante la sua prigionia studiò il tedesco, che fino allora aveva ignorato, e tradusse la Storia della Poesia del Rosenkranz, di cui poi gli amici pubblicarono i due primi volumi, e la Logica dell'Hegel rimasta inedita presso uno di loro".

[53] Eugenio Garin, Prefazione a Il primo hegelismo italiano, a cura di G. Oldrini, cit., 10: "Prima del fatale '48, De Sanctis non si rifaceva neppure a tutta l'Estetica, ma solo ai primi due volumi, usciti nel '40 e nel '43, della traduzione-riduzione francese del Bénard." La notizia risale alla Commemorazione di Francesco De Sanctis cit., 501, di Angelo Camillo De Meis: "Gli è che il De Sanctis aveva letto l'Estetica dell'Hegel, i due primi volumi soltanto nella traduzione del Bénard, i soli pubblicati fino allora." Si veda anche Benedetto Croce, De Sanctis e l'idealismo (1912), in: Saggio sullo Hegel seguito da altri scritti di storia della filosofia (Bari 1927) 369 e, più recentemente Pierre Antonetti, Francesco De Sanctis et la culture française (Firenze–Paris 1964) 72–73. Si veda anche Mauro Moretti, Alla scuola di Francesco De Sanctis: la formazione napoletana di Pasquale Villari, in: Giornale critico della filosofia italiana LXIII (1984) 27–64.

[54] Francesco De Sanctis, Lezione introduttiva al corso leopardiano (1876), Francesco De Sanctis, Storia della letteratura italiana nel secolo XIX, Leopardi, IV, Leopardi, a cura di Alberto Asor Rosa, (Milano 1958) 304: "In quella scuola s'era dato bando alla rettorica, si era divenuti familiari con le critiche e le estetiche allora in voga, col Villemain, col Cousin, con lo Hegel stesso, perché insegnai lo Hegel due anni". Le lezioni furono dapprima pubblicate da Croce in: "La critica" (1915–1918) col titolo Le lezioni di letteratura di Francesco De Sanctis dal 1839 al 1848, poi in volume (Bari 1926). Ora si veda l'edizione più recente, Francesco De Sanctis, Opere, III, Lezioni, I–II, a cura di Attilio Marinari (Torino 1975).

[55] Ibidem 1188–1189.

le nom de système des arts particuliers, l'auteur y expose la théorie de chacun des arts principaux, de l'*architecture*, de la *sculpture*, de la *peinture*»[56].

Nella lezione XIV si affaccia, sulla scorta di Hegel, un "punto capitale" della critica di De Sanctis, come ricorderà egli stesso nello scritto autobiografico la *Giovinezza*. Il filosofo tedesco infatti ha avuto il merito secondo il critico napoletano di definire la "situazione" dell'arte. Essa può mancare, può essere indeterminata, ovvero determinata. La situazione, nella lezione XV, è definita "la parte materiale nella quale dev'essere manifestata l'idea". Il testo desanctisiano, com'è stato osservato, segue qui strettamente il Bénard, traduttore infido. Come cerca di chiarire poco oltre, alla situazione corrisponde l'azione. Essa è il momento in cui il contenuto astratto diviene concreto, come scrive De Sanctis stesso nella lezione XIV del III Corso (1847–48): "quel punto in cui l'idea s'incarna e si manifesta nella forma è la situazione dell'arte secondo Hegel."[57] Ciò che qui importa non è tanto la correttezza dell'interpretazione quanto invece l'uso che De Sanctis farà di questo termine, inteso in questa particolare accezione, nei *Saggi critici* e anche nella *Storia della letteratura italiana*. Nel II corso (1846–47) di storia della critica viene dato più ampio spazio all'esposizione dell'estetica hegeliana. Nella lezione XIV si legge: "Hegel [...] ci dice ch'è artista chi ha la potenza di manifestarsi, chi è libero e può incarnare quello che ha nell'immaginazione." Qui il campo lessicale si arricchisce dell'opposizione di "fantasia" e "immaginazione", ma si complica e talora si confonde. Particolarmente grave infatti, per le implicazioni teoriche che avrà in De Sanctis il termine, è in Bénard l'uso di *image* e *imagination* per rendere, a seconda dei casi, *Vorstellung*. Ma ancora più grave era il fraintendimento complessivo dell'estetica hegeliana, presentata da Bénard come una filosofia dell'arte. A questo proposito basti un solo esempio ad apertura di libro. Il testo della prefazione di Hegel, che nell'edizione postuma del 1841 legge: „Diese Vorlesungen sind der Aestehetik gewidmet; ihr Gegenstand ist das weite Reich des Schönen, und näher ist die Kunst und zwar die Schöne Kunst ihr Gebiet"[58], suona ben diversamente nella traduzione di Bénard: «l'Esthétique a pour objet le vaste empire du beau, et pour employer l'expression qui convient le mieux a cette science, c'est la philosophie de l'art ou des beaux-arts»[59]. Non a caso, una volta terminata la traduzione,

---

[56] Système des Beaux Arts par W. G. Hegel traduit par Ch. Bénard, docteur es lettres, professeur de philosophie au Lycée Charlemagne à Paris (Paris ²1860), Avertissement de l'Éditeur, V. I corsivi sono nel testo.

[57] De Sanctis, Opere, III, Lezioni, II 1457. Per il concetto di situazione in De Sanctis è ancora fondamentale il vecchio saggio di Manara Valgimigli, Francesco De Sanctis, in: Pan – Rassegna di lettere arte musica, III (1935) 481–495, ristampato con varie modifiche in Poeti e filosofi di Grecia, II (Firenze 1964) 627–645; Contini, Introduzione al De Sanctis, 499–532; Giorgio Zappa, L'estetica di Hegel nel pensiero del giovane De Sanctis, in: Svizzera italiana 18 (1957) 9–13; ibidem, 125, 30–36.

[58] Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Aesthetik, Bd. 1 (Berlin 1841) 3.

[59] Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Introduction, Cours d'Esthétique, I (Paris 1840) 1.

Bénard avrebbe pubblicato un compendio dell'opera di Hegel,dal titolo *Philosophie de l'art. Essai analytique et critique sur l'Esthétique de Hegel* (1852) [60] e un *Système des Beaux Arts* (1860)[61] ovvero la sola terza parte dell'*Estetica*. Perfino il titolo del compendio, *Philosophie de l'art,* anticipa quello di un classico della critica estetica positivista francese, l'opera omonima di Taine, studioso anch'egli originariamente di formazione hegeliana[62], che uscirà nel 1865.

Fondamentale nella storiografia letteraria desanctisiana, oltre al reticolo concettuale derivato da Hegel nella versione di Bénard, è la reciproca implicazione di storia civile e politica da un lato e di storia letteraria dall'altro, nozione in sé non nuova né originale (cfr. l'avvertenza di Sismondi a *De la littérature du midi de l'Europe*, nella quale rivendicava la propria indipendenza dalla storia della letteratura italiana di Ginguené[63]). Influenzato da Sismondi, secondo cui scrivere

---

[60] Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Philosophie de l'art. Essai analytique et critique par Ch. Bénard, docteur és-lettres, professeur de philosophie au lycée Bonaparte (Paris 1852). Nella I parte, Analyse, il Bénard spiegava le ragioni del suo saggio, op. cit., 1: «Après avoir essayé de traduire dans notre langue l'Esthétique de Hegel, nous croyons rendre un nouveau service à nos lecteurs en leur présentant, dans une analyse à la fois rapide et détaillée, l'ensemble des idées qui forment le fond de cette vaste composition». Significativa è pure la conclusione della II parte, 285–286.: «Sa pensée, pleine de sève et luxuriante, se déroule péniblement [...]. De là, les difficultés et les impossibilités d'une traduction littérale à laquelle nous avons dû renoncer pour suivre un procédé plus libre. Mais nous devons nous hâter de rassurer le lecteur, en ajoutant que notre préoccupation constante a été précisement de conserver et de reproduire la couleur de ce style. Les légers changements que nous nous sommes permis, et qui étaient commandés par la langue dans laquelle nous écrivions, n'altèrent pas plus la forme générale et la diction particulière à l'auteur que le fond de sa pensée». Bénard curò poco dopo un'altra antologia dell'estetica tedesca, Georg Wilhelm Hegel, La Poétique précédée d'une Préface de Bénard et suivie d'un Examen critique de Bénard. Extraits de Schiller, Goethe, Jean-Paul etc. sur divers sujets relatifs à la poésie (Paris 1855). E' curioso che la prima traduzione italiana parziale dell'estetica di Hegel rechi lo stesso titolo: La poetica. Ultima parte dell'estetica. Ordinata da H. G. Hotho. Traduzione dall'originale per Alessandro Novelli (Napoli 1860).

[61] Système des Beaux Arts, traduit par Ch. Bénard, docteur és-lettres, professeur de philosophie au lycée Charlemagne à Paris (Paris ^{2}1860). Interessante è l'Avertissement de l'Éditeur (V–VIII). Cfr. V: «Nous publions séparément cette troisième partie de l'esthétique de Hegel. Elle se détache facilement des deux autres et forme à elle seule un tout complet. Sous le nom de système des arts particuliers, l'auteur y expose la théorie de chacun des arts principaux».

[62] In proposito si veda il vecchio studio di Dimitru Rosca, L'influence de Hegel sur Taine théoricien de la connaissance et de l'art (Paris 1928), soprattutto il capitolo V. De Sanctis mostra di conoscere soltanto l'Histoire de la littérature anglaise (1864–69), citata nella conferenza sul Meli (8 settembre 1875), poi accolta nei Nuovi saggi critici (Napoli 1879); cfr. Antonetti, Francesco De Sanctis et la culture française 160.

[63] Jean-Charles-Léonard Simonde de Sismondi, De la littérature du midi de l'Europe (Paris ^{2}1819), Avertissement, I: «Dès l'origine du travail que je publie aujourd'hui, et longtemps avant de pouvoir connaître l'existence du bel ouvrage de M. Ginguené sur la Littérature italienne, j'avais pris une direction différente de celle qu'il a suivie; en sorte que, malgré un rapport de titres entre nos deux livres je n'aurai point a soutenir une aussi redoutable concurrence. Je ne me suis point proposé de porter la lumière dans les antiquités d'un peuple célèbre, fort au-delà de ce qu'ont pu

una storia letteraria significava «écrire l'histoire de l'esprit humain dans plusieurs peuples indépendans, et le montrer partout soumis à des phases régulières et correspondantes»[64], già Francesco Salfi (1759–1832), il continuatore della *Histoire littéraire d'Italie* di Ginguené[65], aveva, in polemica con Tiraboschi, svalutato la letteratura del Cinquecento, per ragioni politiche (il dominio straniero e il controllo dell'Inquisizione), e invece, utilizzando proprio l'erudito settecentesco, si era ampiamente occupato della scienza e della filosofia del Seicento, oggetto poi del capitolo centrale nella *Storia* di De Sanctis, su *La nuova scienza*.

Come *De la littérature du midi de l'Europe*, l'opera di De Sanctis non si basa su materiali originali, su ricerche di prima mano[66], e in questo risiede una delle

---

faire les écrivains nationaux, comme il l'a fait avec tant de succès, mais seulement de rassembler et de présenter aux gens de goût ce qu'il leur convient de savoir sur les littératures étrangères. Je n'ai point cherché à faire de nouvelles découvertes dans un champ si vaste: j'ai suivi la renommée, sans prétendre la devancer.» Per un altro riferimento all'opera di Ginguené, si veda De la littérature du midi de l'Europe, cit., I, cap. X, p. 397. Su Sismondi storico della letteratura si legge ancora utilmente, anche se invecchiato, lo studio di Carlo Pellegrini, Il Sismondi e la storia delle letterature dell'Europa meridionale (Genève 1926); Id., Madame de Staël. Il gruppo cosmopolita di Coppet. L'influenza delle sue idee critiche (Firenze 1938), passim; Id., Sismondi e Lodovico di Breme, in: AA. VV., Studi su G.C.L. Sismondi raccolti per il primo centenario della sua morte (1942) con prefazione di Luigi Einaudi, (Roma–Bellinzona 1945) 473–490; Giovanni Getto, Storia delle storie letterarie (Firenze 1981) 122–129; Simone Balayé, Un historien devant la littérature, in: AAVV., Sismondi Européen, Actes du Colloque international tenu à Genève les 14 et 15 septembre 1973, (Genève 1976) 261–274. Su Ginguené, oltre all'opera classica di Paul Hazard, La Révolution française et les lettres italiennes. 1789–1815 (Paris 1910) 438–452; Marisa Zini, Il Ginguené e la letteratura italiana, in: Giornale Storico della Letteratura Italiana 95 (1930) 209–242; Getto, Storia delle storie letterarie, 115–123; Carlo Cordié, Dante Alighieri nella critica della Staël, del Ginguené e del Sismondi (1799–1832), in: Studi Danteschi LVII (1985) 161–268; Paolo Grossi, Quelques aperçus sur les chapitres dantesques de l'Histoire littéraire d'Italie de Pierre-Louis Ginguené, in: Studi Medievali e Moderni arte letteratura storia 2 (1998) 43–58; Id., Le Quattrocento dans les histoires de la littérature italienne: de Giovan Mario Crescimbeni à Pierre-Louis Ginguené, in: Cahiers de la MRSH 23 (2000) 43–64; Id., Un historien indélicat: un témoignage inédit de Pierre-Louis Ginguéné sur Simonde de Sismondi, in: Revue des études italiennes" 3–4 (2001) 223–242; Id., Ginguéné «corrompu» par le Tasse, in: Studi francesi 134 (2001) 255–266.

64 Sismondi, Avertissement II.

65 Si veda lo studio, purtroppo sconciato da molti refusi, di Gianluigi Goggi, Francesco Saverio Salfi e la continuazione dell'Histoire littéraire d'Italie del Ginguené, in: Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa, Classe di lettere e filosofia, s. III, vol. II (1972) 1 (351–407); 2 (641–702).

66 Ma già nel corso torinese su Dante (1854) un giudizio famoso di De Sanctis deriva evidentemente da Sismondi: "Qual'è il vantaggio che l'Inferno ha come poesia sopra il Purgatorio ed il Paradiso? In questo si dileguano le passioni", Francesco De Sanctis, Corso torinese sopra Dante, Lezione tredicesima: [Come Dante ha trasformato il brutto?], in: Lezioni e saggi su Dante, a cura di Sergio Romagnoli (Torino 1967) 156. Lo si confronti col cap. IX della Littérature du midi, 580: «Le purgatoire est, à plusieurs égards, une image affaiblie de l'enfer.» Le pagine di Sismondi erano state riassunte da Giovanni Berchet nella rivista "Il Conciliatore" 27, 7 gennaio 1819, Idee del sig. S. Sismondi sul Poema di Dante, cfr. Il Conciliatore. Foglio scientifico-letterario, a cura

ragioni principali della sua sfortuna critica all'epoca della sua pubblicazione. De Sanctis, dopo l'unità, fu più volte ministro della Pubblica Istruzione nei governi della destra e della sinistra parlamentare (dall'ultimo ministero Cavour, 1861, al terzo ministero Cairoli, 1881). Professore ordinario di letterature comparate all'università di Napoli dal 29 marzo 1863 (docente di letteratura italiana era dal 1862 Luigi Settembrini, autore delle *Lezioni di letteratura italiana*, edite in tre volumi, Napoli 1866–1872), ma senza stipendio, cui aveva rinunciato per darsi all'attività politica, tornò ad insegnare effettivamente soltanto il I novembre 1871, appena licenziata la *Storia della letteratura italiana*. Non ebbe pertanto né tempo né voglia di aggiornare le sue conoscenze, ferme in sostanza agli anni dell'esilio zurighese. Il disegno storico complessivo della sua opera è latamente hegeliano: ogni periodo della storia letteraria rappresenta un momento dello spirito della nazione italiana, costituito dall'insieme dei mondi poetici della tradizione letteraria, (per esempio, se la *Commedia* è un "tempio gotico"[67], il *Canzoniere* lascia presagire l'incipiente umanesimo e il *Decameron* è "una catastrofe e una rivoluzione, che da un dì all'altro ti presenta il mondo mutato")[68]. Le epoche e le periodizzazioni derivano in larga parte dalla storiografia romantica francese (si ricordino almeno due opere fondamentali *Les révolutions d'Italie*, 1848 di Edgar Quinet [69] e *La Renaissance*, 1855 di Jules Michelet [70]), abbondantemente utilizzata anche da Carducci

---

di Vittore Branca, volume II, anno II (gennaio-giugno 1819), (Firenze 1953) 23–27. Le pagine sulla letteratura italiana, tratte dalla Littérature du midi d'Europe, furono tradotte da Giovanni Gherardini, Della letteratura italiana dal secolo XIV fino al principio del secolo XIX, I (Milano 1820).

[67] Definizione che, se non fosse così scontata, parrebbe tolta dal Corniani, I Secoli della Letteratura I, Dante (Milano,1832) 56: "Mi piacerebbe di assomigliare il poema dantesco ad un grande edifizio di gotica architettura."

[68] Il giudizio, com'è noto, deriva da Quinet, cfr. Les révolutions d'Italie, cap. IX, 280 (Edgar Quinet, Le rivoluzioni d'Italia, Bari 1970, 128–129). Il raffronto fu fatto per la prima volta da Croce nello scritto polemico Il De Sanctis e il Carducci (1911), poi in Una famiglia di patrioti (Bari, 1919) 253–265; approfondito da Ferdinando Neri, De Sanctis e la critica francese, in: Giornale storico della letteratura italiana 79(1922) 219–263, poi ripubblicato in Storia e poesia (Torino 1944) 223–290. Ma il giudizio di Quinet sul Decameron, considerato come discrimine tra il medio evo e l'età moderna, ripreso pari pari nella Storia, era già stato confutato dallo studio postumo di Arturo Graf, Di alcuni giudizii di Francesco De Sanctis ed altri concernenti il Decamerone, in:Miscellanea storica della Valdelsa, XXI, (1913), fasc. II–III, 214–231, dedicata a Boccaccio; dello stesso autore si veda anche il saggio Fu superstizioso il Boccaccio?, in: Miti, leggende e superstizioni del medio evo (Torino 1925) 366 (si tenga presente anche la nuova edizione, provvista di indice dei nomi, a cura di Clara Allasia e Walter Meliga, Milano 2002).

[69] L'opera, abbozzata fra il 1841 e il 1843, uscì incompleta nel 1848 e integralmente nell'ottobre 1851; cfr. anche Giuseppe Petronio, De Sanctis e Quinet, in: Romana 5–6 (1939) 321–345.

[70] Nella Storia del De Sanctis si osserva una significativa oscillazione tra "Risorgimento" (mai inteso in senso politico) e "Rinascimento" (rispettivamente 19 e 14 occorrenze), ma in realtà il primo termine in sei casi è usato in accezione più generica, tant'è che è scritto in minuscolo. "Rinascimento", per esempio, nel capitolo sull'Orlando Furioso presenta lo stesso numero di occorrenze (3) di "Risorgimento", il solo usato nel capitolo su Machiavelli. Interessanti sono i lemmi

nel quasi coevo, ma meno originale, primo discorso *Dello svolgimento della letteratura nazionale* (1868). Ma De Sanctis "drammatizza" i *topoi* della tradizione. Rimaniamo alle cosiddette "tre corone", così come appaiono nei giudizi lapidari (forse si sarebbe tentati di dire nelle formule) della *Storia*. "Dante, che dovea essere il principio di tutta una letteratura, ne fu la fine"; "Si può dire che il *Canzoniere* sia una superficie, scavata di mano in mano dalla lirica moderna"; il *Decameron* è il "Mondo della natura e del senso". Quanto al Rinascimento, si legge nel capitolo dedicato al Tasso, che "l'Ariosto, il Machiavelli, l'Aretino sono le tre forme dello spirito italiano a quel tempo", là dove non può non colpire il ricorso a uno schema triadico di ascendenza hegeliana. Sulle tre forme (la pura immaginazione artistica, l'intelletto adulto, la dissoluzione morale) s'incardinano a loro volta interi universi o "generi" letterari (se la terminologia non fosse troppo "positivista"), oltreché individui poetici. L'Ariosto spinge la libera immaginazione alla rappresentazione ironica del mondo cavalleresco, Machiavelli dischiude il nuovo mondo della scienza politica, l'Aretino il mondo laido e buffonesco della commedia. Al di là di quanto vi è di caduco e di sommario in queste formule storiografiche, importa notare il *telos* immanente al processo delineato nella *Storia*, l'affermazione dell'imprescindibile contributo italiano al formarsi di quella che molto più tardi verrà chiamata da Paul Hazard la "conscience européenne", nonostante la mancata riforma religiosa nel Cinquecento, e il conseguimento tardivo dell'unità nazionale, a causa dei particolarismi della storia e della geografia. Se la fine dell'indipendenza italiana all'inizio del secolo XVI, come già in Sismondi, fa tutt'uno con la decadenza della civiltà italiana, incapace di reggere il confronto con i potenti vicini, destinati a raccoglierne l'eredità ("l'Italia non solo non riusciva a fondare la patria, ma perdeva affatto la sua indipendenza, la sua libertà, il suo primato nella storia del mondo"[71]), la riacquistata indipendenza riassume in sé e conclude l'intero svolgimento letterario nazionale, coincidendo di fatto, come appare chiaro nelle ultime pagine dell'opera, strozzate per ragioni editoriali, con la modernità. Il capitolo su *La nuova scienza*, come è già stato osservato[72], rielabora materiali eruditi di altri studiosi (anzitut-

---

Rinascimento e Risorgimento nel Dizionario della lingua italiana, Tommaseo-Bellini, dovuti al maggiore dei due compilatori: "Rinascimento della civiltà. Taluni traducono il fr. Renaissance, che così chiamano l'arte moderna fatta imitatrice all'ant."; "Risorgimento della civiltà, Delle arti, delle lettere. Età del risorgimento (fr. Renaissance), non pr.: perché non tra il quattrocento e il cinquecento risorsero né rinacquero le arti, ma cominciarono a scadere." Tommaseo registra pure il vocabolo nel suo significato politico, anche se piuttosto lato: "Risorgimento della nazione a vita civile migliore. Risorgimento di Grecia" op. cit., XVI, (Milano 1977). Si noti l'assenza, certo non casuale, di qualsiasi riferimento alla storia d'Italia recente. Sul concetto di Rinascimento del De Sanctis: Delio Cantimori, Sulla storia del concetto di Rinascimento (1932), ora in: Storici e storia. Metodo, caratteristiche e significato del lavoro storiografico (Torino 1971) 454–461 e De Sanctis e il "Rinascimento" (1953), ibid. 578–596.

[71] Francesco De Sanctis, op. cit., a cura di Niccolò Gallo, Opere VII–IX, II, (Torino 1966) 646.

[72] Giovanni Aquilecchia, Il capitolo desanctisiano sulla nuova scienza (1955), poi in: Schede di italianistica (Torino 1976) 285–312.

to Cesare Cantù e Alessandro D'Ancona), oltre a subire l'influenza del pensiero dell'hegeliano Bertrando Spaventa che considerava, non senza forzature, la filosofia italiana del Rinascimento e quella di Vico un'anticipazione da un lato della filosofia cartesiana e spinoziana, dall'altro della filosofia dello spirito hegeliana[73]. De Sanctis avanza una tesi destinata ad avere molta fortuna: l'Italia prefigura la civiltà moderna, senza tuttavia parteciparvi. Il capitolo si apre con un giudizio sul Rinascimento e sul Risorgimento, dialetticamente contrapposti: "La letteratura non poteva risorgere che con la risurrezione della coscienza nazionale. Come negazione, ebbe vita splendida, che si chiuse col Folengo e l'Aretino"[74]e si chiude con una citazione dell'illuminista meridionale Filangieri, così commentata: "La filosofia è già oltrepassata. [...] È' una nuova religione. [...] Rinasce l'uomo interiore. E rinasce la letteratura. La nuova scienza già non è più scienza; è letteratura"[75]. Lo schema storiografico è vagamente hegeliano: la nuova scienza, premessa della nuova letteratura e del risorgimento nazionale, è una sorta di "negazione della negazione". La splendida e corrotta civiltà rinascimentale, a cui Burckhardt attribuirà la nascita dell'individualità, è la negazione della coscienza nazionale e in fondo della stessa modernità che, per De Sanctis, è caratterizzata dallo stato nazionale centralizzato, nato con la monarchia assoluta e perfezionato dalla rivoluzione francese, e dalla libertà di coscienza, affermatasi per la prima volta con la Riforma e le guerre di religione, ma realizzatasi compiutamente con l'illuminismo. L'Italia, com'è noto, non ha conosciuto né l'una né l'altra. Non sembra casuale che De Sanctis nell'ultimo capitolo (il XX), dedicato alla nuova letteratura, faccia largo ricorso a categorie hegeliane, anche se usate un po' alla brava, per introdurre alla letteratura del romanticismo. "Ben presto il movimento teologico diviene prettamente filosofico. Dio è l'Assoluto, Cristo è l'Idea in quanto è realizzata, l'Idea naturalizzata; lo Spirito è l'Idea riflessa e consapevole, il Verbo; la trinità teologica diviene la base di una trinità filosofica. [...] . Logica, natura, spirito, sono i tre momenti della sua esistenza, la sua storia, una storia dove niente è incomprensibile e arbitrario, tutto è ragionevole e fatale. Ciò che è stato dovea essere."[76] E ancora, in termini più chiari e meno generici: "Posto che la storia non sia una successione empirica e arbitraria di fatti, ma la manifestazione progressiva e razionale dell'idea, una dialettica vivente, gli spiriti si affrettarono alla sintesi, e costruirono vere epopee storiche secondo una logica preordinata. [...] la via aperta da Vico fu corsa e ricorsa dal genio metafisico."[77] In questo riferimento al filosofo napoletano, d'obbligo in quell'ambiente culturale[78],

[73] Bertrando Spaventa, Prolusione e introduzione alle lezioni di filosofia nella Università di Napoli, 23 novembre–23 dicembre 1861 (1862).

[74] De Sanctis, Storia II 739.

[75] Ibidem, II 851.

[76] Ibidem, II 950.

[77] Ibidem, II 954.

[78] Sull'ambiente filosofico napoletano si vedano almeno i lavori di Guido Oldrini, Gli hegeliani di Napoli. Augusto Vera e la corrente ortodossa (Milano 1964), l'antologia Il primo hegelismo

De Sanctis precorre l'interpretazione crociana e gentiliana di un Vico "secolo XIX in germe", non peritandosi di scrivere addirittura che Hegel "è un Vico *a priori*", rimuovendo naturalmente la dottrina dei ricorsi. Si tocca qui uno dei nodi centrali e irrisolti del grande affresco desanctisiano.

Il I volume della *Storia* di De Sanctis esce in un anno, il 1870, che fa da spartiacque politico e culturale. Il 20 settembre [79] (la data della liberazione di Roma dal potere papale) il critico attendeva ancora al capitolo su Machiavelli; l'opera intera fu terminata nel settembre del 1871. La guerra franco-prussiana nel 1870 non aveva comportato soltanto la disfatta della Francia[80], del tutto imprevista, la presa di Roma prima di ogni ragionevole aspettativa, una profonda e duratura modifica dell'equilibrio politico europeo, ma anche l'affermazione di un nuovo mito germanico. Il noto detto venuto di moda allora, secondo cui a Sadowa e Sedan aveva vinto il "maestro elementare",[81]consacrava il mito dell'efficienza del sis-

italiano cit., e La cultura filosofica napoletana dell'Ottocento (Bari 1973); dello stesso autore si veda anche La formazione filosofica del giovane De Sanctis, in: AA. VV., Per Francesco De Sanctis (Bellinzona 1985) 17–44. La monografia più completa del critico resta quella di Sergio Landucci, Cultura e ideologia in Francesco De Sanctis (Milano 1964).

[79] Aquilecchia, Schede di italianistica 288. Si veda sulla composizione della Storia, Benedetto Croce, Come fu scritta la "Storia della letteratura italiana" (1912), in: Una famiglia di patrioti e altri saggi storici e critici (Bari 1949) 267–276; e anche l'appendice di lettere edite da Fulvio Tessitore nell'articolo Per la ristampa anastatica della "Storia" desanctisiana, Da Cuoco a De Sanctis. Studi sulla filosofia napoletana nel primo Ottocento (Napoli 1988) 231–273. Si ricordi il celebre passo a conclusione del capitolo su Machiavelli della Storia II, 607: "Siamo dunque alteri del nostro Machiavelli. Gloria a lui, quando crolla alcuna parte dell'antico edificio. E gloria a lui, quando si fabbrica alcuna parte del nuovo. In questo momento che scrivo, le campane suonano a distesa, e annunziano l'entrata degl'Italiani a Roma. Il potere temporale crolla. E si grida il viva all'unità d'Italia. Sia gloria a Machiavelli."

[80] Sugli effetti della sconfitta nella cultura francese si veda Claude Digeon, La crise allemande de la pensée française (1870–1914) (Paris 1959), con una ricca bibliografia. Per l'Italia si tengano presenti almeno Federico Chabod, La guerra franco-prussiana e l'Italia, in: Storia della politica estera italiana dal 1870 al 1896 (Roma–Bari 1990) 3–177; Luigi Foscolo Benedetto, Contraccolpi spirituali di una disfatta, in Uomini e tempi. Pagine varie di critica e storia (Milano–Napoli 1953) 403–419 (ma lo studio risale al 1915).

[81] Fra le varie citazioni che si potrebbero fare, molto significativa mi sembra questa, tratta dall'articolo di Andrea Cantalupi (1853–1914), Del principio critico del Carducci nello svolgimento letterario italiano, apparso con lo pseudonimo di Cesare D'Arco nella rivista cremonese, di orientamento democratico e repubblicano "Il Preludio" 3 (15 dicembre 1875): "ben potremmo dire che la passione di Dante ha fatto l'Italia, a quel modo che i tedeschi profondamente osservano che il maestro di scuola prussiano ha vinto a Sadowa e a Sedan!". Sui rapporti tra cultura tedesca e cultura italiana e sul mito della "scienza germanica" nell'Italia dell'Ottocento si tenga presente lo studio documentato di Otto Weiss, La "scienza tedesca" e l'Italia nell'Ottocento, in: Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento IX (1983) 9–85. Per la Francia sono da ricordare in proposito almeno gli articoli: Souvenirs d'un voyage scolaire en Allemagne. I. Le patriotisme dans l'enseignement, in: «Revue de deux mondes», III serie, VII (1 gennaio 1875) 39–60; La Realschule et les Écoles Turgot, ibidem II (15 giugno 1875) 876–902; e il libro Quelques mots sur l'instruction publique en France (Paris 1872), del linguista Michel Bréal, uno dei

tema scolastico prussiano, della "Realschule", in un paese come l'Italia, arretrato, dipendente da più di un secolo in tutto dalla cultura francese. L'appello alla modernità di De Sanctis, contenuto nelle pagine finali della *Storia*, quasi a suggellare la raggiunta unità nazionale, lungamente attesa, rischiava di essere (e in parte era) anacronistico. Con la sua insistenza sulla filosofia hegeliana, anche se nelle ultime pagine discorreva del "disfacimento di tutto quel sistema teologico-metafisico-politico",[82] e più in generale sulle condizioni della scienza e della letteratura degli anni Venti dell'Ottocento il finale della *Storia* desanctisiana non rispondeva più alle esigenze degli anni Settanta. L'età che si annunciava, l'età del positivismo scientifico, aveva sì come punto di riferimento la Germania[83], ma una Germania ben diversa[84] da quella ancora idealistica e romantica che, sia pure imperfettamente conosciuta, era stata così importante per il critico napoletano. Rispetto alla nuova cultura evoluzionistica, linguistica e filologica, intenta a indagare le origini della poesia popolare e della letteratura, a studiare la formazione dei miti e delle leggende, l'origine del linguaggio, e più concretamente a descrivere e ricostruire l'unità delle lingue neolatine entro cui si collocavano la lingua nazionale e i vari dialetti, De Sanctis, nonostante una tardiva e affrettata conversione al naturalismo di Zola, appariva inesorabilmente un sopravvissuto[85]. Concludendo, conviene citare

collaboratori della «Revue critique de littérature et d'histoire» e traduttore della Vergleichende Grammatik di Bopp.

[82] De Sanctis, Storia II 973: "Erede dell'ontologia è la critica, nata con essa, non ancora libera di elementi fantastici e dommatici attinti nel suo seno, come si vede in Proudhon, in Renan, in Ferrari." Per un giudizio diverso su Renan, visto naturalmente come l'autore della Vità di Gesù, cfr. Francesco De Sanctis, Manzoni, a cura di Carlo Muscetta e Dario Puccini, Opere X (Torino 1955) 127.

[83] Chabod, L'idea di nazione 66: "Italia e Germania, dunque, terre classiche, nella prima metà del secolo scorso, dell'idea di nazionalità." Importanti, anche se non sempre del tutto condivisibili, le osservazioni successive, 67–88.

[84] Sintomatico è il giudizio di Croce, Cultura germanica 262–263. Dopo aver ricordato che la "critica e la storiografia di Francesco De Sanctis non s'intendono senza la precedente critica tedesca", aggiungeva: "E, poiché il sentimento che portò allora gli italiani alla cultura germanica fu severo e generoso, non è traccia in esso di 'servilità', la quale, se mai, può talvolta notarsi solo nell'età seguente, dopo la raggiunta unità statale, quando la Germania assurse al sommo della sua potenza politica con le vittorie del 1866 e del 1870 e dominò la vita europea, sebbene proprio allora, forse, decadesse spiritualmente, o almeno, fosse inferiore, per genio inventivo e larghezza di sentire, alla Germania dell'idealismo e del romanticismo."

[85] Tipico dell'atteggiamento della nuova scuola storica è il ben noto necrologio anonimo nel "Giornale storico della Letteratura Italiana", I (1883): "il De Sanctis penetrò col proprio spirito spesso divinatorio, talora capriccioso, nelle opere degli scrittori; il Settembrini li scaldò con le proprie passioni politiche", da confrontare con questo passo del programma della nuova rivista: "E valga il vero: che cosa sono, generalmente parlando, dopo quella del Tiraboschi e salvo alcuna eccezione recentissima, le storie della nostra letteratura? O esposizioni superficiali e manchevoli, o sintesi più o meno geniali, in cui, più assai che allo studio diretto dei fatti, si badò ad alcuni preconcetti estetici, politici, filosofici, con l'aiuto de' quali si pretese d'interpretare e ordinare fatti mal sceverati e mal noti, ossia di ricostruire sistematicamente la storia." Anche se l'estensore

una lettera inedita del 20 marzo 1870 di un protagonista del rinnovamento culturale nell'Italia di quegli anni, il linguista Graziadio Ascoli, già suddito austriaco, all'indianista Angelo De Gubernatis, che ben rappresenta la posizione più tipica verso la cultura tedesca, considerata ormai dominante nelle scienze e invidiata con un misto di senso d'inferiorità e di volontà di emulazione[86]: "Anche i tedeschi ci

---

del programma del Giornale era stato Arturo Graf, il giudizio recava l'impronta di Renier, che infatti avrebbe voluto intitolare il periodico "Il Tiraboschi". Cfr. Marino Berengo, Le origini del "Giornale storico della letteratura italiana", in: AA. VV., Critica e storia letteraria. Studi offerti a Mario Fubini, II (Padova 1970) 3–26. Sulla fortuna di Tiraboschi nell'ambito della scuola storica, occorre segnalare almeno il giudizio del terzo cofondatore e condirettore del "Giornale storico", Novati, che definisce la sua opera "quel miracolo di erudizione e di critica", una storia della cultura italiana che "non è più stata tentata da alcuno": Francesco Novati, Per una storia della cultura italiana del dugento, in Freschi e minii del Dugento (Milano 1908) 5–6. Sui rapporti tra De Sanctis e la scuola storica mi permetto di rinviare a Guido Lucchini, Le origini della scuola storica. Storia letteraria e filologia in Italia (1866–1883) (Bologna 1990), soprattuto i capitoli I e II. Su De Sanctis e il positivismo più in generale si vedano almeno Giovanni Landucci, De Sanctis e la cultura positivistica, in AA. VV., Francesco De Sanctis nella storia della cultura, I, a cura di Carlo Muscetta, (Bari 1984) 185–235; Giorgio Luti, De Sanctis e Darwin, in: AA. VV., De Sanctis e il realismo, I (Napoli 1978) 249–270.

[86] Particolarmente significativo è il proemio (datato 1° luglio 1872) della "Rivista di filologia e d'istruzione classica",1 (1873) 1–2: "Rinata ad indipendenza ed a libertà, l'Italia, profondamente conscia del proprio dovere, sente e comprende quanto manchi ancora alla sua perfetta redenzione, e, anelando a risorgere intellettualmente, deplora la decadenza di quegli studi che la onorarono cotanto nei secoli della sventura. Fra il lungo e vario volgersi delle sorti umane, genti, che un giorno ella chiamò barbare e nemiche, le divennero maestre e sorelle [...] [l'Italia] impari e produrrà maestri pari ai più insigni fra gli odierni stranieri [...]. Emuli la Germania nell'ardire magnanimo delle nuove investigazioni scientifiche e delle riforme didattiche" da confrontarsi con quello, quasi coevo, dovuto probabilmente al Monaci, in: "Rivista di filologia romanza" 1 (1872) 5–6: "Volgono già quasi quarant'anni, ed uno straniero il cui nome avanza ogni lode, il prof. Federico Diez, dava in luce la grammatica comparata delle lingue romanze. Quest'opera che rinnovava le fondamenta della filologia neolatina, creando una scienza che dovrebb'essere tutta cosa nostra; quest'opera, che in Germania ha già veduta la terza ristampa, in Italia non trovò finora un editore che ardisse pubblicarne una traduzione! [...] Da quel momento nella Germania è sorta una falange di dotti, che alle dottrine del maestro ha dato lo sviluppo il più fecondo." Dopo aver menzionato, fra gli altri, Mussafia, Bartsch, Tobler, e avere ricordato il più recente sviluppo avuto in Francia anzitutto per opera di Paul Meyer e di Gaston Paris, il proemio proseguiva citando un brano del Prospectus della "Romania", in: «Revue critique d'histoire et littérature», 34–37 (1° settembre 1870): «nous avons la ferme conviction que la rupture trop brusque et trop radicale de la France avec son passé, l'ignorance de nos véritables traditions, l'indifférence générale de notre pays pour son histoire intellectuelle et morale, doivent être comptées parmi les causes qui ont amené nos désastres.» La grammatica del Diez non fu mai tradotta in italiano (ne esiste soltanto un compendio di Raffaello Fornaciari); fu pertanto fondamentale l'edizione francese, Grammaire des langues romanes par Fréderic Diez, I (Paris 1874) trad. di Auguste Brachet e Gaston Paris; II, trad. di Alfred Morel-Fatio, Gaston Paris (1874), III, trad. di Alfred Morel-Fatio, Gaston Paris (1876). Sulla "Rivista di filologia e d'istruzione classica", diretta da Domenico Pezzi e dal moravo italianizzato Joseph Müller, cfr. Sebastiano Timpanaro, Il primo cinquantenario della "Rivista di filologia e d'istruzione classica", in: Rivista di filologia e d'istruzione classica 100

son larghi talvolta, secondo il capriccio loro, di parole o di articoli carezzevoli; ma ciò non toglie, che l'italiano, sia di regola, secondo la convinzione loro, un uomo che difetta di cultura e d'onestà. Noi eravamo diventati i paria dell'Europa. Il paria comincia ad esser tollerato; ma egli ha ancora a spandere molti sudori prima che gli riesca di cancellare, da un lato, i mali effetti che l'oppressione secolare ha realmente in lui prodotto, e di conseguire, dall'altro, che sia resa a' suoi sforzi piena giustizia"[87].

(1972) 387–441. Per i riflessi culturali e politici della débâcle del 1870 si veda l'ancor fondamentale articolo di Carlo Dionisotti, A Year's Work in the Seventies. The Presidential Address of the Modern Humanities Research Association delivered at University College, London on 7 january 1972, in: The Modern Language Review 67 (1972) XIX–XXVIII; Alfredo Stussi, Tra filologia e storia. Studi e testimonianze (Firenze 1999), soprattutto il primo capitolo, Romània ed Europa.

87 Biblioteca Nazionale Centrale, Firenze, Carteggio De Gubernatis, lettere Ascoli, ins. 3, 4, n. 3. Degno di nota è pure questo passo di De Sanctis, tratto dalle lezioni su Berchet (1874), De Sanctis, Storia della letteratura III, Mazzini e la scuola democratica, Berchet poeta militante, 149: "Una volta attuato il programma nazionale, l'odio pei tedeschi è svanito: siamo rimasti amici di una nazione che, per certi rispetti, ci precorre nella via della civiltà."

Michele Metzeltin

Gli scrittori come artefici della nazionalità
A proposito delle *Odi barbare* di Giosuè Carducci

1. Che cosa può essere un' analisi testuale?

Un'analisi destinata alla comprensione totalizzante di un testo (o di un gruppo di testi) dovrebbe procedere alle seguenti operazioni cognitive:

- comprensione letterale ed eventualemente metaforica, simbolica e connotativa di ogni parola, ogni sintagma, ogni frase
- comprensione di ogni nesso interfrasale
- constatazione e accertamento di un tema (di una idea centrale; eventualmente di più temi)
- constatazione e accertamento di una macrostruttura (testoide, trama) dipendente dal tema
- constatazione e accertamento della coerenza e della coesione testuali (dello sviluppo semantico e sintattico del tema)
- constatazione e accertamento del possibile referente del testo
- deduzione del possibile messaggio del testo
- valutazione (estetica, psico- o socio-referenziale, morale) del testo

Un'analisi che prende come base un testo è sempre primariamente linguistica e semiotica (quindi cognitiva) e non può giustificare una critica letteraria o scienza della letteratura (ted. Literaturwissenschaft) a sé stante. La ricerca del referente e del messaggio esigono conoscenze storiche che implicano una stretta collaborazione tra scienza del testo (ted. Textwissenschaft) e scienza della storia (ted. Geschichtswissenschaft). Ogni analisi presenta aspetti tendenzialmente più oggettivi (come la constatazione del significato letterale delle parole o il riconoscimento delle strutture sintattiche) e aspetti tendenzialmente più soggettivi (come le congetture sul referente e sul messaggio o la valutazione). L'analisi puo essere guidata da interessi specifici come la valutazione dal punto di vista di una determinata estetica, la verifica della pertinenza argomentativa o la ricerca di un messaggio subcosciente.

Oggi, in un mondo in cui la formazione dell'individuo dipende in grande misura dalla Scuola e dall'Università, ogni ricercatore e docente di filologia deve dominare i metodi di analisi testuale. Ma le sue capacità di interpretazione sono al servizio della società. Ai suoi compiti appartiene il vaglio di un certo numero

di testi per accertare se hanno una funzione piuttosto collettiva e sociale oppure piuttosto individuale e psicologica, poi individuare tra la massa di testi di una certa epoca e di una certa cultura quei testi che per ragioni pragmatiche (chiarezza o evidenza del contenuto, attrattività stilistica per un certo pubblico) meglio rappresentano (mettono in scena) certi fatti e certi problemi, infine classificare questi testi per orientare soprattutto allievi, studenti e altri docenti.

2. Alcuni giudizi sull'opera del Carducci

Giosuè Carducci (1835 – 1907) è entrato nella letteratura italiana come poeta e come critico letterario. La maggior parte delle sue poesie l'ha raccolta in libri con titoli o generali o generici (*Rime* 1857, *Juvenilia* (1868), *Levia Gravia* (1868), *Poesie* (1871; comprende: *Decennalia*, *Levia Gravia*, *Juvenilia*), *Primavere elleniche* (1872), *Odi barbare* (1877), *Giambi ed epodi* (1882), *Rime nuove* (1887), *Rime e ritmi* (1899)), rielaborati e pubblicati più volte. L'opera di critico comprende, tra l'altro, studi su Dante, Ariosto, Parini, Leopardi e commenti alle opere di Dante, del Petrarca, del Poliziano.

L'importanza del Carducci fu già riconosciuta dai suoi contemporanei. Nel 1860 fu chiamato alla cattedra di eloquenza (letteratura) italiana nell'università di Bologna. Nel 1890 fu nominato senatore del Regno. Bertoldo Wiese e Erasmo Percopo pubblicano nella loro *Storia della letteratura italiana dalle origini ai giorni nostri* del 1904 l'opinione di A. Gotti, secondo cui „Il Carducci dal 1850 al 1900 fu il poeta vero e solo d'Italia"[1]. Nel 1906 gli fu conferito il premio Nobel. La sua importanza viene confermata fino al giorno d'oggi dalle pagine dedicategli nelle storie della letteratura italiana e nelle opere di consultazione. La sua figura e la sua opera sono ancora materia d'esame, come dimostra un manuale come quello di Roberto Casalini[2].

Tuttavia, chi voglia informarsi ed orientarsi sull'importanza pratica della sua opera, consultando i manuali e i dizionari di storia letteraria, rimane perplesso e confuso, trovandosi di fronte a opinioni contrastanti. Per esempio nel *Dizionario enciclopedico della letteratura italiana* diretto da Giuseppe Petronio[3] (1966) si leggono s.v. *Carducci* giudizi come i seguenti:

> „una matura e concreta concezione democratico-repubblicana, anticattolica, animata dal culto delle memorie risorgimentali"

[1] Bertoldo Wiese, Erasmo Percopo, Storia della letteratura italiana dalle origini ai giorni nostri (Torino 1904) 741.

[2] Roberto Casalini, Lezioni di storia della letteratura italiana. Dal neoclassicismo alla crisi del neorealismo. Manuale per la prova scritta e orale in corso d'anno e nell'esame di Stato (Cesena 1993) 141–147.

[3] Dizionario enciclopedico della letteratura italiana diretto da Giuseppe Petronio (Bari 1966) 590–596.

„nel mondo della nostra tradizione letteraria il C. si chiude senza riuscire a stabilire un legame e un rapporto attivi con la cultura europea“

„gli furono estranei sia il senso filosofico del progresso storico, sia la poetica che nel sentimento e nella fantasia, nell'osservazione più consapevole della realtà, additava la sorgente della nuova poesia“

„il poeta lascia il posto al letterato: l'ultimo grande esempio del tradizionale letterato italiano, con la sua raffinata educazione stilistica, la sua efficace capacità di oggettivazione“

„L'opera del C. riassume così e rispecchia le esigenze e gli aspetti della cultura italiana degli ultimi anni dell'Ottocento, sulla quale egli ha influito notevolmente con la sua prepotente personalità, costringendola a seguire orientamenti ormai superati“

Simili pareri, anche se più attenuati, si possono ritrovare in *La letteratura italiana* di Luigi de Vendittis[4] o nella *Presentazione* delle *Odi barbare* a cura di Luigi Banfi[5]. Né più stimolante è la conclusione del più prudente Manfred Hardt nella sua *Geschichte der italienischen Literatur* [6]: „Als Lyriker war er ein begnadeter, hochsensibler Künstler, dessen Werke jedoch nicht nur mit ihren komplizierten metrischen Formen, sondern auch in spachlicher und thematisch-ideologischer Hinsicht dem modernen Leser erhebliche Verständnisschwierigkeiten bereiten. Carducci ist uns heute weitgehend fremd geworden. Dazu hat nicht nur die klassizistische Starre und eine gewisse Eintönigkeit seiner Dichtung beigetragen, sondern letztendlich auch die von ihm vollzogene politische und ideologische Entwicklung.“ Dati giudizi del genere, in buona parte negativi o solo parzialmente positivi, verso che cosa e con che interesse o entusiasmo dovrebbe orientarsi uno studioso *in spe* di lingua, letteratura o storia italiana cui è stato insegnato che il Carducci è un autore importante? Verso il Carducci come coscienza della borghesia italiana, verso la sua visione moderna della storia, il suo amore per la libertà e la giustizia, le sue dolci malinconie, la sua impresa di rinnovamento nazionale alla luce del passato, la sua capacità di oggettivazione, il suo realismo o la sua parabola poetica? Per che cosa lo studente di letteratura italiana deve imparare i temi della poesia carducciana (Il tema storico, il tema della nostalgia, il tema dell'amore, il tema della morte, il tema della nemesi storica) che propone il Casalini nelle sue *Lezioni di storia della letteratura italiana*[7]?

---

[4] Luigi de Vendittis, La letteratura italiana. Otto secoli di storia: gli autori, le opere, i movimenti, la critica (Bologna 1988) 799–820.

[5] Giosue Carducci, Odi barbare. A cura di Luigi Banfi (Milano 1986).

[6] Manfred Hardt, Geschichte der italienischen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart (Darmstadt 1996) 617.

[7] Casalini, Lezioni 144–147.

3. Griglie di testualizzazione e di contestualizzazione

Un testo, e più in generale, ogni opera prodotta con una chiara volontà semiotica, deve, per essere recepito, rispondere a certe esigenze fondamentali della comunicazione. Inoltre, ogni prodotto semiotico nasce sempre in un determinato contesto psicologico, sociale, storico. Oltre a strumenti di vaglio, scelta e classificazione testuali, gli studiosi e trasmettitori di testi devono anche offrire delle griglie di testualizzazione strutturale e di contestualizzazione interpretativa – psicologica, epocale, nazionale e antropologica – che permettano di capire la strutturazione semantica e la funzione dei singoli testi. Riprendendo una terminologia di Foucault, potremmo parlare di „grilles d'intelligibilité"[8].

Le griglie strutturali, messe a disposizione dalla retorica e stilistica tradizionale (cf. per esempio le *Lectures on Rhetoric and Belles Letters* dello scozzese Hugh Blair (1788), usate anche in Italia, o il *Trattato di retorica ad uso delle scuole* di Raffaello Fornaciari (1890–1893)) o dalla moderna linguistica e semantica testuale (cf. per es. la *Tekstwetenschap* di Teun van Dijk (1978), la *Einführung in die Textlinguistik* di Beaugrande / Dressler (1981) o la *Textsemantik* di Metzeltin / Jaksche mettono in evidenza la coerenza (semantica) e la coesione (formale) e la possibile efficacia pragmatica (estetica) di un testo[9]. La coerenza e la coesione sono argomentabili, invece gli effetti estetici variano secondo il pubblico. Anche il Croce doveva per esempio ammettere, a proposito della poesia *Canto dell'amore*: „Se questa poesia è diventata popolare, meritava di diventarlo, non solo per le parti belle (che non mancano), ma anche perchè ha quelle debolezze che conferiscono alla popolarità."[10]

Le griglie psicologiche create dalla psicanalisi e dalla psicocritica[11] mettono a disposizione degli psicodrammi o dei miti personali che possono spiegare i fantasmi più o meno coscienti e subconsci che preoccupano l'autore e la loro evoluzione. Le griglie epocali proposte da storici della filosofia o della letteratura como Eugenio Gerin e Tibor Klaniczay[12] cercano di stabilire i tratti stilistici distintivi di

---

[8] Michel Foucault, „Il faut défendre la société". Cours au Collège de France, 1976 (Paris 1997) 202.

[9] Blair dal Padre Francesco Soave. Ampliate ed arricchite di esempi ad uso della studiosa gioventù italiana (Napoli 1856); Raffaello Fornaciari, Trattato di retorica ad uso delle scuole (Firenze 1890–1893); Teun A. van Dijk, Tekstwetenschap. Een interdisciplinaire inleiding (Utrecht-Antwerpen 1978); Robert-Alain de Beaugrande, Wolfgang Dressler, Einführung in die Textlinguistik (Tübingen 1981); Michael Metzeltin, Harald Jaksche, Textsemantik. Ein Modell zur Analyse von Texten (Tübingen 1983).

[10] Benedetto Croce, Giosuè Carducci. Studio critico (Bari 1946) 93.

[11] Cf. per esempio Jean Le Galliot, Psychanalyse et langages littéraires. Théorie et pratique (Paris 1977) o Charles Mauron, Des métaphores obsédantes au mythe personnel. Introduction à la Psychocritique (Paris 1980).

[12] Eugenio Garin (Die Kultur der Renaissance, 1964) in: Golo Mann, August Nitschke, Weltgeschichte (Frankfurt a. M. 1964) VI, 429–534; Tibor Klaniczay, Renaissance und Manierismus. Zum Verhältnis von Gesellschaftsstruktur, Poetik und Stil (Berlin 1977).

un'epoca storica considerati espressioni semiotiche degli ideali dei gruppi economicamente dominanti.

Le griglie nazionali elaborate per esempio nella mitopoiesi di Tullio-Altan e di George Schöpflin o nella *Nationalstaatlichkeit* di Metzeltin[13] modellano la formazione degli stati nazionali moderni come processi coscienti di élite e portano a una nuova angolazione di molti testi e di cosiddette opere d'arte.

Le griglie antropologiche infine, stabilite in modo generale da Arnold van Gennep e in modo più specifico da Metzeltin / Thir (*Erzählgenese*, 1996)[14], permettono di spiegare molti testi come rappresentazioni di riti di passaggio, di iniziazione o di sostituzione del re, riti presenti in tutte le società.

Il Carducci opera in un'epoca in cui la critica degli scritti letterari pensa di trasformarsi in scienza della letteratura concentrandosi sulla testualizzazione estetica e negligendo l'interpretazione contestualizzante, secondo una concezione molto chiaramente espressa da Wiese e Pércopo nella loro *Storia della letteratura italiana dalle origini ai giorni nostri*[15]: „L'arte è indipendente. Il contenuto considerato in astratto non è arte, e divien tale sol quando il genio lo trasforma in immagini ed emozioni, in caratteri viventi, in scene appassionate, in pitture reali, ecc. L'arte non ha quindi che fare con l'etica, con la storia, con la scienza, con la politica, nè ha altro fine che la manifestazione del bello, nè altro scopo che il compiacimento o emozione estetica. (...). Accogliendo il soggetto e la filosofia o la morale qualsiasi, a cui lo scrittore ha inteso informarlo, il critico deve vedere se esso è stato concepito nettamente ed ha coesione organica in tutte le sue parti; se l'artista è riuscito a individuare i suoi concetti nella fantasia, a vivificarli nel suo sentimento; se ha colto bene il vero della natura e idealizzatolo sapientemente; se ha improntato di bellezza tutte le sue creazioni con forma sempre conveniente; se ha, insomma, comunicato a tutta l'opera sua la vita immortale dell'arte". Questo unilateralismo estetico ha portato i critici (Thovez, Croce, Parodi, ecc.) a soppesare – spesso con criteri impressionistici e soggettivi – la poeticità e la bellezza delle raccolte di poesia del Carducci, trascurando il fatto che questi era sì un letterato, ma un letterato che con le sue poesie voleva parlare alla nazione, come bene aveva osservato il Croce: „Ma se l'impeto politico del Carducci non si tradusse in atti determinati, se a lui mancarono e l'occhio e il braccio dell'uomo d'azione, non è da credere per ciò che la tendenza generale del suo spirito fosse torbida, scissa, incoerente. Tutt'altro. Essa si svolge sopra una linea rettissima: coloro che accusarono il poeta

[13] George Schoepflin, The Function of Myth and a Taxonomy of Myths, in: Geoffrey Hosking, George Schoepflin (edd.), Myths & Nationhood (London 1997); Carlo Tullio-Altan, Ethnos e civiltà. Identità etniche e valori democratici (Milano 1995); Michael Metzeltin, Nationalstaatlichkeit und Identität. Ein Essay über die Erfindung von Nationalstaaten. Mit einem Epilog von Benita Ferrero-Waldner, Bundesministerin für Auswärtige Angelegenheiten (Wien 2000).

[14] Arnold van Gennep, Les rites de passage (Paris 1909); Michael Metzeltin, Margit Thir, Erzählgenese. Ein Essai über Ursprung und Entwicklung derTexualität (Wien^2 1998).

[15] Wiese e Pércopo, Storia 764.

d'incoerenza, ebbero torto, e aveva ragione lui quando asseriva di aver voluto sempre una cosa medesima. Sempre la medesima cosa, ma in generale; onde, guardando in particolare, si otteneva l'impressione dell'incoerenza; perchè, praticamente, non si può amare insieme Mazzini e Casa di Savoia, la Repubblica e la Regina, e passare dall'uno all'altro e dall'altro all'uno. La politica non può prescindere dalla logica dei particolari; ma il Carducci sentiva nella propria coscienza di non avere giammai mutato, appunto perchè il suo sentimento generale, attraverso tutte le contingenze, si era serbato costante. Quello che infiammava il suo sentimento, quello che egli costantemente voleva, era la grandezza d'Italia."[16] Ma nonostante questa osservazione, anche il Croce esamina le poesie del Carducci prevalentemente con griglie strutturali. Solo a partire dagli anni cinquanta del secolo scorso, grazie agli studi di Walter Binni[17], che attraverso griglie psicologiche (o esistenziali) offre letture diverse e più ricche non si studia più nel Carducci solo la presunta involuzione politica e parallelamente poetica.

Ma se il Poeta, „animato da forte spirito etico, propone ai concittadini, ai connazionali, o agli uomini tutti, un ideale da attuare", se la sua poesia è „l'oggettivazione di una brama politica e morale, conservazione o rivoluzione che sia", se il Carducci è il vate dell'avvenire che „usciva alla nuova età vibrando strofe come spade e diffondendo il canto come ala d'incendio", se è un „incitatore della vita nazionale"[18], riconosciuto il suo fondamentale impegno etico-politico, è da supporre che la poesia del Carducci si possa leggere e „riscrivere", contestualizzare più adeguatamente attraverso una griglia nazionale.

4. La storia della letteratura come fattore della formazione degli stati nazionali

I moderni stati nazionali europei, come anche altri stati nazionali, sono delle formazioni politiche create dalla mentalità liberale e democratica dell'Ottocento che hanno le loro radici nella Rivoluzione francese. Sono stati pensati, inventati più o meno coscientemente, per governare determinati territori centralisticamente, razionalmente, ma anche democraticamente. Riferendosi a queste formazioni, Eric Hobsbawm (1983) parla di *invention of tradition*, Benedict Anderson (1983) di *imagined communities*, Richard White (1981) di *Inventing Australia*, Imman Fox della *Invención de España* (1997), e già nel 1931 lo storico americano T. W. Riker aveva parlato di *The Making of Roumania*[19]. I membri di questi stati nazionali *in*

[16] Croce, Carducci 45.

[17] Walter Binni, Riccardo Scrivano, Introduzione ai problemi critici della letteratura italiana (Messina-Firenze 1968) 327.

[18] Croce, Carducci 59, 62 e 87.

[19] Eric J. Hobsbawm, Terence Ranger (edd.), The Invention of Tradition (Cambridge 1983); Benedict Anderson, Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism (London 1983); Richard White, Inventing Australia. Images and Identity 1688–1980 (St. Leo-

fieri, cioè la popolazione, deve essere preparata mentalmente e semioticamente perché queste invenzioni acquistino una certa omogeneità ed unità (una identità), senza la quale non possono funzionare. Come fa notare lo storico italiano Ernesto Galli della Loggia, l'identità nazionale non è un fatto naturale: „come tali l'identità nazionale e il suo sentimento non esistono in natura. L'una e l'altro sono il prodotto di élite ideologico-culturali, in genere inserite nelle istituzioni dello Stato (...). È la doppia azione combinata di élite ideologico-culturali del genere e delle istituzioni statali – soprattutto di quelle preposte all'amministrazione concreta dell'interesse generale (per esempio il fisco o la giustizia), ovvero, specificamente alla formazione di una cultura dell'appartenenza collettiva (como sono la scuola e l'esercito) – è siffatta azione combinata che è all'origine dell'identità nazionale e del relativo sentimento."[20] L'antropologo italiano Tullio-Altan parla della *mitopoiesi* como processo simbolico della formazione di identità etniche[21].

Se osserviamo la formazione degli stati europei soprattutto a partire dall'Ottocento, possiamo ipotizzare che l'invenzione semiotica degli stati nazionali moderni (it. *Stato-nazione*, fr. *Etat-nation*, sp. *Estado-nación*, rom. *Statul național* / *statul-națiune*: la combinazione moderna dei due termini vuole indicare lo stretto legame tra politica e cultura) si costituisce più o meno cronologicamente attraverso vari processi semiotici e mitizzanti. Questi processi si possono ordinare nella seguente griglia di intelligibilità della nazionalità statale:

Presa di coscienza

Un gruppo, grazie alla sua élite, prende coscienza di sè categorizzandosi como popolo o nazione e caratterizzando altri gruppi come popoli o nazioni (autopercezione, eteropercezione, stereotipizzazione) e si afferma all'interno come all'esterno per la realizzazione dei propri interessi. Lo sviluppo della percezione identificatrice avviene spesso attraverso guerre e semioticamente attraverso la trasmissione di poemi epici.

La presa di coscienza degli abitanti della Penisola appennina come gruppo, nonostante le loro diversità, si trova già negli scritti di Dante. Nel suo *De vulgari eloquentia* parla di „Ytalorum Francorumque finibus" (I, viii), „municipalia vulgaria omnia Latinorum" (I, xvi), „in excellentissima Ytalorum curia" (I, xviii). Autopercezione ed eteropercezione sono evidenti a partire dal Seicento. Così si legge nella rielaborazione spagnola del *Grand dictionnaire historique* di Louis Moreri[22],

---

nards 1981); Imman Fox, La invención de España. Nacionalismo liberal e identidad nacional (Madrid 1997); T. W. Riker, The Making of Roumania. A Study of an International Problem, 1856–1866 (London 1931).

[20] Ernesto Galli della Loggia, L'identità italiana (Bologna 1998) 157–158.

[21] Carlo Tullio-Altan, Ethnos e civiltà. Identità etniche e valori democratici (Milano 1995).

[22] El gran diccionario historico ... traducido del frances de Luis Moreri ... Por Don Joseph de Miravel y Casadevante, Tomo quinto (Paris / Leon de Francia 1753).

s.v. *Italia*: „Entre todos estos pueblos, han sido considerados los Italianos, como los succesores de los Romanos antiguos por lo que mira á las letras y á las ciencias. En efecto, tienen mas delicadeza, y tambien algo que de mas fino, que las demas naciones. (...) Los Italianos parecen tener un genio particular para la poesia, para las antiguedades, artes liberales, jurisprudencia, y para la politica; pero su poesia tiene por lo ordinario mas brillo que solidez, y queriendo elevarse con superioridad al comun, demuestran regularmente falta de buen juycio. En quanto á la politica son excessivos en reflexiones“. In uno dei suoi sonetti Vittorio Alfieri descrive *Vizi e virtú degli Italiani* (arrivando alla conclusione che: „Tale d'Italia è la primaria gente; / Smembrata tutta, e d'indole diversa; / Sol concordando appieno in non far niente.“).

L'autocoscienza può diventare eccessiva, come in *Del primato morale e civile degli Italiani* di Vincenzo Gioberti (1843), ma comprensibile in un'epoca di necessaria autoaffermazione di fronte ad altri popoli. Con la dichiarazione dello Stato moderno, anche l'Italiano non è più soldato asservito al signore di un paese, ma un cittadino, come propaga Pietro Paolo Parzanese (1810–1852) nella *Giovanottino dalla bruna chioma* („Giovanottino dall'elmo piumato, / tu sei giovane tanto, e sei soldato. / – Soldato io no; son cittadino in armi.“)

Territorializzazione

La élite cosciente delle sue possibilità inventa, definisce per sè un territorio facendo accettare un nome generale, fissando cosiddette frontiere naturali o storiche, elogiando il paesaggio („A piè de i monti e de le querce a l'ombra / co' fiumi, o Italia, è de‘ tuoi carmi il fonte“ dichiara il Carducci in *Alle fonti del Clitumno*), rappresentandolo cartograficamente, stabilendo luoghi emblematici (come l'abbazia di Pontida) e dichiarando l'indivisibilità del territorio (Articolo 5 della Costituzione italiana del 1948).

Di nuovo Dante, descrivendo nel *De vulgari eloquentia* (I, x) la distribuzione dei dialetti italiani dimostra una buona conoscenza della configurazione della penisola appennina ed un chiaro concetto della sua unità geografica, tuttavia non la concepisce ancora come unità politica: „Dicimus ergo primo Latium (l'Italia) bipartitum esse in dextrum et sinistrum. Si quis querat de linea dividente, breviter respondemus esse iugum Apenini, quod ceu fictile culmen hinc inde ad diversa stillicidia grundat aquas, ad alterna hinc inde litora per ymbricia longa distillat, ut Lucanus in secundo describit: dextrum quoque latus Tyrenum mare grundatorium habet; levum vero in Adriaticum cadit. Et dextri regiones sunt Apulia, sed non tota, Roma, Ducatus (il Ducato di Spoleto), Tuscia et Januensis Marchia; sinistri autem pars Apulie, Marchia Anconitana, Romandiola, Lombardia, Marchia Trivisiana cum Venetiis. Forum Iulii vero et Ystria non nisi leve Ytalie esse possunt; nec insule Tyreni maris, videlicet Sicilia et Sardinia, non nisi dextre Ytalie sunt, vel ad dextram Ytaliam sociande.“ Un'impronta alquanto politica presenta invece il Petrarca

nella canzone *Italia mia, benchè 'l parlar sia indarno* in cui si rivolge ai Signori d'Italia esortandoli a liberarsi delle milizie mercenarie e vivere in pacifico accordo tra loro („Ben provvide natura al nostro stato / quando de l'Alpi schermo / pose fra noi e la tedesca rabbia"). Nel Quattrocento l'umanista Flavio Biondo ci offre una descrizione storica e geografica della penisola (*L'Italia illustrata*, 1453). Leandro Alberti, domenicano che percorse tutta la penisola nel Cinquecento, compilò una *Descrizione di tutta l'Italia nella quale si contiene il sito di essa, l'origine e le signorie delle città e delle castella* ... (Bologna 1550, Venezia 1553, 1568, 1588). La coscienza della territorialità italiana è anche evidente presso gli autori stranieri, come per esempio nella già citata rielaborazione spagnola del *Grand dictionnaire historique* di Louis Moreri. S.v. *Italia* troviamo la seguente descrizione:

„Leandro Alberti, y otros la dividen en 19 comarcas.

1. *Aemilia,* Lombardia de la parte aca del Pò.

2. *Apulia Daunia*, Puglia Piana.

3. *Brutium*, Calabria Baja.

4. *Apulia Peuceta*, Tiera de Bari.

5. *Campania*, Tierra de Labour.

6. *Flaminia,* Romania.

7. *Forum Julii*, Frioul.

8. *Gallia Transpadana*, Lombardia de la parte alla del Pò.

9. *Etruria*, Toscana.

10. *Istria*, Istria.

11. *Latium*, Campaña de Roma.

12. *Liguria*, Ribera de Genova.

13. *Lucania*, Basilicata.

14. *Magna Graecia*, Calabria la alta.

15. *Picenum*, Marca de Ancona.

16. *Salentinorum Terra*, Tierra de Otranto.

17. *Samnium*, Abruzzo.

18. *Venetorum Terra*, Marca Trevisana.

19. *Umbria*, Ducado de Spoleto.

(...) El duque de Savoya posse muchos siglos hace el Piemonte, el marquesado de Saluces, &c. (...) El principe de Monaco de la casa *Grimaldi*, possee esta ciudad bajo la proteccion del rey de Francia. (...) Nada diremos aqui del estado que goza el obispo de Trento. La casa de Austria possee alli tambien el condado de Goritz, las ciudades de Trieste, Pedena, &c. en Istria: los doce antiguos cantones Suissos tienen alli mismo los quatro bailliages aque se llaman de Italia, y los Grisones la Valtelina". In questo commento spuntano le future controversie territoriali dell'Italia unita."[23]

Il cremonese Vincenzo Lancetti (1767–1851) esprime col canto in ottave *Suono robusto di divina tromba* i fiumi ed i laghi d'Italia che personificano le aspirazioni delle varie parti d'Italia all'unità. Nelle sestine *Qual è la patria dell'Italiano* Antonio Gazzoletti (1813–1866) presenta sinteticamente i principali paesaggi italiani („il bel ciel napolitano", „il fervido suolo sicano", „il classico terren romano", „il leggiadro giardin toscano", "il lombardo piano fecondo", „il guerriero Piemonte armato", „Sardi dall'aspre rupi"). L'Italia, spesso personificata, è stereotipatamente bella come, nella poesia *Io vidi, io vidi (ahi vista!)* dell'arcade Giuseppe Antonio Vaccari Gioia (1680–1717), nel canto *Bell'Italia, alza la fronte* di Lorenzo Mascheroni (1750–1800) o nel canto *Bella Italia, amate sponde* di Vincenzo Monti (1754–1828). Nella poesia *Io non son della solita vacchetta* Giuseppe Giusti (1809–1850) rappresenta l'Italia allegoricamente in forma di uno stivale.

In molte poesie si esprime pure il misero stato dell'Italia divisa. Così nel sonetto *Misera Italia, e tutta Europa intorno* di Giovan Pico della Mirandola (1463–1490), nel ternario *Italia afflitta, nuda e miseranda* attribuito a Francesco Guicciardini (1483–1450), nel sonetto *Mentre, misera Italia, in te divisa* del veneziano Domenico Venier (1517–1582) o nella canzone *All'Italia* (1818) di Giacomo Leopardi. Allo stesso tempo, fin dal Trecento, in molte poesie si manifesta il desiderio di unificazione del territorio sotto un principe, italiano o straniero, come per esempio Gian Galeazzo Visconti nel sonetto *Italia* di Francesco Vannozzo (1332?–post 1389) e nella canzone *Novella monarchia, giusto signore* di Simone Serdini (1360?–1420), o Enrico II di Francia nel sonetto *Alza, Italia dolente, omai la fronte* di Bernardo Tasso (1493–1569).

[23] Wie Anm. 22. – Cf. anche Gualtiero Boaglio, Aspetti e momenti della tematica nazionale. Dal Trecento al Lombardo-Veneto, in: Brigitte Mazohl-Wallnig / Marco Meriggi (Hgg.), Österreichisches Italien – Italienisches Österreich? Interkulturelle Gemeinsamkeiten und nationale Differenzen vom 18. Jahrhundert bis zum Ende des Ersten Weltkrieges (Zentraleuropastudien 5, Wien 1999) 675–697.

Storicizzazione

Attraverso la selezione e la combinazione cosciente di fatti storici o mitici, ogni gruppo inventa e costruisce permanentemente una propria storia nazionale, perché si considera che un popolo senza storia non possa costituire una nazione. La storicizzazione accentua certe idee basiche, come l'esistenza di una nazione unitaria e indipendente, la comunanza d' una storia grande e antica, la rinascita (il risorgimento) e le lotte per la libertà e l'indipendenza e la continuità della nazione. Siccome bisogna creare un nuovo ordine, si esaltano modelli antichi (per esempio Roma) e si esorcizzano modelli recenti aborriti (per esempio il Papato, l'impero Germanico). È questo il motivo profondo per cui si redigono storie nazionali che spesso rimontano fino agli etruschi (ricordiamo, tra gli altri, Girolamo Brusoni, *Istoria d'Italia*,1656; Ludovico Antonio Muratori (1672–1750), *Annali d'Italia*, dal principio dell'era volgare al 1749; Carlo Denina, *Delle rivoluzioni d'Italia*, 1769–1772, che il Carducci considerava la prima storia generale degli Italiani; Carlo Botta, *Storia d'Italia continuata da quella del Guicciardini dal 1534 al 1789*, 1832; Cesare Cantù, lo storico più popolare, *Storia degli Italiani*, 1857–1859; Giuseppe La Farina, *Storia d'Italia narrata al popolo italiano*, 1846), si scrivono romanzi storici (Alessandro Manzoni, *Gli sposi promessi*, 1827; Massimo d'Azeglio, *Ettore Fieramosca o La disfida di Barletta*, 1833; Cesare Cantù, *Margherita Pusterla*, 1838; ecc.), si compongono opere storiche (per esempio *I lombardi alla prima crociata* (1843) e *La battaglia di Legnano* (1849) di Giuseppe Verdi[24]); e si dipingono quadri storici (per esempio Francesco Hayez, *I vespri siciliani*, 1821, *Cavour*, 1870), con cui si crea, ricrea e propaga la storia „mitica" della nazione.

Standardizzazione e storicizzazione di una lingua nazionale

Attraverso la selezione di una lingua o di una varietà linguistica parlata nell'ambito dello Stato *in fieri* („uno degli idiomi, più o meno diversi, che vivono in una nazione, venga accettato da tutte le parti di essa per idioma o lingua comune" scrive il Manzoni nella sua *Relazione al Ministro della Pubblica Istruzione* del 1858) e attraverso la sua regolamentazione ed omogeneizzazione (mediante ortografie, grammatiche, vocabolari, poetiche e retoriche) si crea una lingua nazionale con una propria storia. Normalmente si mette in rilievo l'unità di questa lingua a detrimento delle altre varietà esistenti nell'ambito dello Stato e si ufficializza (cf. *Statuto fondamentale del Regno di Sardegna* del 1848, Art. 62). La standardizzazione dell'italiano comune è il risultato delle discussioni note come „questione della lingua" (cf. *LRL* IV Art. 260) che vedono in contrasto la lingua dei trecen-

[24] Cf. Annette Frank, Zwischen Bürgerhaus, Thron und Altar. Die multimediale Konstruktion des Individuums in seiner Spannung zu Familie, Staat und den religiösen Repräsentanten in den Opern Giuseppe Verdis (Wien 2002).

tisti (propugnata dal Bembo), la lingua cortigiana (propugnata dal Trissino e dal Castiglione) ed il fiorentino parlato (propugnato dal Machiavelli) e che culmina con l'imposizione del „fiorentino vivente" proclamata da Alessandro Manzoni in *Dell'unità della lingua e dei mezzi di diffonderla. Relazione al Ministro della Pubblica Istruzione proposta da Alessandro Manzoni agli amici colleghi Bonghi e Carcano, ed accettata da loro* (1868):

> „Uno poi de' mezzi più efficaci e d'un effetto più generale, particolarmente nelle nostre circostanze, per propagare una lingua, è, come tutti sanno, un vocabolario. E, secondo i princìpi e i fatti esposti, il vocabolario a proposito per l'Italia non potrebbe esser altro che quello del linguaggio fiorentino vivente"

> „dopo l'unità di governo, d'armi e di leggi, l'unità della lingua è quella che serve il più a rendere stretta, sensibile e profittevole l'unità d'una nazione"

La storicizzazione della lingua prende forme moderne con la redazione del *Dizionario della lingua italiana* (1859 – 1879) di Niccolò Tommaseo e Bernardo Bellini (cf. *LRL* IV Art. 283) ed il *Saggio sulla storia della lingua e dei dialetti d'Italia, con un'introduzione sopra l'origine delle lingue neolatine* (1872) di Napoleone Caix.

Costituzione di una letteratura nazionale (ted. nationale Textkanonisierung)

Attraverso la continua valorizzazione e svalorizzazione di testi nella lingua nazionale e la scelta di alcuni di essi come testi esemplari si crea una storia della letteratura nazionale con un repertorio di autori considerati modelli per l'immagine della nazione e per questo resi „canonici". In Italia, le prime storie letterarie tendono a giudicare le opere d'arte secondo l'importanza e la moralità del contenuto[25]. Girolamo Tiraboschi ci offre una *Storia della letteratura italiana* (1772–1782) che va dagli Etruschi fino al secolo XVII e che traccia la storia dell'origine e dei progressi di tutte le scienze in Italia. Nell'Ottocento appaiono dapprima la *Storia delle belle lettere in Italia* (1844; seconda edizione col titolo *Storia della letteratura italiana* 1855), di Paolo Emiliani Giudici (1812–1872), che va dalle origini al Leopardi, la *Storia della letteratura italiana* di Cesare Cantù (1865), lo *Svolgimento della letteratura nazionale* del Carducci (1868–1871), in cinque discorsi, dalle origini al Tasso. Francesco de Sanctis (1817–1883), nella sua *Storia della letteratura italiana* (1870–1872), che va dalle origini agli inizi del secolo XIX, è il primo a valutare le opere artistiche fondamentalmente con criteri estetici e non etici; per questo, Wiese e Percopo[26] considerano che „Col De Sanctis s'inizia

[25] Cf. Anche Gualtiero Boaglio, Pianificare il passato. Un paradosso del Settecento italiano? in: Erika Kanduth (ed.), Italienische Aufklärungsliteratur im Zeichen europäischer Beziehungen (Frankfurt / M. 2000) 151 – 178.

[26] Wiese e Percopo, Storia 764.

il periodo scientifico nella trattazione della nostra storia letteraria“. Il Carducci allestisce edizioni e commenti degli scrittori italiani antichi e moderni (come le *Opere volgari* del Poliziano) e Alessandro d'Ancona (1835–1914) pubblica numerose edizioni di testi antichi. Alla costituzione di un repertorio letterario nazionale „canonico“ contribuiscono anche le antologie, fra cui annoveriamo

Giacomo Leopardi, *Crestomazia italiana dei prosatori*, 1827

Giacomo Leopardi, *Crestomazia italiana poetica cioé scelta di luoghi in verso italiano insigni o per sentimento o per locuzione, raccolti e distribuiti secondo i tempi degli autori*, 1828

Vincenzo Baffi, *I poeti della Patria – Canti italici*, Napoli, Rondinella, 1863

Anonimo, *La Patria, ossia Liriche italiane di patrio argomento*, Torino, Franco, 1855

Pietro Gori, *Il Canzoniere Nazionale, 1814–1870*, Firenze, Salani, 1883

Giovanni Mestica, *Manuale della letteratura italiana nel secolo decimonono*, Firenze, Barbera, 1885–1887

Arturo Bini / Giuseppe Fatini, *I Canti della Patria. La lirica patriottica nella letteratura italiana*, Milano, Sonzogno, 1916

Istituzionalizzazione

Stabilita una coscienza identitaria nazionale, un territorio nazionale, una storia nazionale, una lingua nazionale ed una letteratura nazionale, l'élite al potere può istituzionalizzare il gruppo formalmente come Stato nazionale:

- creando le sue istituzioni fondamentali (Parlamento e Capo dello Stato: il 13 febbraio 1861 si riunisce a Torino il primo Parlamento italiano, il 17 marzo 1861 attribuisce a Vittorio Emanuele II il titolo di re d'Italia);
- dichiarandosi indipendente (il 17 marzo 1861 il Parlamento ratifica l'unificazione e si proclama il Regno d'Italia);
- votando una legge fondamentale (costituzione: per l'Italia unita lo *Statuto fondamentale del Regno d'Italia*, che riprende formalmente lo *Statuto fondamentale del Regno di Sardegna* del 1848);
- stabilendo una capitalità (il 26 marzo 1861 il Parlamento auspicava con voto solenne che Roma divenisse la capitale d'Italia);
- creando i suoi emblemi: bandiera (il tricolore, che appare per la prima volta sulle coccarde nella rivolta di Bologna del 1794 e che sventola a Milano nelle Cinque Giornate), scudo (lo Scudo dei Savoia), inno (già nel 1847, a Torino, in casa di Lorenzo Valerio, si leggono testi e spartiti per un possibile Inno d'Italia: di Meucci, di Bertoldi, di Mameli, quest'ultimo si imporrà con la musica di Nova-

ro[27]; edifici pubblici rappresentativi (Giuseppe Calderini, Palazzo di Giustizia, Roma, 1888–1910; Giuseppe Mengoni, Galleria Vittorio Emanuele II, Milano, 1865–1877).

Gli emblemi sono considerati più o meno intoccabili, sacri (Vittorio Emanuele III fa muro al tentativo di Mussolini di modificare la bandiera[28], Stefano Rodotà parla su *la Repubblica* del 27 luglio 2002 di „Quei limiti intoccabili della Carta costituzionale“) e diventano temi di poesia e pittura. A partire dai primi dell'Ottocento si scrivono poesie alla bandiera, così l'inno *Dio lo vuole! E sono armati* di Antonio Peretti (1815–1858), il sonetto *Il bianco mostra ch'ella è santa e pura* di Giovan Battista Niccolini (1782–1861), i tre rispetti dedicati a Vittorio Emanuele nel 1859 da Pietro Thouar (1809–1861), e Francesco Hayez dipinse nel 1867 *Il bacio tricolore*.

Medializzazione

Lo Stato nazionale concreta, diffonde e riattualizza la cultura nazionale comune, più o meno stereotipata, attraverso il servizio militare (nel 1859 si propaga l'immagine del re come primo soldato dell'indipendenza italiana, su un disegno di G. Gonin), le scuole pubbliche (la legge Coppino del 1877 sancisce l'obbligatorietà e la gratuità della frequenza del primo biennio per tutti i fanciulli che hanno compiuto i 6 anni; del Carducci dice il Croce[29]: „egli, per mezzo della scuola e della quotidiana polemica, manifestò variamente quel suo carattere, esercitando per alcuni decennî sui giovani italiani opera di correttore e di educatore“), i manuali scolastici (unita l'Italia, si pubblicano fino al 1918 circa 700 grammatiche scolastiche[30]), i mezzi di comunicazione di massa (verso la fine dell'Ottocento il *Corriere della Sera* stampa ogni giorno circa 100000 copie), l'erezione di monumenti storici (un po' ovunque vengono innalzati monumenti a Garibaldi), l'organizzazione di feste nazionali. In questo modo si costituisce un orizzonte interpretativo comune alla popolazione dello Stato nazionale.

Questi processi, basati su una concezione umanistica come distribuire in modo razionale ma anche equo le risorse di un certo territorio, hanno un forte carattere discorsivo, sviluppandosi attraverso i più svariati tipi di testo e altri mezzi semiotici. La ripetuta presentazione ed esperienza (ted. *Erleben*, vivenza) comune di questi processi su grande scala crea l'identità nazionalstatale, alla quale contribuiscono anche i grandi autori con le loro poesie ed i loro romanzi. Come afferma George Schöpflin nel suo recente studio *The Function of Myth and a Taxonomy of Myths*[31]:

---

[27] cf. *Corriere della Sera*, 1 giugno 2002.

[28] cf. *Corriere della Sera*, 24 luglio 2002.

[29] Croce, Carducci 55.

[30] Maria Catricalà, Le grammatiche scolastiche dell'italiano edite dal 1860 al 1918 (Firenze 1991) 31.

[31] Schoepflin, The Function 22.

„Those who control the standardization process derive power from doing so, so that the question of who is able to control the myths of the collectivity is an important one. Those who can invoke myth and establish resonance can mobilize people, exclude others, screen out certain memories, establish solidarity or, indeed, reinforce the hierarchy of status and values." Un tale uomo di „risonanza" fu il Carducci.

5. *Le* Odi barbare *come fattore di nazionalità*

Le *Odi barbare* sono fra le opere più importanti del Carducci. Costituiscono una raccolta di versi la cui stesura e rielaborazione va dal 1873 al 1891. Anche se non mancano poesie con momenti intimistici, la maggioranza di esse ci parla dell'Italia, dell'Italia che ha lottato per la sua unificazione ed indipendenza, anche se essa poeticamente si presenta sotto veste romana. Ci parla di una nazione di nobile stirpe, anche se il singolo lo ignora. Essendo l'Italia ideale la tematica principale delle Odi, dal punto di vista interpretativo è logico applicare una griglia d'interpretazione nazionale (cf. 5), cosa che abbozziamo a continuazione limitandoci al primo libro delle Odi.

Presa di coscienza

Il popolo italiano è d'origine autoctona e divina, è un popolo liberatore, anche se ci sono persone che solo si occupano di piccole cose e di attualità:

„la figlia liberatrice", „il tuo trionfo, popol d'Italia, / (...) onde tu con serena / giustizia farai franche le genti" (Nell'annuale della fondazione di Roma)

„un ciociaro, nel mantello avvolto, / grave fischiando tra la folta barba, / passa e non guarda", „Gli uomini novelli / quinci respingi e lor picciole cose" (Dinanzi alle terme di Caracalla)

„l'umbro fanciullo", „ricantando in coro / di Giano eterno e quanto amor lo vinse / di Camesena. / Egli dal cielo, autoctona virago / ella: fu letto l'Apennin fumante: / velaro i nembi il grande amplesso, e nacque / l'itala gente" (Alle fonti del Clitumno)

„l'irto spettral vinattier di Stradella", „il lungi operoso tessitor di Biella" (Roma)

„quando le donne gentili danzavano in piazza / e co' re vinti i consoli tornavano" (Nella piazza di San Petronio)

„la gloria libera del popolo" (Le due torri)

„e il popol latino si cinse / su l'Austria cingol di cavaliere", „Chiavenna, / oh Rezia forte!, schierò a Vercea / sessanta ancora di morte libera / petti assetati" (A una bottiglia di Valtellina del 1848)

„del sacro / rinnovato popolo latino" (Il liuto e la lira)

Territorializzazione

La spina dorsale del paesaggio italiano è l'Appennino umbro, la gran frontiera sono le Alpi dal Monte Bianco al lago di Garda, a Trento, a Trieste, a Pola. Si stende dalle Alpi alla Sicilia (ma l'Italia meridionale non appare descritta). Il centro spirituale è Roma, che porterà l'Italia a un nuovo potere. Ma il cuore d'Italia è Bologna. L'Italia è ricca di fiumi, di messi, di pascoli, di armenti, di boschi vari. I fiumi più rappresentativi sono il Po ed il Tevere. Tra gli alberi il più frequente è il pioppo. Il paesaggio urbano è dominato dai monumenti romani e dalle chiese medievali:

„Tale ne i gotici / delúbri, tra candide e nere / cuspidi rapide salienti / con doppia fila marmorea, / sta su l'estremo pinnacol placida / la dolce fanciulla di Jesse / tutta avvolta di faville d'oro" (Ideale, il duomo di Milano)

„Le ville ei vede piano d'argentei / fiumi rigato contempla aerea, / le messi ondeggianti ne' campi, / le raggianti sopra l'alpe nevi" (Ideale, la Lombardia)

„il falco", „il gabbiano", „nel pian faticoso di te s'allegrano i fiumi / tremuli luccicando tra'l mormorar de' pioppi", „corre da i paschi baldo vèr' l'alte fluenti il poledro / sauro", „vigile da i tuguri risponde la forza de i cani / e di gagliardi mugghi tutta la valle suona" (All'Aurora)

„Campidoglio", „i ruderi / del Fòro", „le colonne e gli archi" (Nell'annuale della fondazione di Roma)

„tra'l Celio fosche e l'Aventino", „i monti albani / bianchi di neve", „romane mura","su'l Palazio eccelso / l'ara vetusta", „il Tebro", „tra'l Campidoglio / e l'Aventino" „per la Capena i forti omeri stende / a l'Appia via" , „i corvi" (Dinanzi alle terme di Caracalla)

„Vorrei vederti su l'Alpi, splendida / fra le tempeste, bandir ne i secoli: / ‚O popoli, Italia qui giunse / vendicando il suo nome el il diritto.'" (Alla Vittoria)

„dal monte, che di foschi ondeggia / frassini al vento mormoranti e lunge / per l'aure odora fresco di silvestri / salvie e di timi", „le greggi", „la riluttante pecora", „de' bei giovenchi dal quadrato petto", „le nubi / su l'Apennino", „grande, austera, verde / da le montagne digradanti in cerchio / l'Umbria guarda", „Salve, Umbria verde, e tu del puro fonte / nume Clitumno!", „del piangente salcio", „ilice nera", „folti (...) i cipressi", „dal Trasimeno", „tu che pasci i buoi presso Mevania", „la sponda del Nar sinistra", „tu che i boschi abbatti / sovra Spoleto verdi o nella marzia / Todi fai nozze", „il bue grasso tra le canne", „il torel fulvo", „l'inclinata quercia", „l'alta Spoleto", „di giovenchi invitti / a franger glebe e rintegrar maggesi,/ e d'annitrenti in guerra aspri polledri", „l'Umbria verde" (Alle fonti del Clitumno)

„Roma, ne l'aer tuo lancio l'anima altera volante", „l'arco di Tito", „Ei bendice al fosco Vaticano, al bel Quirinale, / al vecchio Capitolio santo fra le ruine", „tu da i sette colli protendi, o Roma, le braccia", „solitudini de la Campagna", „tu Soratte grigio", „Monti d'Alba", „Tuscolo verde, canta; canta, irrigua Tivoli", „mentr'io da'l Gianicolo ammiro l'imagin de l'urbe, / nave immensa lanciata vèr' l'impero del mondo", „la via Flaminia" (Roma)

„tra'l dubbio giorno d'un gotico / tempio", „da le mitiche vette di Fiesole / tra le pie storie pe' vetri roseo / guardava Apolline" (In una chiesa gotica)

„la fosca turrita Bologna", „le torri e'l tempio, divo Petronio, tuo" (Nella piazza di San Petronio)

„d'Italia dal cuor" (= Bologna), „l'Alpi di barbari snebbiarono (...) i carrocci", „su'l populeo Po", „su'l ponte di Reno" (Le due torri)

„cantano le cicale", „tra'l verde polvroso e i pioppi", „Da l'alpe la giù di Verona", da'l colle pio de la Guardia / che incoronato scende da l'Apennino al piano" (Fuori alla Certosa di Bologna)

„Addua cerulo", „Le mura dirute di Lodi", „Milano", „tu ancor dal Lario verso l'Eridano / scendevi, o Addua" (Su l'Adda)

„Da l'Asinella gufi e nibbi stridono", „dove l'onda ampia del lidio / lago tra i monti azzurreggiando palpita", „Sirmio", „Manerba", „Muníga", „a la platonia verde ombra de' platani" (Da Desenzano)

„la verde Sirmione nel lucido lago sorride, / fiore de le penisole", „somiglia d'intorno il Benaco / una gran tazza argentea", „placido olivo per gli orli nitifi corre / misto a l'eterno lauro", „Sirmio, gemma delle penisole", „Baldo, paterno monte", „il Gu sembra un titano", „dal seno lunato a sinistra / Salò", „Garda là in fondo solleva la ròcca sua fosca", „Non da Peschiera vedi natanti le schiere de' cigni / giù per il Mincio argenteo?" (Sirmione)

„sotto i romani ponti, o verde Adige", „il merlato ponte scaligero", „su le rovine de la basilica / di Zeno" (Davanti il Castel Vecchio di Verona)

„narra Palermo e Roma", „Nel torvo fremito / spira l'Etna, spira ne' turbini / de l'alpe il tuo cuor di leone" (A Giuseppe Garibaldi)

„Boschi di lauro" „Superba ardeva di lumi e cantici / nel mar morenti lontano Genova / al vespro lunare dal suo / arco marmoreo di palagi" (Scoglio di Quarto)

„su'l Garda argenteo", „Aquileia su per le solitudini", „Trento", „videro / pur ieri da San Giusto ridere glauco l'Adria", „al bel mar di Trieste", „San Petronio", „di San Giusto sovra i romani ruderi", „Salutate nel golfo Giustinopoli, / gemma de l'Istria, e il verde porto e il leon di Muggia", „salutate il divin riso de l'Adria / fin dove Pola i templi ostenta a Roma" (Saluto italico)

„da i retici / balzi", „dal Po rideva fino allo Stelvio" (A una bottiglia di Valtellina del 1848)

„O Miramare, a le tue bianche torri", „Meste ne l'ombra de le nubi a' golfi / stanno guardando le città turrite, / Muggia e Pirano ed Egida e Parenzo / gemme del mare", „tona il cielo a Nabresina lungo / la ferrugigna costa, e di baleni Trieste in fondo coronata il capo / leva tra' nembi", „la trista punta di Salvore" (Miramar)

„a l'ombra de' pioppi" (Alla Regina d'Italia)

„Conca in vivo smeraldo tra foschi passaggi dischiusa, / o pia Courmayeur, ti saluto“, „Te la gran Giurassa da l’ardua Grivola bella / il sole più amabile arride“, „su’ boschi d’abeti“, „la vergine Dora“, „l’orrida Brenva“, „da’ pendenti prati di rosso papavero allegri / tra gli orzi e le segali bionde / spicca l’alauda il volo“, „o pia Courmayeur, che l’ultimo riso d’Italia / al piè del gigante de l’Alpi / rechi soave“ (Courmayeur)

„l’Alpi de le virginee / cime“, „per i tonanti varchi precipita / la Dora a valle cercando Italia“, „Dal grande altare nival gli spiriti / del Montebianco sorgono attoniti“ (Il liuto e la lira)

Storicizzazione

La storia d’Italia ha le sue radici negli umbri, etruschi e celti, si crea gloriosa con Roma imperiale, soffre un’epoca nera e decade per il cristianesimo papale e gli imperatori germanici, ma ormai l’Italia è risorta. Roma è l’esempio per gli Italiani, unico Stato ordinato al quale il Carducci, italiano, poteva riferirsi per uno Stato nuovo che ha bisogno di un ordine referenziale:

„il tuo trionfo, popol d’Italia, / su l’età nera, su l’età barbara“ (Nell’annuale della fondazione di Roma)

„Passâr l’etadi simili a i dodici / avvoltoi che vide Romolo / e sursi ‚O Italia‘ annunziando / ‚i sepolti son teco e i tuoi numi!‘“ (soggetto: la Vittoria), „Brescia la forte, Brescia la ferrea, / Brescia leonessa d’Italia“ (Alla Vittoria)

„Roma / più non trionfa. / Più non trionfa, poi che un galileo / di rosse chiome il Campidoglio ascese“, „i foschi dì passaro, / risorgi e regna“ (Alle fonti del Clitumno)

„mentr’io da’l Gianicolo ammiro l’imagin de l’urbe, / nave immensa lanciata vèr’ l’impero del mondo“ (Roma)

„in suo giudicio Dio non volle che io ruinassi / su Carlo quinto e su Clemente settimo!“ (Le due torri)

„Dormono a’ piè qui del colle gli avi umbri che ruppero primi / a suon di scuri i sacri tuoi silenzi, Apennino: / dormon gli etruschi (...) e i grandi celti rossastri (...) e l’alta stirpe di Roma, e il lungo-chiomato lombardo / ch’ultimo accampò sovra le rimboschite cime“ (Fuori alla Certosa di Bologna)

„quando Odoacre dinanzi a l’impero / di Teodorico cesse“, „l’italica plebe / sporgea la croce supplice a’ Goti“, „il ritornante giorno funereo / del primo eletto re da l’Italia / francata“ (= Vittorio Emanuele II) (Davanti il Castel Vecchio di Verona)

„tu hai, Garibaldi, in Mentana / su Pietro e Cesare posto il piede“ (A Giuseppe Garibaldi)

Standardizzazione e storicizzazione di una lingua nazionale

Come nella rappresentazione poetica del Carducci la nazione si rinnova, risorge sotto la veste di Roma, così questo risorgimento è presentato formalmente sotto la veste di versi classici latini con il loro ritmo e la loro sintassi tipici, ma adattati alla lingua italiana. Sarà quindi una poesia fortemente ritmata, ma senza rima, con frequenti latinismi (*delubri*, Ideale), iperbati („le raggianti sopra l'alpe nevi", Ideale; „questa, che tu di libere / genti facesti nome uno, Italia", Nell'annuale della fondazione di Roma; „dal monte, che di foschi ondeggia / frassini al vento mormoranti", „la sponda del Nar sinistra", „ tu che i boschi abbatti / sovra Spoleto verdi", Alle fonti del Clitumno) e concentrazione di sintagmi („austriaca fuga" per ‚fuga degli austriaci', A una bottiglia di Valtellina del 1848). Il ritmo augurale ternario le conferisce un tono sacralizzante („e cantici / di gloria, di gloria, di gloria / correran per l'infinito azzurro", Nell'annuale della fondazione di Roma; „in faccia allo stranier, che armato accampasi / su'l nostro suol, cantate: Italia, Italia, Italia!", Saluto italico). Una poesia che vuole esprimere grandezza non può essere piana:

„odio l'usata poesia", „A me la strofe vigile, balzante / co'l plauso e'l piede ritmico ne' cori" (Preludio)

„Molosso ringhia, o antichi versi italici, / ch'io co'l batter del dito seguo o richiamo i numeri / vostri dispersi, come api che al rauco / suon del percosso rame ronzando si raccolgono. / Ma voi volate dal mio cuor, com'aquile / giovinette dal nido alpestre a i primi zefiri" (Saluto italico)

„cantando i canti de i giorni italici" (A una bottiglia di Valtellina del 1848)

„te, datrice di posa e di canti, / io reco nel verso d'Italia" (Courmayeur)

Costituzione di una letteratura nazionale

Per il Carducci delle *Odi barbare* le grandi fonti della letteratura italiana sono Dante e Petrarca:

„il mite Virgilio" (Alle fonti del Clitumno)

„l'Alighier", „Dante ascendere tra inni d'angeli / la tosca vergine transfigurantesi / vedea", „un inno di Bacchilide" (In una chiesa gotica)

„Irnerio / curvo tra i gran volumi sedeva e di Roma la grande / lento parlava al palvesato popolo" (Irnerio fu un celebre giureconsulto che insegnò a Bologna), „Dante vid'io levar la giovine fronte a guardarci" (Le due torri)

„il giambo di Catullo" (Da Desenzano)

„Dante dice a Virgilio", „Dice Livio" (A Giuseppe Garibaldi)

„l'Alighier cantava", „la canzon del Petrarca sospiri" (Alla Regina d'Italia)

„già vide l'Alighier movere / ne' giri d'armonica stanza", „a' cieli volai da l'anima / di Dante, quand'egli nel maggio / angeli e spirti lineava", „Io del Petrarca sovra le lacrime / passai", „udire l'eloquio di Dante, / ne' ritmi fulgidi di Venosa" (Il liuto e la lira)

Istituzionalizzazione

L'Italia viene personificata come donna e madre, sue figure rappresentative sono Garibaldi e la Regina, suo emblema è la bandiera:

„il solo e l'Italia saluta / te, Flora di nostra gente, o Roma" (Nell'annuale della fondazione di Roma)

„tu, pia madre (...) Italia madre, / madre di biade e viti e leggi eterne / ed inclite arti a raddolcir la vita" (Alle fonti del Clitumno)

„l'ondeggiante rossa croce italica" (= il gonfalone di Bologna) (Le due torri)

„Italia madre" (Sirmione)

„Oggi l'Italia t' (= Garibaldi) adora. Invòcati / la nuova Roma novello Romolo" (A Giuseppe Garibaldi)

„Italia, Italia, donna de i secoli, / de' vati e de' martiri donna, / inclita vedova dolorosa" (Scoglio di Quarto)

„splendea tra le nevi la nostra / bandiera sopra l'austriaca fuga", „o Italia, darem in altre alpi / inclita a i venti la tua bandiera" (A una bottiglia di Valtellina del 1848)

„e, Salve, dice cantando, o inclita / a cui le Grazie corona cinsero" (Alla Regina d'Italia)

„A me l'aquila / che da Superga rivola al Tevere / e i folgori stringe severa / dritta ne l'iride tricolore" (Il liuto e la lira)

„ponendo verde sempre di gloria / il lauro di Livia a la fronte / de la Sabauda Margherita" (Il liuto e la lira)

Medializzazione

Il poeta elabora e rielabora, pubblica e ripubblica le sue poesie: „Le edizioni principi delle *Odi barbare* sono 5, tutte pubblicate da Zanichelli di Bologna. La 1ª (1877) contiene in chiusura *Alla rima*, espunta nelle edizioni successive e confluita nelle *Rime nuove*; la 2ª (*Nuove odi barbare*, 1882) si accrebbe di 17 componimenti

e 3 traduzioni e venne ripubblicata con l'aggiunta di *Madrigale barbaro* nel 1886; nelle *Terze odi barbare* (1889) compaiono altri 19 componimenti. L'edizione definitiva del 1893, oltre ad accogliere 2 testi nuovi (*Per un istituto* e una versione da von Platen) dà un assetto organico alla raccolta, che viene divisa in 2 libri. Dei 57 testi delle *Odi*, 31 furono pubblicati in riviste o in opuscoli prima che in volume."[32]

Come dimostrano questi esempi, il Carducci come individuo riesce a ricreare in modo molto personale la griglia nazionale della formazione dell'Italia come Stato nazionale (cf. 5.). Da grande poeta concentra complicati fatti storici in pochi versi („il mio cantico / nel picciol verso raccoglie i secoli, / e il cuore al pensiero balzando / segue la strofe che sorge e trema", Davanti il Castel Vecchio di Verona), li trasforma miticamente in narrazioni che trascendono la storia concreta ed allo stesso tempo la ripresenta realisticamente *ad oculos*: invece di una concreta e dettagliata biografia del primo grande giureconsulto bolognese Irnerio (morto dopo il 1125[33]) ecco i versi visualizzanti „Irnerio / curvo tra i gran volumi sedeva e di Roma la grande lento parlava al palvesato popolo" (*ut pictura poesis*; Le due torri). Carducci rimane il grande poeta nazionale dell'Italia unita, per il quale Roma è „un simbolo lirico, simbolo di quel che è o dev'essere la nuova Italia; epperò ai canti per Roma (cosa inconcepibile, se lo spirito del Carducci fosse di archeologo) si alternano quelli sugli eroi del risorgimento italiano, e sul guerriero popolano Garibaldi"[34]. Finché il Risorgimento rimane un fattore dell'identità nazionale italiana, come affermava Carlo Azeglio Ciampi, presidente della Repubblica, il 17 luglio 2002 („La nostra identità nazionale si fonda sui valori condivisi, dal Risorgimento alla Resistenza, alla Costituzione repubblicana"[35]), le poesie popolari o colte che lo celebrano e che hanno trovato e trovano risonanza nel pubblico (vedi le ripetute edizioni delle poesie del Carducci) sono degne di essere lette.

Certo, i valori „nazionali" possono cambiare, e, come suggerisce Alberto Arbasini, anche le dimenticanze possono essere positive: „Tutti ‚valori' che si formano e trasformano continuamente, perché i diversi contesti li modificano spesso. Con revisioni e cancellazioni e recuperi: secondo gli utenti, l'ambiente, le mode culturali, nelle diverse epoche. E le dimenticanze, tipiche nelle generazioni più giovani, e rivelate ogni anno in occasione degli esami di maturità. (Ma forse provvidenziali, perché laddove perdura il ‚non dimenticare', le memorie storiche vigenti sobillano lunghe vendette per secoli[36])."

---

[32] Dizionario della letteratura italiana. Le opere (1989) s. v. Odi barbare.
[33] cf. *Lexikon des Mittelalters*, s.v. Irnerius
[34] Croce, Carducci 101.
[35] *Corriere della Sera*, 18 luglio 2002, p. 3.
[36] *la Repubblica*, 26 luglio 2002, p. 15.

Sigurd Paul Scheichl

Österreichische Literaturgeschichten – Konstrukte aus „vaterländischer Nothwendigkeit“? Der Beitrag der Literaturhistoriker zur Nationswerdung der Österreicher

Wie sehr Literaturgeschichte ein Konstrukt ist, das mit der Literatur, mit dem Selbstverständnis der Autoren und mit den Interessen derjenigen, die Literatur lesen, nur wenig gemeinsam hat, hat 2002 Heinz Schlaffer in einem Aufsehen erregenden polemischen kleinen Buch gezeigt. Die Grundthese seiner *Kurzen Geschichte der deutschen Literatur*[1] lautet, eine deutsche Literaturgeschichte gebe es erst seit dem 18. Jahrhundert, ja für die literarisch Interessierten sei kaum ein Werk vor Fontane wirklich präsent; alles früher Geschriebene sei zwar deutsche Literatur, zum Teil vorzügliche Literatur, aber es stehe nicht im Verhältnis einer kontinuierlichen Tradition zu späteren Werken, sei nicht Bestandteil einer Entwicklung ‚unserer‘ Literatur.

Daß Lessing in der Mitte des 18. Jahrhunderts den gerade hundert Jahre zuvor verstorbenen Barock-Epigrammatiker Logau zum Gegenstand einer ‚Rettung‘ machen zu müssen glaubte (und daß wiederum hundert Jahre später Gottfried Keller Logau nicht aus unmittelbarer Kenntnis, sondern aus Lessing zitiert), ist für diese diskontinuierliche Geschichte so charakteristisch wie die Tatsache, daß bei Goethe nie der Name Opitz fällt[2]. Die paar Gegenbeispiele – das spektakulärste: die Wiederbelebung mittelalterlicher Literatur durch die Opern Wagners und durch dessen Verehrer – hatten kaum dauerhafte Folgen und fallen nicht ins Gewicht. Günter Grass hat seinem brillanten Spiel mit der Literatur des deutschen Barock, dem *Treffen in Telgte* (1979), sicherheitshalber eine kleine Anthologie von Gedichten des 17. Jahrhunderts beigegeben. Ein Sonderfall – doch nur im protestantischen Teil des deutschen Sprachraums – ist das Kirchenlied (gewesen)[3].

Für die österreichischen Länder kommt, die Traditionsproblematik verschärfend, hinzu, daß es in ihrer Literatur das 16., 17. und 18. Jahrhundert kaum gibt;

---

[1] Heinz Schlaffer, Die kurze Geschichte der deutschen Literatur (München 2002).

[2] Christian Wagenknecht: „Vater der deutschen Dichtkunst“. Martin Opitz. 1999. http://www.sub.uni-goettingen.de/archiv/ausstell/1999/opitz3.htm (April 2009).

[3] Vgl. Schlaffer, Die kurze Geschichte, 17.

ich fürchte, es würde selbst österreichischen Literaturkennern schwer fallen, aus diesem Zeitraum spontan mehr als zwei oder drei Namen von österreichischen Literaten zu nennen[4]. (Der Grund für diese Unkenntnis mag freilich außerhalb Österreichs liegen und gehört damit schon zu unserem Thema: Denn die Literatur zumal des 17. Jahrhunderts wird seit je so konsequent aus einer mitteldeutsch-protestantischen Perspektive dargestellt, daß die katholische ‚oberdeutsche' Literatur – den Begriff hat Dieter Breuer geprägt[5] – selbst in Österreich kaum noch wahrgenommen wird.)

Vergleicht man die deutsche mit der englischen Literatur, wird man die Tragweite solcher Traditionsbrüche erst richtig erfassen: In England sind Chaucer und Milton, von Shakespeare ganz zu schweigen, in keiner Epoche der Literatur unbekannt gewesen. Englische Literaturgeschichten müssen Verbindungslinien zwischen diesen selbstverständlich dem Kanon der englischen Literatur aller Epochen angehörenden, ja ihn begründenden Autoren her-, die Kontinuität zwischen ihnen (und der Gegenwart) darstellen, während die deutsche Literaturgeschichtsschreibung eine solche Kontinuität zwischen Hildebrandslied und Handke postulieren, konstruieren oder suggerieren muß; wahrnehmbar ist sie nicht. In dieser vergleichenden Perspektive – auch zur Geschichte der französischen und erst recht der italienischen Literatur – wird Schlaffers Kritik an der Literaturgeschichtsschreibung im deutschen Sprachraum erst richtig verständlich. Sie gilt einer Konstruktion von Tradition gegen den Kanon, die zu Literaturgeschichten führen muß, von denen Rainer Rosenberg meint, sie würden Kenntnis der Literatur durch Wissen über Literatur ersetzen[6]. Man könnte zuspitzen: Die Hauptaufgabe von Geschichten der deutschen Literatur sei das Verkleistern von Brüchen.

Ein anderer Aspekt solchen Konstruierens literarischer Tradition gegen den, zumindest gegen einen Kanon sei an folgendem schon ganz auf Österreich bezogenen Beispiel gezeigt, am Beispiel eines Autors, der nicht nur in Österreich, sondern im ganzen deutschen Sprachraum zum aktuellen Kanon gehört: Nestroy. In einer in Stuttgart verlegten verbreiteten einbändigen Geschichte der deutschen Literatur steht über ihn das Folgende, und kein Wort mehr:

---

[4] Die jüngste Literaturgeschichte – Peter Nusser, Deutsche Literatur von 1500 bis 1800. Lebensformen, Wertvorstellungen und literarische Entwicklungen (Kröners Taschenausgabe 481, Stuttgart 2002) – nennt beispielsweise (laut Register) außer einem Jesuitendramatiker keinen im behandelten Zeitraum in Österreich wirkenden Autor. Man könnte allenfalls über die Nicht-Nennung Abraham a Sancta Claras diskutieren (die ihren Grund in der Gattung der Predigt haben mag); insgesamt ist die Lücke so charakteristisch wie berechtigt und hat nichts mit einem einseitig ‚bundesdeutschen' Blickwinkel zu tun.

[5] Dieter Breuer, Oberdeutsche Literatur 1565–1650. Deutsche Literaturgeschichte und Territorialgeschichte in frühabsolutistischer Zeit (Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte. Beiheft B 11, München 1979).

[6] Rainer Rosenberg, Konjunktur in deutscher Literaturgeschichte nach 1871, in: Ders., Zehn Kapitel zur Geschichte der Germanistik. Literaturgeschichtsschreibung (Literatur und Gesellschaft, Berlin (Ost) 1981) 128–138, hier 137.

„Daneben entwickelten sich in den großen Städten Vorstadt-Theater, […] die sich nur dort an die sog[enannten] Volkstheater anlehnen konnten, wo sich deren subversiv-kritische Tradition noch erhalten hatte (Wien: Nestroy, Raimund; Frankfurt, Hamburg, München).“[7]

Wo im Weiteren von den „vier bedeutenden Dramatikern dieser Epoche“ die Rede ist, sind damit Büchner, Grabbe, Grillparzer und Hebbel gemeint …

Für Österreicherinnen und Österreicher ist jedoch Nestroy eine so zentrale Gestalt ihrer literarischen, theatralischen und sprachlichen Tradition[8], daß eine Literaturgeschichte, in der er so am Rande erwähnt wird, für sie nicht akzeptabel ist, kulturell nicht, kulturpolitisch nicht, wohl auch politisch nicht. Aus österreichischer Sicht muß eine Geschichte der deutschen Literatur Nestroy eher ins Zentrum als an die Periferie rücken – oder es bedarf einer eigenen Geschichte der ‚österreichischen Literatur‘.

Die zitierte Literaturgeschichte erweist sich also ebenso als Konstruktion – in der es keinen Raum für Wiener Traditionen gibt, deren Maßstab ein anderer, im Fall Grabbes und Hebbels fragwürdiger, möglicher Weise nur älterer, möglicher Weise nur durch den Erscheinungsort bestimmter Kanon ist – wie eine (fiktive) Geschichte der deutschen Literatur aus österreichischer Perspektive, in der Grabbe und Hebbel ein Plätzchen bekämen, Nestroy gewiß einen Platz.

Der weit überwiegende Teil der Geschichten der deutschen Literatur ist aber in Deutschland geschrieben worden; es ist nicht zu leugnen, daß „die Abfassung von Literaturgeschichten […] eine ‚Tatsache aus Deutschland‘ ist“.[9] Damit beruhen die meisten Literaturgeschichten auf einem Kanon, der nur einen Teil der für Österreicher wichtigen österreichischen Autorinnen und Autoren umfaßt, umgekehrt aber deutsche, zumal norddeutsche Autoren, die man in Österreich kaum kennt und die hier nicht gewirkt haben; zudem verstehen viele von ihnen spezifische Bedingungen des literarischen Lebens in Österreich nicht[10]. Es ist kein Zufall, daß der einzigen großen Geschichte der deutschen Literatur von einem Österreicher, der

---

[7] Wolfgang Beutin et al., Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart (Stuttgart [2]1984) 243. (Dieser Abschnitt von Peter Stein.) Meine Kritik betrifft allein diese Stelle, nicht das Gesamtwerk oder auch nur den gesamten Beitrag von Stein.

[8] Vgl. Sigurd Paul Scheichl: Nestroy den Österreichern! Oder: Darf Jürgen Hein Nestroy edieren? in: Nestroyana 17 (1997) 13–23.

[9] Wendelin Schmidt-Dengler, Vom Staat der keiner war, zur Literatur, die keine ist. Zur Leidensgeschichte der österreichischen Literaturgeschichte, in: Franz Römer (Hg.), 1000 Jahre Österreich – Wege zu einer österreichischen Identität. Vorträge anläßlich des Dies Academicus der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien am 10. Jänner 1996 (Wiener Universitätsreden N. F. 6, Wien 1997) 68–90, hier 80.

[10] Klaus Zeyringer, Österreichische Literatur: Texte und Kontexte (1996), in: Ders., Österreichische Literatur 1945–1998. Überblicke. Einschnitte. Wegmarken (Innsbruck 1999) 25–58, hier 33, bringt, polemisch gegen die Literaturgeschichte von Wilfried Barner gerichtet, für die Jahrzehnte nach 1945 einige Beispiele für solche Unkenntnis. Daß mir manche Wissenslücken Barners läßliche Sünden zu sein scheinen, ändert nichts am grundsätzlichen Problem.

von Josef Nadler[11], auch von ihren schärfsten Kritikern das Verdienst zugestanden wird, die bairisch-österreichische Barockliteratur (Breuers ‚oberdeutsche' Literatur) neu gewertet, ja geradezu entdeckt zu haben: Dazu bedurfte es eben eines (auch katholischen) Blickwinkels, den im Norden verankerte Literaturhistoriker nicht haben konnten.

Selbstverständlich ist auch jede Literaturgeschichte Österreichs ein Konstrukt. Das läßt sich nicht nur am Kanon zeigen, der den verschiedenen Literaturgeschichten zu Grunde liegt, sondern auch an anderen Problemen. Etwa dem der Einordnung der – zunächst übrigens kaum in Österreich selbst – wieder entdeckten mittelalterlichen Literatur des Landes in Literaturgeschichten Österreichs; der von Scherer trotz seiner großdeutschen Überzeugung vertretenen Auffassung, die Literatur der Babenbergerzeit weise gegenüber anderen Regionen des Reichs Besonderheiten auf – sei also sozusagen ‚österreichische Literatur' avant la lettre – ist auch in jüngster Zeit entschieden widersprochen worden[12].

In der Tat: Ob Walther aus einer österreichischen Familie stammt, wissen wir nicht; und träfe der populäre Aberglaube von seiner Tiroler Herkunft zu, so wäre er im 12./13. Jahrhundert erst recht kein Österreicher gewesen. Aber entscheidende Bildungserfahrungen hat er am Wiener Hof gemacht – wiewohl andererseits ein großer Teil seiner politischen Lyrik mit Österreich nichts zu tun hat. Gehört er nun zur ‚österreichischen Literatur'? Und: Ist die Zugehörigkeit des Nibelungenlieds zu dieser davon abhängig, ob es in Passau oder vielleicht 50 km donauabwärts entstanden ist? Die Kategorie paßt eben für die Epoche nicht.

Das führt uns zum räumlichen Aspekt des Konstrukts einer Literaturgeschichte Österreichs. Während alle ‚deutschen Literaturgeschichten' jeden in deutscher Sprache schreibenden Autor einbeziehen, sich also mit Abgrenzungen kaum herum schlagen brauchen, muß die Verfasserin einer Literaturgeschichte Österreichs in vielen Fällen begründen, warum sie diese Autorin einbezieht, jenen Autor nicht, weil ihre Kriterien notwendiger Weise andere sind als jenes rein sprachliche. Es fällt zwar niemandem ernstlich ein, die bedeutenden schlesischen Lyriker des 17. Jahrhunderts für Österreich zu reklamieren – gleichwohl waren sie Untertanen des Hauses Habsburg. Aber Eugen Thurnher nimmt in seine große Anthologie von Lyrik aus Österreich[13] ganz selbstverständlich Catharina Regina von Greiffenberg und Sigismund von Birken auf, jene im Gebiet des heutigen Österreich, dieser bei

[11] Scherer war zwar Österreicher, hat sich aber bewußt von einem österreichischen Blickwinkel distanziert.

[12] Alois Wolf, Das literarische Leben Österreichs im Hochmittelalter, in: Herbert Zeman (Hg.), Literaturgeschichte Österreichs (Graz 1996) 1–82. Vgl. besonders die Vorbemerkung, 1–5. Fritz Peter Knapp, Gibt es eine österreichische Literatur des Mittelalters? in: Sprachkunst 14 (1983) 73–81, hier 81, räumt immerhin „die Möglichkeit – nicht etwa die Notwendigkeit! –" ein, „die Literatur Österreichs im Mittelalter ‚für sich' zu betrachten".

[13] Eugen Thurnher (Hg.), Dichtung aus Österreich. Anthologie in drei Bänden. Versepik und Lyrik, 2. Teilband: Lyrik (Wien 1976).

Eger (Cheb) geboren, eine Dichterin und einen Dichter, deren Werk aber ganz in das literarische System der protestantischen Staaten des Reichs gehört. Für den Herausgeber hat in diesem Fall die Herkunft und nicht das Umfeld des Wirkens den Ausschlag gegeben – durchaus ein legitimes Kriterium, aber eines, gegen das auch Einwände erhoben werden können und erhoben worden sind (wenn auch meines Wissens nicht im speziellen Fall dieser Anthologie).

Die Tatsache, daß das Territorium Österreichs sich im Lauf der Geschichte nicht unerheblich verändert hat, spitzt das Problem zu. Für die Zeit nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie formuliert es Josef Nadler im Nachwort zur 2. Auflage seiner *Literaturgeschichte Österreichs* (1948 bzw. 1951):

> „Das Buch will von 1918 an eine bereinigte Aufstellung geben, weil man dem neuen Österreich nicht gutschreiben kann, was staatsbürgerlich und geistig der gesamten alten Monarchie zugehört. Von den Volksdeutschen, die im Lande geblieben sind oder die sich hier ansiedelten, zeigt meine gesamtdeutsche Literaturgeschichte jeden an seinem Platze.“[14]

Kafka, Werfel (und Celan) gehören also wie der Nadler gewiß sympathischere Robert Hohlbaum nicht in eine Literaturgeschichte Österreichs[15] – wahrscheinlich aber ein aus der Emigration nie nach Wien zurück gekehrter Erich Fried, gewiß, in Analogie zu der von ihm vorgestellten Catharina Regina von Greiffenberg, eine Ingeborg Bachmann, die unmittelbar nach ihren ersten literarischen Erfolgen Österreich auf immer verlassen und hier kaum noch etwas veröffentlicht hat, zunächst auch kaum rezipiert worden ist. Selbst der Name Joseph Roth findet sich in Nadlers Register nicht. Diese Einschränkung tut nichts Anderes als konsequent auch auf Österreich Nadlers Konzept der ‚Stämme und Landschaften‘ anzuwenden, für welches das Blut „dicker“ sei als „Geist“[16], das die Herkunft sehr viel höher schätzt als alle Bildungserfahrungen eines Autors und das Umfeld, in dem er tätig ist. Das braucht an dieser Stelle nicht erörtert werden. Ich verhehle nicht, daß mir die Integration einer Autorin in einen bestimmten Ort des literarischen Lebens für ihre topografische Zuordnung wichtiger erscheint als ihre Abstammung: Maxie Wander, die in (Ost-)Berlin zur Schriftstellerin geworden ist, war zwar zweifellos eine (bewußte) Österreicherin, gehört aber für mich (und gewiß auch für Andere) nicht zur Literatur Österreichs.

Ich erlaube mir, mit den Problemen der Eingrenzung der ‚österreichischen Literatur‘ ein wenig zu spielen. Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen: Ich kann mir eine Literaturgeschichte Österreichs mit und ohne Catharina Regina von

---

[14] Josef Nadler, Literaturgeschichte Österreichs (Salzburg [2]1951) 552.

[15] Ebd. 476f.

[16] Hermann August Korff [Josef Nadler], Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, in: Zeitschrift für Deutschkunde 34 (1920) 401–408, hier 403. Vgl. auch Josef Körner, Metahistorik des deutschen Schrifttums (1919), in: Ders., Philologische Schriften und Briefe, hg. von Ralf Klausnitzer (Marbacher Wissenschaftsgeschichte 1, Göttingen 2001) 84–87, hier 86: „Bildungserlebnisse gibt es nicht, alles ist durch [das] Zeugen bedingt.“

Greiffenberg, mit oder ohne Paul Celan vorstellen. Aber allein der Umstand, daß sowohl die Aufnahme dieser und vieler anderer Literatinnen und Literaten als auch ihre Nicht-Behandlung in einer Literaturgeschichte Österreichs der Begründung bedürf(t)en, zeigt, wie wenig selbstverständlich der Gegenstand einer solchen ist. Das schlesische Beispiel macht das Problem der räumlichen Begrenzung dieser Literatur besonders deutlich, in deren Geschichte ja auch manche Vorderösterreicher gehören oder gehören würden – was aber dann doch wieder nicht ganz selbstverständlich ist: In einem Vortrag im April 2003 hat Wendelin Schmidt-Dengler Abraham a Sancta Clara zwar als österreichischen Autor behandelt, aber als einen zugewanderten; als Ausländer hat sich der Prediger, von Geburt an habsburgischer Untertan, in der Haupt- und Residenzstadt seines Landesherrn aber gewiß nicht gefühlt. (Der letzte Reflex Vorderösterreichs in der Literatur dieses Landes sind die schwäbelnden Nebenfiguren bei Raimund und Nestroy.)

Daß Literaturwissenschaftler lieber über Kafka als über Emil Ertl, mit weniger Engagement über Arthur Fischer-Colbrie als über Paul Celan schreiben, ist bei den verschiedenen Aus- und Einschließungen als ein recht subjektives Motiv mit zu bedenken.

In ganz anderer Hinsicht zeigt eine Stelle aus Herbert Zemans Darstellung der Literatur Österreichs um 1900, wie sehr das Bild einer Literatur vom Erzähler ihrer Geschichte abhängt. Zeman behandelt recht ausführlich „die Illusionswelt der Wiener Operette um und nach 1900“, die er nicht „mit dem literarischen Maßstab des Karl KRAUS“ messen, sondern als Bestandteil des literarischen Lebens der Zeit darstellen will[17]. Er bezieht damit eine Textsorte ein, die anderen Literaturhistorikern zu trivial ist. Von Erfolg und Wirkung dieser Libretti her ist ihre Behandlung aber nicht nur gerechtfertigt, sondern verdienstvoll.

Österreichische Literaturgeschichte erweist sich wiederum als recht subjektives und zeitgebundenes Konstrukt. Je nachdem wann sie erzählt worden ist und wer sie erzählt hat, werden völkische Romane und Operettenlibretti vorkommen oder nicht; das Bild der Literatur Österreichs wird aber dann jeweils ein anderes sein – im, fiktiven, Extremfall das Bild einer Literatur um Robert Hohlbaum und/oder um Viktor Leon und nicht das einer um Nestroy oder Musil. Umgekehrt: Wenn bei Josef Nadler nach Ausweis des Registers Hermann Broch nicht vorkommt, fehlt eine wichtige Gestalt der Moderne (die auch nach Nadlers Kriterien der Republik Österreich zugerechnet werden muß). Sowohl die Behandlung der Operettenlibretti (die Nadler nicht wahrnimmt) als auch das Übergehen des Verfassers der *Schlafwandler* (der im Zeman-Werk vorkommt) lassen die Literatur Österreichs konventioneller erscheinen, als sie es ist. Eine andere Darstellung ihrer Geschichte, die sich auf Rilke, Musil, Broch, Canetti konzentrieren, jene Libretti wie die Romane

[17] Herbert Zeman, Die österreichische Literatur an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, in: Ders. (Hg.), Literaturgeschichte Österreichs, 377–441, hier 414 ff.

der Müller-Guttenbrunn, Hohlbaum, Ertl usw. verschmähen würde, wäre dagegen eine ‚modernere‘ Konstruktion dieser Literaturgeschichte.

Ein solches Problem des prinzipiellen Ausgrenzens gibt es in der österreichischen Literaturgeschichtsschreibung tatsächlich. Es ist einer ihrer Topoi, daß das vormärzliche Österreich keine Parallelerscheinung zum Jungen Deutschland gekannt habe. Das stimmt nicht; Madeleine Rietra hat diese Ansicht durch ihre Anthologie ‚linker‘ Texte aus dem österreichischen Vormärz widerlegt[18]. Die ästhetische Qualität der darin enthaltenen Autoren ist anders als ihr Engagement mit Heine und Börne freilich nicht zu vergleichen. Claudio Magris kennt diese kritische Literatur, schließt sie aber aus seiner Darstellung aus, einerseits mit einem ästhetischen Argument, andererseits und vor Allem mit der Begründung, sie sei „aufgeklärt-rationalistisch, deutsch beeinflußt und an die habsburgische Welt und ihre Seelenhaltung durch bloß äußerliche, nicht tief innerliche Bande geknüpft“[19]. Noch deutlicher kann man den Konstruktcharakter einer literarhistorischen Darstellung, die nicht behandelt, was nicht in ihr Grundkonzept paßt, kaum zum Ausdruck bringen[20]: Die Literatur Österreichs ist ein Reflex des habsburgischen Mythos; Literatur, die diesen Mythos nicht spiegelt, ist nicht österreichische Literatur. Selbstverständlich ist Magris kein Österreicher, ist sein Buch keine Literaturgeschichte Österreichs; doch ist Magris Österreich sehr verbunden und ist vor Allem in Österreich so intensiv rezipiert worden, daß auf die Erwähnung seiner – insgesamt sehr tragfähigen – Hypothese hier nicht verzichtet werden darf. (Nebenbei angemerkt: Gerade diese ‚jung-österreichische‘ Literatur ist, auch von den Biografien der Autoren und den verlegerischen Gegebenheiten her, nicht ohne eingehende Beachtung des literarischen Lebens in den anderen Staaten des Deutschen Bundes adäquat darstellbar.) Vermutlich ist die Behauptung, die Literatur Österreichs kenne keinen Naturalismus, Folge eines vergleichbaren Ausgrenzungsprozesses.

Ein Extrembeispiel für Willkür bei der Konstruktion des Gegenstands einer Literaturgeschichte Österreichs ist das für Schulen gedachte Werk von Ernst Joseph Görlich (1946)[21], entstanden im begreiflichen patriotischen Überschwang der Jahre unmittelbar nach der Befreiung Österreichs. Görlich hat eine von 1894 bis gegen 1930 an österreichischen Gymnasien verwendete Geschichte der deutschen Literatur (Kummer-Stejskal) ‚bearbeitet‘, indem er einfach alle Abschnitte gestrichen hat, die nicht-österreichische Autoren behandeln, unter Kappung aller im Ausgangswerk dargestellten Beziehungen und Gruppenbildungen. Dieses (fol-

[18] Madeleine Rietra (Hg.), Jung Österreich. Dokumente und Materialien zur liberalen österreichischen Opposition 1835–1848 (Amsterdam 1980).

[19] Claudio Magris, Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur (Salzburg 1966) 42.

[20] Zum Problem und zum Umfang solcher Lücken in der österreichischen literaturhistorischen Forschung vgl. Sigurd Paul Scheichl, Bissige Literatur – zahnloser Kanon. Zu Fragen der literarischen Tradition in Österreich, in: Sprachkunst 28 (1997) 246–274.

[21] Ernst Josef Görlich, Einführung in die Geschichte der österreichischen Literatur (Wien 1946).

genlos gebliebene) Machwerk ist geradezu ein Demonstrationsobjekt dafür, wie entscheidend die Funktion des ‚Erzählers' in einer Literaturgeschichte ist.

Mit dem Buch Görlichs sind wir bei einem, bei dem zentralen Problem der Literaturgeschichtsschreibung in Österreich: Wird Literatur in Österreich als Bestandteil der ‚deutschen Literatur' gesehen oder als eine mehr oder minder selbstständige deutschsprachige Literatur unter mehreren (mit ein paar nicht-deutschsprachigen Randbereichen, vor Allem der slowenischen Literatur in Kärnten, die ich hier wegen fehlender Sprach- und Sachkenntnis vereinfachend übergehe)? (Ob slowenische Literarhistorikerinnen in Laibach [Ljubljana] ein dem ihrer österreichischen Kollegen analoges Problem mit der Einbeziehung in slowenischer Sprache schreibender, jedoch in Österreich lebender Autorinnen und Autoren haben oder diese einfach nach dem Kriterium der Sprache in ihre Literaturgeschichte integrieren, muß ich offen lassen.)

Johann Willibald Nagl und Jakob Zeidler schreiben 1899 in ihrer Einführung zum 1. Band der von ihnen initiierten monumentalen *Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte*:

> „Es ist aber dabei durchaus nicht daran gedacht, eine Trennung zwischen dem Geistesleben von Deutschösterreich und dem Reiche vornehmen zu wollen, und zu scheiden, was organisch so innig miteinander verbunden ist. In diesem Sinne wäre eine deutsch-österreichische Literaturgeschichte wissenschaftlich ein Unding, weil eine Unwahrheit."[22]

Das ist die bis 1945 kaum je angefochtene Gegenposition zu dem leicht komischen Görlich'schen Exzeß der Trennung zwischen deutscher Literatur und österreichischer Literatur. Spiegelt dieser das, was Hanisch die zweite, die eigentlich österreichische Nationswerdung der Österreicher nennt, so gehören Nagl und Zeidler noch zur ersten, der deutsch-österreichischen Nationsbildung, in der sich Habsburg-loyaler Patriotismus und Gefühl der kulturellen Integration in den gesamten Sprachraum problemlos miteinander vereinbaren ließen.

Dem Vorwort Nagls und Zeidlers steht allerdings schon damals die in ihrer Literaturgeschichte selbst teilweise zitierte[23] Reaktion Hermann Bahrs[24] auf den er-

---

[22] Johann Willibald Nagl, Jakob Zeidler, Zur Einführung, in: Dies. (Hgg.), Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Hauptband [Nagl, Zeidler, Castle, Band 1] (Wien 1899) XI–XIX, hier XIV.

[23] Eduard Castle, Die neue Generation um Hermann Bahr, in: Johann Willibald Nagl, Jakob Zeidler (Hgg.), Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, hg. von Eduard Castle, 3. Band: 1848–1918 [2. Teilband: Gesellschafts- und Staatskrise 1890–1918] (Wien 1937) 1649–1702, hier 1673 f.

[24] Hermann Bahr, Österreichisch, in: Ders., Bildung. Essays (Berlin–Leipzig 1900) 111–115, hier 113 f. (Bahrs zuerst in der Wiener *Zeit* gedruckter Aufsatz, eigentlich eine Rezension, steht in der Sammlung an hervorgehobener Stelle, nämlich als erster Essay des II. Teils). Zu einer anderen Stelle, an der Bahr ähnlich argumentiert, vgl. Gregor Streim, Literarische Moderne und nationale Identität. Zur Differenzierung von deutscher und österreichischer Moderne in der Publizistik um 1900, in: Michael Böhler, Hans Otto Horch (Hgg.), Kulturtopographie deutschsprachiger Lite-

sten Band gegenüber. Bahr empfand dem Wort ‚Deutschösterreichisch‘ gegenüber Unbehagen und nimmt in seinen zu Unrecht beinahe vergessenen Ausführungen über das Verhältnis der Dichtung aus Österreich zur deutschen Literatur Görlichs radikalen Schnitt fast vorweg, mit interessanten und noch heute anregenden Differenzierungen:

> „Es giebt Autoren, die in Oesterreich geboren sind und leben, aber, deutsch denkend und deutsch fühlend, Deutsches schaffen – diese gehören zur deutschen Literatur. […] Aber wir haben auch andere, die, wenn auch mit deutschen Worten redend, sich doch keineswegs als Deutsche fühlen, indem sie andere Nerven, andere Sinne und einen ganz anderen Geist haben als die Deutschen – diese bilden unsere österreichische Literatur [!]. […] Diese wollen mit der deutschen Literatur, der sie viel verdanken, gute Freundschaft halten, wie mit der französischen oder mit der italienischen, aber sie verhehlen nicht, daß sie ihnen eine fremde Literatur ist: das letzte Geheimnis ihres Wesens, das Beste ihrer Art finden sie niemals in ihr. Sie können darum auch nicht begreifen, wie man jetzt von einem „vollständigen Zusammengehen der deutschen und österreichischen Literatur“ [Nagl und Zeidler] reden mag, da man nach ihrem Gefühl eher das Fortgehen der österreichischen Literatur aus der deutschen schildern sollte: denn dieses sehen sie als den eigentliche Sinn ihres Schaffens an.“

Bahrs Argumentation, wohl vom Bewußtsein der Besonderheit der Jung-Wiener ‚Nervenkunst‘ gegenüber dem Naturalismus geprägt, also aktuell pro domo intendiert, ist ein sehr frühes Zeugnis österreichischer Distanzierung von einer deutschen Literatur. Bahr macht im Weiteren Vorschläge, wie man zu einer Definition ‚des Österreichischen‘ in der Literatur gelangen könnte, das er, wie aus der zitierten Stelle hervor geht, nicht als eine überhistorische Konstante, sondern als das Ergebnis einer Ausdifferenzierung im Lauf der Geschichte versteht, ohne einen Zeitpunkt zu benennen, an dem dieses „Fortgehen der österreichischen Literatur aus der deutschen“ begonnen hätte.

Der Gedanke, daß es einen Unterschied zwischen in Österreich geborenen, aber „deutsch denkenden und deutsch fühlenden“ Autoren und solchen, die „einen ganz anderen Geist haben als die Deutschen“, geben könnte, ließe sich für Darstellungen der Literatur Österreichs bis heute fruchtbar machen. Man müßte ihn freilich umformulieren: Der Unterschied bestünde zwischen Autoren, die sich an ein Publikum im gesamten deutschen Sprachraum wenden und daher auf österreichische Spezifika in Sprache, Thematik und Kolorit weit gehend verzichten (Rilke, Broch, Erich Fried), und jenen, die den österreichischen Hintergrund ihres Werks ausdrücklich betonen (Grillparzer, Roth, der spätere Doderer, Bernhard). Nicht zuletzt aus Gründen ihrere verlegerischen Bindungen ist allerdings bei vielen Autorinnen und Autoren eine eindeutige Zuordnung zu einer der beiden Gruppen nicht möglich.

Interessanter Weise machen sich die neueren Geschichten der Literatur Österreichs über deren Verhältnis zur gesamten Literatur in deutscher Sprache wenig

---

raturen. Perspektivierungen im Spannungsfeld von Integration und Differenz (Tübingen 2002) 231–243, hier 236.

Gedanken[25]; die Einschränkung durch den Titel genügt ihnen. Überlegungen zum Thema ‚österreichische Literatur'[26] findet man zumeist an anderer Stelle, weniger in wissenschaftlichen als in essayistischen Texten – die als solche, von Basil, Braun, Doderer, Eisenreich, Heer, Henz, Schönwiese, Spiel, Weigel und anderen, selbst potentieller Gegenstand der neuesten Literaturgeschichte Österreichs sind[27].

In manchen dieser Essays wird noch ein weiterer Aspekt des Konstruierens von österreichischer Literaturgeschichte faßbar: die Darstellung ihrer Verbindungen zu anderen Literaturen. Die Beziehungen zur Literatur Deutschlands und der Schweiz werden dabei selten thematisiert – weil es hier ja stets um die Sonderstellung Österreichs geht, um Merkmale, die seine Literatur von der Deutschlands unterscheiden.

Gemeinsamkeiten zwischen den in verschiedenen Sprachen geschriebenen Literaturen der habsburgischen Länder und der (überwiegend) in deutscher Sprache verfaßten aus dem Gebiet des heutigen Österreich werden zwar überall behauptet, nicht zuletzt von der österreichischen Kulturpolitik, doch wirklich informieren kann man sich darüber kaum[28]. Eine österreichische Literatur in einem solchen habsburgischen Umfeld über ihr Postulat hinaus zu erfinden wäre für die potentiellen Erfinder wegen der sprachlichen Mühen denn doch zu schwierig geworden. Die Analyse der Beziehungen der deutschsprachigen Dichtung aus dem alten Österreich zur tschechischen, polnischen, ungarischen, slowenischen, triestinisch-italienischen bleibt ein Mangel der österreichischen Literaturgeschichtsschreibung[29].

---

[25] Bemerkenwert sind in diesem Zusammenhang die recht knappen Hinweise über die Periodisierung der Literatur Österreichs, die sich mit den üblichen Periodisierungen der deutschen Literaturgeschichte kaum in Einklang bringen lasse, bei Eugen Thurnher, Das Problem der Periodenbildung in der österreichischen Literaturgeschichtsschreibung, in: Studien zur Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts in Österreich. Festschrift für Alfred Doppler (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe 12, Innsbruck 1981) 271–274.

[26] Vgl. den Überblick bei Albert Berger, Zur Funktion des Begriffs der „österreichischen Literatur", in: Sigurd Paul Scheichl, Gerald Stieg (Hgg.), Österreichische Literatur des 20. Jahrhunderts. Französische und österreichische Beiträge. Akten der Jahrestagung 1982 der französischen Universitätsgermanisten in Innsbruck (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe 21, Innsbruck 1986) 25–40.

[27] Einschlägige Bibliografien bieten Donald G. Daviau, Jorun B. Johns, On the Question of Austrian Literature. A Bibliography, in: Modern Austrian Literature 17, H. 3/4 (1984) 219–258; darauf aufbauend, auf österreichische Beiträge beschränkt, Sigurd Paul Scheichl, Stifter der Österreicher. Das Bild Adalbert Stifters in der Diskussion über das Österreichische der österreichischen Literatur, 1945–1985, in: Johann Lachinger (Hg.), Adalbert Stifter. Studien zu seiner Rezeption und Wirkung II: 1931–1988 (Schriften des Adalbert-Stifter-Institutes 40, Linz 2002) 9–24, hier 20–24.

[28] Eine Ausnahme ist von der Anlage her Primus-Heinz Kucher, Ungleichzeitige/verspätete Moderne. Prosaformen in der österreichischen Literatur 1820–1880 (Tübingen 2002). Kuchers Buch ist freilich keine Literaturgeschichte.

[29] An dieser grundsätzlichen Kritik ändern die vereinzelten, sich auf die Nennung von Namen beschränkenden Hinweise in einigen Kapiteln von Zeman, Literaturgeschichte Österreichs, wenig, obwohl sie selbstverständlich ein Fortschritt sind. Vgl. unten (Anm. 50) die Bemerkung über das nicht zustande gekommene literaturhistorische Projekt von Zoran Konstantinović.

Wer diesen Mangel zu beheben versucht, dürfte freilich nicht in die Falle tappen, über den sozialen und politischen Gemeinsamkeiten, die österreichische und, beispielsweise, ungarische Autoren in der Tat stärker miteinander verbinden mögen als österreichische und ‚reichsdeutsche‘ Schriftsteller, das Gewicht der gemeinsamen Sprache und der gemeinsamen literarischen Tradition zu unterschätzen. Die Schlegel-Tieck’sche Shakespeare-Übersetzung und, wiewohl oft nur indirekt, die Luther-Bibel, wirken eben nur auf Deutsch Schreibende; Goethe, Schiller und Heine werden von Dichtern der gleichen Muttersprache anders rezipiert als von jenen, die sie in einer Übersetzung, in einer von ihnen gut beherrschten, aber doch fremden Sprache oder auch gar nicht lesen. Hašeks *Schwejk* und Kraus’ *Die letzten Tage der Menschheit* lassen sich in ihrem Bezug auf die Realität des Ersten Weltkriegs sehr gut miteinander vergleichen[30]; zu Kraus’ stilisiertem Pathos findet man beim Prager Satiriker keine Parallelen, vielleicht weil ihm seine sprachliche und literarische Tradition diese Stilmittel nicht zur Verfügung stellt.

Die, vielleicht zunächst aus dynastischen Gründen, doch auch in Hinblick auf Grillparzer, ein wenig zum Mythos gewordene angebliche enge Beziehung der Literatur Österreichs zu der Spaniens kommt zwar in der Feuilletonistik über Österreichs Literatur häufiger vor als in den Literaturgeschichten[31], taucht aber auch dort auf[32]. Wiederum: Die Geschichte einer österreichischen Nationalliteratur, wenn es denn eine solche gibt, ist eine andere, je nachdem sie diese Spanien-Schiene akzentuiert und begründet oder nicht.

Mit der Andeutung, die Betonung der – wie ich fürchte, überschätzten – Beziehungen zur Geistesgeschichte Spaniens könnte dynastische Gründe (gehabt) haben, komme ich auf ein weiteres Problem des Konstruierens in der Darstellung der literarischen Zusammenhänge. Denn Literaturgeschichte läßt sich gliedern nach ästhetischen Prinzipien, denen zufolge es ziemlich gleichgültig ist, in welchem politischen und gesellschaftlichen Umfeld beispielsweise der Neoklassizismus eines Josef Weinheber anzusiedeln ist, denen zufolge es sich dabei in erster Linie um eine Reaktion auf Auflösungserscheinungen der Form in anderen literarischen Strömungen handelt; Literatur läßt sich aber auch, schon durch die Abfolge und Benennung der Kapitel, in das historische Umfeld einordnen. Eine solche Literaturgeschichte wird Weinhebers Formbewußtsein in den Zusammenhang einer fragilen Republik und der Suche nach erneuerten festen Ordnungen zu stellen versuchen. Das berührt allgemeine Fragen der literaturhistorischen Methodik; hier kann nur

---

[30] Dazu Näheres bei Kurt Krolop, Der Jawohlsager und der Neinsager. Komplementäre Weltkriegssatire bei Jaroslav Hašek und Karl Kraus, in: Klaus Amann, Hubert Lengauer (Hg.): Österreich und der Große Krieg 1914–1918. Die andere Seite der Geschichte (Wien 1989) 251–260.

[31] Z. B. schon im Titel bei Heimito von Doderer, Rosa Chymica Austriaco-Hispanica. Voraussetzungen österreichischer Lyrik (1957), in: Ders., Die Wiederkehr der Drachen. Aufsätze.Traktate. Reden, hg. von Wendelin Schmidt-Dengler (München 1970) 231–236.

[32] Bei Zeman, Literaturgeschichte Österreichs, finden sich allerdings, anders als bei Nadler, Literaturgeschichte Österreichs, im Register die Namen Calderon und Lope de Vega nicht.

von ihren Konsequenzen für unser Bild von der Literaturgeschichte Österreichs gesprochen werden.

Die von Herbert Zeman herausgegebene neueste vollständige Literaturgeschichte Österreichs gliedert ganz konventionell nach Jahrhunderten. Wie schon das erwähnte Beispiel der Operettenlibretti gezeigt hat, lassen sich Zeman und seine Mitarbeiter bei der Darstellung zwar nicht allein vom Gesichtspunkt der ästhetischen Qualität leiten[33], doch politische Zäsuren haben für sie wenig oder nichts mit Literatur zu tun, sodaß beispielsweise das Jahr 1848 so gut wie überhaupt nicht vorkommt[34]. Das Gegenbeispiel wäre die voluminöse *Deutsch-österreichische Literaturgeschichte* von Nagl, Zeidler und Castle, deren letzter, 1937 erschienener (Teil-)Band auf über 1000 Seiten die „Gesellschafts- und Staatskrise. 1890 bis 1918" behandelt und mit dem Unterkapitel „Verdrängung der Deutschen aus der Vormachtstellung im Staate" (S. 1113) beginnt; nicht alle, aber viele weitere Kapitel zeigen die Tendenz des Herausgebers, Literatur in den gesellschaftlichen Abläufen verständlich zu machen (z. B. „Die Probleme der deutschvölkischen Bewegung in ihrer literarischen Gestaltung", S. 1526, usw.)[35].

So entstehen zwangsläufig verschiedene Bilder des Zusammenhangs zwischen Werken der Literatur aus Österreich. Die eine Literaturgeschichte ist nicht dekkungsgleich mit der anderen; beide Abbildungen des Ablaufs der literarischen Entwicklung haben wohl auch verschiedene Funktionen.

Bevor über die von Einzelaspekten der Darstellung, der ‚Konstruktion' unabhängigen allgemeinen Funktionen literaturgeschichtlicher Darstellungen aus Österreich – Literaturgeschichten Österreichs von nicht-österreichischen Verfassern sind bislang selten – gesprochen werden kann, ist ein kurzer Überblick über die wichtigsten und wirkungsvollsten Darstellungen der Literaturgeschichte Österreichs[36] zu geben, beginnend mit einer, die nicht geschrieben worden ist, mit der von August Sauer um 1900 geplanten „Geschichte der österreichischen Literatur

---

[33] Vgl. Sigurd Paul Scheichl, 1848 – kein Datum der österreichischen Literaturgeschichte, in: Sigurd Paul Scheichl, Emil Brix (Hgg.), „Dürfen's denn das?" Die fortdauernde Frage zum Jahr 1848 (Reihe Civil Society der Österreichischen Forschungsgemeinschaft 3, Wien 1999) 225–236, hier 227 f.

[34] Ebd. 228 f.

[35] Vgl. Gerhard Renner, Eduard Castle. Sein Beitrag zur Erforschung der österreichischen Literaturgeschichte (Katalog der 229. Wechselausstellung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Wien 1995) 55 f.

[36] Über einige Vorläufer ohne besondere Nachwirkungen, aber von großem historischen Interesse, vgl. Werner Michler, „Das Materiale für einen österreichischen Gervinus." Zur Konstitutionsphase einer „österreichischen Literaturgeschichte" nach 1848, in: Wendelin Schmidt-Dengler, Johann Sonnleitner, Klaus Zeyringer (Hgg.), Literaturgeschichte: Österreich. Prolegomena und Fallstudien (Philologische Studien und Quellen 132, Berlin 1995) 181–212. Daß die Beiträge dieses Bandes für die spezielle Fragestellung dieses Vortrags wenig ergiebig gewesen sind, impliziert nicht eine Kritik an diesem Buch.

seit der Ausrufung des österreichischen Kaisertums“[37], also seit dem Datum, an dem Claudio Magris – der sich nicht auf Sauer beruft – den ‚habsburgischen Mythos‘ einsetzen läßt. Ob hinter der Wahl dieses Datums für einen Einschnitt eine historische Überlegung stand – wie bei Magris – oder ob Sauer, Schlaffer vorweg nehmend, vom Kanon seiner Zeit ausgegangen ist, zu dem (wie zum unseren) kaum etwas vor Grillparzer Geschriebenes gehört haben dürfte, läßt sich ohne spezielle Untersuchungen nicht sagen.

Eben dieser Sauer, der Lehrer und Anreger Nadlers (und nicht nur Nadlers), soll auch ein „Forschungsinstitut für Literaturgeschichte Österreichs“ geplant haben, analog dem Institut für österreichische Geschichtsforschung[38]. Daß Sauer seinen Plan faßte, als dieses schon ein halbes Jahrhundert bestanden hatte, hat sowohl mit der unterschiedlichen Entwicklung der beiden Disziplinen zu tun als mit der unterschiedlichen Einschätzung der Bedeutung von Geschichte und Literatur für die geistige Grundlegung eines österreichischen Patriotismus. Bezeichnend auch, daß die Gründung des Instituts für österreichische Geschichtsforschung vom Ministerium initiiert worden ist, während Sauers Projekt offenbar nicht genug Unterstützung bei den zuständigen Stellen gefunden hat. Wäre es zur Gründung einer solchen Einrichtung gekommen, sähe die gültige Konstruktion der Literaturgeschichte Österreichs vielleicht anders aus als heute.

Realisiert worden ist dagegen die von Johann Willibald Nagl und Jakob Zeidler begründete und nach 40 Jahren von Eduard Castle zu Ende geführte *Deutsch-österreichische Literaturgeschichte*, nach wie vor ein Standardwerk[39]. Sie enthält (von Castle häufig sehr energisch redigierte[40]) Beiträge von vielen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Ihre Stärke liegt in der ungemein breiten Erfassung des Stoffes, nicht in dessen Gliederung und Darbietung, obwohl Castle da, wie erwähnt, seine, durchaus modernen, Prinzipien hatte. Neben der Orientierung an der politischen Geschichte – sozialgeschichtliche Aspekte kommen, der Entstehungszeit entsprechend, noch kaum zum Tragen – ist auch hier innerhalb der großen Abschnitte

---

[37] Nadler, Literaturgeschichte Österreichs, 530. In Sauers Aufsätzen, soweit sie mir zugänglich gewesen sind, und in der wissenschaftlichen Literatur über ihn scheint dieses Vorhaben allerdings nie erwähnt zu werden; Nadler war es vielleicht aus persönlichen Gesprächen mit seinem Lehrer Sauer bekannt.

[38] Ebd. Ich muß allerdings offen lassen, ob Nadler hier nicht ein Gerücht in die Welt gesetzt hat; denn in Sauers Aufsätzen finden sich Hinweise auf dieses Projekt ebenso wenig wie auf die eben erwähnte Literaturgeschichte. Sauer war wohl auch anderer in der Monarchie gesprochenen Sprachen nicht mächtig. Hans Peter Hye macht mich darauf aufmerksam, daß aus staatsrechtlichen Gründen das Institut auf keinen Fall die Bezeichnung „Österreich“ in seinem Namen hätte führen können – ein zusätzliches Indiz für die Unbestimmtheit von Nadlers Bemerkung. Auf jeden Fall ist völlig unklar, wie weit dieser Plan je gediehen ist. Möglicher Weise konnte er nicht einmal nicht gefördert werden.

[39] Die Wiener Stadt- und Landesbibliothek kündigt einen Neudruck dieses nicht ersetzten (und wohl auch nicht ersetzbaren) Werks an.

[40] Vgl. Renner, Castle, 60 f.

die regionale Auffächerung ein wichtiges Gliederungsprinzip, vielleicht aus praktischen Gründen in Hinblick auf die Mitarbeiter.

Auffällig ist, daß mit Ausnahme des Hauptherausgebers die Universitätsgermanistik kaum Beiträge zu diesem opus maximum geleistet hat[41]. Zu ihren wichtigen Beiträgern gehörten viele Gymnasiallehrer, die neben ihren Aufgaben an der Schule in einem heute kaum noch möglichen Maß wissenschaftlich tätig gewesen sind und tätig sein wollten.

Die Begründer dieser Literaturgeschichte, an welcher der Wiener Verlag Fromme auch aus kommerziellen Gründen interessiert gewesen ist[42], für die es also offenbar ein Publikum gegeben hat, schreiben in ihrer kurzen, kaum Methodenreflexion enthaltenden Vorbemerkung, sie hielten die deutsch-österreichische Literaturgeschichte „für eine wissenschaftliche und vaterländische Nothwendigkeit“[43]. Über dieses Motiv der „vaterländischen Nothwendigkeit“ wird nun bei der Vorstellung der neueren Literaturgeschichten Österreichs – die durchwegs in einem zumeist auch einbekannten Verhältnis der Kontinuität zu Nagl/Zeidler/Castle stehen – eingehend zu sprechen sein.

Eine solche „vaterländischen Nothwendigkeit“ bestand im Jahr 1945 und besteht seither in besonders hohem Ausmaß: Österreich wollte und mußte nach den Verletzungen durch die Hitler-Ära den Unterschied zu Deutschland nicht nur auf politischem, sondern auch auf kulturellem Gebiet betonen. Daher steigerte sich nun die Unzufriedenheit mit der in der Tat zumeist ungenügenden, oft genug verständnislosen Behandlung von Dichtung aus Österreich in Geschichten der deutschen Literatur, und weil es in Einem ging, schrieb man nun in Österreich keine deutschen Literaturgeschichten mehr, sondern nur noch Geschichten der Literatur Österreichs. Der weit überwiegende Teil der Literaturgeschichten Österreichs bzw. der Projekte für solche stammt aus der Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg, beginnend mit der erwähnten Klitterung Görlichs von 1946. Die weit seriösere, die gesamte Literatur deutscher Sprache einbeziehende *Österreichische Dichtung im Rahmen der Weltliteratur* von Werner Tschulik (zuerst 1949, wieder aufgelegt bis 1968), ebenfalls ein Schulbuch, betont allerdings im Text ‚das Österreichische‘ bei Weitem nicht so sehr, wie der Titel vermuten ließe[44].

---

[41] Ebd. 56.

[42] Ebd. 53. Vgl. auch Nagl–Zeidler, Zur Einführung, XIV.

[43] Nagl–Zeidler, ebenda.

[44] Die 1961 als Schulbuch eingeführte und etwa 20 Jahre lang viel verwendete *Einführung in die Literatur des deutschen Sprachraumes von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Mit besonderer Berücksichtigung des österreichischen Schrifttums* von Herbert Pochlatko und Karl Koweindl (1. Auflage, Wien 1961) verbannt das „österreichische Schrifttum“ wieder in den Untertitel, was gerade bei einem approbierten Schulbuch als Anzeichen politischer Veränderungen und Entkrampfungen verstanden werden kann. Vor 1938 stand im Titel der einschlägigen Schulbücher, die gleichwohl österreichische Akzente setzten, selbstverständlich nicht der „deutsche Sprachraum“, sondern die „deutsche Literatur“.

Dieses Bedürfnis nach einer eigenständigen ‚österreichischen Literatur‘, mindestens nach einer Sonderstellung Österreichs in ‚der deutschen Literatur‘ oder ‚den deutschsprachigen Literaturen‘ ist für die – im Prozeß der Nationsbildung wichtige – Konstruktion österreichischer Literaturgeschichte wahrscheinlich wichtiger als die tatsächlichen Unterschiede zwischen Dichtung aus Österreich und Dichtung aus anderen Gebieten, in denen Deutsch geschrieben wird. Wir haben es weniger mit einer „Ästhetik der Differenz“ zu tun als mit einem Willen zur Differenz. Der ist aber als solcher – und das zum Teil seit der Epoche des Konflikts zwischen protestantisch-norddeutschen Normen und der ‚oberdeutschen Literatur‘ im 17./18. Jahrhundert[45] – eine Tatsache der Literatur- und der Kulturgeschichte[46].

Auch in wissenschaftlichen Darstellungen kommt der österreichische Aspekt nun sehr viel mehr zur Geltung als vor 1938. Nadlers anscheinend schon in den dreißiger Jahren geplante[47] *Literaturgeschichte Österreichs* von 1948 bzw. 1951 wendet das, von Sauer und Nadler allerdings wohl nicht zufällig im altösterreichischen Umfeld entwickelte, raum- und stammbezogene literaturhistorische Konzept des Autors auf Österreich an; sein Herausarbeiten von Unterschieden der literarischen Entwicklung in Wien und in den Ländern ist übrigens durchaus diskussionswürdig. (Daß der ehemalige Nationalsozialist Nadler mit einer Literaturgeschiche Österreichs zu diesem Zeitpunkt versucht haben mag, sich als Wissenschaftler in die Zweite Republik zu integrieren, gehört mehr in die Biografie des Verfassers als in eine Diskussion über österreichische Literaturgeschichtsschreibung – ist aber doch ein Beleg dafür, daß nach 1945 der Patriotismus, selbst in der Form der Anbiederung an ihn, ein bestimmendes Element für die Konstruktion von Geschichten der Literatur Österreichs gewesen ist.) Das Register weist zahlreiche Erwähnungen Lessings, Herders, Goethes und Schillers nach; die von Nagl und Zeidler betonte organische Verbindung zwischen Literatur aus Österreich und der Literatur des gesamten deutschen Sprachraums wird hier also nicht in Frage gestellt. (Noch in der einbändigen Literaturgeschichte, die Herbert Zeman 1996 herausgegeben hat, wird Goethe öfter genannt als irgendein österreichischer Dichter.)

Zwei in den siebziger und achtziger Jahren geplante wissenschaftliche Literaturgeschichten Österreichs sind wiederum nicht zustande gekommen. Weiss und Haslinger planten eine Art rückläufige, von der Gegenwart ausgehende Literaturgeschichte[48]. Es braucht kaum betont werden, daß dies – angesichts des hohen

---

[45] Vgl. Streim, Literarische Moderne, 233.

[46] Der wichtige Sammelband von Böhler und Horch, Kulturtopographie, und darin insbesondere der grundsätzliche Beitrag von Michael Böhler, Vom Umgang der Literaturwissenschaft mit kulturtopographischen Aspekten der deutschsprachigen Literatur (11–44; „Ästhetik der Differenz“ auf 39) beachtet diesen politischen Willen zur Differenz (zumal Österreichs und bis 1989 der Deutschen Demokratischen Republik) zu wenig.

[47] Nadler, Literaturgeschichte Österreichs, S. 552.

[48] Walter Weiss, Das Salzburger Projekt einer österreichischen Literaturgeschichte. Konzepte und Probleme, in: Sprachkunst 14 (1983) 56–66. In dieser Darstellung finden sich die von Weiss in

Rangs der Gegenwartsliteratur aus Österreich – eine Konstruktion besonderer Art geworden wäre, daß dieses Werk ein noch einmal ganz anderes Bild der Literatur dieses Landes geboten hätte. Das gilt auch von dem methodischen Ansatz Weiss', die Literaturgeschichte ausgehend von Texten zu schreiben, die dann in ihre historischen, gesellschaftlichen und literarischen Kontexte eingeordnet worden wären, welche ihrerseits wieder die Texte erhellt hätten[49].

Zu erinnern ist schließlich an die durch äußere Umstände gescheiterten Pläne des Vergleichenden Literaturwissenschaftlers Zoran Konstantinović, in einer gemeinsamen Anstrengung von Literaturwissenschaftlern aus allen Ländern des Donauraums wo nicht eine gemeinsame Literaturgeschichte dieser Länder, so doch einen Überblick über gemeinsame Aspekte dieser Literaturen vorzulegen. Was das Gelingen dieses Plans[50] für unser Bild von unserer Literatur hätte bedeuten können, braucht nicht näher ausgeführt werden.[51]

Herbert Zeman plant als Herausgeber eine mehrbändige Geschichte der Literatur Österreichs, nicht aus einer Feder, sondern von mehreren Spezialisten, nicht mehr eine große Materialsammlung wie Nagl-Zeidler-Castle, sondern eine Deutung von Zusammenhängen und Entwicklungen. Einige Bände dieser großen Literaturgeschichte sind bereits erschienen[52]. Vor dem Abschluß des großen Werks hat Zeman 1996 eine ebenfalls von mehreren Beiträgern stammende einbändige *Literaturgeschichte Österreichs* veröffentlicht. Sie gibt erstaunlich wenig Auskunft über ihren Begriff von Österreich und über ihre Ein- und Ausschließungen[53].

Der Umstand, daß Herausgeber und Mitarbeiter solche Begründungen nicht (mehr) für notwendig halten, ist ein Indiz dafür, daß die Disziplin ‚österreichi-

---

Vorträgen mehrfach angestellten Überlegungen zur rückläufigen Anlage des Projekts allerdings nicht.

[49] Ebd.

[50] Zu den methodischen Grundlagen des Projekts vgl. Zoran Konstantinović, Modellbildungen als Periodisierungsgrundlage. Entwurf zu einer mitteleuropäischen Literaturgeschichte, in: Sprachkunst 14 (1983) 120–127.

[51] Das beeindruckende Buch von Zoran Konstantinović, Fridrun Rinner, Eine Literaturgeschichte Mitteleuropas (Innsbruck 2003) behandelt zwar eingehend die von Wien ausgehenden literarischen Wirkungen, setzt aber keinen besonderen Akzent auf die literarische Entwicklung in Österreich.

[52] Herbert Zeman (Hg.), Geschichte der Literatur in Österreich von den Anfängen bis zur Gegenwart (Graz 1994 ff.). Von den geplanten 7 Bänden liegen bisher drei (einer in zwei Halbbänden) vor.

[53] Die umfassenden Einleitungen zur großen drei- bzw. vierbändigen Anthologie *Dichtung aus Österreich* des Österreichischen Bundesverlags (1966–1976), die als eine Art kleine, nach Gattungen gegliederte Literaturgeschichte Österreichs angelegt sind, habe ich hier nicht berücksichtigt: Heinz Kindermann, Einführung, in: Ders. (Hg.), Drama (1966) 11*–92*; Robert Mühlher, Einführung, in: Ders. (Hg.), Prosa. 1. Teilband (1969) 15*–99*; Eugen Thurnher, Einführung, in: Ders. (Hg.), Versepik und Lyrik. 1. Teilband: Versepik (1974) 15*–52*; 2. Teilband: Lyrik (1976) 37*–82*. Die auf der Tagung der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik im Jahr 1996 einerseits von Schmidt-Dengler, Sonnleitner und Zeyringer, andrerseits von Herbert Arlt vorgestellten Pläne für neue Gesamtdarstellungen der Literaturgeschichte Österreichs haben sich offenbar nicht verwirklichen lassen.

sche Literaturgeschichte‘ sich inzwischen in Österreich (und, vereinzelt, stimuliert von der österreichischen Auslandskulturpolitik, im anderssprachigen Ausland) als selbstverständlich etabliert hat. Dem Vernehmen nach konnte die einbändige Literaturgeschichte Zemans sogar ohne Subventionen gedruckt werden; das heißt, es besteht beim Publikum und damit bei Verlegern Bedarf an einer solchen Österreich-zentrierten Darstellung der Literaturgeschichte. Die österreichische Nation braucht eben ein Bild von ihrer Nationalliteratur.

Diese Selbstverständlichkeit einer Konzentration auf österreichische Probleme hat, ganz unabhängig von den verschiedenen Arten, Literaturgeschichte Österreichs zu konstruieren, die gegenwärtige österreichische Literaturwissenschaft geprägt. Nicht in großen literaturgeschichtlichen Synthesen, sondern in der Umorientierung ihrer Detailforschungen haben die Universitäts-Germanistinnen und -Germanisten Österreichs seit etwa drei Jahrzehnten, vielleicht sogar länger, immer mehr den Schwerpunkt ihrer Arbeit auf österreichische Themen gesetzt[54], haben andrerseits immer seltener Beiträge zur germanistischen Forschung geleistet, die nicht-österreichische Themen berühren. Die Einrichtung von Professuren für Österreichische Literaturgeschichte, in Wien schon 1945[55], hat zu dieser Neuorientierung nicht unwesentlich beigetragen.

Es ist evident, daß diese Neuorientierung viel mit der nationalen Neubesinnung Österreichs nach 1945, mit der zweiten Nationsbildung, mit der ‚Austrifizierung‘ des Landes zu tun hat. Diese ‚Austrifizierung‘ ist in Hinblick auf die seit jeher als recht eigenständig gesehene und in diesem Sinn erforschte (und gelehrte) österreichische Geschichte nicht allzu schwierig; im Fall der Sprache ist sie, zum Leidwesen mancher[56], kaum möglich. Die Literatur läßt wegen ihrer engen Verflechtung mit der gesamten Kultur aller Länder deutscher Sprache eine solche ‚Austrifizierung‘ nicht so leicht zu, wiewohl eher als die Sprache. Das Bedürfnis danach bestand und besteht aber, wie sowohl die zahllosen Einzelstudien als auch die vorgestellten realisierten und nicht realisierten Pläne für österreichische Literaturgeschichten aus den letzten Jahrzehnten gezeigt haben, deren je unterschiedliche Konstruktionen

---

[54] Belege dazu bei Sigurd Paul Scheichl, Der literarische Kanon in Österreich – ein österreichischer literarischer Kanon, in: Bjørn Ekman, Hubert Hauser, Peter Porsch, Wolf Wucherpfennig (Hgg.), Deutsch – eine Sprache? Wie viele Kulturen? (Kopenhagener Kolloquien zur deutschen Literatur 15; zugleich TEXT & KONTEXT Sonderreihe 30, München 1991 [recte: 1992]) 101–126.

[55] Dazu Sigurd Paul Scheichl, Germanistik und Politik: Österreich seit 1945 zum Beispiel, in: Christoph König, Klaus-Michael Bogdal, Hans-Harald Müller (Hgg.), Germanistik – eine politische Wissenschaft. Ein Kolloquium im Jüdischen Museum Wien am 11. September 2000 (Mitteilungen des Marbacher Arbeitskreises für Geschichte der Germanistik 2002, Doppelheft 21/22, Marbach 2002) 33–38, hier 34.

[56] Man vergleiche die Artikel von Ferdinand Gstrein (= Otto Langbein) in der Zeitschrift *Die österreichische Nation*; dazu: Sigurd Paul Scheichl, Von den Klößen, vom lutherischen -e und vom Stiefel. Beobachtungen zur Sprache des Österreichers in der Literatur, in: Wirkendes Wort 40 (1990) 408–421, besonders 413 f. Heute gehen Arbeiten des Grazer Germanisten Rudolf Muhr in diese Richtung.

einer ‚österreichischen Literatur' im Grunde stets politisch-patriotisch motiviert sind, selbst wenn sie diese Motivation an keiner Stelle explizit zugeben.

Ganz gewiß ist, nicht zuletzt über die Lehrpläne der Höheren Schulen (doch nicht nur über sie), eine österreichische ‚Textkanonisierung'[57] erfolgt, in der Metzeltin einen wichtigen Schritt zur „Erfindung" eines Nationalstaats sieht. Eigentlich handelte es sich dabei um eine ‚Umkanonisierung' im österreichischen Sinn, im Sinne einer Zurückdrängung Goethes zu Gunsten Grillparzers[58]; trotz Leiden an „diesem ewigen grauenhaften Grillparzer"[59], an das ich mich selbst (Maturajahrgang 1959) erinnern kann, ist diese Umkanonisierung recht erfolgreich gewesen (fast zu erfolgreich, wenn man bedenkt, daß des 250. Geburtstags von Goethe in Österreich 1999 kaum noch gedacht worden ist). Literaturgeschichten haben diese Umkanonisierung gefördert und sind ihrerseits von ihr beeinflußt.

Die Universitätsgermanisten haben sich bei dieser Betonung eines spezifischen österreichischen Charakters der Literatur aus Österreich eher zurück gehalten, sodaß das neue Österreich-Bewußtsein nach 1945 zunächst weniger in sozusagen seriösen literaturgeschichtlichen Werken seinen Niederschlag gefunden hat als in eher trivialen Darstellungen der Literatur Österreichs in deutscher Sprache, analog übrigens zum Blühen patriotischer Trivialliteraturgeschichten im zweiten deutschen Kaiserreich[60]. Das erwähnte fragwürdige Produkt Görlichs gehört ebenso dazu wie Werner Tschuliks ebenfalls schon genannte, weit seriösere *Österreichische Dichtung im Rahmen der Weltliteratur*. In solchen (oft als Schulbücher geplanten) Werken konnte dann schon einmal ein vaterländischer Superlativ stehen wie – bei Joseph August Lux –: „Das Allerösterreichischeste in der Literatur ist Stifter."[61]

Es ist leicht, sich über derartige Produkte lustig zu machen, die eben Konjunktur hatten. Aber warum hatten sie Konjunktur? Da kommt man unweigerlich zurück zur „vaterländischen Nothwendigkeit" Nagls und Zeidlers. Castle, der nachmalige Vollender der *Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte*, verdankte dieser auch von den Behörden empfundenen Notwendigkeit zu einem Teil seine akademische Karriere: Ihm wurde als erstem ausdrücklich ein Lehrauftrag für Literaturgeschichte Österreichs erteilt, und für seine Ernennung zum Professor wurde besonders mit den Erfordernissen des Gymnasialunterrichts argumentiert, offenbar in dem Sinn,

---

[57] Begriff nach Michael Metzeltin, Nationalstaatlichkeit und Identität. Ein Essay über die Erfindung von Nationalstaaten (Cinderella 4, Wien 2000) 103 ff.

[58] Vgl. Klaus Zelewitz, Schiller oder Grillparzer? Bemerkungen zum Gymnasialunterricht in der österreichischen Reichshälfte der Doppelmonarchie um 1900, in: Germanica Wratislavensia 72 (1987) 178–198, hier 181.

[59] Heidi Pataki, Zum Tod von Klaus Kinski am 25. 11. 1991, in: Dies., contrapost. Über Sprache, Kunst und Eros (Salzburg 2001) 74–77, hier 74.

[60] Dazu vgl. Rosenberg, Konjunktur in deutscher Literaturgeschichte.

[61] Joseph August Lux, Ein Jahrtausend österreichischer Dichtung (Wien 1948) 294. Der Satz findet sich allerdings wörtlich bereits in der ersten Fassung des Buches (Ein Jahrtausend deutscher Romantik. Zur Revision der deutschen Literaturauffassung, Innsbruck 1925), 246.

daß für Gymnasiallehrer eine gewisse Kenntnis der Literatur Österreichs erforderlich sei[62]. Und schon Nagl und Zeidler danken in ihrem Vorwort zum ersten Band der großen Literaturgeschichte den Behörden für mancherlei Förderung[63].

Es leuchtet ja in der Tat ein, daß ein auf seine kulturelle Tradition stolzer Staat, der nach 1918 und noch mehr nach 1945 seine Identität in hohem Maß aus dieser kulturellen Tradition gewinnen mußte und konnte, dieses Traditionsbewußtsein durch einen entsprechenden Literaturunterricht fördern wollte, in dem zumal der als nationaler Klassiker empfundene oder zu einem solchen gemachte Grillparzer großen Raum einnehmen sollte.

Erforschung der Literatur Österreichs, allenfalls sogar ihre (mit ästhetischen Kriterien schwer mögliche) Abgrenzung von der Literatur anderer deutschsprachiger Länder und als Höhepunkt solcher Bemühungen eine Geschichte der österreichischen ‚Nationalliteratur‘ – dieser Begriff wird allerdings kaum verwendet – waren daher wichtige Beiträge zur nationalen Selbstfindung des Landes, zu der von Hanisch so genannten zweiten Welle der österreichischen Nationsbildung. Zu den Vorstellungen der bildungsbürgerlich geprägten maßgebenden Kulturpolitiker der Zweiten Republik Österreich gehörte wohl noch der Gedanke, den Jauß den Altmeistern der Literaturgeschichtsschreibung unterstellt: „an der Geschichte der Dichtwerke die Idee der nationalen Individualität auf ihrem Wege zu sich selbst darzustellen“[64]. Einem solchen Anspruch konnte von den politischen Voraussetzungen der Verfasser her weder die Nagl-Zeidler-Castle’sche noch die Nadler’sche Literaturgeschichte Österreichs genügen; die Trivialliteraturgeschichten der vierziger Jahre hatten nicht das Format dazu; die Zeman’sche Literaturgeschichte schließlich ist in einer Zeit entstanden, in der solche Konzepte obsolet geworden sind, weil die ihnen zugrunde liegende Vorstellung einer „nationalen Individualität“ fragwürdig geworden ist.

Dennoch ist die Österreich-Zentriertheit der österreichischen Germanistik – selbst für den Kritiker ihrer Einseitigkeit – ein wichtiger Beitrag zur Sicherung des Österreich-Bewußtseins. Zur Entstehung eines vollständigen Konstrukts einer nationalen Literaturgeschichte war es zum Zeitpunkt dieses Wandels in der österreichischen Literaturwissenschaft schon zu spät; umgekehrt ist die große *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte* zu früh konzipiert und abgeschlossen worden. Aber viele Einzelbeiträge haben zu einer gesicherten Kenntnis der neueren Literatur Österreichs und ihrer unverwechselbar österreichischen Aspekte beigetragen. Ein Gedanke wie der vom ‚habsburgischen Mythos’, der von der österreichischen Germanistik produktiv rezipiert worden ist, ist ein wesentlicher Beitrag zu unserem Selbstverständnis – selbst wenn auch er sich als Konstrukt erweist, das Teile der Literatur Österreichs ausschließt.

---

[62] Renner, Castle, 9.

[63] Nagl–Zeidler, Zur Einführung, XVII f.

[64] Hans Robert Jauss, Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft (1967), in: Ders., Literaturgeschichte als Provokation (edition suhrkamp 418, Frankfurt 1970) 144–207, hier 144.

Am Ende noch zwei schöne Beispiele dafür, wie man literaturgeschichtliche Zusammenhänge konstruiert.

Das eine ist sehr allgemein. Alle erwähnten Darstellungen der Literaturgeschichte Österreichs stellen Grillparzer als den ‚klassischen' Autor des Landes dar, selbst wenn sie Grillparzers Innovationen und die Unterschiede zwischen ihm und der Weimarer Klassik heraus arbeiten. Mit einer solchen Orientierung an einer ‚Klassik' übertragen sie automatisch Kriterien der gesamten deutschen Literatur auf Österreich. Man könnte sich auch, überhaupt vom Kanon her, eine Nestroy-zentrierte Literaturgeschichte Österreichs vorstellen (die es – noch – nicht gibt). Es ist evident, wie anders sie aussähe, um wie viel ‚österreichischer' sie wäre – nicht zuletzt durch die sich so ergebende Rückbindung an die ‚oberdeutsche' Literaturtradition. Das ist, ich möchte nicht falsch verstanden werden, kein Postulat, sondern ein Gedankenspiel, das zu allerletzt den großen Dramatiker Grillparzer abwerten soll.

Das zweite Beispiel ist real. In ihrer Einführung zum ersten Band ihrer Literaturgeschichte schreiben Nagl und Zeidler 1898:

> „[…] wir sahen auf einmal die mittelhochdeutsche Blütezeit unserer Literatur in ungeahnte Nähe zu unserer modernen classischen Zeit gerückt und spürten den frischen Hauch der österreichischen Volksseele, welche das heimische Erbe der Väterzeit, trotz aller Einwirkung fremder Elemente, hießen sie nun Ritterthum, Humanismus, Barocke oder sonst wie immer, durch die Flucht der Jahrhunderte herauf treuer bewahrt hat als andere Stämme des Reiches, welch' letztere auf dem Wege tiefer einschneidender Bildung weitmehr von volksthümlicher Art und Sitte eingebüßt hatten, als die Bewohner der Ostmark. Es wurde uns klar, daß alles Beste, was wir zur gemeindeutschen Literatur beigetragen haben, in dem Boden unverdorbener Volksthümlichkeit und frischbewahrter Sinnlichkeit auch bei den hochdeutschen Dichtern Österreichs wurzelt."[65]

Obwohl die Verfasser ihre Literaturgeschichte sicher nicht in engstirnig vaterländischer Absicht geschrieben haben und auch ausdrücklich vom Beitrag Österreichs „zur gemeindeutschen Literatur" sprechen, entsteht hier genau dieser Eindruck – in der Betonung einer besonderen, nur den Österreichern eigentümlichen Ausprägung von „volksthümlicher Art und Sitte". Konstruiert wird eine „österreichische Volksseele", die alle Kontinuitätsbrüche überdauert und die Einheit dieser Literatur stiftet. Wie wenig der Bildungsdichter Grillparzer, wie wenig im Grunde auch der Bildungskritiker Nestroy in diese Konstruktion paßt, hätte schon Nagl und Zeidler auffallen können. Ihr Konstrukt erweist sich vollends als ein solches, wenn wir Broch und Musil, Handke und Jelinek, Rühm – trotz seinen Mundarttexten – und Czernin hinein zwingen wollen.

Wenn wir heute auch über „Volksseelen" hinweg sind, so glauben wir doch noch immer an die Einheit unserer literarischen Tradition. Aber vielleicht gibt es die genau so wenig wie eine Volksseele? Ich begnüge mich gern damit, Grillparzer und Nestroy, Stifter und Franzos, Polgar und Roth, Mayröcker und Jelinek zu lesen

[65] Nagl–Zeidler, Zur Einführung, XIII.

und mich um ihr Verstehen zu bemühen. Dazu brauche ich im Grunde weder eine deutsche noch eine österreichische Literaturgeschichte.

Andererseits: Aus politischen und kulturpolitischen Gründen brauchen die Österreicher einen österreichischen Kanon (der neben vielen österreichischen auch deutsche und schweizerische Autoren umfassen wird, aber andere als ein deutscher oder ein schweizerischer Kanon) und das Bewußtsein von einer eigenen Literatur, und sie haben das Recht, sich über diese zusammenhängend zu informieren. Die „vaterländische Nothwendigkeit“ Nagls und Zeidlers ist nicht zu bestreiten, schon gar nicht nach dem Jahr 1938. Viele der erwähnten Publikationen – auch die Schulbücher – genügen ihr, trotz allen Schwierigkeiten der Abgrenzung und wie immer sie die Literaturgeschichte Österreichs konstruieren. Diese Konstrukte haben so im Gefolge der Umkanoniserung von 1945 und durch deren Festschreibung zum gefestigten Österreich-Bewußtsein der Gegenwart ihren Beitrag geleistet.

Schließen darf ich freilich mit einer (nicht ganz) privaten Bemerkung, die über die Funktion jener Darstellungen der Literatur Österreichs im kulturellen Leben des Landes hinaus geht.

Das Hauptproblem der adäquaten Darstellung der Literatur Österreichs ist offenbar ihre zumeist mißlingende Integration in die von deutschen Wissenschaftlern verfaßten Literaturgeschichten. Aber kann man daraus einen Beweis für Bahrs „Fortgehen der österreichischen Literatur aus der deutschen“ ableiten? Ist diese schlechte Integration der Dichtung aus Österreich in deutsch geprägte Konstrukte von Literaturgeschichte nicht eher ein Beweis für mangelnde Fähigkeiten oder Kenntnisse der Literaturhistoriker als für die prinzipielle Unmöglichkeit, diese Dichtung in solche Literaturgeschichten zu integrieren? Wenn es überhaupt einer Literaturgeschichte bedarf, würde der Realität der Literatur in Österreich, der hier geschriebenen wie der hier rezipierten, und den legitimen politischen Ansprüchen der österreichischen Nation nicht am ehesten eine deutsche Literaturgeschichte entsprechen – aber eine, die eben keine ‚Tatsache aus Deutschland‘[66], sondern die aus österreichischer Perspektive geschrieben ist, mit Beachtung des österreichischen Kanons, mit Verständnis für die konfessionellen, politischen, sozialen und sprachlichen Sonderentwicklungen in Österreich und mit Respekt vor ihnen?

Eine in diesem Sinn ‚österreichische‘ Literaturgeschichte, eine ‚österreichische‘ Geschichte der deutschen Literatur, ein österreichisches Konstrukt der Geschichte der Literatur in deutscher Sprache erschiene mir eine sinnvollere Reaktion auf die ‚deutschen‘ Konstrukte dieser Literaturgeschichte, auf das berechtigte Mißbehagen an der unzureichenden Darstellung der Literatur aus Österreich in den gängigen Literaturgeschichten als eine auf Österreich beschränkte Darstellung literarischer Entwicklungen.

Eine solche Literaturgeschichte würde ich gerne benützen; schreiben möchte ich sie freilich nicht.

---

[66] Vgl. Anm. 9.

Zu diesem 2002 gehaltenen Vortrag sind aus neuerer Forschung u. a. nachzutragen der wichtige Aufsatz über die Literaturgeschichte von Nagl, Zeidler und Castle: Gerhard Renner, Die „Deutsch-österreichische Literaturgeschichte“, in: Klaus Amann, Hubert Lengauer, Karl Wagner (Hgg.): Literarisches Leben in Österreich 1848–1890 (Literaturgeschichte in Studien und Quellen 1, Wien 2000) 859–889; zu Bahrs Kritik an dieser Literaturgeschichte Sigurd Paul Scheichl, Hermann Bahrs Kritik an der „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte“. Mit einem Ausblick auf Hugo v. Hofmannsthal, in: Germanistik in Ireland. Jahrbuch der/Yearbook of the Association of Third-Level Teachers of German in Ireland 3 (2008) 97–111; zur oberdeutschen Literaturtradition in Österreich Ders., Die Renaissance des „oberdeutschen Literatursystems“ in der Literatur Österreichs nach 1945, in: Gilbert J. Carr, Caitríona Leahy (Hgg.): FÜNZIG JAHRE STAATSVERTRAG: Schreiben, Identität und das unabhängige Österreich. Internationales Symposium Trinity College, Dublin 2005 (München 2008) 103–116; zu den mitteleuropäischen Beziehungen der Literatur Österreichs Ders., Mitteleuropäische Defizite in Geschichten der Literatur Österreichs, in: Walter Schmitz (Hg.): Zwischeneuropa/Mitteleuropa. Sprache und Literatur in interkultureller Konstellation (Veröffentlichungen des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes 1, Dresden 2007) 274–285.

V.
DAS ENDE DES NATIONALSTAATSPARADIGMAS NACH 1945?

Ernst Hanisch

Der Beginn des Nationalstaatsparadigmas in Österreich nach 1945 – der Unterschied zu Deutschland

Österreich verkünden, ist
Dienst an der Menschheit
Jungbürgerbuch 1957

1. Der springende Punkt ist: Der Zusammenbruch des Nationalsozialismus als eine Form des Radikalnationalismus hatte den deutschen Nationalismus ins Mark getroffen und zerstört. Der deutsche intellektuelle Diskurs sah im Nationalismus die Wurzel des Übels, entlegitimierte ihn und leitete in Westdeutschland eine Denationalisierung der Politik und Gesellschaft ein. Die Bundesrepublik wurde zu einer „postnationalen Demokratie" unter Nationalstaaten, wie die einen, zu einem „Als-ob-Nationalstaat", wie andere sagen.[1] Auch die Wiedervereinigung hatte bislang keinen neuen Nationalismus gebracht, wie einige, auch ich damals, befürchteten.[2]

Ganz anders die Entwicklung in Österreich. 1945 war die Stunde des Bruches mit der deutschen Geschichte. Die Schuld am Nationalsozialismus wurde externalisiert und auf das Deutsche Reich geschoben. Die von der österreichischen Außenpolitik mit aller Raffinesse entworfene Okkupationstheorie war dafür die Basis. Österreich hatte nie aufgehört zu existieren. Das Land war, wie andere Länder, von Hitler-Deutschland besetzt worden und gewann mit der Besiegung des Nazismus seine Freiheit zurück.[3] Der Bruch mit der deutschen Geschichte entfachte einen österreichischen Nationalismus, der von den politischen Eliten (mit Ausnahme der SPÖ) und von den intellektuellen Eliten im Umkreis der ÖVP und

[1] Heinrich August Winkler, Der lange Weg nach Westen. Deutsche Geschichte vom „Dritten Reich" bis zur Wiedervereinigung, 2. Bde. (München 2000); Jürgen Osterhammel, Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaates. Studien zu Beziehungsgeschichte und Zivilisationsvergleich (Göttingen 2001) 335; Konrad H. Jarausch, Martin Sabrow (Hgg.), Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945 (Göttingen 2002).

[2] Konrad H. Jarausch, Normalisierung oder Re-Nationalisierung? Zur Umdeutung der deutschen Vergangenheit, in: Geschichte und Gesellschaft 21 (1995) 571–584.

[3] Günter Bischof, Austria in the First Cold War, 1945–55. The Leverage of the Weak (New York 1999) 52–77. Vgl. auch Fritz Fellner, Geschichtsschreibung und nationale Identität. Probleme und Leistungen der österreichischen Geschichtswissenschaft (Wien–Köln–Weimar 2002).

KPÖ entworfen wurde, der die Kinder in den Schulen zu „bedingungslosen Österreichern“ erziehen sollte. Ein weiterer Unterschied zu Deutschland war, dass der kurzfristige „antifaschistische Konsens“, bis etwa 1947, auch die Kommunisten in diesen österreichischen Nationalismus einschloss.

2. Dieser Prozess der Reaustrifizierung diente der Schuldabwehr und konnte Entschädigungsforderungen abwehren oder hinauszögern. Aber das war nur die eine Seite. Er war auf der anderen Seite ein entscheidender Schritt zur tatsächlichen österreichischen Nationsbildung mit allen Kennzeichen einer Nationsbildung: der Schaffung von Feindbildern, von denen man sich absetzte (die Preußen), der Erfindung der eigenen Geschichte (Tausendjähriges Österreich), der Existenz des Nationalismus als „Denksystem zur Legitimation von Herrschaft“ (Hans-Ulrich Wehler) vor der Nation. Dieser Nationalismus wurde von den politischen und intellektuellen Eliten getragen, ermöglichte aber auch der Bevölkerung einen unterschiedlich interpretierbaren Opferstatus anzunehmen. Er war einerseits rassistisch getönt – der ideologische Chefarchitekt der österreichischen Nation, Alfred Missong, sprach von der „rassisch – anthropologischen Sonderentwicklung“ des österreichischen Volkes,[4] Nadine Paulovic vom „preußischen Untermenschentum“;[5] er war andererseits im Anschluss an die Habsburgermonarchie und den Reichspatriotismus „übernational“ ausgerichtet – Leopold Figl nannte Österreich einen „Kleinstaat mit übernationalem Ethos“.[6] Dieses Konzept der übernationalen Nation ermöglichte es, nach dem Abklingen der antideutschen Stimmung, das deutsche Kulturerbe wieder in die österreichische Nation zu integrieren.

Diese antideutschen historischen Interpretationslinien bestanden aus mehreren Elementen:

- das katholische Österreich contra das protestantische Preußen;
- das österreichische Barock gegen die deutsche Trivialaufklärung;
- der ethnische Mischcharakter des österreichischen Volkes im Gegensatz zum Germanentum des deutschen Volkes;
- Österreich war nie ein Teil „Deutschlands“, sondern „nur“ Führungsmacht im Heiligen Römischen Reich;
- der Widerstand war ein Widerstand des Volkes gegen den Nationalsozialismus, daher wurden die illegalen Nationalsozialisten von 1933 bis 1938 als „Hochverräter“ unmittelbar nach Kriegsende besonders hart bestraft.

Das Konzept der „übernationalen“ österreichischen Nation

- lehnte sich an Elemente der Staatsnation der Habsburgermonarchien an;

---

[4] Matthias Pape, Ungleiche Brüder. Österreich und Deutschland 1945–1965 (Wien–Köln–Weimar 2000) 72.

[5] Peter Thaler, The Ambivalence of Identity. The Austrian Experience of Nation-Building in a Modern Society (West Lafayette 2001) 16.

[6] Pape, Ungleiche Brüder, 193.

- grenzte sich gegenüber dem österreichischen Deutschnationalismus ab;
- positionierte Österreich im mitteleuropäischen Raum;
- betonte die ethnische Vielfalt und den Pluralismus der österreichischen Geschichte;
- versuchte den Kleinstaat Österreich zumindest als Kulturgroßmacht zu retten.

3. Die Nationsbildung der Österreicher im 19. und 20. Jahrhundert ist ein gutes Beispiel für die Thesen der Nationalismusforschung der achtziger Jahre (Ernest Gellner, Benedict Anderson, Eric Hobsbawm):[7] Nation als Konstrukt, als gedachte Ordnung, als vorgestellte Gemeinschaft, der Nationalismus als Schöpfer der Nation, die erstaunliche Wandlungsfähigkeit des Nationalismus. Die deutschsprachigen Österreicher definierten sich im Rahmen der Habsburgermonarchie als Deutsche in Österreich, als Deutsch-Österreicher. Nur die kleine extrem völkische Gruppe verstand sich als rein deutsch. Die immer wieder beschworene deutsch-österreichische Mission bestand nun darin, die mit Selbstverständlichkeit behauptete überlegene deutsche Kultur als Trägerin der Zivilisation in „Halb-Asien" (Karl Emil Franzos) zu verbreiten. Ob dieser deutsch-österreichische Nationsbildungsprozess entlang der Sprache getrennt oder in direktem Zusammenhang mit dem deutschen verlief, ist sozialgeschichtlich noch wenig erforscht.[8] Jedenfalls blieb dieser Prozess bis zum Ende des Ersten Weltkrieges im Kontext eines österreichischen Patriotismus. Dieser Patriotismus bestand aus Bindungen an die Krone, das Erzhaus, aus Bindungen an den großen Wirtschafts- und Sozialraum – das machte ihn auch für die Sozialdemokratie attraktiv. Dieser österreichische Patriotismus wurde im Kern als „übernational" verstanden. Die beiden Elemente, das Deutsche und das Österreichische, konnten in den verschiedenen historischen Phasen, in den einzelnen sozialen Schichten jeweils recht unterschiedlich gewichtet werden.

In den ersten Phasen der beiden österreichischen Republiken setzte – in der Sprache von Hans-Ulrich Wehler – ein „sezessionistischer" Nationalismus mit gegenläufigen Folgen ein.[9] In der Ersten Republik begann ein Prozess der Deaustrifizierung, in der Zweiten Republik ein Prozess der Degermanisierung. Die negativen Erfahrungen mit dem Ersten Weltkrieg wurden auf „Österreich", die Menschheitsverbrechen des Zweiten Weltkrieges auf „Deutschland" projiziert.

Der österreichische Sonderfall bestand nun darin: Erstens, es handelte sich um eine zweifache Nationsbildung, um eine deutsch-österreichische bis 1938 und eine

[7] Ernest Gellner, Nationalismus und Moderne (Berlin 1991); Benedict Anderson, Die Erfindung der Nation (Frankfurt am Main–New York ²1993); Eric J. Hobsbawm, Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität (Frankfurt am Main 1992).

[8] Dieter Langewiesche, Deutschland und Österreich. Nationswerdung und Staatsbildung in Mitteleuropa im 19. Jahrhundert, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 42 (1991) 754–773, hier 761; Ernst Bruckmüller, Nation Österreich. Kulturelles Bewusstsein und gesellschaftlich-politische Prozesse (Wien ²1996) 286–293.

[9] Hans-Ulrich Wehler, Nationalismus. Geschichte – Formen – Folgen (München 2001) 52.

österreichische nach 1945. Die Trennlinie zog die NS-Herrschaft in Österreich. Zweitens, nicht eine vornationale Bevölkerung bekam durch den Nationalismus nach 1945 eine nationale Identität, sondern eine deutsche, bzw. deutsch-österreichische nationale Identität wurde auf eine rein österreichische nationale Identität umgepolt.[10] Daher auch die Aggressivität gegen alles Deutsche, die nicht allein aus der Schuldabwehr gegenüber dem Nationalsozialismus erklärt werden kann.

Soweit tragen die Thesen der neuen, konstruktivistischen Nationalismusforschung. Sie verzichten jedoch auf kausalfunktionale Erklärungen, sie bleiben schwach bei der sozialgeschichtlichen Durchdringung der Nationsbildung.[11] Nicht alles an den Traditionen sind pure Erfindungen, vielfach werden bestehende Traditionen nur neu und selektiv interpretiert. Bestimmte Fakten werden ausgelassen, andere schärfer akzentuiert. Die lange Tradition der doppelten Identität der Österreicher, als Deutsche und Österreicher, ermöglichte nach 1945 eine österreichische Nationsbildung, in der das deutsche Element zunächst scharf negiert wurde. Es gab die österreichische Eigenstaatlichkeit – seit wann? darüber wurde gestritten –, es gab Vorläufer vor 1938, die Konstruktion des „österreichischen Menschen" von konservativ legitimistischer Seite, die behauptete österreichische Nation im Anschluss an die stalinistische Nationsdefinition von kommunistischer Seite.[12] (Bezeichnender Weise wurde die erste österreichische Nationalgeschichte nach 1945 von einer Kommunistin, von Eva Priester, geschrieben.[13]) Es gab die massiven Bemühungen des autoritären Regimes von 1934 bis 1938 eine österreichische Staatsgesinnung gegen den Nationalsozialismus zu fundieren. An diese und viele andere Faktoren konnte man nach 1945 anknüpfen. Darüber hinaus hatten die Länder seit dem Spätmittelalter eine eigene Identität entwickelt. Dieser Regionalismus konnte über alle Brüche des politischen Systems bewahrt werden.[14]

Diese Faktoren – vor allem der eigenständige österreichische Staatsbildungsprozess, spätestens seit dem 18. Jahrhundert – markieren auch den Unterschied zu den gescheiterten Versuchen der DDR, eine eigene sozialistische Nation als Klassennation zu begründen.[15] Es gab zwar Parallelen: die Abgrenzungen von Westdeutschland; das Bemühen, die historische Verantwortung für den Nationalsozialismus allein auf die Bundesrepublik zu schieben; schon das autoritäre Regime des „Ständestaates" verstand sich als „besserer" deutscher Staat. Doch die

[10] Thaler, Ambivalence of Identity, 119.

[11] Wehler, Nationalismus, 37.

[12] Dazu Bruckmüller, Nation Österreich, 29–31; Werner Suppanz, Österreichische Geschichtsbilder. Historische Legitimationen in Ständestaat und Zweiter Republik (Köln–Weimar–Wien 1998).

[13] Eva Priester, Kurze Geschichte Österreichs, 2 Bde. (Wien 1946–49).

[14] Bruckmüller, Nation Österreich, 155–199.

[15] Klaus Erdmann, Der gescheiterte Nationalstaat. Die Interdependenz von Nations- und Geschichtsverständnis im politischen Bedingungsgefüge der DDR (Frankfurt am Main 1996); Edgar Wolfrum, Geschichte als Waffe. Vom Kaiserreich bis zur Wiedervereinigung (Göttingen 2001).

Nationsbildung in der DDR – von Österreich her durchaus wohlwollend betrachtet – scheiterte realhistorisch, während die österreichische Nationsbildung bislang unangefochten weitergeht.

4. Um die Loyalitäten der Bevölkerung an den österreichischen Staat zu binden, veranstaltete die Regierung im Herbst 1946, mitten in der Hungerperiode von 800 bis 900 Kalorien für den Normalverbraucher, eine große Feier: „950 Jahre Österreich“.[16] Die Repräsentationen erstreckten sich auf die Reden der Politiker und Historiker, auf Schulfeiern und Sportveranstaltungen, auf Konzerte und Theater. Der Wiener Trabverein veranstaltet ein Jubiläumsrennen zu Ehren Österreichs. Einige Aussagen: Das wahre tausendjährige Reich sei Österreich (Hans Pernter);[17] die Österreicher seien eine Nation „internationalen Gepräges“ vergleichbar mit den USA (Karl Renner);[18] die „Blutmischungen“ im österreichischen Raum seit den Kelten haben von unten herauf ein eigenes Volk entstehen lassen, „kein zweites deutsches Volk, nein ein neues, das österreichische Volk“ (Leopold Figl);[19] ehrfürchtig sah ein Landeshistoriker in der österreichischen Sendung eine Verwirklichung einer „Idee Gottes“, nämlich „Bollwerk“ und „Brücke“ zu sein (Karl Lechner).[20]

Man kann heute über dieses Pathos und das verzerrte Geschichtsbild leicht lächeln. Aber man muss auch die Funktion dieser Feier beachten. 1946 fiel in eine tief pessimistische Zeit: der Wiederaufbau keineswegs sicher, der Blick in die Vergangenheit sollte Vertrauen in Gegenwart und Zukunft erzeugen. Wie eine mikrohistorische Studie gezeigt hat, war „Österreich“ bei der Bevölkerung in den Jahren von 1945 bis 1949 lediglich eine „volkspädagogische Norm mit beschränkter Reichweite“.[21] Bei der Schaffung dieses österreichischen Nationalismus zur historischen Legitimation der Zweiten Republik hielten sich die professionellen Historiker eher zurück;[22] zum Teil aus wissenschaftlicher Verantwortung, zum Teil als Nachwirkungen der gesamtdeutschen Schule der österreichischen Historiografie. Alphons Lhotsky, Professor für österreichische Geschichte an der Universität Wien, sprach bei der Festsitzung der Österreichische Akademie der Wissenschaften zur 950 Jahrfeier betont nüchtern über Ostarrichi, die erste Namensnennung am 1. November 996. Doch auch er war vom Recht des Staates auf ideelle Unterstützung durch die Geschichtswissenschaft

[16] Karl Gutkas, Die Feiern „950 Jahre Österreich“ im Jahre 1946, in: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 62 (1996) 665–686.

[17] Ebd., 669.

[18] Ebd., 672.

[19] Ebd., 673; jetzt ausführlich: Stefan Spevak, Das Jubiläum „950 Jahre Österreich“. Eine Aktion zur Stärkung eines österreichischen Staats- und Kulturbewusstseins im Jahre 1946 (Wien–München 2003).

[20] Gernot Heiss, „Eine Kette von Begebenheiten“ – 996/1996, in: Ders., Das Millenium. Essays zu tausend Jahre Österreich (Wien 1996) 7–27, hier 18.

[21] Ernst Langthaler, Österreich vor Ort. Ein Weg in die kollektive Identität der Zweiten Republik, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 13 (2002) 7–43, hier 35.

[22] Thaler, Ambivalence of Identity, 59.

überzeugt und lieferte eine subtile Rechtfertigung der Zweiten Republik.[23] Er sah in ihr, den österreichischen Donau-Alpenländern, das Durchsetzen ihres alten Wesens und Gesetzes. „Wenn eine bestimmte Tendenz fast ein Jahrtausend lang in allen erdenklichen Abwandlungen immer wieder erkennbar wird, dann ist die Folgerung erlaubt und berechtigt, dass es sich um gesetzmäßige Verhältnisse handelt, die auch in Zukunft gelten werden, nachdem sie dieses Österreich an allen diesen wechselnden Bindungen, die es im Verlauf seiner ereignisreichen Geschichte einzugehen genötigt ward, immer wieder auf sich selbst zurückgeführt haben.“[24] Kurz: Österreich kehrte in der Zweiten Republik wieder zu sich selbst zurück!

5. Die professionellen Historiker näherten sich auch später in der Zweiten Republik nur zögernd einer österreichischen Nationalgeschichte. Eva Priester mokierte sich in ihrer „Kurzen Geschichte Österreichs“ die gegen die Westorientierung der österreichischen Politik gerichtet war, über das Versagen der Fachhistoriker, eine Nationalgeschichte zu schreiben.[25] Zwar gab es schon lange den Typus der österreichischen Geschichte als Reichs- und Staatsgeschichte aus einer dynastischen und zentralstaatlichen Perspektive. Sie dienten der Legitimation der multiethnischen Habsburgermonarchie und der Festigung des schwarz-gelben Staatspatriotismus und meist auch der Vorherrschaft der „Deutschen“.[26] Als die Monarchie zerfiel, setzte sich der deutschnationale Typus der österreichischen Historiografie vehement durch. Die Reichsmythologie überwog. Österreich wurde eine deutsche Aufgabe zugewiesen. Gegen die Ausblendung Österreichs durch die kleindeutsche Geschichtsschreibung, versuchte die gesamtdeutsche Schule Heinrich Srbiks Österreich in der deutschen Geschichte zu verankern. Geschichtspolitisch arbeitete diese Deutung für den Anschluss an Deutschland.[27] Auch als der „Ständestaat“ gegen Hitler-Deutschland wiederum einen österreichischen

[23] Alphons Lhotsky, Österreichische Historiographie (Wien 1962) 165.

[24] Alphons Lhotsky, Ostarrichi, in: Ders., Aufsätze und Vorträge, Bd. 1: Europäisches Mittelalter. Das Land Österreich, hg. von Hans Wagner (Wien 1970) 221–244, hier 242.

[25] Priester, Kurze Geschichte, Bd. 2, 5.

[26] Lhotsky, Österreichische Historiographie, 174–224; Erich Zöllner, Bemerkungen zu den Gesamtdarstellungen der Geschichte Österreichs. Leistungen – Aufgaben – Probleme, in: Ders., Probleme und Aufgaben der österreichischen Geschichtsforschung. Ausgewählte Aufsätze, hg. von Heide Dienst und Gernot Heiß (Wien 1984) 87–100; Herwig Wolfram, Walter Pohl (Hgg.), Probleme der Geschichte Österreichs und ihrer Darstellung (Wien 1991); Richard G. Plaschka, Gerald Stourzh, Jan Paul Niederkorn (Hgg.), Was heißt Österreich? Inhalt und Umfang des Österreichbegriffs vom 10. Jahrhundert bis heute (Wien 1995).

[27] Fritz Fellner, Die Historiographie zur österreichisch-deutschen Problematik als Spiegel der nationalpolitischen Diskussion, in: Heinrich Lutz, Helmut Rumpler (Hgg.), Österreich und die deutsche Frage im 19. und 20. Jahrhundert (Wien 1982) 33–59; Ders., Geschichtsschreibung und nationale Identität. Probleme und Leistungen der österreichischen Geschichtswissenschaft (Wien–Köln–Weimar 2002); Gernot Heiss, Im „Reich der Unbegreiflichkeiten“. Historiker als Konstrukteure Österreichs, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 7 (1996), 455–478.

Patriotismus, die Aufwertung der Traditionen der Monarchie propagierte, behielt die Srbik-Schule ihre Hegemonie an den Universitäten. Das war möglich, weil ihre Deutung der „österreichischen Idee“ nicht eng nationalistisch, zwar im Kern deutsch, aber ebenso mitteleuropäisch und universal war. Hier waren viele Übergänge möglich.

Der Benediktinerpater Hugo Hantsch, Funktionär der Vaterländischen Front, der seine wissenschaftliche Karriere im autoritären System begann, hielt 1936 fest: „Wir müssten die ganze Geschichte des Heiligen Römischen Reiches und der Habsburger auf den Kopf stellen, wollen wir die Gemeinschaft leugnen, die uns mit dem ganzen deutschen Volk verbindet“.[28] Als Repräsentant des „Ständestaates“ wurde er 1938 von der Universität vertrieben und in ein KZ eingewiesen. Sein in den dreißiger Jahren erarbeitetes großösterreichisches Geschichtsbild behielt er auch in der Zweiten Republik bei. Der erste Band seiner „Geschichte Österreichs“, bereits vor dem „Anschluss“ veröffentlicht, konnte ohne große Änderungen nach 1945 wieder erscheinen. Der Buchumschlag betonte: „Hantsch war nie Opportunist und deshalb verleugnete er auch auf keiner Seite die tiefen Zusammenhänge zwischen dem deutschen Volkstum und der österreichischen Geschichte“.[29] Das Koordinatensystem verschob sich freilich im zweiten Band von der katholischen Reichsmythologie zu einer katholischen Europamythologie: Der Österreicher habe von dem Herrscherhaus einen „echten Universalismus“ überliefert bekommen, das befähige ihn, der „beste Europäer“ zu sein. Ein wiedererstehendes Europa könne nur christlich sein und dieses christliche Europa bedeute auch die Zukunft Österreichs.[30]

Der großdeutsche Heinrich Kretschmayr, seit 1898 Dozent für österreichische Geschichte, hielt 1935 und 1936 im Staatsauftrag Pflichtvorlesungen über die österreichische Geschichte an der Universität Wien.[31] Das daraus entstandene Buch nannte er in feiner Nuance „Geschichte von Österreich“; ein rechtes „Heimatbuch“ für alle Freunde der „großen Geschichte unseres Landes“.[32] Wie interpretierte er die damals viel beschworene „österreichische Idee“? Erstens, als „Vereinigung der einmal übernational-abendländisch gewesenen und dann zusehends national deutsch gewordenen deutschen Kaiserkrone mit dem Kaisertum der vielen Völker und Kulturen im Südostraum“; zweitens, „die zwischen russischer und deutscher

[28] Zit. in: Fellner, Historiographie zur österreichisch-deutschen Problematik, 54; Ders., Österreichs historische Mission und die Reichsidee. Werk und Wirkung des Historikers Hugo Hantsch in der Diskussion um ein österreichisches Geschichtsbewusstsein, in: Ulfried Burz, Michael Derndarsky, Werner Drobesch (Hgg.), Brennpunkt Mitteleuropa. Festschrift für Helmut Rumpler zum 65. Geburtstag (Klagenfurt 2000) 83–96.

[29] Hugo Hantsch, Geschichte Österreichs, 2 Bde. (Graz [4]1959). Buchumschlag

[30] Ebd., Bd. 2, 546.

[31] Über ihn: Gernot Heiss, Von Österreichs deutscher Vergangenheit und Aufgabe. Die Wiener Schule der Geschichtswissenschaft und der Nationalsozialismus, in: Gernot Heiss, Siegfried Mattl, Sebastian Meissl, Edith Saurer, Karl Stuhlpfarrer (Hgg.), Willfährige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938–1945 (Wien 1989) 39–76, hier 42.

[32] Heinrich Kretschmayr, Geschichte von Österreich (Wien [3]1938) 3.

Welt gelagerten Mittel- und Kleinnationen unter deutscher Führung zu einer Art Völkerbundgroßmacht zu vereinigen".[33] Kretschmayr beschließt sein Buch im Zeichen der „österreichischen Heimatliebe und der deutschen Volkstreue".[34] Damit konnten auch die Nationalsozialisten leben. Als die dritte Auflage 1938 im Österreichischen Landesverlag (vormals Österreichischer Bundesverlag) erschien, brauchte er den Text nicht zu verändern, nur einige Zeilen im Vorwort fügte er hinzu: Der Ring der Geschichte von Österreich habe sich wunderbar geschlossen. „Unsere Heimat ist in einem Akte von religiöser Hingabe heimgekehrt in das Haus der Mutter. Der dreizehnte März 1938 ist ihr ein heiliger Tag geworden, wie einst der zehnte August 955, als aus der Abwehrschlacht auf dem Lechfelde Österreich entsprang. Die ewigen Gewalten haben uns wie vor tausend Jahren den großen Kaiser aus dem Haus der Ottonen so jetzt den großen Führer Adolf Hitler gegeben und wir danken Gott und Schicksal für diese hohe Gnade."[35] Otto Brunners Konzept der „Volksgeschichte" floss direkt in die nationalsozialistische Ideologie.[36]

Ganz anders erging es dem Volksbuch „Das goldene Buch der Vaterländischen Geschichte" des Schriftstellers und Kulturphilosophen Joseph August Lux aus dem Jahre 1934.[37] Das Buch wurde bei der einzigen offiziellen Bücherverbrennung in Österreich am 30. April 1938 in Salzburg auf den Scheiterhaufen geworfen und der Autor in ein KZ gesteckt.[38] Lux schrieb das Buch gezielt gegen die liberalnationale und deutschnationale akademische Geschichtsschreibung, die sich zwei Jahre später mit dem von Josef Nadler und Heinrich Srbik herausgegebenen Sammelband „Österreich. Erbe und Sendung im deutschen Raum" kompetent und professionell zu Wort meldete.[39] Das Buch von Joseph August Lux ist demgegenüber ein wissenschaftlicher Schmarrn, auch wenn es durch das Vorwort von Kurt Schuschnigg einen offiziellen Anstrich erhielt, aber es formulierte eine österreichischnationale Meistererzählung, an die man nach 1945 anknüpfen konnte. Vaterländische österreichische Geschichte lehre, dass es ein österreichisches Staatsvolk gebe, eine österreichische Kulturnation und einen österreichischen Menschen. Aus dem

[33] Ebd., 14 f.
[34] Ebd., 236.
[35] Ebd., 4.
[36] Gadi Algazi, Otto Brunner – „Konkrete Ordnung" und die Sprache der Zeit, in: Peter Schöttler (Hg.), Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945 (Frankfurt/Main 1997) 166–203. Das Urteil von Hans-Ulrich Wehler scheint mir doch zu scharf: „Er (Brunner) ist ein radikaler Nazi und im Kern immer ein „Völkischer" gewesen. Er hat sich nach 1945 nie korrigiert ..." Interview in: Rüdiger Hohls (Hg.), Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus (Stuttgart 2000) 258.
[37] Joseph August Lux, Das goldene Buch der Vaterländischen Geschichte für Volk und Jugend Österreichs (Wien 1934).
[38] Gert Kerschbaumer, Faszination Drittes Reich. Kunst und Alltag der Kulturmetropole Salzburg (Salzburg o. J.[1988]) 94–97.
[39] Josef Nadler, Heinrich v. Srbik (Hgg.), Österreich. Erbe und Sendung im deutschen Raum (Salzburg 1936).

Zusammenleben vieler Völker entstand eine „österreichische Rasse", eine „österreichische Nation". Als Idealtypus vereinige der Österreicher die persönliche Freiheit Englands, die heitere Grazie Frankreichs, die strenge Etikette Spaniens, den musikalischen und architektonischen Genius Italiens, das feurige Temperament der Ungarn, die Melancholie und Musikalität der Slawen – alles das harmonisiert und vertieft durch den „deutschen Grundton".[40] Wie Kretschmayr kommt auch Lux nicht ohne Gott aus, bei ihm aber richtet sich diese Botschaft gegen Hitler: „Österreich gehorcht Gott und dem Heiligen Vater und sonst niemandem auf der Welt."[41]

6. An der österreichischen Meistererzählung, freilich ohne deren nationalistischen Überschwang, wirkten dann die aus der Emigration zurückgekehrten Historiker mit: Heinrich Benedikt und Friedrich Engel-Janosi. Sie stammten aus dem assimilierten jüdischen Großbürgertum und waren selbst schon zum Christentum konvertiert. Sie repräsentierten die liberale, altösterreichische, bürgerliche Kultur, vielsprachig, übernational und weltläufig; Sie waren auch durch die Erfahrung des Holocaust nicht an Österreich irritiert, wie viele Literaten seit den sechziger Jahren.[42] Ihr Thema war die Monarchie, die „Monarchie der Gegensätze".[43] Die Zeitgeschichte mieden sie eher; auch wenn Heinrich Benedikt 1954 eine „Geschichte der Republik Österreich" herausgab.[44] Die Leitfrage dieser Generation lautete: Warum wurde die Habsburgermonarchie zerstört und dadurch das Zeitalter der Katastrophen mit ausgelöst?

Die österreichische Reichsgeschichte konnte ohne große Schwierigkeiten in eine europäische Geschichte transformiert werden (Beispiel Hantsch). Bereits Bundeskanzler Leopold Figl hatte im Dezember 1945 die Tendenz vorgegeben: „Österreich ist Europa, und Europa kann ohne Österreich nicht sein."[45] Wie Thomas Angerer nachgewiesen hat, reichte diese Identifikation Österreichs mit Europa bis ins 18. Jahrhundert zurück.[46] Diese Historiker-Generation sah im alten Österreich ein übernationales Modell und damit eine Alternative zum Nationalstaat. Diese Ambivalenz prägt die österreichische Geschichte bis heute. Was

[40] Lux, Das goldene Buch, 340.
[41] Ebd., 341.
[42] Heinrich Benedikt, Damals im alten Österreich. Erinnerungen (Wien–München 1979); Friedrich Engel-Jánosi, ... aber ein stolzer Bettler. Erinnerungen aus einer verlorenen Generation (Graz–Wien–Köln 1974); Fritz Fellner, The Special Case of Austrian Refugee Historians in: Hartmut Lehmann, James J. Sheehan (Hgg.), An Interupted Past. German-Speaking Refugee Historians in the United Staates after 1933 (Cambridge 1991) 109–115.
[43] Heinrich Benedikt, Monarchie der Gegensätze (Wien 1947).
[44] Heinrich Benedikt (Hg.), Geschichte der Republik Österreich (Wien 1954).
[45] Zit. in: Thomas Angerer „Österreich ist Europa". Identifikationen Österreichs mit Europa seit dem 18. Jahrhundert, in: Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit 1 (2001) 55–72, Hier 68.
[46] Ebd.

heißt Österreich vor 1918?[47] Ist eine österreichische Nationalgeschichte vor 1918 überhaupt möglich? Stecken in dieser österreichischen Geschichte nicht auch die Nationalgeschichten der vielen Völker der Monarchie?[48] Und historiografisch am schwierigsten: Wer kann diese Gesamtgeschichte meistern, wer kennt die Sprachen der vielen Nationalgeschichten? Noch dazu, als die Geschichtswissenschaft das enge Korsett des Historismus sprengte, die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, die Historische Anthropologie, die neue Kulturgeschichte einschloss? In welchem Umfang, bis zu welchem Zeitpunkt gehört die österreichische zur deutschen Geschichte?[49] Oder: Ist die österreichische Geschichte primär die Geschichte der Menschen, die heute im Raum der Republik leben, mit Ausblicken auf die Umrisse der anderen Nationalitäten in der Monarchie?

Die führenden Historiker der fünfziger Jahre suchten einen zweifachen Ausweg aus diesem Dilemma: Angeregt von der Rockefeller-Foundation, die in Vorbereitung der EWG-Gründung Probleme eines multinationalen Reiches studiert haben möchte, suchte Hugo Hantsch Kontakte in die USA, wurde 1959 eine „Kommission für die Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie" an der Akademie der Wissenschaften gegründet. Die Abschwächung des Kalten Krieges in den sechziger Jahren ermöglichte die Mitarbeit der Historiker aus den kommunistischen Nachfolgestaaten. Das neutrale Österreich konnte jenseits ideologischer Hürden bei der Kontaktvermittlung zwischen ost- und westeuropäischen Historikern eine Pionierrolle übernehmen. Nach fast zwanzigjähriger Vorbereitung erschien 1973 der erste Band der Reihe „Die Habsburgermonarchie 1848–1918". Wie es Akademiewerken so geht, sind sie generationenübergreifend angelegt, und ein Abschluss ist noch nicht abzusehen.[50]

Die ebenfalls 1959 eingesetzte „Kommission zur Schaffung einer Geschichte Österreichs" der Österreichischen Akademie der Wissenschaften plante eine Neubearbeitung der mehrbändigen österreichischen Geschichte von Alfons Huber aus den 1880er-Jahren. Tatsächlich (sieht man von der „Urzeit" ab) erschien

---

[47] Vgl. den wichtigen Beitrag von Gerald Stourzh, Erschütterung und Konsolidierung des Österreichbewußtseins: Vom Zusammenbruch der Habsburgermonarchie zur Zweiten Republik, in: Plaschka–Stourzh–Niederkorn (Hgg.), Was heißt Österreich? 289–311.

[48] Vgl. etwa: Jan Havránek, Versuche einer Gesamtdarstellung der tschechischen Geschichte im Spannungsfeld zwischen Forschung und Politik, in: Burz–Derndarsky–Drobesch (Hgg.), Brennpunkt Mitteleuropa, 53–61.

[49] Jürgen Kocka beispielsweise beabsichtigte im Einleitungsband der Reihe „Geschichte der Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts" Österreich westlich der Leitha mitzubehandeln, was allerdings dann nur sehr unvollständig gelingt. Jürgen Kocka, Weder Stand noch Klasse. Unterschichten um 1800 (Bonn 1990) 42.

[50] Adam Wandruszka (ab Bd. 7 Helmut Rumpler), Peter Urbanitsch (Hgg.). Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Bd. 1: Die wirtschaftliche Entwicklung, hg. von Alois Brusatti (Wien 1973). Bislang sind 8 Bände, manche in Teilbänden erschienen.

nur ein erster Teil eines „zweiten“ Bandes von Alphons Lhotsky.[51] Es ist schon erstaunlich, wie gering der Mut der professionellen Historiker war, eine österreichische Geschichte zu schreiben, wie sehr man sich an alte Modelle klammerte. Wie kann man das erklären? Zum einen war es wohl die Unsicherheit über den Umfang des Österreichbegriffes, zum anderen entsprach es der Scheu vor jeder Theorie und den so stark positivistischen Traditionen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. Mit Tatsachen allein, ohne Konzepte, kann man keine Geschichte großen Stils schreiben. Dabei war es nun weniger der Schatten der deutschen Geschichte, der die österreichischen Historiker behinderte. Denn organisatorisch hatten sie sich vom deutschen Historikerverband längst getrennt. 1946 fand der erste österreichische Historikertag statt, bis heute von den Landesarchiven organisiert.[52] Seit 1957 erschien eine spezifisch national historische Zeitschrift „Österreich in Geschichte und Literatur“, vom Institut für Österreichkunde herausgegeben.

Erst die nächsten Generationen grenzten die österreichische Geschichte auf die Erbländer, auf den Raum der Republik ein, was freilich wieder Konzeptprobleme aufwarf. Die erste wirklich professionelle Nationalgeschichte stammte von Erich Zöllner und erschien 1961 als Geschichte des österreichischen Raumes von den Anfängen menschlicher Siedlung bis zur Gegenwart.[53] Eine sachliche, pathoslose, von Tatsachen überquellende Darstellung, ein wertvolles Handbuch, in vielen Auflagen erschienen, unersetzlich zum Nachschlagen, aber für den Leser doch eine eher qualvolle Lektüre. Zöllner hat sich im Übrigen deutlich von einer „erhitzten Auseinandersetzung“ über die österreichische Nation distanziert; ihm reichte ein österreichisches Staatsbewusstsein.[54] Die Republikgeschichten seit den sechziger Jahren waren dann direkter dem Nationalstaatsparadigma verpflichtet;[55] ebenso Ernst Bruckmüllers „Sozialgeschichte Österreichs“;[56] ebenso die erfolgreichste Geschichtslehrstunde der Zweiten Republik, die Fernsehserie und die nachfolgen-

---

[51] Zöllner, Gesamtdarstellung der Geschichte Österreichs, 95; Alphons Lhotsky, Geschichte Österreich seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, Teil 1: 1281–1358 (Neubearbeitung der Geschichte Österreichs von Alfons Huber, Wien–Graz–Köln 1967).

[52] Fellner, Historiographie, 38.

[53] Erich Zöllner, Geschichte Österreichs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart (Wien 1961).

[54] Erich Zöllner, Österreichbegriff und Österreichbild. Formen und Wandlungen des Österreichbegriffes, in: Ders., Probleme und Aufgaben der österreichischen Geschichtsforschung, 13–38, hier 38.

[55] Erika Weinzierl, Kurt Skalnik (Hgg.), Österreich. Die Zweite Republik, 2 Bde. (Graz–Wien–Köln 1972); Erika Weinzierl, Kurt Skalnik (Hgg.), Österreich 1918–1938. Geschichte der Ersten Republik, 2 Bde. (Graz–Wien–Köln 1983); Herbert Dachs (Hg.), Handbuch des politischen Systems Österreichs (Wien 1991); Emmerich Tálos (Hg.), Handbuch des politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918–1933 (Wien 1995); Rolf Steininger, Michael Gehler (Hgg.), Österreich im 20. Jahrhundert (Wien–Köln–Weimar 1997).

[56] Ernst Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs (Wien–München 1985, ²2001).

den Bücher Österreich II und Österreich I von Hugo Portisch.[57] Aber erst Herwig Wolfram gelang es, seit Mitte der neunziger Jahre eine vielbändige Geschichte Österreichs herauszugeben, die nicht als Torso steckenblieb.[58] Man kann diese Geschichte Österreichs als Beleg dafür lesen, dass der österreichische Nationsbildungsprozess konsolidiert ist. Man kann sie auch anders lesen.

7. 1996 beendete Gernot Heiß seinen Aufsatz über die Historiker als Konstrukteure Österreichs mit der Frage: Gibt es noch einen Platz für die Nationalgeschichte?[59] Kein Zweifel, die Nationalgeschichte hat ihre hegemoniale Position verloren. Und das ist gut so. Sie wurde attackiert von der Mikrohistorie, der feministischen Forschung, der postmodernen Theorie, der Regionalgeschichte, der europäischen Geschichte, der transnationalen Gesellschaftsgeschichte und der Globalgeschichte. In Österreich speziell von der jüngeren Generation der Zeitgeschichte, die in der Betonung des Österreichischen nur eine Flucht aus der Verantwortung für den Nationalsozialismus sehen. Und die Literaten haben bereits seit den sechziger Jahren den „goldenen" Österreichmythos durch die „schwarze Legende" von Österreich ersetzt. Von der „Sirkecke" an der Wiener Ringstraße ging, nach Karl Kraus, ja alles Unheil der Welt aus. Doch täuschen wir uns nicht. Nationale Bindungen zählen noch immer zu denn stärksten Loyalitätsgefühlen der Menschen. Die Nationalstaaten werden vermutlich noch länger der Fokus der Demokratie bleiben.[60] Und es werden ja laufend Nationalgeschichten produziert. Um nur das deutsche Beispiel zu nennen: Wehler, Nipperdey, Winkler.[61] Von der österreichischen Geschichte her sind vermutlich Übergänge zur europäischen Geschichte leichter zu finden als von der deutschen. Das hängt eben mit der multinationalen Struktur der Habsburgermonarchie zusammen. Das macht aber auch eine österreichische Nationalgeschichte immer etwas prekär. Der Historikerdiskurs vermied daher auch den Begriff des österreichischen Nationalismus; man sprach vom Österreichbewusstsein, der österreichischen Identität. Dabei ist der Nationalstolz der Österreicher seit den siebziger Jahren, wie vergleichende Studien belegen, deutlich höher

[57] Hugo Portisch, Österreich II., 2 Bde. (Wien ^{3}1985); Ders., Österreich I. Die unterschätzte Republik (Wien 1989).

[58] Herwig Wolfram (Hg.), Österreichische Geschichte (Wien 1994 ff.).

[59] Heiss, Im „Reich der Unbegreiflichkeiten", 478.

[60] Paul Scheffer, Das Scheitern eines Traumes, in: *Die Zeit*, Nr. 29 vom 11. Juli 2002, 3. Vgl. Christoph Conrad, Sebastian Conrad (Hgg.), Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaften im internationalen Vergleich (Göttingen 2002); Stefan Berger, Chris Lorenz (Hgg.), The Contested Nation. Ethnicity, Class, Religion and Gender in National Histories (New York 2008).

[61] Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, 5 Bde. (München 1987–2008); Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat (München 1983); Ders., Deutsche Geschichte 1866–1918, 2 Bde. (München 1990–92); Winkler, Der lange Weg nach Westen.

als der deutsche Nationalstolz.[62] Und er wird inzwischen auch politisch von der FPÖ instrumentiert.

Es ergibt wenig Sinn, wenn ständig eine neue Form der Historie auftritt und lautstark postuliert: Sie allein sei die einzig wahre Geschichte. Wir brauchen die Geschichte auf verschiedenen Ebenen. Wir brauchen angesichts der Globalisierung eine Globale Geschichte, welche die Entwicklungen der wichtigsten Zivilisationen darstellen muss; wir brauchen angesichts der Europäischen Union eine Europäische Geschichte, die freilich über die Grenzen der EU hinausreichen muss;[63] wir brauchen angesichts des Weiterbestehens der Nationalstaaten nationale Geschichten; wir brauchen Landes- und Regionalgeschichten und wir brauchen möglichst viele Mikrostudien. Die Perspektiven der Darstellung sind jeweils andere. Auf allen diesen Ebenen gibt es gute und schlechte Geschichtsschreibung.

[62] Ernst Hanisch, Reaustrifizierung in der Zweiten Republik und das Problem des österreichischen Nationalismus, in: Lutz Musner, Gotthart Weinberg, Eva Cescutti (Hgg.), Gestörte Identitäten? Eine Zwischenbilanz der Zweiten Republik. Ein Symposion zum 65. Geburtstag von Moritz Csáky (Innsbruck–Wien 2002) 27–34, hier 31.

[63] Gerald Stourzh, Statt eines Vorworts: Europa, aber wo liegt es?, in: Gerald Stourzh unter Mitarbeit von Barbara Haider und Ulrike Harmat (Hgg.), Annäherungen an eine europäische Geschichtsschreibung (Archiv für österreichische Geschichte 137, Wien 2002) IX–XX.

Marco Meriggi

Locale versus nazionale. L'Italia degli storici negli ultimi cinquant'anni

1. Molto tortuoso e tutt'altro che lineare si presentava agli storici italiani del dopoguerra il rapporto intrattenuto dall'unificazione nazionale in avanti dai loro predecessori con il tema della storia nazionale.

Dell'esercizio di un'egemonia da parte di una storiografia "nazionale" (nel senso che a questa espressione viene attribuito nell'ambito di questo convegno)[1] nel panorama culturale dell'Italia prima liberale, poi fascista, si poteva infatti certamente parlare; a patto, però, di non considerare tale storiografia come un qualcosa di monolitico.

Ad una linea dominante, che, proiettando lo sguardo all'indietro, aveva riconosciuto nella progressiva espansione dello stato sabaudo in età moderna e poi nell'Ottocento il filo rosso al quale riconnettere spiritualmente la formazione dello stato nazionale unitario, se ne erano subito affiancate infatti di alternative (già operanti, del resto, nel vivo della lotta politica risorgimentale)[2], tendenti a proporre una lettura della vicenda storica della "nazione" italiana non necessariamente funzionale al suo esito ottocentesco nei termini dello stato nazionale. C'era, per un verso, chi, da parte cattolica, individuava piuttosto nel Papato il nume tutelare della nazionalità italiana, caricando quest'ultima di un timbro universalistico, e chi, invece, leggeva nella "libertà italiana" caratteristica della civilizzazione comunale l'icona prevalente della storia nazionale e dell'identità della nazione, declinando quest'ultima in senso accentuatamente particolaristico.

Le linee di distinzione, naturalmente, non erano così stentoree. Poteva accadere che i vari motivi ideali sottesi a queste interpretazioni si intrecciassero, nell'opera dei singoli storici, gli uni con gli altri.

Per altri versi, lo stato nazionale stesso parve, per molti decenni, e in ragione di cause diverse, presentarsi agli occhi di molti storici come una sorta di oggetto incompiuto, o, meglio, come un progetto ancora in fieri. In primo luogo dal punto di

---

[1] Cfr. Aleida Assmann, Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Nationale Diskurse zwischen Ethnisierung und Universalisierung, in: Ulrich Bielefeld, Gisela Engel (Hgg.), Bilder der Nation. Kulturelle und politische Konstruktionen des nationalen am Beginn der europäischen Moderne (Hamburg 1998) 379–400.

[2] Walter Maturi, Interpretazioni del Risorgimento (Torino 1961).

vista geografico, vista la perdurante esistenza di porzioni della nazione linguistico-culturale italiana che non risultavano inglobate all'interno dello stato nazionale: il Veneto lo fu, poi, nel 1866, Roma nel 1870, Trento e Trieste alla fine della prima guerra mondiale. Ma incompiuto lo stato nazionale sembrava a molti anche sotto il profilo dell'integrazione politica interna, a causa dell'elitismo e della ristrettezza sociale del sistema politico liberale affermatosi alla conclusione del Risorgimento. Quella di completare lo stato nazionale, di sanare la frattura tra "paese legale" e paese reale, al fine di dare piena espressione alla nazione italiana e a tutti i suoi strati sociali, rappresentò del resto anche in seguito un'urgenza condivisa – ovviamente sulla base di motivazioni e di contenuti totalmente diversi – tanto dal fascismo quanto dalla Resistenza e trovò puntuale riverbero negli orientamenti storiografici che all'uno e all'altra fecero riferimento.

Siamo giunti così, esaurita questa indispensabile premessa, nel cuore del nostro argomento; all'epoca, cioè, in cui, al termine della seconda guerra mondiale, gli storici italiani si trovarono a ripensare gli elementi fondativi della nazione alla luce dell'esperienza recente.

2. Per un verso si assistette al profilarsi di una linea di continuità con alcune interpretazioni anteriori. L'esperienza degli anni finali della guerra (caratterizzati dall'occupazione militare tedesca di ampie porzioni del territorio nazionale) riproponeva, per esempio, con forza quel tema della nazionalità come distinzione dallo straniero (dall' "altro") che aveva rappresentato uno dei cavalli di battaglia della storiografia nazionale a cavallo tra Otto e Novecento, portandola a identificare il proprio elemento di contrasto prima con il dominio spagnolo e poi con quello austriaco e a individuare nell'oppressione esercitata da uno stato estero la causa della decadenza della penisola in età moderna.

Per altri versi, soprattutto in seguito all'influenza esercitata dal pensiero di Antonio Gramsci, nei cui *Quaderni dal carcere*[3] era racchiusa, anche se in forma frammentaria, una interpretazione generale delle vicende italiane dei secoli precedenti, venne posto con passione il problema del confronto tra la nazione "dal basso" alla francese, intesa come quadro di coronamento istituzionale di una società compiutamente democratica, largamente inclusiva delle componenti popolari della popolazione, e quella "dall'alto", in gran parte dinastica e sovraimpressa, che s'era concretamente attuata all'epoca della costituzione ottocentesca dello stato nazionale nella penisola. Era, questo, il tema del Risorgimento come rivoluzione politica e sociale mancata e della plurisecolare assenza di dialogo (sintomo quanto mai eloquente dell'incompiutezza della coesione nazionale nella penisola) tra intellettuali e masse popolari nella storia d'Italia.

A sviluppare in forma organica questo complesso di riflessioni fu soprattutto uno storico militante come Emilio Sereni (esponente della Resistenza antifascista e

[3] Antonio Gramsci, Il Risorgimento (Torino 1949).

del Partito comunista), le cui opere scritte tra i tardi anni '40 e gli anni '50 *(La questione agraria nella rinascita nazionale italiana* e *Il capitalismo nelle campagne)*[4] si presentano largamente intonate al motivo ideale di una nuova liberazione *nazionale* dal dominio straniero (ieri l'Austria, oggi la Germania hitleriana, vista come forza tutelare del fascismo, a sua volta percepito come una sorta di straniero "interno"), che rappresenta l'occasione per costruire in Italia un nuovo stato, diverso per apertura sociale da quello uscito dal Risorgimento sotto la guida dell'élite politica liberal-moderata e come conseguenza dell'espansione dello stato dinastico sabaudo. Non è un caso, in tal senso, che Sereni dichiari, nella prefazione alla prima delle due opere citate, di scrivere da "patriota italiano"[5].

La ricostruzione di Sereni, tutta articolata attorno ad un discutibile confronto tra rivoluzione francese e risorgimento italiano, e ispirata anche nella lettura del passato prevalentemente al piano militante del "dover essere", era per molti versi facilmente attaccabile, e i suoi limiti vennero con molta efficacia messi in luce, negli anni '50, da uno storico di cultura liberale come Rosario Romeo, all'interno di un dibattito che rappresenta forse il punto più alto della riflessione storica italiana del dopoguerra sulla natura dello stato nazionale e del suoi rapporti con la storia anteriore della penisola[6]. Non di meno, la linea interpretativa di Sereni poneva un problema – quello della centralità, per un verso, e della conflittualità, per l'altro, dei gruppi sociali all'interno della dimensione nazionale e, dunque, dell'improbabile unanimismo di qualsiasi "artefatto" nazionale – che era destinato a riaffacciarsi con forza nella stagione storiografica apertasi con gli anni '60.

Fino a quel momento, in forza dell'egemonia della storia politica tradizionale, interessata alla sfera dei vertici della società, più che a quella della sua massa continentale, la riflessione sul tema dell'identità collettiva delle popolazioni era stato fortemente ancorata a quella sullo Stato, nel quale veniva (in forza della sua presenza, o, *a contrario*, a causa della sua assenza) prevalentemente individuato il presupposto per poter argomentare intorno al tema della Nazione, a partire da punti di vista – come abbiamo avuto modo di constatare – non necessariamente omogenei.

Il punto di vista "di classe", imposto con forza da un'opera come quella di Sereni, rimescolava invece vigorosamente le carte in tavola. Si trattava ora di andare alla ricerca di una storia nazionale capace di restituire voce e visibilità ai ceti popolari.

3. Tardivo in Italia rispetto ad altri paesi europei, lo sviluppo della storia sociale, pienamente avvertibile nel corso degli anni '70, si svolse nei primi anni so-

[4] Emilio Sereni, La questione agraria nella rinascita nazionale italiana (Torino 1946); Id., Il capitalismo nelle campagne (1860–1900) (Torino 1947).

[5] Sereni, La questione agraria 6.

[6] Rosario Romeo, Risorgimento e capitalismo (Roma–Bari 1959) 11–84.

prattutto sotto l'egida marxista e contribuì fortemente a ridimensionare non solo il tema della nazione, ma anche quello dello Stato, dai quali il filone egemone della storiografia nazionale precedente dipendeva strettamente.

Nella misura in cui postulava un'attenzione al diverso dallo Stato, al non identificabile all'interno delle categorie della storia politica convenzionale, la storia sociale trovava infatti nel concetto di nazione un terreno di ricerca sostanzialmente asfittico e astratto; ad essa risultava invece pertinente – come è evidenziato da molte ricerche di quegli anni dedicate alla condizione delle classi subalterne tra Otto e Novecento – piuttosto la concreta dimensione del locale, del particolare, in seguito anche del microstorico[7].

Successivamente (dai tardi anni settanta in avanti) l'aspirazione a una storia "più umana e più larga" – per riprendere una nota formulazione elaborata dalla scuola delle *Annales* – si tradusse, nel lavoro di molti storici, in una messa in discussione non solo delle categorie storico-politiche tradizionali, ma anche delle stesse categorie marxiste di lettura della società. Contestualmente il terreno prediletto della storia sociale si spostò dall'epoca della società "per classi" (Otto e Novecento) a quello della società "per ceti" (tardo medioevo e età moderna). Ciò che ne derivò fu una rilettura della storia dei secoli anteriori alla rivoluzione francese condotta a partire dalla constatazione dell'assenza di una moderna categoria di statualità e dell'opportunità, dunque, di studiare la società come insieme di articolazioni cetuali e territoriali , in tutta la loro gamma di strutture intermedie formalizzate o meno (famiglia, clan, fazione, oltre che i corpi caratteristici della tradizionale tripartizione cetuale). L'idea del "visto della periferia" (è il titolo di un saggio di Osvaldo Raggio che fa il punto sull'argomento[8]) ebbe buon gioco nel ridimensionare il rilievo tanto della categoria di Stato quanto di quella di Nazione. La storiografia metodologicamente più agguerrita, fondamentalmente, parlò di altro.

Essa propose infatti con forza un paradigma di lettura squisitamente localistico per l'età moderna e in un secondo momento cominciò a seguirne il punto d'approdo fin nel cuore dell'Ottocento (un secolo a lungo considerato nazionale e statale per eccellenza), traendo profitto anche dalle suggestioni che a livello di storiografia europea si erano nel frattempo sviluppate in relazione al tema della "persistenza dell'antico regime"[9] fino alle soglie della prima guerra mondiale. L'idea della prolungata sopravvivenza del passato nell'Ottocento induceva a rivisitare quel secolo in ragione di coordinate flessibili, e ad accantonare quelle prevalentemente teleologiche e finalistiche che erano state adoperate più o meno esplicitamente dalla storiografia nazionale. Le nuove ricerche tendevano a restituire, ora, un'immagine

[7] Cfr. Giuseppe Galasso, Miti e realtà del lavoro dello storico oggi, in: Paolo Morawski (a cura di), Incontro con gli storici (Roma–Bari 1986) 93–130.

[8] Osvaldo Raggio, Visto dalla periferia. Formazioni politiche di antico regime e Stato moderno, in: Storia d'Europa, IV, L'età moderna, secoli XVI e XVII (Torino 1995) 483–527.

[9] Mi riferisco, in particolare, alle tesi formulate da Arno Mayer, Il potere dell'antico regime fino alla prima guerra mondiale (in edizione italiana Roma–Bari 1982).

di fatto frammentata in una pluralità di mondi locali tardo-cetuali e a vocazione fortemente autoreferenziale di quello che era stato percepito in precedenza come il corpo unitario della Nazione borghese.

In altre parole: si affermava l'idea non solo che nella storia dei secoli passati non fosse possibile rinvenire alcun DNA dello stato nazionale ottocentesco, ma anche che alla storia dello stesso Ottocento (già secolo nazionale per eccellenza) risultasse più congrua una scala di lettura lontana da quella imperniata sulla centralità dello stato e della nazione. Le nuove prospettive finivano così, di fatto, per rendere di nuovo possibile un dialogo con le vecchie letture di tipo "universalistico" o, viceversa, "particolaristico" della storia nazionale e del concetto di nazionalità italiana. Formulate nel vivo del processo risorgimentale, queste ultime erano risultate in quell'epoca funzionali all'esigenza di difendere il pluralismo territoriale preunitario, e di contenere al tempo stesso l'irradiazione di quella statualità livellatrice e omologante, che della nazione ottocentesca aveva rappresentato lo strumento principale di espressione.

La sfida alla visione storico-nazionale si è venuta proponendo, dunque, a partire da quegli anni (e in gran parte perdura) soprattutto in ragione del successo della storia sociale (fenomeno anch'esso, per altro, come abbiamo accennato, tutt'altro che unilaterale e omogeneo). Tale sfida, comunque, ha trovato terreno propizio anche nella contestuale evanescenza storico-fattuale di alcuni vecchi idoli tematici che stavano alla base del discorso storico-nazionale convenzionale.

Tale è, per esempio, il tema dello "straniero oppressore". Malgrado il permanere, nel dopoguerra, di un campo di tensioni aperte tra Italia e Austria a proposito del Sud Tirolo, un modello di approccio alla storia sorretto dalla pregiudiziale antiaustriaca e teso a cercare nel "nemico esterno" il punto di ancoramento per una accentuazione in senso fortemente nazionale della storia italiana si è rivelato col tempo sempre più obsoleto, fino ad estinguersi. Semmai, ciò cui si è assistito, in Italia, a partire dagli anni settanta, in tema di percezione dell'Austria è la diffusione del mito asburgico, nella versione letteraria proposta da Claudio Magris[10]. Si tratta di un mito intriso di nostalgia per il pluralismo multiculturale e multinazionale dell'impero d'Austria e per la sua statualità a forte impronta federalista, considerata come un antidoto rispetto alle derive totalitaristiche conosciute da alcuni stati europei novecenteschi. Nella cultura diffusa l'Austria progressista e tollerante di Maria Teresa ha cominciato, così, a fare aggio su quella poliziesca e repressiva di Metternich, che aveva a suo tempo rappresentato un archetipo per il tema della nazionalità italiana oppressa[11].

---

[10] Claudio Magris, Il mito absburgico nella letteratura austriaca moderna e contemporanea (Torino 1963).

[11] Il punto sulla situazione in: Brigitte Mazohl-Wallnig, Marco Meriggi (Hgg.), Österreichisches Italien – Italienisches Österreich? Interkulturelle Gemeinsamkeiten und nationale Differenzen vom 18. Jahrhundert bis zum Ende des Ersten Weltkrieges (Zentraleuropastudien 5, Wien 1999).

4. Ricapitolando: varie cause hanno determinato, negli anni settanta, il compiersi di un processo di decostruzione della storiografia "nazionale", o, quanto meno, di una delle sue versioni prevalenti. Esse hanno avuto a che fare sia con le sollecitazioni che il presente come storia ha offerto alla riflessione storiografica, sia con sviluppi "tecnici" tutti interni alla storia come disciplina scientifica.

Da un lato, infatti, l'affermarsi del paradigma – altamente conflittuale e antiecumenico – della storia sociale (un processo che sul piano istituzionale si è accompagnato a quello della de-accademizzazione della storiografia e su quello politico alla contestazione diffusa di molti dei valori culturali vigenti, tra i quali quelli dello stato e della nazione, percepiti come "artefatti" borghesi) ha indotto molti a abbandonare un approccio "dall'alto" alla storia. Oggetto prevalente di ricerca è divenuto, per chi ha praticato questa prospettiva, la società, colta inizialmente soprattutto nei suoi versanti subalterni e politicamente alternativi al potere costituito, poi a partire da una prospettiva squisitamente local-territoriale, nel presupposto che quest'ultima sia idonea a meglio restituire la complessità e la ricchezza prestatuale dell'età moderna.

Per contro, l'oggetto "nazione" e quello, ad esso strettamente imparentato, "stato nazionale" sono stati percepiti sempre più come costrutti prevalentemente retorici ed ideologici, utili a mistificare all'interno di una fragile cornice fittiziamente unanimistica la vigorosa dialettica conflittuale della società.

Interessati al tema del conflitto tra le classi, o a quello della cultura popolare contrapposta a quella ufficiale, o ancora alla ricchezza di articolazioni della periferia rispetto alla pretenziosa e stentorea monoliticità del centro, gli storici sociali hanno cominciato a considerare quello di nazione un concetto squisitamente di parte, a dispetto della sua apparente latitudine sociale e delle sue pretese totalizzanti, e a considerare pregiudizialmente la storiografia nazionale come una storiografia "ideologica", tipica espressione dei gruppi di potere dominanti.

Il processo di cui abbiamo cercato di fornire i lineamenti va letto, per altro, a mio avviso, come la ricaduta, all'interno di una cultura storiografica , come quella italiana, a lungo poco permeabile al dialogo con l'esterno, di un fenomeno che conosce in realtà una latitudine internazionale. Da questo punto di vista, quella che abbiamo qui narrato è una storia solo in parte italiana.

5. Sarà perciò opportuno tenere sempre ben presenti le coordinate generali al cui interno il nostro discorso d'ora in avanti si articolerà. Esse sono da individuare nella generale tendenza dei settori della storiografia europea metodologicamente più inclini alla problematizzazione concettuale a rescindere i residui legami di dipendenza dalle categorie della "storia politica tradizionale"[12].

[12] Per una esemplificazione in proposito, e in particolare per l'insistenza sull'idea di una funzione ancillare di tale storia politica rispetto all'edificio statual-nazionale, cfr. Peter Burke, Storia e teoria sociale (Bologna 1995).

La critica al concetto di Stato (si pensi alle recenti disavventure della categoria di assolutismo quale chiave di lettura della storia d'Europa in età moderna)[13] ha portato con sé, quasi alla stregua di una gemmazione, anche la crisi del concetto di stato nazionale e forse anche della, pur meno formalizzata e più aperta, idea stessa di nazione. Tale critica si è alimentata non solo di suggestioni ispirate alla ricerca di una società "larga", non coincidente con quella impersonata dai gruppi dominanti, ma anche di una viva attenzione per la dimensione locale in quanto tale, intesa come unità di riferimento primario per il rispecchiamento dell'identità individuale e collettiva, tanto nell'epoca anteriore all'espansione dello stato amministrativo ottocentesco quanto dopo quest'ultima.

Per quello che riguarda il rapporto con la storiografia "nazionale", questo mutamento di orientamento ha avuto la conseguenza non solo di mettere in luce l'estraneità delle classi subalterne rispetto alla costruzione borghese-nazionale, ma anche di porre fortemente in dubbio la fertilità di una analisi storica degli stessi ceti dirigenti italiani in chiave di ceti dirigenti nazionali. E ciò ha avuto luogo non solo in relazione allo studio dei secoli dell'età moderna, contraddistinti dalla frammentazione della penisola in una miriade di stati diversi, ma anche per quello che riguarda l'Ottocento risorgimentale: un secolo a lungo indagato dalla storiografia italiana alla luce del suo avvenimento epocale (tanto dalla "storia politica" tradizionale quanto da quella di ispirazione marxista e gramsciana, specie nelle sue prime prove), ovvero dell'unificazione nazionale, e ora riproposto invece frequentemente in ragione della ricerca al suo interno di altri oggetti: per esempio la vischiosità localistica delle élites sociali, il timbro prevalentemente clientelare e deferenziale delle relazioni sociali, i prosaici tratti di identità di una borghesia già indiscussa artefice della nascita dello stato nazionale e ora ricostruita in ragione della pulviscolarità dei suoi orizzonti di riferimento, e denunziata come portatrice di uno sdrucciolevole e antieroico approccio notabilar-territoriale alla costruzione dello stato liberale.

Una simile visione prospettica, che è il frutto, tra l'altro, di un inedito avvicinamento da parte degli storici che si occupano dell'Ottocento e del Novecento alle problematiche concettuali e alle tecniche di indagine praticate dagli specialisti dell'età moderna (dei secoli, cioè, anteriori alla rivoluzione francese), si riferisce tanto all'Ottocento preunitario quanto a quello post-unitario. Interpretato ancora vent'anni fa soprattutto come il secolo dello stato nazionale (della "grande" patria), nella sua fase di faticosa e sofferta costruzione (il Risorgimento vero e proprio) e in quella del suo pure problematico consolidamento interno e esterno (l'età liberale), ora esso viene frequentemente presentato come il secolo del municipio (della "piccola" patria)[14].

---

[13] Il punto della situazione in Nicholas Henshall, Il mito dell'assolutismo. Mutamento e continuità nelle monarchie europee in età moderna (trad.it. Genova 2000).

[14] Cfr., per tutti, Oscar Gaspari, L'Italia dei municipi (Roma 1998).

L'Italia dei padri della nazione si trasforma così nelle molte Italie dei notabili locali. Il fatto che, concretamente, si tratti esattamente delle stesse figure costituisce un paradosso solo apparente, sul quale ho cercato di argomentare in un articolo di qualche anno fa, al quale mi permetto di rinviare[15].

Potrei ora aggiungere, in proposito, la considerazione che – come già ho accennato in apertura di discorso – il localismo, nella sua accezione municipalistica, più che regionalistica, costituì non solo, per così dire, materiale fisiologia ordinaria (come per lo più ce lo presentano oggi gli storici), ma anche opzione ideologica orgogliosamente rivendicata, da parte di correnti importanti del ceto politico dirigente della penisola; e questo non solo dopo l'unificazione nazionale, quando si trattò di contrapporre la voce delle periferie a un Stato di cui si lamentava (forse esageratamente) il centralismo, ma anche prima di essa, quando la diffusa aspirazione all'indipendenza (cioè alla cessazione del dominio straniero) non necessariamente si coniugò con quella alla costruzione di uno stato nazionale unitario. Gran parte dei notabili che costituivano il nucleo portante del movimento liberale ottocentesco si convertirono infatti piuttosto tardi alla prospettiva unitaria, accettandola per certi versi come il male minore (rispetto al dominio straniero), piuttosto che come il partecipato coronamento di un destino storico. La loro nazione non era, in realtà, pensata all'interno della cornice dello stato nazionale[16].

Sotto questo profilo, dunque, la riscoperta del locale e del municipale da parte della storiografia degli ultimi decenni ripropone la vitalità degli interrogativi collegati a una corrente di riflessione risultata storicamente perdente nella seconda metà dell'Ottocento, al momento della formalizzazione del filone egemone della storiografia nazionale[17], ma che, in forme magari diverse, ha tuttavia continuato a rappresentare un nevralgico tratto sotterraneo della "costituzione materiale" italiana, al di là della sistemazione formale ad essa offerta dallo stato nazionale unitario ottocentesco.

Nell'attenzione storiografica per il localismo trova insomma riverbero il tema delle "cento città d'Italia", largamente popolare presso le élites della penisola nella prima metà dell'Ottocento, sulla scia della diffusione dell'opera di Sismondi dedicata alla storia delle repubbliche italiane nel medioevo[18]. E la sensibilità anti-statocentrica di cui questa attenzione si nutre trova oggettivo terreno di dialogo con il malessere espresso da una certa cultura cattolica, da sempre gelosa e premurosa tu-

---

[15] Marco Meriggi, Soziale Klassen, Institutionen und Nationalisierung im liberalen Italien, in: Geschichte und Gesellschaft 26 (2000) 201–218.

[16] Un' articolazione di questa tesi in Marco Meriggi, Gli stati italiani prima dell'Unità. Una storia istituzionale (Bologna 2002).

[17] Cfr. le osservazioni di Mauro Moretti, The search for a 'national' history. Italian historiographical trends following unification, in: Stefan Berger, Mark Donovan, Kevin Passmore (Eds.), Writing National Histories. Western Europe since 1800 (London–New York 1999) 111–122.

[18] Jean-Charles-Léonard Sismonde de Sismondi, Storia delle repubbliche italiane (1832) (ristampa Torino 1996).

trice di quella pulviscolare costellazione di corpi intermedi che plasma la *societas* ecclesiale e che, oltre che in quella della famiglia, trova proprio nell'icona della comunità locale (dunque, del municipio) uno dei propri prevalenti oggetti di culto. Si offre, così, una ulteriore possibilità di riconnessione delle odierne tendenze storiografiche, intrise di scetticismo nei confronti dell'idea di Stato e di quella di Nazione, con temi avanzati in passato da fautori di un destino politico della penisola diverso da quello della sua costituzione in stato nazionale unitario.

5. Ora, come sappiamo, l'approccio neolocalista alla storia rappresenta per certi versi esso stesso l'espressione sul piano scientifico di quella generale perdita di centralità dello Stato che è caratteristica di gran parte dei fenomeni del nostro tempo. Anch'esso è figlio, in qualche modo, della crisi dello Stato[19].

Ma a ciò va aggiunto che sullo scenario italiano, nel corso dell'ultimo decennio, all'emersione di una spinta culturale ed ermeneutica volta a mettere in discussione la fertilità di un approccio nazional-statalista alla storia ha fatto *pendant* il manifestarsi di un concreto progetto politico di spiccata impronta antiunitaria.

Certo, per qualche verso si possono rinvenire tratti di analogia tra le problematiche concettuali espresse dagli esponenti della storiografia scettica nei confronti della diade Stato-Nazione e le aspirazioni centrifughe manifestate dai fautori di un allentamento in direzione accentuatamente autonomistica dei vincoli istituzionali della repubblica italiana; un allentamento che in alcuni frangenti è stato presentato addirittura nella configurazione estrema della secessione, ovvero della disgregazione formale dello stato e della nazione. Da un lato, infatti, si coglie l'urgenza di rivisitare il passato in ragione di categorie che paiono ad esso meglio corrispondenti; dall'altro il desiderio di mutare radicalmente la costituzione politica esistente, traendo spunto dalla generale riformulazione della carta geografica d'Europa avviatasi con il 1989.

Non per questo, però, si deve pensare a qualcosa che assomigli all'assolvimento di una funzione ancillare, da parte della tendenza storiografica di cui abbiamo discusso, rispetto al progetto politico cui abbiamo appena fatto cenno. Non c'è nulla di paragonabile, insomma, nell'atteggiamento degli storici italiani odierni che trovano poco soddisfacenti i vecchi idoli dello Stato e della Nazione, a quella sussidiarietà alla politica che ha invece caratterizzato, prima e dopo la costruzione dell'Italia unita, il modo d'essere della storiografia "nazionale", specie nella versione sabaudista e dinastica. Diversamente dagli storici di metà Ottocento, quelli di oggi non sono, in altre parole, militanti al servizio di un progetto politico cui cerchino di fornire un fondamento culturale; sono, invece, essi stessi figli e testimoni attivi al tempo stesso di un più generale travaglio concettuale, al quale si sforzano di offrire contributi intellettuali persuasivi. Il neo-localismo della storiografia italiana degli ultimi due decenni è, insomma, da considerare nell'ambito di

[19] Una equilibrata ed esaustiva ricognizione su questo tema è offerta da Pierpaolo Portinaro, Stato (Bologna 2000).

una generale problematica europea (*tout court* mondiale), piuttosto che nel contesto specifico del federalismo "radicale", venato talvolta di forti tratti antinazionali, avanzato da alcuni settori del mondo politico italiano.

Va comunque segnalato (e non meramente alla stregua di una precisazione pedante) come negli ultimi tempi si sia fatta più aggressiva e insistente una certa storiografia di divulgazione a spiccata caratterizzazione propagandistica – scritta per lo più da giornalisti o da studiosi dilettanti, questi, sì, organici a un progetto politico – che si è mossa deliberatamente alla ricerca dei tratti di disunità e di differenziazione evidenziabili nella storia italiana moderna e contemporanea, sforzandosi di delineare storie plurisecolari o addirittura millenarie di singole regioni come se esse fossero storie nazionali. Si è assistito così all'invenzione di nazioni immaginarie, ritagliate all'interno della superficie territoriale della penisola ma alternative rispetto all'"artefatto" nazionale, così come esso è venuto concretamente prendendo forma un secolo e mezzo fa. La così detta Padania esaltata dalla Lega-Nord[20] ne è l'esempio più noto, ma non si tratta dell'unico.

Annovera ormai, per esempio, molti titoli una storiografia amatoriale neo-borbonica abbastanza attiva nell'Italia meridionale, che rappresenta forse il caso di osservazione più interessante per mettere in luce il timbro ideologico sotteso al neolocalismo degli storici di tendenza dilettanti. In essa, infatti, in modo esplicito la polemica antiunitaria si salda, *tout court*, con quella antimodernista, declinandosi come espressione di un cattolicesimo "radicale" irrimediabilmente inconciliabile non solo con lo stato nazionale, ma anche con i processi di secolarizzazione che ne hanno accompagnato l'irradiazione. Qui, infatti, il lealismo nei confronti di una dinastia preunitaria – quella dei Borbone – si esprime prevalentemente nell'esaltazione delle insorgenze sanfediste popolari antifrancesi di fine Settecento, e la polemica contro lo stato nazionale, che da questa esaltazione muove, diventa polemica contro la rivoluzione francese, contro la laicità dello Stato, contro l'idea della nazione intesa come realizzazione cosciente e intenzionale di un progetto politico partecipativo, e non come struttura inerte imbevuta dei miti astorici della stirpe e del sangue[21].

Si tratta, comunque – giova ripeterlo – di una storiografia non scientifica, del tutto ignara delle problematiche e del tragitto intellettuale che hanno condotto una parte degli storici di professione a muoversi lungo prospettive critiche nei confronti di orientamenti precedenti, sulla base di un interesse non tanto per la storia di singole unità territoriali viste come alternative alla nazione, quanto piuttosto per il fenomeno del localismo di per sé, nella sua funzione di dato strutturale della storia dell'età moderna e di almeno parte di quella contemporanea.

---

[20] Cfr. Gilberto Oneto, L'invenzione della Padania (Milano 1996), che si configura per l'appunto come una storia della "nazione" padana. Quando ha scritto questo volume, Oneto era ministro della cultura del così detto governo-ombra della Lega-Nord.

[21] Cfr., ad esempio: Michele Topa, Così finirono i Borbone di Napoli. Splendori e decadenza di un'antica dinastia (Napoli 1990) e Massimo Viglione, Rivolte dimenticate. Le insorgenze degli italiani dalle origini al 1815 (Roma 1999).

6. L'attenzione che abbiamo qui rivolto al genere localistico nella storiografia italiana più recente non ci deve indurre, per altro, a pensare che il genere della storia "nazionale" sia davvero in disarmo. Sempre più di rado, in effetti, accade che le così dette "origini del Risorgimento" vengano ricercate secoli indietro rispetto al momento dell'unificazione nazionale[22]. Tuttavia, lo studio del Risorgimento in quanto tale (al quale rimane del resto consacrata una apposita disciplina nell'ordinamento universitario italiano) continua a conoscere una robusta attenzione specifica.

Basti pensare che la *Rassegna storica del Risorgimento italiano*, organo scientifico dell'Istituto per la storia del Risorgimento italiano, è la rivista storica italiana che vanta la più alta tiratura e che essa è certamente una delle poche capaci di uscire dalla cerchia degli specialisti e dei cultori professionali della materia, per entrare nelle case dei semplici appassionati di storia. Così pure, va notato che l'Istituto per la storia del Risorgimento italiano è la sola istituzione storico-accademica della penisola in grado di disporre di una capillare rete di sezioni presenti in tutto il territorio nazionale (ad essa si può paragonare, in tal senso, la comunque meno fitta rete degli Istituti per la storia del movimento di liberazione in Italia, che consacra la propria attività prevalentemente allo studio della Resistenza, ovvero della lotta per la riconquista dell'indipendenza nazionale dopo l'occupazione nazista della penisola nella seconda guerra mondiale) e di organizzare periodicamente convegni che si segnalano per l'intensa partecipazione di un vasto pubblico non specialistico. Nell'ambito di queste iniziative si farà certo fatica a trovare i riflessi – anche semplicemente sotto il profilo del distanziamento critico da essi – dei dubbi sulla fertilità di concetti come Stato e Nazione ai fini del "racconto" storico dell'età moderna e contemporanea; simili dubbi vengono infatti in genere dai cultori "tradizionali" della storia del Risorgimento semplicemente ignorati.

Chiudiamo queste riflessioni concentrando l'attenzione su un libro di qualche anno fa, il cui taglio metodologico e contenutistico pare per certi versi suggerire la possibilità di una terza sponda tra le tendenze contrapposte del decostruzionismo localista e della storiografia nazionale "tradizionale", di cui quella del Risorgimento rappresenta una classica declinazione.

In *La nazione del Risorgimento*[23] Alberto Mario Banti, sulla base di suggestioni metodologiche raffinate, non solo di carattere storiografico, ma più in generale derivanti da una interessante contaminazione con discipline come la linguistica e

[22] Questa tendenza a considerare il Risorgimento sempre più come un evento storico a sé stante – e non come il destino "naturale" di una lunga storia pregressa – emerge con evidenza ponendo a confronto opere come: Emanuele Rota, le origini del Risorgimento, 2 voll. (Milano 1938); Giorgio Candeloro, Storia dell'Italia moderna, I: le origini del Risorgimento (Milano 1956); Giovanni Sabbatucci, Vittorio Vidotto (a cura di), Storia d'Italia, I: Le premesse dell'unità (Roma–Bari 1994).

[23] Alberto Mario Banti, La nazione del Risorgimento. Parentela, santità e onore alle origini dell'Italia unita (Torino 2000).

l'iconografia, propone una storia dell'Ottocento italiano come storia del "discorso" nazionale (un discorso fatto, per l'appunto, sia di parole sia di immagini), articolandola attorno a una semplice domanda, per rispondere alla quale, effettivamente, le ricette decostruzionistiche non paiono rivelarsi efficaci. Perché parte di un'intera generazione di italiani e di italiane mise a repentaglio la propria esistenza per inseguire il sogno di trasformare la Nazione – percepita dai contemporanei anche in Italia, secondo Banti, in dissenso rispetto alle classiche tesi di Federico Chabod[24], più come una comunità pregressa di stirpe e di sangue (una nazione "alla tedesca") che come una volontaristica fratellanza politica illuminata dall'idea della partecipazione democratica (una nazione, "alla francese") – in uno Stato nazionale?

Certo, per un verso, i sentimenti di quella generazione erano già fortemente condizionati dalle suggestioni promananti da una precoce "storiografia nazionale", di cui Banti in questo studio ricostruisce il canone. Non di meno il fatto concreto che, sulla base di quel determinato canone, quella determinata generazione si mettesse all'opera per costruire la nazione (cosa che non avevano fatto generazioni precedenti) costituisce di per sé un fenomeno inedito, che merita una spiegazione persuasiva.

Non c'è dubbio che agli occhi della coscienza storica odierna quella a suo tempo fornita (o, argomenta Banti, sostanzialmente elusa, alla stregua di un non-problema) dalla vecchia "storiografia nazionale" suona insoddisfacente, retorica, artificiosa. E tuttavia resta il fatto che nell'Ottocento la Nazione ha rappresentato un mito sofferto e partecipato e non una mera costruzione retorico-autoritaria. Per una nuova "storiografia nazionale", in tal senso, sembra esservi ampio e per il momento ancora assai poco dissodato terreno di esercizio.

[24] Federico Chabod, L'idea di nazione (Roma–Bari 1961).

Michael Gehler

Zeitgeschichtsschreibungen Westeuropas im Vergleich[1]

I. Veränderte Rahmenbedingungen in den 1990er-Jahren und vor dem Hintergrund des 11. September 2001 und 11. März 2004

Neben Bilanzen zum 20. Jahrhundert, Konzepten einer Weltgeschichte, dem Gebrauch und Missbrauch von Geschichte sowie Erinnerungs- und Geschichtskulturen ging es am Welthistorikertag in Oslo im Jahre 2000 auch um das Thema Globalisierung.[2] Bilanzen, Gesamtbetrachtungen, Periodisierungen und Systematisierungen waren gefragt. Seit dem Ende des Kalten Krieges ist das historische Geschehen komplexer geworden und nicht mehr so einfach deutbar – „ordnungsstiftende" Interpretationen sind notwendig, denn die Zeitgeschichtsschreibung – bleibt sie weiter fixiert auf die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts – droht aufgrund dramatisch gewandelter Rahmenbedingungen zunehmend in Erstarrung zu verfallen und in Sprachlosigkeit gegenüber dem neueren und jüngeren Geschehen zu versinken. Die Zeitgeschichtsforschung muss sich infolge einer in Auflösung befindlichen alten Welt und in einer in Bewegung geratenen neuen Welt fragen, was sie noch zu sagen hat und in Zukunft mitteilen will. Der Historiker wird nicht nur zum Zeitzeugen, sondern auch zum Teilnehmer am

---

[1] Beim vorliegenden Beitrag handelt es sich um eine ausführlichere, v.a. aber aktualisierte Fassung des Aufsatzes von Michael Gehler, Zeitgeschichte zwischen Europäisierung und Globalisierung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 51–52/2002 (23. Dezember 2002) 23–35. Der Raumbegriff „Westeuropa" wird hier zugestandenermaßen willkürlich verwendet und damit eingeschränkt an Hand der ausgewählten Beispiele Frankreich, Großbritannien, Italien, die Schweiz, Österreich und Deutschland gesehen. Es handelt sich dabei bewusst nicht um das alte kerneuropäische (EWG-)Westeuropa, sondern um ein diversifiziert gewähltes „Westeuropa", in dem EG-"late comer" wie Großbritannien, aber auch ein neutraler EU- (Österreich) und ein Nicht-EU-Mitgliedsstaat (Schweiz) herangezogen worden sind. Für einen geographisch angelegten umfassenden Vergleich westeuropäischer Zeitgeschichten wären noch die Beneluxländer, der iberische Raum und Skandinavien sowie Griechenland in die Untersuchung einzubeziehen, was aber den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen würde. Der Beitrag wurde am 10. Juli 2004 abgeschlossen und am 23. März 2009 nur geringfügig aktualisiert.

[2] Sølvi Sogner (Hg.), Making Sense of Global History. The 19th International Congress of the Historical Sciences Oslo 2000. Commemorative Volume (Oslo 2001); Jan Art Scholte, Globalization. A critical introduction (Palgrave 2000).

Geschehen (Arthur Schlesinger Jr.)[3], soll aber auch seinen Beruf und seine Funktion als Wissenschafter weiter wahrnehmen. Es nimmt nicht Wunder, wenn der Politikwissenschafter, Sachwalter der Münchner „Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte" und vormalige Hohe Priester der politikgeschichtlichen Zeithistorikerzunft, Hans-Peter Schwarz, zuletzt Gedanken zu einer „neuesten Zeitgeschichte" entwickelt hat.[4]

War der Warschauer Pakt bereits am 1. April 1991 am Ende, so steht seit der Irakkrise 2002/03 und der anglo-amerikanischen Militärintervention in der Golfregion am 20. März 2003 die Existenz der NATO infolge unterschiedlicher Vorstellungen von der zukünftigen Weltordnung zur Diskussion.[5] Der auf politische Stabilität ausgerichtete Wirtschafts- und Währungsverbund EU und die verbliebene militärische Supermacht USA mit ihrer globalen Hegemonieabsicht haben sich seit Ende des Ost-West-Konflikts auseinandergelebt.[6]

Der 11. September 2001 hat diese Entwicklung der wachsenden Entfremdung verstärkt. Die kontroverse Debatte um den Präventivkrieg der Regierungen von George W. Bush und Tony Blair gegen das Regime von Saddam Hussein trug noch zu einer Verschärfung der Auseinandersetzung bei. Die Geschichtswissenschaften müssen sich in einem neuen „Zeitalter der Extreme" (Lutz Raphael) verorten.[7] „9/11" wurde zum Signum der Verweigerung der Annäherung und des Austausches der Kulturen sowie der Verhinderung einer Heranführung des Islams an die westliche Welt – auch Ausdruck der globalen Gesellschaft und ihrer Feindschaft (Ludger Kühnhardt).[8] Seither geht es mehr denn je um die Zukunft der westlich-atlantischen Zivilisation, aber auch um eine europäische Antwort auf den zunehmenden internationalen Massenterrorismus, der mit dem 11. März 2004 in Madrid auch Europa voll erreicht hat. Spätestens das Diktum vom „alten Europa", welches sich verweigere, an der Seite der USA Krieg gegen den Irak zu führen, das US-Kriegsminister Donald Rumsfeld so als „Problem" benannte, was der US-Botschafter in Berlin Daniel Coats als „Ausrutscher" bezeichnete[9], ist das öffentliche Bewusstsein in Europa für die Unterschiede der scheinbar so verwandten und eng miteinander verbundenen Kontinente gewachsen. „Good old Europe" ist

---

[3] Arthur Schlesinger Jr., The Historian as Participant, in: Felix Gilbert, Stephen R. Graubard (Hgg.), Historical Studies Today (New York–London 1972) 393–412.

[4] Hans-Peter Schwarz, Die neueste Zeitgeschichte, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 51/Heft 1 (2003) 5–28.

[5] Heinrich August Winkler, NATO am Scheideweg, in: *Der Spiegel* Nr. 40 vom 30. 9. 2002, 126–127.

[6] Eine nüchterne Betrachtung bietet Peter Bender, Bis der Riese weise wird, in: *Die Zeit* Nr. 22 vom 19. 5. 2004, 11.

[7] Lutz Raphael, Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart (München 2003).

[8] Ludger Kühnhardt, Global Society and its Enemies: 9/11 and the Future of Atlantic Civilisation, in: Totalitarian Movements and Political Religions Vol. 4/No. 2 (Autumn 2003) 157–172.

[9] Die politischen Kontakte in die USA werden brüchiger, in: *Die Welt* vom 25. 1. 2003.

möglicherweise schon werdender Inbegriff einer neuen Identität Europas im Sinne internationaler Verantwortung.[10]

Vor diesem Hintergrund veränderter politischer Rahmenbedingungen in den 1990er Jahren und bemerkenswerter Neubewertungen in der internationalen Politik im Zuge des 11. September 2001 geht es hier um die Folgen einer westeuropäischen Zeitgeschichts*schreibung*, die sich zwischen Europäisierung und Globalisierung[11] bewegt, den Fixpunkt Nationalstaat und seine regionale Untereinheiten[12] aber nach wie vor im Auge behalten muss.

Zeitgeschichte wurde auch nach 1945 überwiegend national konstituiert und im staatlichen Rahmen ausgerichtet, was der Weitung ihres Horizonts hinderlich war. Erschwerend kommt hinzu, dass es ihr oft an Distanz zu sich selbst mangelt. Das von Hans Rothfels in den „Vierteljahrsheften für Zeitgeschichte" 1953 so bezeichnete „Epochenjahr" 1917 mit dem Doppelereignis Revolution in Russland und Kriegseintritt der USA als Ausgangspunkt einer universalen Zeitgeschichte[13] erfuhr durch den Zusammenbruch der post-stalinistischen Regime in Ost- und Mitteleuropa, den Zerfall des Sowjetimperiums 1989–1991 und den postmodernen, d.h. beliebigen, völlig unberechenbaren und weltweit möglichen Massenterrorismus[14] – der 11. September 2001 ist nur ein Beispiel – eine Bestätigung für eine an europäischen *und* globalen Fragestellungen orientierte Zeitgeschichte, die provinzielle Einkreisungen, regionale Begrenztheiten, nationale Verengungen und daraus erwachsende Einseitigkeiten und Marginalisierungen vermeiden will. Solche Bemühungen sind in der Geschichtswissenschaft nicht neu,[15] in der Zeit zunehmender Europäisierung und vermehrter Globalisierung aber verstärkt erforderlich.

---

[10] Das meinte die Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages Antje Vollmer, Das alte Europa – eine neue Identität, in: *Der Tagesspiegel* vom 26. 1. 2003, vgl. auch Peter Krüger, European institutions and identity in historical perspective, in: Henry Cavanna (Hg.), Governance, Globalization and the European Union. Which Europe for Tomorrow? (Dublin 2002) 95–111

[11] Jürgen Osterhammel, Niels P. Petersson, Geschichte der Globalisierung. Dimensionen, Prozesse, Epochen (München 2003).

[12] Hans Heiss, Zur aktuellen Bedeutung regionaler Akteure in Europa, in: Phillip Ther, Holm Sundhaussen (Hgg.), Regionale Bewegungen und Regionalismen in europäischen Zwischenräumen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts (Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung 18, Marburg 2003) 285–291.

[13] Hans Rothfels, Zeitgeschichte als Aufgabe, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 1/Heft 1 (1953) 1–8. Scharfsinnig zum schillernden Begriff der Zeitgeschichte: Thomas Angerer, Gegenwärtiges Zeitalter – gegenwärtiges Menschenalter. Neuzeit und Zeitgeschichte im begriffsgeschichtlichen Zusammenhang, in: Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit 1/2 (2001) 114–133.

[14] Walter Laqueur, Die globale Bedrohung. Neue Gefahren des Terrorismus (Berlin 1998).

[15] Jürgen Elvert, Vom Nutzen und Nachteil der Nationalhistorie für Europa, in: Georg Michels (Hg.), Auf der Suche nach einem Phantom? Widerspiegelungen Europas in der Geschichtswissenschaft (Schriften des Zentrums für Europäische Integrationsforschung 42, Baden-Baden 2003) 199–216.

II. Der Vergleich als zwingende Notwendigkeit für die Erfassung von Zeitgeschichte im dynamischen Mehrebenensystem

Ein immer dringlicheres Desiderat ist der Vergleich.[16] Er war aufgrund des globalen Arrangements zwischen den Supermächten, ideologischer Rücksichtnahmen und übertriebener politischer Vorsicht vielfach tabuisiert. Im Grunde ist er gar nicht neu, weil er geschichtswissenschaftliche Tradition hat – auch wenn einzuwenden ist, dass Geschichte aus Unvergleichbarem besteht. Vergleichen heißt aber nicht Gleichsetzen. Partielle Übereinstimmung muss noch keine „Relativierung" bedeuten, als ob dies etwas *per se* Schlechtes wäre, wie im „Historikerstreit"[17] um die umstrittenen Thesen von Ernst Nolte getan wurde, ohne zu realisieren, dass mit dem komparativen Ansatz die Einzigartigkeit des NS-Massenmords an den Juden eigentlich erst deutlich wurde. Schon seit Jahren geht es aber um eine viel breitere Perspektive und einen viel größeren Kontext, den der am Center for German and European Studies an der University of Minnesoata lehrende Eric D. Weitz als „Jahrhundert des Genozids" betitelt hat.[18]

Der *Comparative History* ist an Hintergründen, Intentionen, Folgen und Wirkungen im historischen Prozess gelegen. Es geht um Abgrenzungen, Differenzierungen, Kontrastierungen und Generalisierbarkeiten. Der historische Vergleich ist nicht nur für lokale und regionale, sondern gerade für nationale und übernationale Gegenstände notwendig, weil dadurch erst ihre spezifischen Merkmale hervortreten.

Vergleiche werden immer notwendiger, um Zeitgeschichte in ihrer gewachsenen Komplexität, ihre dialektischen Prozesse und wechselseitigen Abhängigkeiten zu erfassen. Regionale Geschehnisse sind nicht nur als Ergebnis staatlicher Konstellationen, sondern nationale Verhältnisse auch als Folge europäischer und globaler Prozesse zu verstehen, wobei interdependente Beeinflussungen von „oben" nach „unten" und *vice versa* erfolgen, z.B. Machtkonzentrationen und Koalitionen auf einer mittleren (z.B. EU-Staaten) und höheren Ebene (z.B. IWF, UNO und WTO) und deren Folgewirkungen, d.h. Gegenaktionen „von unten" (z.B. Maßnahmen der Globalisierungsgegner in Seattle und Genua oder Regionalisierungsprozesse in EU-Staaten). Zu erforschen sind aber auch die Wechselbeziehungen von subjektivem Handeln starker Einzelpersönlichkeiten (z.B. Jacques Delors

---

[16] Heinz-Gerhard Haupt, Jürgen Kocka (Hgg.), Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung (Frankfurt am Main–New York 1996); Helga Schnabel-Schüle, Vergleichende Perspektiven-Perspektiven des Vergleichs: Studien zur europäischen Geschichte von der Spätantike bis ins 20. Jahrhundert (Mainz 1998); Hartmut Kaelble, Der historische Vergleich. Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert (Frankfurt am Main–New York 1999); Hartmut Kaelble, Jürgen Schriewer (Hgg.), Vergleich und Transfer (Frankfurt am Main 2003).

[17] Matthias Peter, Hans-Jürgen Schröder, Einführung in das Studium der Zeitgeschichte (Paderborn–München–Wien–Zürich 1994) 84–97. Das Buch wäre z.B. für die neuen Medien zu aktualisieren.

[18] Eric D. Weitz, A Century of Genocide. Utopias of Race and Nation (Princeton–Oxford 2003).

als EG-Kommissionspräsident 1985–1994) und strukturellen Bedingungen (z.B. nationale Administrationen, EU-Institutionen und internationale Organisationen, Mentalitäten von Akteuren und Apparaten, Traditionen in Staaten etc.). Nicht nur eine solche Mehrebenenbetrachtung, sondern auch der gleichzeitige Ebenen*vergleich* lohnten.[19]

Zeitgeschichte wird dadurch aufwendiger, sowohl was die Forschung als auch die Darstellung anlangt. Aufgrund weitgehend fehlender vergleichender übernationaler Zeitgeschichten gibt es noch keine verbindliche Periodisierung, zu wenig ist bisher im Sinne einer Gesamtschau gearbeitet worden: Brüche und Zäsuren werden nach wie vor nationalgeschichtlich festgeschrieben, sieht man von übernationalen Einschnitten wie 1918, 1945 und 1989 ab.

III. Voraussetzungen für eine innovative Zeitgeschichtsschreibung

Über den Erfahrungshorizont noch lebender Zeitzeugen zurückreichende Orientierungen werden z.T. wenig genutzt, obwohl die Einbeziehung vorangegangener Entwicklungen notwendig ist. Phänomene der Globalisierung sind nicht so jung und neu, sondern in der Neueren Geschichte bereits greifbar. In der Zeitgeschichte besteht immer wieder die Gefahr ihrer Politisierung und Ideologisierung. Enthüllungen und Moralisieren sind nicht mehr so gefragt. Die aufklärerische Attitüde[20] im Sinne einer enthüllenden und moralisierenden Herangehensweise an die Untersuchungsgegenstände tritt zurück, neue Analysemöglichkeiten, verstärkte Erkenntnisorientierungen und gesteigerte Interpretationsfähigkeiten sind erwünschter. Diese sind v.a. mit der Erschließung neuer Quellen[21] möglich. Der Kalte Krieg ist zu Ende. Weltanschauungen müssen nicht mehr reproduziert werden. Umfassende Analysen, nüchterne Rekonstruktionen und Historisierungsversuche sind in einem neuen internationalen System (WTO, OSZE, EU, GUS, NATO neu, die „Berliner Republik", Allianzfreie etc.) mit Blick auf die alte Ordnung (GATT, KSZE, EWG/EG, UdSSR, NATO alt, Warschauer Pakt, „Bonner Republik", DDR, Neutrale etc.) erforderlich.

Zeitgeschichte darf sich weder von Stimmungen des politischen Moments erfassen noch beim Vergleichen die Unterschiede außer acht, geschweige denn für tagespolitische Vorteile, weltanschauliches Wunschdenken oder die schnelllebige Parteienpolitik einspannen lassen. Sie muss allerdings auf politische Veränderungen gefasst sein und die gegenwärtigen Entwicklungen mitverfolgen, darauf reagieren können und fundierte Antworten mit historischer Dimensionierung bieten.

---

[19] Michael Gehler, Zeitgeschichte im dynamischen Mehrebenensystem: Zwischen Regionalisierung, Nationalstaat, Europäisierung, internationaler Arena und Globalisierung (Bochum 2001) 22–26.

[20] Christoph Klessmann, Zeitgeschichte als wissenschaftliche Aufklärung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 51–52/2002 (23. Dezember 2002) 3–12.

[21] Allgemein hierzu: Elisabeth Dietrich, Wolfgang Meixner, Quellenstudium in der historischen Forschung, in: Theo Hug (Hg.), Wie kommt Wissenschaft zu Wissen? Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten, Bd. 1 (Hohengehren 2001) 127–143.

Der Blick zentraleuropäischer Zeitgeschichte ist überwiegend auf die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, den Faschismus, Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg konzentriert (gewesen). Überbetonungen blieben aufgrund dieser Fokussierungen nicht aus. Unausgewogenheit in der Themenwahl und Einseitigkeit bei der Betrachtung der Gegenstände waren auch für die Zeit nach 1945 die Folge. Eine nicht immer angemessene Wortwahl, unzureichend reflektierte Begriffe und fallweise undifferenzierter und vorurteilsbeladener Umgang mit der „Erlebnisgeneration" kamen hinzu. Nachdenklich stimmte, dass erst durch den Zusammenbruch des realexistierenden Sozialismus in Mittel- und Osteuropa und der Sowjetunion das Ausmaß der Verbrechen dieser Regime voll ins Bewusstsein rückte, aber nur kurzzeitig in die mediale Geschichtsdebatte Eingang fand. Vorher genoss der Kommunismus aufgrund seines wenn auch sehr fragwürdigen „Antifaschismus" im allgemeinen und infolge seiner Bündnispartnerschaft mit dem demokratisch-kapitalistischen Westen gegen Hitler einen beträchtlichen politischen Bonus. Ideologische Rücksichtnahme und Tabuisierungen des Diktatur-Vergleichs[22] standen tiefergehenden Erkenntnissen für die Zeit vor 1989 eher im Weg. Das nicht unumstrittene „Schwarzbuch des Kommunismus" und weitere Publikationen zu diesem Themenkomplex[23] machten deutlich, was vorher nur miterlebende Insider wussten oder von extern angesiedelten Fachleuten erahnt werden konnte: Der Unrechtscharakter, Repressionsapparat, das Verfolgungssystem und das Zerstörungspotential des Kommunismus waren rein räumlich und zeitlich gesehen umfassender und eliminatorischer als das Instrumentarium des Nationalsozialismus – von der Quantität der Opfer nicht zu sprechen, was aufgrund der längeren Herrschaftszeit und der damit verbundenen größeren Wirksamkeit des weltweiten Terrors des Kommunismus nicht verwundert. Der Wahn von der klassenlosen Gesellschaft kostete über 80 Millionen Menschen das Leben. Was man sich vor 1989/90 denken konnte, wagte kaum jemand offen auszusprechen. Diese nicht unerheblichen Lücken der Zeitgeschichtsschreibung, bedingt durch räumliche Aussparungen und Eingrenzungen, thematische Einschränkungen und jahrzehntelange Unzugänglichkeit ostmitteleuropäischer und sowjet-russischer Archive können erst jüngere und neue Forschergenerationen füllen.[24]

---

[22] Siehe hierzu Horst Möller, Diktatur- und Demokratieforschung im 20. Jahrhundert, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 51/Heft 1 (2003) 29–50.

[23] François Furet, Das Ende der Illusion. Der Kommunismus im 20. Jahrhundert (München 1996); Stéphane Courtois, Nicolas Werth, Jean-Louis Panné, Andrzej Paczkowski, Karel Bartosek, Jean-Louis Margolin, Das Schwarzbuch des Kommunismus. Unterdrückung, Verbrechen und Terror (München–Zürich [3]1998); Christopher Andrew, Wassili Mitrochin, Das Schwarzbuch des KGB. Moskaus Kampf gegen den Westen (Berlin 1999).

[24] Dietrich Beyrau, Schlachtfeld der Diktatoren. Osteuropa im Schatten von Hitler und Stalin (Göttingen 2000); Mark Mazower, Der dunkle Kontinent. Europa im 20. Jahrhundert (Berlin 2000); Jörg Baberowski, Die Entdeckung des Unbekannten. Russland und das Ende Osteuropas, in: Jörg Baberowski, Eckart Conze, Philipp Gassert, Martin Sabrow, Geschichte ist immer Gegenwart. Vier Thesen zur Zeitgeschichte (Stuttgart–München 2001) 9–42.

Neben dem braunen rassenpolitischen Massenmord der Nationalsozialisten und dem roten klassenpolitischen Massenmord der Kommunisten – beide genozidartig angelegt[25] – ist an den nuklearpolitischen Massenmord der US-Amerikaner in Hiroshima und Nagasaki sowie an den aristokratisch-kolonialpolitischen Massenmord zu erinnern, z.B. in Afrika durch die Ausbeutungspolitik Belgiens unter König Leopold II. hat es bis 1908 etwa 10 Millionen Sklaventote gegeben.[26] Nahezu völlig der westlich-europäischen Wahrnehmung verborgen blieb Maos Massenmord, der große chinesische Hungertod 1958–1961, der zwischen geschätzten 15 bis 40 Millionen (und mehr) Opfer gekostet haben soll.[27] Zu tabuisierten Verbrechen gehörten lange der türkische Genozid an den Armeniern[28] oder die flächenmäßigen US-Bombardements, die v.a. Zivilisten trafen und Landstriche entvölkerten.

Neben fehlender oder nur zögerlicher Bereitschaft zur Beschäftigung mit derartigen Themen gibt es unterschiedliche Geschwindigkeiten in der Aufarbeitung der Vergangenheiten. Die Weltmeister der Minimierung, Verdrängung und Verleugnung von Geschichtsverbrechen sind weit weniger in zentraleuropäischen Ländern zu finden, als gemeinhin durch eurozentrierte Betrachtungen suggeriert wird. In Europa wird Zeitgeschichte weit mehr als Bürde empfunden als in den USA, die expandierten und sich neue Energieressourcen sicherten. Durch die steigende Relevanz einer neuen Moralisierung der Geschichtspolitik ist eine daraus erwachsende neue staatliche Verantwortung für Verfehlungen und Versäumnisse in der Aufarbeitung der eigenen Geschichte – und dies nicht nur für Deutschland – feststellbar.[29] Daraus resultierten neue Forschungsverpflichtungen für die Zeitgeschichtsschreibungen.

Mehr Mut zu kontroversen Fragestellungen und nonkonformistischen Thesen sind von Vorteil. Die ikonoklastische Darstellung der europäischen Integrationsgeschichte wie die Arbeiten des britischen Historikers Alan S. Milward[30], der die EWG primär zur europäischen Rettung des Nationalstaats („European rescue of

---

[25] Siehe hierzu den Beitrag von und die anschließende Debatte um die Thesen von Eric D. Weitz, Racial Politics without the Concept of Race: Reevaluating Soviet Ethnic and National Purges, in: Slavic Review 61/No. 1 (Spring 2002) 1–65.

[26] Adam Hochschild, Schatten über dem Kongo. Die Geschichte eines der großen, fast vergessenen Menschheitsverbrechen (Stuttgart 2000).

[27] Josef Nussbaumer, Die große chinesische Hungersnot (1958–1961), in: Zeitgeschichte 26/2 (1999) 127–153.

[28] Michael Lochmann, Die Türkei im Spannungsfeld zwischen Schwarzmeer-Kooperation und Europäischer Union? Univ. Diplomarbeit (Innsbruck 2001) 54–57.

[29] Elazar Barkan, The Guilt of Nations: Restitution and Negotiating Historical Injustices (Baltimore 2000).

[30] Alan S. Milward, The Reconstruction of Western Europe 1945–1951 (London 1984; Berkeley–Los Angeles 1986); Ders., The European Rescue of the Nation State (London 1992); Alan S. Milward, Frances M.B. Lynch, Federico Romero, Ruggero Ranieri, Vibeke Sørensen, The Frontier of National Sovereignty. History and Theory 1945–1992 (London–New York 1993).

the nation state“) und nicht als Supranationalitätsideal begriff, zeigten: es fehlen z.T. noch unkonventionelle Zugänge und historisierende Betrachtungsweisen, die „von außen“ mit mehr Überblick eher möglich sind.

IV. Vergleichende Betrachtungen westeuropäischer Zeitgeschichten

Eine vergleichende Betrachtung verschiedener westeuropäischer Zeitgeschichten muss sich auf publizierte Werke beschränken. Allein diese sind schon schwierig zu überblicken, abgesehen von der nicht mehr zu bändigenden Aufsatzflut in Fachzeitschriften. In der Regel bedarf es einiger Zeit und ist ein Sickerprozess im Gange, bis neuere Forschungen zur Kenntnis genommen und verarbeitet werden. Sieht man von diesen Einschränkungen und Unschärfen ab, ergibt ein erster Versuch eines groben Vergleichs von zeitgeschichtlichen Trends in Westeuropa analoge, aber auch unterschiedliche Befunde.

1. Frankreich

Die Zeitgeschichtsschreibung bewegt sich hier zwischen nationaler Problemzentrierung und internationaler Öffnung.[31] Sie ist auf zahlreiche Institutionen verteilt und wurde lange Zeit im großen Rahmen der *histoire contemporaine* betrieben. Urteile fallen unterschiedlich kritisch aus.[32] Ein französischer Beobachter sprach von „la crise de l'histoire“.[33] Forschungen über die äußere Dimension der französischen Geschichte, d.h. über die internationalen Relationen Frankreichs, die über den größeren nicht-frankophonen Kontext (der ehemaligen Kolonien und der „pays outre-mer“) hinausreichen, fehlen vielfach. Die großen Zeiten eines Pierre Renouvin, Jean-Baptiste Duroselle oder René Girault[34] scheinen vorbei – sieht man von namhaften Ausnahmen ab: Die *relations internationales* wurden z.T. durch Robert Frank modern profiliert.[35] Neuaufgelegte Gesamtdarstellungen zur Europäischen Integration sind zu nennen,[36] und die „klassische“ Diplomatie-

[31] Rainer Hudemann, Histoire du Temps présent in Frankreich. Zwischen nationalen Problemstellungen und internationaler Öffnung, in: Alexander Nützenadel, Wolfgang Schieder (Hgg.), Zeitgeschichte als Problem. Nationale Traditionen und Perspektiven der Forschung in Europa (Geschichte und Gesellschaft Sonderheft 20, Göttingen 2004) 175–200.

[32] Gérard Noiriel, Qu'est-ce que l'histoire contemporaine? (Paris 1998); Angerer, Gegenwärtiges Zeitalter – gegenwärtiges Menschenalter 120–123.

[33] Einschätzung Dr. Pierre Grosser/Paris, 8. 9. 2002, dem ich für wertvolle Hinweise danke.

[34] Jean-Baptiste Duroselle, L'Europe, l'histoire de ses peuples (Paris 1990); René Girault, Peuples et nations d'Europe au XIXe siècle (Paris 1996); Hommage à René Girault. Pour une histoire des relations internationales, Matériaux pour l'histoire de notre temps, No. 65–66 (2002).

[35] Z.B. Robert Frank, La hantise du déclin. Le rang de la France en Europe, 1920–1960. Finance, défense et identité nationale (Paris 1994).

[36] Pierre Gerbet, La construction de l'Europe (Paris [Neuauflage] 1998); Marie-Thérèse Bitsch, Histoire de la construction européenne (Bruxelles [Neuauflage] 1998).

geschichte wird auf höchstem Niveau vertreten.[37] Während die mittelalterliche und neuere (= moderne) Geschichtsschreibung *grosso modo* aufgeschlossen, fortschrittlich und internationalisiert ist, gibt es im engeren Bereich der Zeitgeschichte (*histoire du temps présents*) methodisch nicht immer viel Innovatives und z.T. Theorie-Rückstand.

Von Frankreichs Zeitgeschichtsforschung gehen trotz dieser kritischen Befunde wichtige Impulse aus, wofür Übersetzungen ins Amerikanische sprechen. Zum „Vichy-Syndrom" wurde im größeren Kontext von Pierre Noras Konzept der *lieux de mémoire* übernationale Modellarbeit geleistet[38] und die französische Perspektive ist internationalisiert worden.[39] *Geographisch* betrachtet existieren aber so gut wie keine Arbeiten über Großbritannien, kaum etwas nennenswert Neues gibt es über Deutschland oder Österreich, abgesehen von Studien ohne archivalische Basis. Einige Arbeiten sind aufgrund entsprechender Forschungen der École Française de Rome über Italien geschrieben worden; nur wenig liegt über Osteuropa und die ehemalige Sowjetunion vor.[40] Die USA und ihre Politik stellen, von wenigen Ausnahmen abgesehen – als Beispiele wären André Kaspi oder Pierre Melandri zu nennen – *terrae incognitae* dar, einige vielversprechende Nachwuchsleute haben sich der arabischen Welt und Indochina zugewandt. (Nord-)Afrika ist ein Fall für sich: Die Geschichte des Kolonialismus und der Entkolonialisierung ist ziemlich versteinert, belastet von dem politisch noch Annehmbaren über Algerien[41], d.h. gekennzeichnet von den Befangenheiten einer *political correctness*. Es geht hier um Kolonialismus-Diskurse, Fragen der Kultur und des Rassismus. Hier wäre auf Arbeiten von Alain Ruscio und

---

[37] Georges-Henri Soutou, L'Or et le Sang. Les buts de guerres économiques de la Première Guerre Mondiale (Paris 1989); Ders., La guerre des Cinquante Ans. Les relations Est-Quest 1943–1990 (Paris 2001). Die Bände der Nouvelle histoire de la France contemporaine (J.-J. Becker über die Ära Giscard und Mitterrand) zeigen, dass es nach René Rémond mit seiner Darstellung Frankreichs seit 1919 auf hohem Niveau weitergeht. Hinweise verdanke ich Dr. Thomas Angerer/Univ. Wien, 11. 10. 2002.

[38] Éric Conan, Henry Rousso, Vichy, un passé qui ne passé pas (Paris ²1996).

[39] Pieter Lagrou (ein Belgier), The Legacy of Nazi-occupation. Patriotic Memory and National Recovery in Western Europe. 1945–1965 (Cambridge 2000).

[40] Z.B. Nicolas Werth, Histoire de l'Union Soviétique, de l'empire russe à la Communauté des États Indépendants, 1900–1991 (Paris 1995); sowie die Arbeiten der Mittel- und Osteuropa-Expertin Catherine Horel, La restitution des biens juifs et le renouveau juif en Europe centrale (Hongrie, Slovaquie, République Tchèque) (Wiener Osteuropa Studien 13, Frankfurt am Main–Wien 2002) sowie Catherine Horel, Traian Sandu, Fritz Taubert (dir.), La périphérie du fascisme. Spécification d'un modèle fasciste au sein de sociétés agraires. Le cas de l'Europe centrale entre les deux guerres (Cahiers de la nouvelle Europe 6, Paris 2006).

[41] Etienne François, Die späte Debatte um das Vichy-Regime und den Algerienkrieg in Frankreich, in: Martin Sabrow, Ralph Jessen, Klaus Grosse Kracht (Hgg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroverse seit 1945 (München 2003) 264–287. Siehe auch Jürgen Elvert, Susanne Krauss (Hgg.), Historische Debatten und Kontroversen im 19. und 20. Jahrhundert (Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft 46, Stuttgart 2003).

Claude Liauzu zu verweisen. Es gibt, von Ausnahmen abgesehen,[42] kaum Überlegungen im Maßstab europäischer Geschichte. „Global History" findet nicht statt.

Thematisch folgt französische Zeitgeschichte den Konjunkturen und Trends der Zeit: *l'histoire des intellectuels* (französischer versteht sich) und Ideengeschichte, jener von Vichy und der Résistance. Kontroversen laufen über den Ersten Weltkrieg.[43] Die Politikgeschichte bewegt sich nur partiell. Zwischen „Traditionalisten" und den „Aposteln alles Kulturellen" (Pierre Grosser) verlaufen noch Trennlinien.[44] Fragestellungen in der Politikwissenschaft und Soziologie werden weitgehend ignoriert, anglo-amerikanische Forschungen kaum wahrgenommen. Einen unwiderstehlichen Reiz bilden nach wie vor die 1930er-Jahre und faschistoide Splittergruppen. Kaum besteht noch Interesse an Sozialgeschichte, wie dies in früheren Jahrzehnten der Fall war. Fortschritte verzeichnet aber die Frauengeschichte.

Die Befunde sind auch Ergebnis politischer Entwicklungen: Korruptionsfälle, Krisenerscheinungen und die wechselhaften Erfolge der *Front National* unter Jean-Marie Le Pen mit nicht unerheblichen Erschütterungen für das politische System. Der Vichy-Komplex mit der das nationale Prestige belastenden *collaboration* wirkt seit den 1980er-Jahren in der öffentlichen Debatte um François Mitterrand und den *vélodrome d'hiver* nach. Die „schwarzen Jahre" (Thomas Angerer) dominieren in der Forschung bis zuletzt. Der Zweite Weltkrieg hat die *Grande Revolution* als zentrales Thema abgelöst. Frankreich hat nach der deutschen Einheit (1990) keine erstrangige politische Stellung in Europa mehr inne und seine globale Rolle als Militär- und Atommacht ist limitiert. „Rang" und „ordre" als Kategorien sind fragwürdig geworden, intellektuelle Selbstbespiegelungen, jüngere Rückwärtsorientierungen auf die Zwischenkriegszeit und den Ersten Weltkrieg verwundern daher kaum.[45] Ketzerisch wurde zuletzt gefragt, wie aktuell die (französische) Zeitgeschichte überhaupt sei, was umgehend zu relativieren war.[46] Ein Problem besteht nicht nur im Frankozentrismus der Zeitgeschichte, sondern auch im „Vernetzungsmangel" und „Vorbeischreiben an der internationalen Historiographie" (Thomas Angerer). Im Vergleich zum Englischen gibt es auch unver-

---

[42] Didier Musiedlak, Jacqueline Musiedlak, Les totalitarismes fasciste et nazi. La Documentation Française (Paris 1996); Didier Musiedlak, Lo stato Fascista e la sua classe politica (1922–1943) (Bologna 2001); Christophe Charle, Les intellectuels en Europe au XIXe siècle (Paris 1996); Ders., La crise des sociétés imperiales. Allemagne-France-Grand Bretagne (Paris 2001).

[43] Annette Becker, Oubliés de la Grande Guerre (Paris 1998); Stéphane Audoin-Rouzeau, L'enfant de l'ennemie, 1914–1918 (Paris 1995).

[44] Die klassische Politikgeschichte ist angesichts neuer Themen wie politischer Kulturen (Serge Berstein, Sciences Po), parlamentarischer Eliten (Le Beguec, Paris X Nanterre) und der von Bourdieu beeinflussten Schule von Christophe Charle (Paris I) herausgefordert. Auskunft Dr. Angerer, 11. 10. 2002.

[45] Stéphane Audoin-Rouzeau, Annette Becker, 14–18 Retrouver la Guerre (Paris 2000).

[46] Pieter Lagrou, De l'actualité de l'histoire du temps présent, in: Bulletin de l'Institut d'Histoire du Temps présent 75 (2000) 10–22; abgeschwächt Henry Rousso, L'histoire du temps présents, vingt ans après, in: ebd. 23–40.

hältnismäßige, dramatisch geringe und weiter abnehmende Deutsch- und Deutschlandkenntnisse.[47]

2. Großbritannien

Die britische Zeitgeschichte wird beginnend mit 1939/45 datiert. Das *Journal of Contemporary History* hat bereits vor einiger Zeit beschlossen, primär über die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zu veröffentlichen.[48] In der Historiographie lassen sich verschiedene Schwerpunkte benennen.[49]

„Großbritannien und die Welt" ist ein *erster* Komplex, der sich mit der „Weltmacht im Niedergang"[50] und ihrer stärkeren Zuwendung zum Kontinent befasst. Es gab zuletzt umfangreiche Forschungen zu auswärtigen Beziehungen des Vereinigten Königreichs, vor allem zu „UK and Europe".[51] Diese sind besonders bis 1961, dem Jahr des ersten britischen EWG-Beitrittsantrags bzw. bis zu de Gaulles paukenschlagartiger Ablehnung am 14. Januar 1963[52] gediehen. Den Untersuchungen ging es nicht nur um *diplomacy and statecraft*, sondern um wirtschaftliche Interessen, die politischen Eliten und ihre gewandelten Einstellungen zu „Europa", auch hinsichtlich historischer Vorbelastungen der britischen Politik.

Ein *zweiter* Themenbereich berührt Beziehungen zu den USA, aus dem zahlreiche Arbeiten hervorgegangen sind, v.a. Überblicksdarstellungen, die sich mit

---

[47] Hinweise Dr. Angerer, 11. 10. 2002.

[48] Angerer, Gegenwärtiges Zeitalter – gegenwärtiges Menschenalter 124; Detlev Mares, Too many Nazis? Zeitgeschichte in Großbritannien, in: Nützenadel–Schieder (Hgg.), Zeitgeschichte als Problem 128–148.

[49] Peter Catterall, What (if anything) is Distinctive about Contemporary History?, in: Journal of Contemporary History, 32/4 (1997) 441–452; Brian Brivati, Julia Buxton, Anthony Seldon (eds.), The Contemporary History Handbook (Manchester–New York 1996), für wichtige Hinweise danke ich Dr. Wolfram Kaiser/Univ. of Portsmouth, 18. 7. und 7. 10. 2002.

[50] Andreas Wirsching, Internationale Beziehungen, in: Joachim Eibach, Günther Lottes (Hgg.), Kompass der Geschichtswissenschaft (Göttingen 2002) 112–125, hier 117 f.

[51] Christopher Lord, Absent at the Creation: Britain and the Formation of the European Community, 1950–2 (Aldershot 1996); Wolfram Kaiser, Using Europe, Abusing the Europeans. Britain and European Integration, 1945–63 (London 1996); Jacqueline Tratt, The Macmillan Government and Europe (Basingstoke 1996); N. Piers Ludlow, Dealing with Britain. The Six and the First UK Application to the EEC (Cambridge University Press 1997); Hugo Young, This blessed Plot. Britain and Europe from Churchill to Blair (London 1998); James Ellison, Threatening Europe. Britain and the Creation of the European Community, 1955–1958 (Basingstoke–London 2000); John W. Young, Britain and European Unity 1945–1999 (Basingstoke 2000).

[52] Punktuell: Rolf Steininger, Großbritannien und De Gaulle. Das Scheitern des britischen EWG-Beitritts im Januar 1963, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 44/1 (1996) 87–118; interpretatorisch: Richard Davis, The ‚Problem of de Gaulle': British Reactions to General de Gaulle's Veto of the UK Application to Join the Common Market, in: Journal of Contemporary History 32/4 (1997) 453 ff.

der *special relationship* und u.a. mit Nuklearpolitik,[53] und in diesem Zusammenhang auch mit dem Niedergang der *world power*, dem *junior partner* und den Folgen, u.a. den enger werdenden Beziehungen zu Europa, befassen.[54] Daraus ergibt sich wieder ein Bezug zum *decline*, einer der zentralen Kategorien, um die sich breite Diskussionen entfaltet haben, z.B. über den relativen britischen Niedergang mit Blick auf Wirtschaft, Militär und Politik, die unterschiedlich gewichtet werden. Diese Diskussion ist vergleichbar mit ähnlichen europäischen Debatten über das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert, korrespondierend mit kultur- und wirtschaftshistorischen Thesen vom Niedergang der Unternehmer und der „Aristokratisierung" des Mittelstands und (Klein-)Bürgertums. Verspätet einsetzende Industrialisierungs- und Modernisierungsprozesse in Zentraleuropa als Ursache für politisch rückständige Kulturen können als historisches Analogon zur stagnierenden *Sterling area* und der verspäteten Teilhabe des Vereinigten Königreichs an der europäischen Einigung gesehen werden, das als *late comer* immer Anpassungsschwierigkeiten und Aufholprobleme im Hinblick auf den Integrationsprozess hatte und daher wiederholt vom Recht des „opting out" in der Europäischen Union (Sozialcharta, Wirtschafts- und Währungsunion, Gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik etc.) Gebrauch machte.

Decolonisation ist ein *dritter* Forschungsschwerpunkt,[55] der mit Arbeiten über Indien und die sich verschärfende Entkolonialisierung in den 1960er-Jahren hervorsticht, inzwischen auch zur Rhodesien-Frage stärker die Problematik der kolonialpolitischen Belastung für das Königreich und seine Rolle in der säkularen Phase der Entkolonialisierung und hierbei die Interessen der USA und den „Abwehrkampf" gegen den Kommunismus in der „Dritten Welt" in Betracht zieht. Vergleichbare Historikerkommissionen wie in der Schweiz oder Österreich (siehe unten) zu strittigen Fragen der Zeitgeschichte, hier z.B. zu den englischen Kolonialkriegen, gibt es in Großbritannien allerdings nicht.

Ein *viertes* Themenfeld ist mit Gesellschaftspolitik gegeben, wobei sich die Forschung im Bereich der Reformen fragte, inwieweit zwischen 1945 und 1970 im Grunde eher Konsens in der britischen Wirtschafts- und Sozialpolitik mit Blick auf den Ausbau des Sozialwesens, den *National Health Service*, Reprivatisierungen bzw. die Beibehaltung teilweiser Verstaatlichungen existierte oder aber die konservativen wie sozialdemokratischen gesellschaftspolitischen Konzepte nicht doch sehr verschieden von einander waren. Die Debatten knüpften an den zeitgenössischen Begriff vom „Butskellismus" an, eine auf den ehemaligen konservativen Schatzkanzler (1951–1955) Richard Butler und seinem Gegenpart,

[53] Z.B. Ian Clark, Nuclear Diplomacy and the Special Relationship. Britain's Deterrent and America, 1957–62 (Oxford 1994).

[54] Klaus Larres (Hg.), Uneasy Allies. British-German Relations and European Integration since 1945 (Oxford 2000).

[55] Z.B. schon älter: John Darwin, Britain and Decolonisation. The Retreat from Empire in the Post-War World (London 1988).

dem Labour-Führer Hugh Todd Gaitskell, zurückgehende Benennung, mit der Ähnlichkeiten in den sozial- und wirtschaftspolitischen Konzepten betont werden sollen.[56]

Ein *fünfter* Themenkomplex bezieht sich auf *identity*. Ältere Forschungen zur „imperialen Identität" spielten im Hinblick auf die Außenpolitik schon eine Rolle, während neuere Arbeiten mit vorgedachten Ansätzen aus der Politikwissenschaft über „äußere" und „periphere" Identitäten, die geforderte Dezentralisierung und den tatsächlichen Dezentralisierungsprozess – bis zu den Volksabstimmungen in Wales und Schottland vom 11. und 18. September 1997 über die Bildung von Regionalparlamenten – berücksichtigen. Diese Entwicklungen waren schon seit den 1960er Jahren angelegt und wurden in weiterer Folge noch verstärkt. In diesem Zusammenhang stellt sich die zentrale Frage: *"What is England in a decentralized and more globalized world?"* – zumal, wenn nationale bzw. ethnische Identitäten an der „Peripherie" stärkeres Profil gewinnen als die eigene „innere" Identität. Diese bereits geschichtswissenschaftlich relevant gewordene Diskussion ist Ausdruck jüngerer politischer Entwicklungen. Es scheint, dass Großbritannien den Verlust seines *Empire* relativ verzögert wahrgenommen und erst sehr spät verarbeitet hat. Eine Abwendung von der Nationalgeschichte ist insgesamt nicht festzustellen. Zeitgeschichte ist im Vereinigten Königreich weiterhin nationalstaatlich definiert und wenig komparativ oder transnational ausgerichtet. Aufgrund der *Commonwealth*-Dimension der britischen Geschichte sind die *international relations* aber stärker ausgeprägt als auf dem Festland. Eine stärkere Einbeziehung der Sozialwissenschaften ist nicht feststellbar. *Cultural studies* sind im Zuge des *linguistic turn* aber auch in der Zeitgeschichte einflussreich geworden; daneben dominieren allerdings weiterhin traditionelle Politikgeschichte und „Internationale Beziehungen" mit wenig Berührungspunkten untereinander.

Um es positiv zu wenden, bleiben noch zwei jüngere erfreuliche Trends der Zeithistoriographie Albions zu benennen: Von Großbritannien stammen neuere zeitgeschichtliche Beiträge der Europäisierung und Internationalisierung im Bereich der Sportgeschichte. Hier sind vor allem die Zeitschriften von Tony Mangan und die Monographie von Martin Polley erwähnenswert.[57]

Positiv hervorzuheben in der britischen Zeitgeschichtsforschung sind in jedem Fall auch grundsätzliche methodische und theoretische Anregungen und Überlegungen zur Oral-History-Methode, auf die der aus Vorarlberg stammende österreichische Historiker Wolfgang Weber zu Recht aufmerksam gemacht hat.[58]

---

[56] Auskunft Dr. Wolfram Kaiser, 18. 7. 2002.

[57] Vgl. Die Periodika "International Journal of the History of Sport" und "European Sports History Review" sowie http://www2.umist.ac.uk/sport/ishpes.html (10. 12. 2004); und Martin Polley, Moving the Goalposts. A History of Sport and Society since 1945 (London 1998).

[58] Wolfgang Weber, "Mass of Trash" or Veins of Gold? An Investigative Report on the Relationship between Oral History and Archives (Regensburg 2000).

3. Italien

Das *Risorgimento*, die *Resistenza*, die Arbeiterbewegung sowie Kommunismus- und zuletzt Antisemitismusforschung, aber auch Agrargeschichte im engeren und Sozialgeschichte im weiteren Sinne sind nennenswerte Themen der *storia contemporanea*.[59] Wenige Spezialisten nur beschäftigen sich mit den äußeren bzw. internationalen Beziehungen und (italienischer) Außen-, Europa- und Integrationspolitik oder mit italienischer Österreich- bzw. Deutschlandpolitik.[60]

Fragen zur Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und der nationalen Identität standen im Mittelpunkt der öffentlichen Debatte, die seit Ende der 1980er-Jahre geführt wird.[61] Erstens ging es um die Relevanz von Widerstand und Antifaschismus als Basis für das republikanische Italien, zweitens um Zukunftsorientierung vor dem Hintergrund eines kriselnden Staats- und Nationalbewusstseins. Das Ende des Kommunismus in Mittel- und Osteuropa sowie in der UdSSR stellte das italienische politische System in Frage. Der PCI musste mit seiner stalinistischen Vergangenheit brechen und den Wandel zu einer sozialdemokratischen Partei vornehmen. Italien befand sich im Zeichen der bevorstehenden Erfüllung der Maastricht-Kriterien mitten in einer Anpassungskrise sowie Struktur- und Verfassungsreform, angesichts von Korruptions- und Skandalfällen aber auch vor einer politischen Erschütterung ungeahnten Ausmaßes. Der Staat war in wachsende innere und äußere Sachzwänge geraten. Das über Jahrzehnte funktionierende System der *Democrazia Cristiana* (DC) brach zusammen. Giulio Andreotti stand unter dem Verdacht mafioser Verstrickung, während der Sozialist Bettino Craxi auf der Flucht war. Die Urnengänge brachten 1994 die Nachlassverwalter des Faschismus (vormals *Movimento Sociale Italiano*, umbenannt in *Alleanza Nazionale*) im

---

[59] Rolf Wörsdörfer mit konzisem Überblick über Instrumente und Themen der italienischen Geschichtsforschung, in: Ders. (Hg.), Sozialgeschichte und soziale Bewegungen in Italien 1848–1998/Mitteilungsblatt des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung (IGA) 21 (1998) 7–26, hier 15 ff.; siehe auch Lutz Klinkhammer, Novecento statt Storia contemporana? Überlegungen zur italienischen Zeitgeschichte, in: Nützenadel–Schieder (Hgg.), Zeitgeschichte als Problem 107–127.

[60] Hier sind Arbeiten des an der Universität Padua lehrenden Antonio Varsori zu nennen sowie die seit 1995 bestehende Reihe „Italien in Geschichte und Gegenwart", hg. v. Luigi Vittorio Ferraris, Günter Trautmann (†) und Hartmut Ullrich. Beispiele sind Maddalena Guiotto und Federico Scarano.

[61] Hierzu Hans Heiss, Regionale Zeitgeschichte. Zur Differenzierung der zeithistorischen Forschung Tirols und Südtirols seit 1986, in: Geschichte und Region/Storia e regione 5 (1996) 267–313, hier 272 ff.; Gian Enrico Rusconi, Resistenza e postfascismo (Bologna 1995); Giovanni De Luna, Marco Revelli, Fascismo/Antifascismo. Le idee, le identità (Firenze 1995); D. Musiedlak, I. Diamanti, M. Lazar, L'Italie, une nation en suspens? (Bruxelles 1995); Ernesto Galli Della Loggia, La morte della patria. La crisi dell'idea di nazione tra Resistenza, antifascismo e Repubblica (Roma–Bari 1996); kritisch-bilanzierend: Bruno Groppo, Antifaschismus, Widerstand, nationale Identität in der aktuellen geschichtswissenschaftlichen und politischen Debatte, in: Wörsdorfer, Instrumente und Themen der italienischen Geschichtsforschung 242–257.

Verbund mit Silvio Berlusconi an die Regierung. Der „Tabubruch" fand nicht in Österreich mit der Koalitionsbildung aus christdemokratischer ÖVP und rechtspopulistischer Haider-FPÖ im Februar 2000, sondern schon sechs Jahre zuvor in Italien statt. Zum ersten Mal im Europa nach 1945 übernahm eine Partei Regierungsverantwortung, die aus faschistisch-rechtsradikaler Tradition hervorgegangen war und sich auf diese noch ausdrücklich berief (ohne dass sich größerer europaweiter Protest erhoben hätte). Vor diesem Hintergrund gewann eine revisionistische Historiographie Oberwasser, die fragte, ob der die Verfassung kennzeichnende Antifaschismus noch Sinn habe. Hand in Hand damit ging eine Relativierung der *Resistenza*. Strittig war und ist v.a. die konfliktbeladene Zeit vom Sommer 1943 bis April 1945, als Italien mit drei Kriegen konfrontiert war: erstens mit einem „klassischen" Krieg zwischen regulären deutschen und anglo-amerikanischen Armeen, zweitens mit einem nationalen Befreiungskrieg, der Widerstand und deutsche Besatzer gegenüber sah und drittens mit einem italienischen Bürgerkrieg zwischen *Resistenza* und Faschisten.[62]

Ausgehend von dieser komplizierten Konstellation formulierte der renommierte Mussolini-Biograph Renzo De Felice Kritik an der Zeitgeschichte, die radikaler Revision gleichkam.[63] Erst der Fall der Berliner Mauer, der Untergang des Sowjetimperiums und die Öffnung russischer Archive habe einen „Anfang der Wende" in der Widerstandshistoriographie eingeleitet.[64] Viele Mythen seien aufgebaut worden, wonach z.B. die *Resistenza* eine Massenbewegung gewesen sei. Der PCI habe daraus politische Legitimation gewonnen, was nun Vergangenheit sei. Der Widerstand habe nur aus einer Minderheit bestanden und die große Masse der Bevölkerung zwischen beiden Lagern gestanden.[65] Damit berührte De Felice nicht nur die von der politischen Kultur ausgesparte Auseinandersetzung mit der jüngeren Vergangenheit, v.a. der Zeit von 1943 bis 1945, sondern auch ein Problem des Widerstands gegen Hitler in anderen europäischen Ländern: Überall waren es Minderheiten, mit mehr oder weniger starkem Rückhalt in den Bevölkerungen. De Felices Kritiker wandten aber ein, dass gerade diese Minderheiten durch ihre Aktivitäten zum Umschwung beigetragen und die Zukunft ihrer Länder und Bevölkerungen (mit-)gestaltet hätten. Mit Absetzung Mussolinis durch nationalkonservative Eliten befreite sich Italien aufgrund der *Resistenza* z.T. zweifellos selbst, was De Felice ignorierte. Er ging aber noch weiter, in dem er der Widerstandsforschung vorwarf, die Konfrontation der *Resistenza* mit der *Repubblica Sociale Italiana* (RSI), jenem Marionettenstaat von Hitlers Gnaden, ausgeblendet und damit die Krise des Staatsgedankens verdeckt zu haben. Der Widerstand sei nicht in der Lage gewesen, die Probleme des Landes zu lösen, ja er habe diese noch verschlim-

[62] Groppo, Antifaschismus 247.
[63] Renzo De Felice, Rosso e nero (Milano 1995).
[64] Ebd. 14.
[65] Ebd. 53 ff.

mert. Mussolini habe aus patriotischer Motivation mit der RSI eine Schutzschild-Funktion entwickelt, um zu verhindern, dass Hitler aus Italien ein zweites Polen machen würde.[66] Apologie vermengte sich hier mit Revisionismus.

Das Thema wurde auch von der Politologie aufgegriffen: Wenn der italienische Staatsgedanke 1943 tot gewesen sei, dann deswegen, weil vorher bereits ein großer Teil der Italiener die Niederlage ihres Staates gewünscht habe, während Widerstand und Republik die Sache nachher nur noch verschlechtert, indem sie dem Faschismus die Alleinverantwortung für Krieg und Niederlage zugeschoben hätten,[67] um von ihren Unzulänglichkeiten abzulenken. Bei aller Polemik setzte eine Historisierung ein, galt bis dato doch seriös-wissenschaftliche Befassung mit dem Faschismus als „an sich schon unmoralisch" (Wolfgang Schieder).[68] Laut De Felice habe der Faschismus zur Modernisierung Italiens (Innovationen, Verstaatlichung der Industrie, Ausbau des Sozialsystems etc.) beigetragen. Seine Schuld sei limitiert, da er im Vergleich zum Nationalsozialismus „vor der Anklage des Genozids geschützt"[69] und daher nicht für den Holocaust mitverantwortlich gemacht werden könnte. Dies waren apologetische und defensorische Untertöne vor dem Hintergrund des „Historikerstreits" in der Bundesrepublik, wobei De Felice die Entrechtung der Juden durch die Rassengesetze Italiens von 1938 und die effiziente Zusammenarbeit mit der NS-Massentötungspolitik ausblendete. Die wiederholt heruntergespielten Zusammenhänge zwischen dem immer noch als human geltenden römischen Kolonialismus, faschistischen Rassismus, und dem späteren Holocaust waren tatsächlich weit enger.[70]

Die strittige Debatte über *Fascismo* und *Resistenza* ist noch nicht abgeschlossen. Erst wenn sie ihre politische Funktion verliert, können historisierende Kräfte die Oberhand gewinnen. Dieser Prozess scheint mit der Entsakralisierung des „antifaschistischen Paradigmas" – laut De Felice ein „dogma insincero"[71] – als Basis für die nationale Einheit Italiens eingeleitet worden zu sein. Die Folgen bleiben aber noch abzuwarten. Kritik ist unter dem bonapartistischen Berlusconi kaum mehr möglich. Die Direktorin des Staatsarchivs Paola Carucci, Vizepräsidenten

---

[66] Ebd. 114–115.

[67] Ernesto Galli Della Loggia, La morte della patria 12, 15.

[68] Wolfgang Schieder, Faschismus als Vergangenheit. Streit der Historiker in Italien und Deutschland, in: Walter H. Pehle (Hg.), Der historische Ort des Nationalsozialismus. Annäherungen (Frankfurt am Main 1990) 135–154, hier 138.

[69] Zit. n. Heiss, Regionale Zeitgeschichte 273.

[70] Vgl. Angelo Del Boca (Hg.), Le guerre coloniali del fascismo (Bari–Roma 1991); Francesco Germinario, Gas und „zivilisatorischer Kolonialismus". Eine historisch aufschlussreiche Debatte im sommerlichen Italien, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 11 (1996) 97–109; Anna Bravo, Der Umgang mit der Shoah in Italien, in: Rolf Steininger unter Mitarbeit von Ingrid Böhler (Hgg.), Der Umgang mit dem Holocaust. Europa–USA–Israel (Wien–Köln–Weimar 1994) 347–369, hier 349; Katharina Walter, Die Judenpolitik unter Mussolini, in: Zeitgeschichte 24 Heft 1/2 (1997) 3–29.

[71] Zit. n. Heiss, Regionale Zeitgeschichte 273.

des Forschungsinstituts des Widerstandes, wurde vom Kultusminister abgesetzt, weil sie in einem Sammelband über Faschismus mitveröffentlicht hatte.[72]

4. Schweiz

Der Begriff „Zeitgeschichte" wird in der deutschsprachigen Schweiz unterschiedlich verwendet.[73] Seit Mitte der 1990er Jahre setzte eine intensive Auseinandersetzung mit der Rolle der Eidgenossenschaft im Zweiten Weltkrieg ein.[74] Dank der Stärke der Schweizer Armee sei es gelungen, von NS-Deutschland nicht erobert zu werden, die Unabhängigkeit zu wahren und neutral zu bleiben, lautete die offizielle Lesart, die jahrzehntelang in Geschichtsbüchern nachzulesen war. Dieses Bild wankte spätestens seit bekannt wurde, dass in der Schweiz ein Großteil des von den Nationalsozialisten in den besetzten Gebieten geraubten Goldes reingewaschen wurde. Der Genfer Soziologe und sozialdemokratische Abgeordnete im Schweizer Parlament Jean Ziegler verfocht die massiv am staatlichen Selbstverständnis rüttelnde These, dass die Bankiers seines Landes den Zweiten Weltkrieg verlängert hätten. Motive für die Komplizenschaft mit Hitler wären gezielter Kriegsgewinn und ungebändigte Raffgier gewesen. Der „Mythenschlächter" sprach von einer unglaublichen Heuchelei und der Neutralitätslüge.[75]

Georg Kreis verwies dagegen historisch differenziert auf wenig Dissens zur Schweizer Vergangenheit nach 1945 und insgesamt vier Nachkriegsdiskurse: *erstens* über Kollaboration und „Verräter", *zweitens* die Rolle der Neutralität, *drittens* die Armee und *viertens* die Behandlung von Asylsuchenden und Flüchtlingen sowie Antisemitismus. Er erkannte darin gesellschaftspolitisch ausgerichtete Bewährungsdebatten, inwieweit die Schweiz den selbst gestellten Ansprüchen und propagierten Idealen auch gerecht geworden sei. Ende der 1990er-Jahre habe dann „eine Reaktivierung aller Teildiskurse" eingesetzt. Die Historikerzunft hätte hierauf keinen bestimmenden Einfluss gehabt und bestenfalls „nachträglich ordnend und vertiefend" als Art „Aufräumkommando" mitgewirkt.[76]

---

[72] *Süddeutsche Zeitung* vom 13. 11. 2002.

[73] Georg Kreis, Plädoyer für eine zeitgemässe Zeitgeschichte, in: *Neue Zürcher Zeitung* Nr. 189 vom 17./18. 8. 1985, 37, reklamierte sie hier für die Zeit nach 1945. Dagegen begreift Ders., Zurück in den Zweiten Weltkrieg. Zur schweizerischen Zeitgeschichte der 80er Jahre, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 52/1 (2002) 60–68 hier unter Zeitgeschichte die Zeit von 1933 bis 1945.

[74] Sacha Zala, Geltung und Grenzen schweizerischen Geschichtsmanagements, in: Sabrow–Jessen–Grosse Kracht (Hgg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte 306–325; Christof Dipper, Die Geburt der Zeitgeschichte aus dem Geist der Krise. Das Beispiel Schweiz, in: Nützenadel–Schieder (Hgg.), Zeitgeschichte als Problem 149–174.

[75] Jean Ziegler, Die Schweiz, das Gold und die Toten (München 1997).

[76] Georg Kreis, Vier Debatten und wenig Dissens (Einleitung), in: Georg Kreis, Bertrand Müller (Hgg.), Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg. La Suisse et la Seconde Guerre mondiale [Sonderausgabe von Vol. 47, 1997, Nr. 4 der Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte] (Allgemeine

Heute steht fest, dass die Schweiz in den Jahren 1939 bis 1945 ihre Unabhängigkeit primär ihren Wirtschafts- und Finanzbeziehungen verdankte, und zwar sowohl mit Blick auf NS-Deutschland als auch auf die Alliierten, v.a. die USA. Die internationalen Finanzrelationen waren für unternehmerisches Wachstum „beträchtlich". Militärische Rückzugsmentalität und intensive außenwirtschaftliche Kooperationsformen gingen Hand in Hand. Nach 1945 sei, so Jakob Tanner, die Armee als entscheidender Faktor hochstilisiert worden, während sich Industrie- und Bankenwelt so kleingemacht hätten, „dass sie in der nostalgischen Rückschau auf die Kriegsjahre verschwand".[77]

Überblicksdarstellungen zur Geschichtsforschung[78] zeigen, dass inzwischen Arbeiten zur Sozial-, Mentalitäts- und Kulturgeschichte dominieren, die die ältere Geschichte des (National-)Staates von Ende des 19. Jahrhunderts bis 1945 ablösten. Ein gewisse Rückbesinnung auf die Politikgeschichte erfolgte mit dem Nationalen Forschungsprogramm NFP 42, das von 1996 bis 2000 Arbeiten zur jüngsten Außenpolitik hervorbrachte. Akzentverschiebungen setzten auch durch eine stärkere Zuwendung zur Geschlechtergeschichte ein, während die Technik- und Wissenschaftsgeschichte sowie die eher in den Anfängen befindliche Unternehmensgeschichte auch Aufschwünge verzeichneten. Die im Zuge der öffentlichen Debatten und internationalen Drucks eingesetzte „Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg" (UEK), auch benannt nach ihrem Vorsitzenden Jean-François Bergier,[79] zeitigte umfangreiche Ergebnisse: 25 Einzelstudien und ein Syntheseband schlossen größere Lücken, v.a. im Bereich der Unternehmensgeschichte und der Finanz- und Wirtschaftsbeziehungen der Schweiz zum NS-Staat.[80] Grundlage war ein Zugangsprivileg zu Firmen- und Privatarchiven (einschließlich Exportfirmen, Banken, Versicherungen usw.). Das von der UEK gezeichnete Geschichtsbild war differenziert, entmythologisierte die *neutralité permanente* (Edgar Bonjour) und machte klar, in welch' hohem Maß von 1939 bis 1945 die in der Gesellschaft vorhandenen, erheblichen Handlungsspielräume nach allen Seiten hin genutzt worden sind. Die Ergebnisse der Bergier-Kommission haben auf das Schweizer Geschichtsbild eingewirkt und zur Bewusstseinsänderung beigetragen. Bei der Abstimmung am

---

Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz/Société Générale Suisse d'Histoire/Società Generale Svizzera di Storia) (Basel 1997) 449–491, hier 462, 464.

[77] Ebd. 459 und den Beitrag von Jakob Tanner, Die internationalen Finanzbeziehungen der Schweiz zwischen 1931 und 1950, in: ebd. 492–519, hier 513–514.

[78] Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz (Hg.), Geschichtsforschung in der Schweiz. Bilanz und Perspektiven – 1991 (Basel 1992).

[79] Jean-François Bergier, Von der Zeitgeschichte überrascht. Erlebnisse eines Mediävisten, in: *Neue Zürcher Zeitung* vom 8./9. 9. 2001, 77.

[80] Z.B. Peter Hug, Schweizerische Rüstungsindustrie und Kriegsmaterialhandel zur Zeit des Nationalsozialismus. Unternehmensstrategien – Marktentwicklung – Politische Überwachung (Zürich 2002).

3. März 2002 gab es eine 54,6%-Ja-Mehrheit für den UNO-Beitritt. Inzwischen wird aber wieder nachlassendes öffentliches Interesse an der Zeitgeschichte registriert.[81]

Kritikpunkte an der UEK bestanden laut dem Berner Historiker Peter Hug darin, dass sie klassische Nationalgeschichtsschreibung praktiziert und davon abgesehen hat, die Schweiz und ihre Gesellschaft in einen größeren Kontext einzubetten, etwa mit anderen kleineren und mittleren Staaten zu vergleichen. Thesen blieben aus, die internationale Zeitgeschichte hätten anregen können. Die quellenkomprimierten Bände lieferten kaum weiterführende Interpretationen.

Die abgesehen von der Bergier-Kommission insgesamt festzustellende Tendenz zur Abkehr von der nationalstaatlichen Geschichtsschreibung führte zur Erweiterung des Blickfelds und einer „Versozialwissenschaftlichung der Geschichtsforschung" (Peter Hug). Gleichzeitig ging damit aber eine Beliebigkeit der Themen und fehlender Mut zu zusammenfassenden Thesen Hand in Hand. Größere wissenschaftliche Debatten und bilanzierende Darstellungen zur Zeit nach 1945 gibt es kaum.[82] Die eidgenössische Forschung ist wie die österreichische durch die Kleinräumigkeit des Landes gekennzeichnet. Man kennt sich gut bis persönlich, was Kontroversen kaum fördert und Ausdruck politischer Konsens- und Kompromissverhältnisse ist. Das Schweizer Parlament wies seit 1959 bis ins 21. Jahrhundert eine Regierung in stets der gleichen Parteienzusammensetzung auf.[83]

5. Österreich

Nach 1945 gab es in der zweiten Alpenrepublik, der Zweiten Republik Österreich, insgesamt über 30 Jahre eine Große Koalition von ÖVP und SPÖ (1947–1966; 1987–2000). Die Zeitgeschichte weist hier der Schweiz ähnliche Charakteristika auf. Lange herrschte Konsens. Österreichs Zeitgeschichte stand und steht im „langen Schatten

---

[81] „Der Bergier-Bericht wird politisch ad acta gelegt", in: *Basler Zeitung* Nr. 236 vom 10. 10. 2002, 9; Gregor Spuhler, Die Bergier-Kommission als „Geschichtsbarkeit"? Zum Verhältnis von Geschichte, Recht und Politik, in: traverse 11/Heft 1 (2004) 100–113.

[82] Wegweisend Erich Gruner, Peter Gilg, Beat Junker (Hgg.), Die Schweiz seit 1945 (Bern 1971) und Christoph Dejung, Schweizer Geschichte seit 1945 (Frauenfeld 1984); kaum übertroffen Peter Gilg, Peter Hablützel, Beschleunigter Wandel und neue Krisen (seit 1945), in: Beatrix Mesmer (Hg.), Geschichte der Schweiz und der Schweizer (Basel 1986) 821–968; anregend Mario König, Wohlhabenheit. Vom Erfolg einer kleinen offenen Volkswirtschaft, in: Manfred Hettling u.a. (Hgg.), Eine kleine Geschichte der Schweiz. Der Bundesstaat und seine Traditionen (Frankfurt am Main 1998) 265–289. Zuletzt Jean-Daniel Blanc, Christine Luchsinger (Hgg.), Achtung: die 50er-Jahre! Annäherungen an eine widersprüchliche Zeit (Zürich 1994) 11–18 und Mario König, Georg Kreis, Franziska Meister, Gaetano Romano, Dynamisierung und Umbau. Die Schweiz in den 60er und 70er-Jahren (Zürich 1998).

[83] Dank für Auskünfte schulde ich Dr. Peter Hug, 11. 8. und 2. 9. 2002, Historisches Institut der Universität Bern.

des Staates“ (Ernst Hanisch)[84] – daneben war und ist sie starker (Partei-)Politisierung ausgesetzt und von ideologischen Befangenheiten nicht frei.[85] Universitäre Institute für Zeitgeschichte existieren nur in Wien und Innsbruck.[86] Diese waren und sind durch Sparmaßnahmen und Universitätsreformen in ihrem Bestand bedroht.

Geschichtliche Tabus wurden in Österreich erst berührt, als sie unausweichlich geworden waren.[87] „Heiße“ Themen nahm man in Angriff, wenn es politisch opportun war. Dies lässt sich beispielsweise für die Debatte um Kurt Waldheim und die krude Diskussion über die „Lebenslüge“[88] der Zweiten Republik und in diesem Zusammenhang auch mit der „Opferthese“[89] sagen. Eine von der Bundesregierung

---

[84] Das Standardwerk mit diesem Titel stammt von Ernst Hanisch, Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert (Wien 1994).

[85] Ernst Hanisch, Die Dominanz des Staates. Österreichische Zeitgeschichte im Drehkreuz von Politik und Wissenschaft, in: Nützenadel–Schieder (Hgg.), Zeitgeschichte als Problem 54–77. Hanisch wendet hier (S. 76) vorschnell ein, dass ich im Zusammenhang mit der Präsentation des Konzepts von „Zeitgeschichte im dynamischen Mehrebenensystem“ nicht aufzeige, worin Verknüpfungsmöglichkeiten der verschiedenen Ebenen bestehen. Die genannten Fallbeispiele in: Gehler, Zeitgeschichte 149–186 zeigen dies bzw. deuten dies aber zumindest an. Der Vorschlag des Mehrebenenmodells (Regionalisierung-Nationalisierung-Internationalisierung-Europäisierung-Globalisierung) sollte zunächst lediglich Denkanstöße für eine überwiegend in nationalen Denkkategorien ge- oder befangenen Zeitgeschichtsschreibung liefern, für die auch Hanisch steht. Ein verbindliches Gesamtkonzept kann es m.E. nicht geben, ebd. 220. Es kann nur von Fall zu Fall bestimmt werden. Über entsprechende (verbindliche) Verknüpfungsmöglichkeiten – eine Zukunftsaufgabe von Zeithistoriographie – wird freilich noch zu räsonieren sein. Hilfreich kann hier ein noch näher zu bestimmender Elitenbegriff bzw. das Modell von der Bildung und dem Fortbestand von Oligarchien (Robert Michels) sein. D.h. Eliten und Oligarchien gilt es hier zu untersuchen, die auf den verschiedenen Ebenen Interessengemeinschaften formen bzw. Koalitionen, aber auch verschiedenartige (Gegen-)Bündnisse bilden. Hanisch hat mit seiner Zurückweisung einen Versuch zur Öffnung abgeblockt.

[86] Vgl. das Sonderheft „Zeitgeschichte(n) in Österreich. HistorikerInnen aus vier Generationen anlässlich „30 Jahre Zeitgeschichte“, in: Zeitgeschichte 30/Heft 6 (2003); Vielleicht etwas über den grünen Klee gelobt: Günter Bischof, Ingrid Böhler, Forschung und Lehre am Innsbrucker Institut für Zeitgeschichte (1983–2003). Die „Innsbrucker Schule“ in der österreichischen Zeitgeschichtsforschung, in: Zeitgeschichte 30/Heft 6 (2003) 387–398. Bischof nahm die qualitative Bewertung vor, Böhler lieferte lediglich die quantifizierend-statistischen Daten. – Eine kritische Würdigung der Arbeiten und Leistungen des Wiener Instituts für Zeitgeschichte der letzten 15–20 Jahre für die österreichische und internationale Zeitgeschichtsforschung steht noch aus.

[87] Anton Pelinka, Erika Weinzierl (Hgg.), Das große Tabu. Österreichs Umgang mit seiner Vergangenheit (Wien 1987); Kritisch: Thomas Angerer, An Incomplete Discipline: Austrian Zeitgeschichte and Recent History, in: Contemporary Austrian Studies 3 (New Brunswick–London 1994) 207–251, hier 221–227.

[88] Felix Butschek, Österreichs Lebenslügen – oder wie wissenschaftlich ist Geschichtsschreibung?, in: Europäische Rundschau 24/1 (1996) 17–27; darauf antwortete u.a. Gerhard Botz, Lebenslüge – das stimulierende Prinzip ... Eine Auseinandersetzung mit neuen Verfechtern der österreichischen „Opferthese“, in: ebd. 29–45.

[89] Differenziert Gerald Stourzh, Um Einheit und Freiheit. Staatsvertrag, Neutralität und das Ende der Ost-West-Besetzung Österreichs 1945–1955 (Wien–Köln–Graz [4]1998) 23–27.

1987 beschlossene und dann eingesetzte Internationale Historikerkommission befand 1988 in einem einmaligen Akt der Weltgeschichte über die Kriegsvergangenheit eines amtierenden Staatsoberhaupts. Das Ergebnis: Kriegsverbrechen konnten dem ehemaligen UNO-Generalsekretär (1971–1982) und Bundespräsidenten (1986–1992) nicht nachgewiesen werden, aber auf seine Mitwisserschaft wurde insistiert. Waldheim hatte im Wahlkampf 1986 mit dem ominösen Satz von der „Pflichterfüllung" in der Deutschen Wehrmacht selbst zur Erosion der offiziellen Selbstdarstellung des österreichischen „Opferstatus" (1938–1945) beigetragen und damit den Skandal selbst ausgelöst.[90] Die bemerkenswerte Aussage lenkte die Aufmerksamkeit der Forschung stärker auf Anpassung, Mitwirkung und Täterschaft von Österreicher/innen im NS-System. Sie machte damit auch Forschungsversäumnisse und die politische Marginalisierung des Widerstands deutlich. Der 1995 geschaffene „Nationalfonds für Opfer des Nationalsozialismus" war eine reichlich verspätete Geste gegenüber den Überlebenden des Terrorregimes und zeigte auf, wie schwer sich Österreich mit Aufarbeitung der Vergangenheit getan hatte.[91]

Tabu-Themen reichten in Österreichs Zeitgeschichte weiter zurück als in der deutschen. Es fällt auf, dass erste Analysen zu Themen wie Antisemitismus, Heimwehren und Faschismus oder Widerstand wie „Heimatfront" in Österreich zunächst von britisch-amerikanischen Historikern (Peter G. Pulzer, Bruce F. Pauley, Francis L. Carsten, Radomir Luža, Evan Burr Bukey) stammten, bevor die heimischen Kollegen sich trauten. Eine Biographie des gebürtigen Braunauers Adolf Hitler von der österreichischen Zeitgeschichte ist nicht zu nennen, was auf die anhaltende Externalisierung des NS-Täter-Komplexes (Adolf Eichmann, Ernst Kaltenbrunner, Arthur Seyß-Inquart etc.) verweist und sich erst spät ändern sollte.[92] Allein die aus Deutschland stammende Bestsellerautorin Brigitte Hamann widmete sich den prägenden Jahren des späteren Diktators in Wien,[93] während Bukey über „Hitlers Österreich" publizierte.[94]

---

[90] Michael Gehler, „... eine grotesk überzogene Dämonisierung eines Mannes ..." Die Waldheim-Affäre 1986–1992, in: Michael Gehler, Hubert Sickinger (Hgg.), Politische Affären und Skandale in Österreich. Von Mayerling bis Waldheim (Thaur–Wien–München [2]1996) 614–678, hier 617 ff., 647 ff.

[91] Helmut Wohnout, Eine „Geste" gegenüber den Opfern? Der Nationalfonds für Opfer des Nationalsozialismus und der schwierige Umgang Österreichs mit den Überlebenden nationalsozialistischer Verfolgung, in: Thomas Angerer, Birgitta Bader-Zaar, Margarete Grandner (Hgg.), Geschichte und Recht. Festschrift für Gerald Stourzh zum 70. Geburtstag (Wien–Köln–Weimar 1999) 247–278; Alexander Pollak, Vergangenheit und Reflexion. Konsens- und Streitlinien im Umgang mit der NS-Vergangenheit in Österreich, in: Sabrow–Jessen–Grosse Kracht (Hgg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte 326–346.

[92] Hans Safrian, Die Eichmann-Männer (Wien–Zürich 1993); Ders., Eichmann und seine Gehilfen (Frankfurt am Main 1995).

[93] Brigitte Hamann, Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators (München–Zürich [3]1996).

[94] Evan Burr Bukey, Hitlers Österreich. „Eine Bewegung und ein Volk" (Hamburg 2001).

Eine durch staatlichen Beschluss vom 29. September 1998 eingesetzte Historikerkommission mit einem Heer von Mitarbeitern[95] arbeitete seither gezielt sowohl über Arisierungen, Banken, Lebensversicherungen und Firmen in der NS-Zeit, den Vermögensentzug, kalte Übernahme von NS-Enteignungen nach 1945 als auch über verzögerte und verhinderte Rückstellungen und Entschädigungen sowie die Zwangsarbeiter und ihre daraus begründete Entschädigung.[96] Größere dokumentarische Publikationen erschienen im Jahre 2003.[97]

Die im Kontext der am 4. Februar 2000 eingeleiteten EU-14-Sanktionen unter massiven internationalen Druck geratene ÖVP-FPÖ-Regierung machte dann ab 2001/02 mit der materiellen Entschädigung für arisierte Vermögen, Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter Ernst, ein Anliegen, welches die Große Koalition zuvor lange selbst verschleppt oder ignoriert hatte.[98]

Die Öffentlichkeit bewegende Historiker-Debatten wie in der Bundesrepublik die „Fischer-Kontroverse“[99] oder die Diskussion um die provozierenden Arbeiten

---

[95] Gertraud Diendorfer (Red.), Heidrun Schulze und Gudrun Wolfgruber (Konzeption und Textauswahl), Wieder gut machen? Enteignung, Zwangsarbeit, Entschädigung, Restitution. Österreich 1938–45/1945–1999 (Innsbruck–Wien 1999); Oliver Rathkolb, Die späte Wahrheitssuche. Historikerkommissionen in Europa, in: Fritz W. Kramer, Alf Lüdtke, Edith Saurer (Hgg.), Historische Anthropologie. Kultur-Gesellschaft-Alltag (Köln–Weimar–Wien 2001) 445–453, hier S. 449–451.

[96] Peter Böhmer, Wer konnte, griff zu. „Arisierte“ Güter und NS-Vermögen im Krauland-Ministerium (1945–1949) (Wien–Köln–Weimar 1999); Dieter Stiefel, Die österreichischen Lebensversicherungen und die NS-Zeit. Wirtschaftliche Entwicklung. Politischer Einfluss. Jüdische Polizzen (Wien–Köln–Weimar 2001); Oliver Rathkolb (Hg.), NS-Zwangsarbeit am Standort Linz der Reichswerke Hermann Göring AG Berlin, 1938–1943; Bd. 1: Zwangs- und Sklavenarbeiterinnen in den Linzer Werken der Hermann Göring AG Berlin; Bd. 2: Karl Fallend (Hg.), (Auto-)Biographische Einsichten (Wien–Köln–Weimar 2001).

[97] Als pars pro toto siehe Clemens Jabloner, Brigitte Bailer-Galanda, Eva Blimlinger, Georg Graf, Robert Knight, Lorenz Mikoletzky, Bertrand Perz, Roman Sandgruber, Karl Stuhlpfarrer, Alice Teichova, Schlussbericht der Historikerkommission der Republik Österreich. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich. Zusammenfassungen und Einschätzungen (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich 1, München 2003).

[98] Günter Bischof, „Watschenmann der europäischen Erinnerung“? Internationales Image und Vergangenheitspolitik der Schüssel/Riess-Passer ÖVP/FPÖ-Koalitionsregierung, in: Michael Gehler, Anton Pelinka, Günter Bischof (Hgg.), Österreich in der Europäischen Union. Bilanz seiner Mitgliedschaft/Austria in the European Union. Assessment of her Membership (Schriftenreihe des DDr.-Herbert-Batliner-Europainstituts, Forschungsinstitut für Europäische Politik und Geschichte 7, Wien–Köln–Weimar 2003) 445–478.

[99] Imanuel Geiss, Zur Fischer-Kontroverse – 40 Jahre danach, in: Sabrow–Jessen–Grosse Kracht (Hgg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroverse seit 1945 (München 2003) 41–57.

von Daniel J. Goldhagen[100], an denen sich Zunftvertreter beteiligten, fehlen allerdings in Österreich nach wie vor.[101]

Gegenwartsbezüge sind Österreichs Zeitgeschichte weitgehend fremd, internationale Perspektiven gehören nicht zu ihrer Präferenz. Arbeiten zu den 1970er-, 1980er- und 1990er-Jahren sind nicht oder kaum vorhanden. Die europäische Dimension in der Zeitgeschichtsschreibung fehlte bis weit in die 1990er Jahre fast vollkommen. Das war auch der Käseglocke Neutralität geschuldet, die über das Land gelegt worden war. Geändert hat sich das erst im Zuge des EU-Beitritts (1995). Trotz deutlicher politischer Infragestellung der „immerwährenden" Neutralität fehlt ihre geschichtliche Aufarbeitung. Mit Wegfall des Ost-Westkonflikts, Auflösung der Militärblöcke und Neuprofilierung der europäischer Sicherheitsarchitektur im Zuge der EU-Verträge von Maastricht (1992) und Amsterdam (1997) wurde der außenpolitische Status immer problematischer. Trotz der mit dem EU-Beitritt erzwungenen Öffnung des Landes ist österreichische Zeitgeschichte weiterhin fast nichts anderes als Zeitgeschichte Österreichs. Dies hier besonders stark ausgeprägte Phänomen ist allerdings kein Austrospezifikum, aber besonders stark ausgeprägt. Die alte Zeitgeschichtsschreibung mit ihrer Binnenzentrierung und Gegenwartsgeschichtsverweigerung, verbunden mit einer Fixierung auf die „sieben Jahre" (1938-1945) und ihre Rezeption, ist durch eine mobilere, europäisierte und offenere neue Generation in Ablöse begriffen.

6. Bundesrepublik Deutschland

In Deutschland verhält es sich kaum anders.[102] Internationale Geschichte hat dort nach wie vor einen schweren Stand.[103] Hochkarätige Arbeiten zu Außenpolitik und internationalen Beziehungen sind selten.[104] Spätestens aber mit Ende

---

[100] Norbert Frei, Goldhagen, die Deutschen und die Historiker. Über die Repräsentation des Holocaust im Zeitalter der Visualisierung sowie Volker Ulrich, Eine produktive Provokation. Die Rolle der Medien in der Goldhagen-Kontroverse, in: Sabrow–Jessen–Grosse Kracht (Hgg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroverse seit 1945 (München 2003) 138–151, 152–170.

[101] Zu internen Streitfragen: Ernst Hanisch, Der forschende Blick. Österreich im 20. Jahrhundert. Interpretationen und Kontroversen, in: Carinthia I/189 (1999) 567–583.

[102] Eckart Conze, Nationale Vergangenheit und globale Zukunft. Deutsche Geschichtswissenschaft und die Herausforderung der Globalisierung, in: Baberowski–Conze–Gassert–Sabrow, Geschichte ist immer Gegenwart 43–65; vgl. die Besprechung des Bandes Wilfried Loth, Jürgen Osterhammel (Hgg.), Internationale Geschichte. Themen-Ergebnisse-Aussichten (München 2000) von Wolfram Kaiser, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 49/5 (2001) 454–456, hier 454.

[103] Die zuletzt wachsende Reihe „Studien zur Internationalen Geschichte" von Wilfried Loth, Anselm Doering-Manteuffel, Jost Dülffer und Jürgen Osterhammel will dieses Defizit beseitigen. Vgl. auch Eckart Conze, Ulrich Lappenküper, Guido Müller (Hgg.), Erneuerung und Erweiterung. Themen und Perspektiven einer Geschichte der internationalen Beziehungen (Köln 2004).

[104] Klaus Hildebrand, Das vergangene Reich. Deutsche Außenpolitik von Bismarck bis Hitler (Stuttgart 1995).

des Kalten Krieges und den alten Grabenkämpfen zwischen „Diplomatie-“ und „Gesellschaftsgeschichte“ ist die Politik(geschichte) wieder zurückgekehrt. Damit beschäftigen sich nun auch ihre traditionellen Kritiker.[105] Der Zusammenbruch des Kommunismus und die Rolle Michail Gorbatschows sind allein struktur- und gesellschaftsgeschichtlich kaum erklärbar. Aber auch die (moderne) Politikgeschichte kann bisher nicht für sich reklamieren, eine umfassende und überzeugende Interpretation für diesen einmalig schnellen Zerfallsprozess eines Großreichs in Mittel- und Osteuropa sowie weiten Teilen Asiens geleistet zu haben. Das Ende der UdSSR kam für die historische Forschung völlig überraschend. Kalte Krieger in der Zeitgeschichtsschreibung, die von einem Bild der stets aggressiven und permanent expansionslüsternen UdSSR ausgegangen waren und westliche Politik nur vor diesem Hintergrund historisch gerechtfertigt hatten, hatten ihr Koordinatensystem neu zu ordnen, wenn sie nicht weiter darin verharren wollten.

In Deutschland wirkt das Zweistaatlichkeits-Paradigma[106] oder besser das Teilungssyndrom weiter nach: Der lange Schatten des westlichen Frontstaats als zentralem Akteur im Kalten Krieg ist immer noch lebendig. Deutsche Zeitgeschichte, jedenfalls die institutionalisierte, ist überwiegend Geschichtsschreibung aus west(staatlicher) Perspektive mit einem impliziten Alleinvertretungsanspruch: eine Art Hallstein-Doktrin-Zeitgeschichte, mit der Bundesrepublik als dem „guten“, „besseren“ und „wahren“ und der DDR als dem lange nonexistenten, dann „bösen“, „schlechteren“ und „unwahren“ Deutschland. Spätestens 1989/90 wurde vielen bewusst, die von der Bundesrepublik wie selbstverständlich von „Deutschland“ gesprochen hatten, dass es die DDR auch noch gab – mit all ihren Schattenseiten. Das führte in der Forschung zu einer noch stärkeren Wendung nach innen und erschwerte ihre Öffnung für mehr Perspektiven nach außen.[107]

Ob mit „Westernisierung“ für eine mehr internationalisierte und globalisierte deutsche Zeitgeschichte als „master narrative“[108] eine befriedigende Lösung gefunden werden kann, erscheint fraglich, zumal die Veröstlichung (oder Russifizierung bzw. Sowjetisierung) der ehemaligen DDR ebenso mitüberlegt werden müsste, wenn nicht das (neue oder gar alte) bundesrepublikanische Raster einfach auf den historischen Raum der neuen fünf Bundesländer übergestülpt werden soll. Deutsche Zeitgeschichte nach 1990 kann schwerlich die fortgesetzte Festschreibung einer („westernisierten“) Teil-Geschichte Deutschlands sein. Internationalisierung

---

[105] Hans-Ulrich Wehler, Politik in der Geschichte (München 1998).

[106] Mary Fulbrook, Approaches to German contemporary history since 1945: Politics and paradigms, in: Zeithistorische Forschungen. Studies in Contemporary History 1/Heft 1 (2004) 31–50.

[107] Vgl. hierzu auch Horst Möller, Udo Wengst (Hgg.), 50 Jahre Institut für Zeitgeschichte. Eine Bilanz (München 1999); als Spiegel der deutschen Zeitgeschichtsforschung: Ingrid Böhler, Michael Gehler, Wendungen nach innen? Selektive Blicke auf die Zeitgeschichte, in: Zeithistorische Forschungen. Studies in Contemporary History 1/Heft 1 (2004) 122–127.

[108] Conze, Nationale Vergangenheit und globale Zukunft 51–54.

und Globalisierung als rein westliche Phänomene zu begreifen, bleibt außerdem *ein*seitig und entspricht nicht einer synthetisierenden und integrierenden Zeitgeschichte.[109] Vor neuer Ideologie-Produktion wurde bereits gewarnt[110] wie auch selbst von Vertretern des Konzepts „Westernisierung" (ein Unwort, das viel über seine Herkunft verrät) gefragt wird, ob die „Berliner Republik" eine „sinnstiftende Meistererzählung" brauche.[111]

7. Vorläufige Bilanz

Fünfzehn Thesen lassen sich formulieren:

(1) Was Zeitgeschichte bedeutet, ist nicht immer klar. Sie steht jedenfalls nach wie vor im Schatten nationaler Paradigmen. Thematisch ist eine tendenzielle Rückzugsbewegung des Nationalen festzustellen. Dieser erkennbare Trend ist aber nicht besonders stark. Das (National-)Staatliche als Bezugspunkt dominiert weiter.

(2) Parallel dazu ist eine partielle Hinwendung zu europäischen Themen und transnationalen Gegenständen bemerkbar.[112] Mit der Multiplikation der Fragestellungen bis zur Beliebigkeit und Unüberschaubarkeit geht aber auch fehlender Mut zu zusammenfassenden Thesen Hand in Hand.

(3) Die überwiegend national konstituierten, vielfach staatlich institutionalisierten Zeitgeschichten sind im größeren Rahmen der Geschichtswissenschaften zu sehen[113] und nehmen sich wie diese auch wechselseitig nur wenig wahr. Es gibt kaum Wanderer zwischen den Geschichtswelten, die nach wie vor weitgehend atomisiert sind. Ein System „kommunizierender Röhren" muss sich noch bilden, wobei E-mail und Internet längst Voraussetzungen dafür böten.

(4) Der Bezug zu nationalen Debatten ist eng und bleibt darauf fixiert. Zeitgeschichte ist Reflex auf politische Diskurs-Konjunkturen in den jeweiligen Natio-

---

[109] Synthetisierend: Konrad H. Jarausch, „Die Teile als Ganzes erkennen". Zur Integration der beiden deutschen Nachkriegsgeschichten, in: Zeithistorische Forschungen. Studies in Contemporary History 1/Heft 1 (2004) 10–30; Andreas Wirsching, Für eine pragmatische Zeitgeschichtsforschung, in: APuZ B 3/07 (15. 1. 2007) 13–18.

[110] Philipp Gassert, Die Bundesrepublik, Europa und der Westen. Zu Verwestlichung, Demokratisierung und einigen komparatistischen Defiziten der zeithistorischen Forschung, in: Baberowski–Conze–Gassert–Sabrow, Geschichte ist immer Gegenwart 67–89.

[111] Anselm Doering-Manteuffel, Eine politische Nationalgeschichte für die Berliner Republik. Überlegungen zu Heinrich August Winklers „Der lange Weg nach Westen", in: Geschichte und Gesellschaft 27/3 (2001) 446–462.

[112] Kiran Klaus Patel, Transatlantische Perspektiven transnationaler Geschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 29/4 (2003) 625–647; Ders., Nach der Nationalfixiertheit. Perspektiven einer transnationalen Geschichte. Antrittsvorlesung 12. Januar 2004, Humboldt-Universität zu Berlin (Öffentliche Vorlesungen Heft 128, Berlin 2004).

[113] Christoph Conrad, Sebastian Conrad (Hgg.), Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich (Göttingen 2002).

nalstaaten. Die Forschung meldet sich dabei häufiger als früher in den Medien zu Wort und bezieht auch mehr Position.

(5) Identitäten gerade von jungen oder verspäteten Nationalstaaten (Deutschland, Italien, Österreich) hängen auch vom Intensitätsgrad öffentlicher Debatten über Zeitgeschichte ab. Ihre Gesellschaftsrelevanz erlebte zuletzt europaweit eine Zunahme, was erklärt, warum andere Geschichtsdisziplinen sich immer mehr nach der zeitgeschichtlichen Decke strecken. Im Grunde hat seitens anderer geschichtswissenschaftlicher Fachvertreter längst eine Fluchtbewegung in die Zeitgeschichte stattgefunden.[114]

(6) Die vormals neutralen Kleinstaaten, aber auch die NATO-Länder Frankreich und Italien, haben sich erst in den letzten rund 15 Jahren den größtenteils nach 1945 aufgebauten nationalen Geschichtsmythen zugewendet. Der Kalte Krieg hatte vieles zu Tabuthemen gemacht und zu „heiße" Gegenstände eingefroren. Beispiele wären die weitgehend verdrängte deutsche Vertriebenenthematik[115] oder die leidenschaftliche Debatte um die angeblich so „saubere" Wehrmacht.[116] Erst mit den Jahren 1989/90[117] setzte ein „Tauwetter" in den Zeitgeschichtsschreibungen ein.

(7) Die Beschäftigung mit Sinn und Wert der Neutralität,[118] staatlicher oder individueller Kollaboration mit Hitler und der Ambivalenz des Verhaltens (Täter-Opfer-Debatte, Anpassung, Opposition, Resistenz und Widerstand) in der NS-Diktatur und den von ihr besetzten Ländern sowie der Umgang mit Holocaust und Nationalsozialismus nach 1945 haben eine Ländergrenzen überschreitende Komparatistik[119] nicht unbedingt gefördert, sondern auch zur Festschreibung nationa-

---

[114] Dieser Befund würde auch für eine deutsche Zeitgeschichte im Wandel von Christian Jostmann, Früh links erwachen. Der Zeitgeschichte stehen große Ereignisse bevor, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 10. 3. 2004, übernommen.

[115] Bernd Faulenbach, Die Vertreibung der Deutschen aus den Gebieten jenseits von Oder und Neiße. Zur wissenschaftlichen und öffentlichen Diskussion in Deutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 51–52/2002 (23. Dezember 2002) 44–54.

[116] Hans-Ulrich Thamer, Vom Tabubruch zur Historisierung? Die Auseinandersetzung um die „Wehrmachtsausstellung", in: Sabrow–Jessen–Grosse Kracht (Hgg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte 171–186.

[117] Hierzu Timothy Garton Ash, We the People: The Revolution of '89 Witnessed in Warsaw, Budapest, Berlin and Prague (Cambridge 1990); Peter Glotz, Die Einheit und die Spaltung Europas. Die Auswirkungen der mitteleuropäischen Revolution von 1989 auf Gesamteuropa, in: *APuZ* B6/92 (31.1.1992) 50–61; Ludger Kühnhardt, Revolutionszeiten. Das Umbruchjahr 1989 im geschichtlichen Zusammenhang (München 1994) und Martin Sabrow, Die Historikerdebatte über den Umbruch von 1989, in: Sabrow–Jessen–Grosse Kracht (Hgg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte 114–137.

[118] Klaus Hildebrand, Prinzip Ununiversalität. Neutralität – einst und jetzt, in: Die Gegenwart, Beilage zur *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 227 vom 30. 9. 2002, 8.

[119] Eine Ausnahme: Steininger (Hg.), Der Umgang mit dem Holocaust; im Vergleichen schon unbefangener und ungezwungener: Norbert Frei, Volkhard Knigge (Hgg.), Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord (München 2002).

ler Engführungen beigetragen und die Europäisierung der Zeitgeschichte mitunter sogar blockiert.

(8) Mit der Entmythologisierung nationaler Geschichtsikonen (Antifaschismus, Résistance, Opferthesen, Neutralität etc.) und der Enttabuisierung des Faschismus und seiner Akteure als Forschungsgegenstand ging eine sinkende Neigung zum Moralisieren und eine deutlichere Hinwendung zur Historisierung einher. Im Unterschied zum einzigartig und beispiellos untersuchten „Dritten Reich" gibt es zu den übrigen europäischen autoritären Regimen und Diktaturen noch erhebliche Rückstände in der Forschung – Themen, die zuletzt allerdings problemloser angegangen werden konnten, weil Faschismus und Nationalsozialismus zu einer Vergangenheit gehören, die inzwischen mehr vergeht. Dieser Vorgang erscheint durch Europäisierungs- und Globalisierungsprozesse als eine zwangsläufige Entwicklung.

(9) Die Angst vor nachlassender Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus oder einer Relativierung des NS-Regimes führten nicht nur zur Fixierung[120], sondern teilweise auch zur Paralyse der Zeitgeschichte; eine Gefahr, die ernster genommen werden sollte als die Sorge, dass die Schatten der NS-Verbrechen verblassen könnten.[121] Diese Gefahr ist aufgrund der medialen Dauerthematisierung und der Präsenz des Holocausts im kollektiven Gedächtnis Europas relativ gering.

(10) Eine ausschließlich oder überwiegend mit dem Nationalsozialismus befasste Zeitgeschichte bleibt nicht nur rückwärtsgewandt, sondern auch rückständig, eine gegenwartsorientierte Zeitgeschichte kann an den genannten neuen Herausforderungen nicht vorbei. Diese könnte sich z.B. mehr dem Alltagsfaschismus nach 1945 oder dem Rechtspopulismus in seiner europäischen Dimension widmen und damit dieses Feld nicht allein der Politikwissenschaft überlassen.

(11) Die italienischen und französischen Zeitgeschichtsschreibungen weisen keinen signifikant höheren Internationalisierungsgrad als österreichische und schweizerische auf, wie überhaupt Zeitgeschichten viel stärker mit sich selbst beschäftigt und „nach innen" ausgerichtet sind. Bedingt durch ihren Status als Kolonialmächte gibt es in Frankreich und Italien allerdings mehr Bezüge nach außen, so z.B. zur (nord-)afrikanischen Region, im Falle der französischen Geschichtsschreibung auch zur asiatischen Welt (z.B. Indochina).

(12) Großbritannien bietet als historische Weltmacht ein weites Feld globaler Beziehungen und Politik. Naturgemäß ist die britische *contemporary history* wie selbstverständlich mit den imperialen Mächten, internationalen und globalen Beziehungen sowie weltwirtschaftlichen Konstellationen und damit auch mit vergleichenden Perspektiven[122] mehr konfrontiert als andere, noch auf territorialstaatliche

---

[120] Siehe hierzu auch Martin H. Geyer, Im Schatten der NS-Zeit. Zeitgeschichte als Paradigma einer (bundes-)republikanischen Geschichtswissenschaft, in: Nützenadel–Schieder (Hgg.), Zeitgeschichte als Problem 25–53.

[121] So Angerer, Gegenwärtiges Zeitalter – gegenwärtiges Menschenalter 125.

[122] Mark Harrison (Hg.), The Economics of World War II. Six Great Powers in International Comparision (Cambridge 2000); David Reynolds, One world Divisible (London–New York 2000).

Nationen fixierte Zeitgeschichten. Zuletzt gab es auch eine stärkere Hinwendung nach Europa.

(13) Eine Europäisierung der europäischen Zeitgeschichten ist bisher weder thematisch im Sinne des Vergleichs noch theoretisch-methodisch im Sinne einer *Europäistik*[123] auf breiter Ebene durchgedrungen. Sie ist in Herausbildung begriffen, wird aber von der Mehrheit der Forschung noch nicht praktiziert. Es überwiegen nationale Perspektiven auf und Zugänge nach Europa.

(14) Auf politikgeschichtlicher Ebene gibt es additive, aber wenig gesamtgeschichtlich-integrierende Ansätze. Wenn man so will herrscht eine Art Intergouvernementalisierung der europäischen Zeitgeschichtsschreibung, die von einer Supranationalität der Zeithistoriographie noch weit entfernt ist. Die Dinge sind allerdings in Bewegung geraten und neue Trends brechen sich Bahn, was ein Ergebnis des Vordrängens jüngerer Generationen ist.

(15) In Europas Zeitgeschichten wirken die Folgen einer anhaltenden doppelten Nationalisierung nach: Sie sind sowohl inhaltlich (Themen) als auch arbeitsorganisatorisch (Netzwerke, Theorien und Methoden) deutlich mehr national zentriert als europäisch ausgerichtet. Größere Befreiungsschläge wären wünschenswert, auch im Hinblick auf die angestrebte und von der Zeitgeschichtsforschung kritisch zu diskutierende „europäische Identität".[124]

V. Fazit: Europäisierung und Globalisierung als Herausforderungen und Chancen für eine gegenwartsorientierte Zeitgeschichtsschreibung

Hier wird plädiert für eine Öffnung der kleineuropäischen Perspektive, z.B. durch die *late comer* im Kontext der historischen Erweiterungen der Europäischen Gemeinschaften.[125] Dabei ist nicht nur an eine „alte" Geschichtsschreibung von

---

[123] Wolfgang Schmale, Die Komponenten der historischen Europäistik, in: Gerald Stourzh (Hg.), Annäherungen an eine europäische Geschichtsschreibung (Wien 2002) 119–139.

[124] Hans Schauer, Europäische Identität und demokratische Tradition. Zum Staatsverständnis in Deutschland, Frankreich und Großbritannien (München 1996); Kiran Klaus Patel, Europas Symbole. Integrationsgeschichte und Identitätssuche seit 1945, in: Internationale Politik 59/Heft 4 (2004) 11–18.

[125] Michael Gehler, Finis Neutralität? Historische und politische Aspekte im europäischen Vergleich: Irland, Finnland, Schweden, Schweiz und Österreich (Bonn 2001); wegweisend: Thomas Angerer, Exklusivität und Selbstausschließung. Integrationsgeschichtliche Überlegungen zur Erweiterungsfrage am Beispiel Frankreichs und Österreichs, in: Revue d'Europe Centrale Vol. 6/No. 1 (1998) 25–54, sowie die Sektion Geschichtswissenschaft in: Rosita Rindler-Schjerve (Hg.), Europäische Integration und Erweiterung. Eine Herausforderung für die Wissenschaften (Napoli 2001) 61–115; auch Frank Bärenbrinker, Christoph Jakubowski, Die Geschichte der Europäischen Integration – Beobachtungen aus Wissenschaft und Unterricht, in: integration 21/Heft 2 (1998) 103–116, und zuletzt Jost Dülffer, Europäische Integration zwischen integrativer und dialektischer Betrachtungsweise, in: Archiv für Sozialgeschichte 42 (2002) 521–543; Jürgen Mittag, Die Entdeckung der EU-Integrationsgeschichte? Neue Gesamtdarstellungen und

Staaten in ihrem Verhältnis zur Integration, sondern an eine vergleichende transnationale Gesellschafts-, Identitäts- und Öffentlichkeitsgeschichte, die für Teile Westeuropas ja bereits vorhanden ist,[126] und ihre Verbindung mit moderner Diplomatie-, Politik- und Wirtschaftshistoriographie gedacht.

Das Postulat einer „integrativen Zeitgeschichte" (Wolfram Kaiser)[127] kann nur eingelöst werden, wenn sie differenziert, d.h. von einem umfassenden Ansatz, einem breiten integrationspolitischen und gesellschaftsgeschichtlichen Begriffsinstrumentarium ausgeht und dieses *zeitlich* in die Entwicklung des 20. Jahrhunderts einbettet, also auch *räumlich* diversifiziert. „Integrative Zeitgeschichte" schließt exklusives Denken aus. Sie setzt neben einer nuancierenden Beurteilung von staatlichen Abweichlern und Sonderfällen eine umfassende geographische Betrachtung voraus.[128]

Eine Geschichtsschreibung der europäischen Integration wird Mittel- und Osteuropa nicht erst mit dem Zeitpunkt einbeziehen, als es der „Union" nun formell ab dem 1. Mai 2004 angehört, sondern schon vorher, d.h. die „Beziehungen" zum „Binnenmarkt" („Europa-Abkommen", Assoziierungsverträge), aber auch das Verhältnis der Staaten untereinander (COMECON und Visegrád) sowie deren EG-Perzeptionen vor 1989 sind entsprechend zu berücksichtigen. Das bedeutet auch dass die Vorstellung vom „alten Europa" eines EWG-, EG- und EU-Westeuropas als temporäres Übergangsphänomen zu begreifen ist. Die Entwicklung der EU wird in den kommenden Jahren vom Gelingen ihrer Erweiterung in der Mitte und im Osten des Kontinents bestimmt. Erst wenn sie verträglich gestaltet und erfolgreich abgeschlossen (Realisierung des Binnenmarkts, Ausweitung der Eurozone etc.) wird, werden die ökonomischen und politischen Folgen der für Europas Gewicht in der Welt verhängnisvollen Strukturen des Kalten Krieges überwunden sein. Eine gelungene Aufnahme der mittel- und osteuropäischen Staaten in die Europäische Union könnte man dann mit Fug und Recht auch als „paneuropäisch" bezeichnen. Die als historisch einmalig zu bezeichnende „EU-Erweiterung" bedeutet nichts anderes als die Relativierung der Integration Westeuropas und dessen

---

Forschungstrends, in: integration 26/Heft 3 (2003) 251–257; Jost Dülffer, Europäische Zeitgeschichte – Narrative und historiographische Perspektiven, in: Zeithistorische Forschungen. Studies in Contemporary History 1/Heft 1 (2004) 51–71.

126 Hartmut Kaelble, Auf dem Weg zu einer europäischen Gesellschaft. Eine Sozialgeschichte Westeuropas 1880–1980 (München 1987); Hartmut Kaelble, Martin Kirsch, Alexander Schmidt-Gernig, Zur Entwicklung transnationaler Öffentlichkeiten und Identitäten im 20. Jahrhundert. Eine Einleitung, in: Dies. (Hgg.), Transnationale Öffentlichkeiten und Identitäten im 20. Jahrhundert (Frankfurt/Main–New York 2002) 7–33; Jürgen Osterhammel, Transnationale Gesellschaftsgeschichte: Erweiterung oder Alternative?, in: Geschichte und Gesellschaft 27/3 (2001) 464–479.

127 Wolfram Kaiser, Globalisierung und Geschichte. Einige methodische Überlegungen zur Zeitgeschichtsschreibung der internationalen Beziehungen, in: Guido Müller (Hg.), Deutschland und der Westen. Festschrift für Klaus Schwabe zum 65. Geburtstag (Stuttgart 1998) 31–48, bes. S. 37, 40, 47.

128 Thorsten B. Olesen, Choosing or Refuting Europe? The Nordic Countries and European Integration, 1945–2000, in: Scandinavian Journal of History Vol. 25/No. 1–2 (2000) 147–168.

Rückkehr nach Gesamteuropa, das sich als neuer Erfahrungs- und Erkenntnisraum für die zeithistorische Forschung auftut. Kooperationen mit Historikern aus Polen, Tschechien, der Slowakei, Ungarn etc. werden daher notwendiger denn je.

Eine europäisierte Geschichte kann nicht nur über Verbindendes, sondern hat auch über Trennendes zu schreiben. Es kann nicht nur um „Integration" gehen. „Desintegration" war im 20. Jahrhundert mindestens ebenso bedeutsam, wenn nicht geschichtsmächtiger. Zuletzt sind in der EU Tendenzen erkennbar, supranationale Elemente zurückzudrängen. Die liberal-intergouvernementale Interpretation als Erklärung für die Integration erlebt im Zeichen des revitalisierten Neorealismus durch Andrew S. Moravcsik[129] eine Renaissance ausgehend von der These staatlicher Interessenpolitik mit zweckrationalem Handlungskalkül.[130]

Sinnvoll und weiterführend ist es in jedem Fall, mit Blick auf die europäische Integrationsgeschichte ein Konzept der Krisen[131] zu entwickeln – welches allerdings noch näher zu bestimmen, auszuformulieren und zu systematisieren wäre –, um so Entstehung und Entwicklung der Europäischen Gemeinschaften besser zu verstehen. Jean Monnet soll einmal gesagt haben „Die Krisen sind die großen Einiger!"[132] Die EU und ihre Erfolge auch als ein Krisenprodukt zu begreifen, ist zunehmend Aufgabe zeitgeschichtlicher Forschung. D.h. sie wird sowohl innergemeinschaftliche (bspw. die „Politik des leeren Stuhles" durch Frankreich im EWG-Ministerrat 1965 oder gescheiterte Gipfel wie in Brüssel im Dezember 2003) als auch externe Krisenzustände (wie bspw. die Suezkrise 1956 oder die Irakkrise 2003 ff.) und ihre Auswirkungen auf die europäische Integrationsdynamik einbeziehen müssen. Derzeit geht es vor allem um die Legitimationskrise der Europäischen Union, die angesichts sinkender Wahlbeteiligungen bei den Wahlen zum Europäischen Parlament im Juni 2004 einmal mehr offenkundig wurde.[133]

Trotz „Binnenmarkt", einheitlicherem Rechtsraum und der weitgehend realisierten Währungsunion ist Konvergenz- und Homogenitätsstreben bei gleichzeitiger Denationalisierung mit parallelen Tendenzen zur Renationalisierung in Europa unübersehbar. Für eine stärkere Würdigung des neorealistischen Ansatzes mit einer „liberal-intergouvernementalistischen Synthese"[134] sprechen nicht nur die Schwie-

---

[129] Andrew S. Moravcsik, The Choice for Europe. Social Purpose & State Power from Messina to Maastricht (Ithaca 1998 London 1999).

[130] Wolfgang Merkel, Die Europäische Integration und das Elend der Theorie, in: Geschichte und Gesellschaft 25/Heft 2 (1999) 302–338, hier 304–310; Ben Rosamund, Theories of European Integration (Basingstoke 2000); Wilfried Loth, Wolfgang Wessels (Hgg.), Theorien europäischer Integration (Opladen 2001).

[131] Siehe hierzu bereits Romain Kirt (Hg.), Die Europäische Union und ihre Krisen (Schriften des Zentrum für Europäische Integrationsforschung/Center for European Integration Studies 30, Baden-Baden 2001).

[132] Ebd. Hier als Motto zu Beginn des Sammelbandes von Kirt so zitiert.

[133] Siehe hierzu Romain Kirt, Wege aus der Legitimationskrise. Die Europäische Union auf der Suche nach einem neuen Selbstverständnis (Esch-sur-Alzette [Editions Le Phare] 2003).

[134] Merkel, Die Europäische Integration 310–315.

rigkeiten mit der Verwirklichung der größten Erweiterung in der Geschichte der EU. Charles de Gaulle ist das prominenteste Beispiel der europäischen Integrationsgeschichte. Eine Europäisierung der Zeithistoriographie wird weiterhin mit der Resistenz der genannten doppelten Nationalisierung rechnen müssen und von neuen Renationalisierungstendenzen begleitet sein. Beide Prozesse sind aufeinander verwiesen. In einem ähnlich dialektischen Verhältnis stehen generell die sich wechselseitig anfachenden Nationalisierung und Globalisierung zueinander.[135]

Die lange schon existierende Globalisierung beeinflusst Zeitgeschichte bereits. Mittel- und langfristig wird sie starken Veränderungen ausgesetzt sein: die Problematisierung ihrer festgelegten Positionen hat bereits eingesetzt, die Öffnung verengter Blickwinkel beginnt, nationalstaatliche Positionen werden immer mehr obsolet und auch die Aufgabe eurozentrierter Perspektiven zeichnet sich ab. Europäisierung ist nur eine Übergangsform bzw. Zwischenstufe zur Globalisierung. National-zentrierte Zeitgeschichte wird weiter möglich[136], im Zeichen einer europäisierten und globalisierten Welt aber kaum mehr entscheidend, d.h. erkenntnisfördernd sein. Das Wissen um internationale Trends und spezifische Globalisierungseffekte ermöglicht erweitere Perspektiven, neue Einsichten und Interpretationsmöglichkeiten auch für nationale und regionale Geschichtsschreibung.

Ein neues Bewusstsein für die verschiedenen Ebenen im historischen Prozess hat sich entwickelt. Neben administrativ-territorialen Räumen sind traditionell wie innovatorisch historische, geographische, ethnische, mentale, kulturelle und virtuelle Räume zu benennen und intensiver wahrzunehmen. Der historische Raumbegriff ist dynamischer geworden. Hand in Hand damit gehen „Entgrenzungen", aber auch „Geopolitik" erlebt im Kontext „humanitärer" oder ressourcen- bzw. geostrategisch motivierter Interventionen eine Renaissance, wenn man an das Bombardement des Irak oder die neu entbrannten Konflikte um Pipelines mit Blick auf die Schwarzmeer-Region denkt.

Da sich die neue Globalisierung primär im Welthandel, auf den Finanz- und Kapitalmärkten und in den Kommunikationstechnologien abspielt, ist eine Um- und Neuorientierung der Forschungspraxis hinsichtlich finanzpolitischer, weltwirtschaftlicher, rechtlicher und kommunikationstechnologischer Wissenskategorien erforderlich. Der gesellschaftliche und soziale Wandel, das Ende des bipolaren Systems u.v.a.m. sind noch nicht hinreichend berücksichtigt. Teamarbeit ist die logische Folge. Sammelwerke geben erste Antworten. Eine sozialwissenschaftliche, kultur- und gesellschaftsgeschichtsbewusste Zeitgeschichtsforschung mit außenpolitischen, internationalen und globalen Dimensionen ist wünschenswert. Lokal-,

---

[135] Gehler, Zeitgeschichte im dynamischen Mehrebenensystem 109–145, hier S. 118–124, 146 (Graphik).

[136] Ein Beispiel hierfür liefern Horst Möller, Udo Wengst (Hgg.), Einführung in die Zeitgeschichte (München 2003). Siehe auch Christian Jostmann, Der Münchner Patient. Das Institut für Zeitgeschichte wird krank geredet, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 16. 1. 2004.

Regional- und Nationalgeschichte bleiben relevant, aber ihre Stellung ist im Lichte übergeordneter Fragestellungen, internationaler Entwicklungen und von Globalisierungseffekten[137] neu zu verorten. Daraus ergibt sich eine Forschungsagenda des 21. Jahrhunderts für zeit- und europageschichtliche Fragen.[138] Politische und wirtschaftliche Integrationsprozesse sind auf ihre desintegrativen Effekte hin zu untersuchen. Die Verknüpfung mit unkonventionellen Ansätzen ist zu leisten. Der Einfluss der Integration auf die Stellung der Frau und ihre Rolle im Zusammenhang mit Europakonzeptionen ist ein Forschungsdesiderat.[139] Das setzt Kenntnis der Geschichte des Frauenbewusstseins in seiner historischen Dimension und der Geschlechterverhältnisse im weltweiten Kontext voraus.[140]

Der Staat bleibt vorerst Referenzpunkt zeitgeschichtlicher Forschung. Seine Verfassungsgewalt in der *longue durée* ist wirkungsmächtig.[141] Wie er sich im Zeichen von Denationalisierungs- und Globalisierungstendenzen sah, wie er sich präsentierte und im Lichte der Veränderungen von außen wahrgenommen wurde, ist noch zu untersuchen. Eigen- und Fremdwahrnehmungen konstituierten neue Selbstverständnisse, während sich nationale Identitäten untereinander und mit anderen übernationalen Identitäten im Wettstreit befanden.[142] Hier ergeben sich automatisch interkulturelle Vergleichsmöglichkeiten.

Globalisierungsgeschichtlich ist die Frage nach der politischen Macht und ihrer Verteilung neu gestellt. Ob globaler Wandel steigende Homogenität oder wachsende Heterogenität (oder gar beides?) erzeugt,[143] ist noch nicht hinreichend erforscht,

---

137 Siehe z.B. Ludger Kühnhardt, Welche Grenzen setzt die Globalisierung der europäischen Integration? (ZEI discussion paper C 117, Bonn 2003).

138 Gehler, Zeitgeschichte im dynamischen Mehrebenensystem 208–220.

139 Anita Ziegerhofer, Der Bau eines Frauenzimmers in Europa oder der langwierige Prozess, das unsichtbare Geschlecht der Europa sichtbar zu machen, in: Ursula Flossmann (Hg.), Recht, Geschlecht und Gerechtigkeit. Frauenforschung in der Rechtswissenschaft (Linzer Schriften zur Frauenforschung 5, Linz 1997) 35–62; Deborah Simonton, A History of European Women's Work. 1700 to Present (London 1998); Beate Hoecker (Hg.), Handbuch Politische Partizipation von Frauen in Europa (Opladen 1998); Dies., Geschlechterdemokratie im europäischen Kontext. Die Konzepte der Europäischen Union zur Förderung der politischen Beteiligung von Frauen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 31–32/2000 30–38; Gisela Bock, Frauen in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart (München 2000).

140 Tjitske Akkerman, Siep Stuurman, Perspectives on Feminist Political Thought in European History (London 1997); Peter N. Stearns, Gender in World History (London 2000).

141 Wolfgang Reinhard, Geschichte als Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart (München ^{2}2000).

142 Wolfram Kaiser, Culturally Embedded and Path-Dependent: Peripheral Alternatives to ECSC/EEC „core Europe" since 1945, in: Journal of European Integration History Vol. 7/No. 2 (2001) 11–36.

143 Roland Robertson, The Contemporary Debate about Globalization and Globality: Pivotal Issues. Keynote speech at the 4th Biannual Austrian Conference on Contemporary History '99, May 28th, Graz, Austria, in: Manfred Lechner, Dietmar Seiler (Hgg.), Zeitgeschichte.AT. 4. Österreichischer Zeitgeschichtetag '99 (Innsbruck–Wien–München 2000) 394–401, hier 395 f., 397 ff.

ebenso welche Folgen sich aus den verschiedenen Formen der Globalisierung für den Staat und seine Regionen ergeben und ob sie an der Mobilisierung kultureller und religiöser Gegenbewegungen, traditioneller Fundamentalismen und ethnischer Fragmentierungen mitbeteiligt ist.

Es ist auf den etwas außer Mode gekommenen Hans Rothfels und seine Auffassung zurückzukommen, wonach Zeitgeschichte nur aus der „universalen Konstellation“[144] heraus begriffen werden könne.[145] Wenn vieles an seinen Vorstellungen von Zeitgeschichte zu kritisieren ist: Dem letztgenannten Aspekt ist zuzustimmen. Der Beitrag endet daher mit dem General-Plädoyer für eine interdependente Zeitgeschichte, die regionale, nationale, internationale, europäische und globale Ebenen einzuschließen versucht. Einen Teilbereich herauszugreifen oder nur mehr „Integrationsgeschichte“ und „Weltgeschichte“ betreiben zu wollen, wäre Ausdruck einer neuen Einseitigkeit, denn es gilt wechselseitige Abhängigkeiten zwischen Regionen, Staaten und Nationen, internationalen Arenen, Europa und der Welt zu erfassen. Der breite Sockel regionaler und nationaler Geschichte bleibt unverzichtbar, um Europäisierungs- und Globalisierungsprozesse zu untersuchen und besser zu verstehen. Nicht nur Verbindendes und Integrierendes, sondern auch Gegenläufiges und Widersprüchliches sind im Auge zu behalten. Europäisierung und Globalisierung schließen sowohl desintegrative wie integrative Elemente ein.

[144] Rothfels, Zeitgeschichte als Aufgabe 2, 4.

[145] Eric Hobsbawm, The Historian between the Quest for the Universal and the Quest for Identity, in: François Bedarida (Hg.), The Social Responsibility of the Historian (Oxford 1994) 63.

Personenregister
(zusammengestellt unter Mitwirkung von Tanja Kraler)

Abraham a Sancta Clara 270 Anm. 4, 274
Achenwall, Gottfried 50
Agnes, Herzogin von Schwaben, Markgräfin von Österreich 215
Alberti, Leandro 255
Albrecht, Erzherzog von Österreich 175, 214
Albrecht I., römisch-deutscher König, Herzog von Österreich und Steiermark, 62, 120
Alexander der Große 7
Alexander I., Zar von Rußland 26, 34
Alfieri, Vittorio Amedeo 254
Althoff, Gerd 108
Ambach, Eduard von 144
Anderson, Benedict Richard O'Gorman 425, 206, 252, 295
Andreotti, Giulio 332
Andrews, John H.
Andrian-Werburg, Viktor Franz Freiherr von 136, 176
Angerer, Thomas 301, 328
Applegate, Cecilia 89
Aretino, Pietro 240
Ariosto, Ludovico 240, 248
Arlt, Herbert 284 Anm. 53
Arminius 7
Arndt, Ernst Moritz 29
Arneth, Alfred Ritter von 45
Arneth, Joseph Calasanza Ritter von 45–48, 45 Anm. 1, 47 Anm. 9, 50–52, 55f.
Arneth, Michael von 47
Arnpeck, Veit 59
Aschbach, Josef 127
Ascoli, Graziadio Isaia 244
Augustus, römischer Kaiser 70
Bach, Alexander Freiherr von 154–156, 161, 164–167, 170, 172, 176
Bachmann, Adolf 124, 130
Bachmann, Ingeborg 273
Bacon, Francio 25
Baffi, Vincenzo 259
Bahr, Hermann Anastas 276f., 289
Balbo, Cesare 35
Banfi, Luigi 249
Banti, Alberto Mario 317f.
Barner, Wilfried 271 Anm. 10
Bartenstein, Johann Christoph Freiherr von 63 Anm. 70
Barthes, Roland 219
Bartsch, Karl 244 Anm. 86
Basil, Otto 278
Baumgarten, Hermann 84, 191, 193
Baumgartner, Andreas Freiherr von 142
Becker, Jean-Jacques 327 Anm. 37
Bellini, Bernardo 258
Bembo, Pietro 258
Bénard, Charles 234–237, 234 Anm. 50, 235 Anm. 53, 237 Anm. 60
Benedikt, Heinrich 301
Bentivoglio d'Aragona, Guido 229
Berchet, Giovanni 245 Anm. 87
Bergier, Jean-François 336f.
Berlin, Isaiah 5
Berlusconi, Silvio 333f.
Bernhard, Niclas Thomas 277
Bertoldi, Giuseppe 259
Bessel, Gottfried 56
Bianca Maria (Maria Blanca) Sforza 210
Bidermann, Hermann Ignaz 126, 145

Biefang, Andreas 84 Anm. 46
Bielefeld, Ulrich 18
Bini, Arturo 259
Binni, Walter 252
Biondo, Flavio 255
Birk, Ernst 120
Birken, Sigismund von 272
Bischof, Günter 338 Anm. 86
Bismarck, Otto von 8, 30, 35–38, 40, 84, 105, 195f.
Blair, Hugh 250
Blair, Tony 320
Blücher, Gebhard Lebrecht von, Fürst zu Wahlstatt 196
Böhler, Ingrid 338 Anm. 86
Böhler, Michael 283 Anm. 46
Böhmer, Johann Friedrich 29, 82, 85 Anm. 48, 145–147, 161
Bolza, Johann Battista 152
Bonghi, Ruggero 258
Bonjour, Edgar 336
Börne, Carl Ludwig 275
Boscarolli, Johann 170 Anm. 228
Bosl, Karl 257
Botta, Carlo Giuseppe Guglielmo 257
Bourdieu, Pierre Félix 328 Anm. 44
Boutmy, Emile 35
Braun, Otto 278
Braunschweig-Wolfenbüttel-Lüneburg, Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von 196
Brechenmacher, Thomas 81
Bretholz, Bertold 124
Breuer, Dieter 270, 272
Broch, Hermann 274, 277, 288
Bruckmüller, Ernst 138
Brunswic, siehe Braunschweig
Brunner, Otto 72, 127, 144, 171, 300, 300 Anm. 36
Brusoni, Girolamo 257
Büchmann, Georg 105
Büchner, Karl Georg 271
Büdinger, Max 127
Bülow, Bernhard von 40
Bukey, Evan Burr 339
Buol-Bernburg, Franz Freiherr von 143, 148f., 154
Burckhardt, Jacob 31, 73f., 95, 184, 186, 241
Burgdorf, Wolfgang 79
Burke, Edmund 28
Bury, James B. 41
Bush, George Walker 320
Butler, Richard Austen, Baron Butler of Saffron Walden 330

Cairoli, Benedetto 239
Caix, Napoleone 258
Calderini, Giuseppe 260
Calderón de la Barca, Pedro 279 Anm. 32
Campanella, Tommaso 229
Canetti, Elias 274
Canning, Stratford, Viscount Stratford de Redcliffe 38
Cantalupi, Andrea 242 Anm. 81
Cantù, Cesare 241, 257f.
Carcano, Giulio 258
Carducci, Giosuè 21, 239, 239 Anm. 68, 242 Anm. 81, 247–249, 251f., 254, 257–261, 264f., 267
Carl, Erzherzog von Österreich 214
Carli, Gian Rinaldo Graf 225
Carlyle, Thomas 39
Carsten, Francis Ludwig 339
Carucci, Paola334
Casalini, Roberto 249, 252
Cassini, Giovanni Domenico 229
Castelli, Benedetto 229
Castiglione, Baldassare 258
Castle, Eduard Friedrich 280–282, 284, 286f.
Cattaneo, Carlo 35
Cavalieri, Bonaventura Franceso 229
Cavour, Camillo Benso Graf von 35, 239, 257
Celan, Paul 273f.
Chabod, Frederico 318
Chamberlain, Houston Stewart 37

Charle, Christophe 328 Anm. 44
Chaucer, Geoffrey 270
Chlodwig I., König der Franken 11, 111, 111 Anm. 46
Chmel, Joseph 60, 120f., 156, 167f., 168 Anm. 218
Chotek von Chotkow, Johann Karl Graf 128
Ciampi, Carlo Azeglio 267
Cicero 45, 224
Clemenceau, George 40
Clemens VII., Papst 264
Coats, Daniel Ray 320
Contini, Gianfranco 234
Coreth, Anna 62
Corniani, Giambattista 228, 228 Anm. 20, 239 Anm. 67
Coulange, Fustel de 35
Cousin, Victor 234 Anm. 50, 235 Anm. 54
Craxi, Bettino 332
Crescimbeni, Giovanni Mario 229, 229 Anm. 23
Crivelli, Alberto Graf 177
Croce, Benedetto 227 Anm. 14, 232, 250–252, 260
Czernin, Franz Josef 288
Czoernig-Czernhausen, Carl Freiherr von 142, 172, 174

D'Ancona, Alessandro 241, 259
D'Arco, Cesare 242 Anm. 81
D'Azeglio Massimo Taparelli 35, 135f., 257
Dahlmann, Friedrich Christoph 29f.
Dahn, Felix 99,100 Anm. 14
Danilevskij, Nikolaj Jakovlevič 38
Dante Alighieri 25, 225, 240, 242 Anm. 81, 248, 253f., 265f.
Darwin, Charles Robert 39
De Felice, Renzo 333f.
De Gaulle, Charles 329, 349
De Gubernatis, Angelo 244
De Sanctis, Francesco 21, 223, 234–236, 235 Anm. 52, Anm. 53, 237 Anm. 62, 238–243, 238 Anm. 66, 258
De Venditti, Luigi 249
Delbrück, Hans Gottlieb Leopold 37
Delors, Jacques-Lucien-Jean 322
Denina, Carlo Giovanni Maria 257
Derchich, Lina 169 Anm. 221
Déroulède, Paul 35
Deutsch, Karl Wolfgang 8, 10
Diez de Medina, Federico 244 Anm. 86
Dilke, Charles Wentworth 39
Disraeli, Benjamin, Earl of Beaconsfield 39
Dobrovský, Josef 26
Doderer, Franz Carl Heimito Ritter von 277f.
Döllinger, Johann Joseph Ignaz von 83
Dopsch, Alfons 127, 127 Anm. 90
Dostoevskij, Fëdor Michajlovič 39
Dressler, Wolfgang Ulrich 250
Droysen, Johann Gustav 29, 74, 83, 113f., 189–191, 194
Dubos, Jean-Baptiste 224
Dürer, Albrecht 104
Duncker, Maximilian Wolfgang 191
Duroselle, Jean-Baptiste 326

Eichmann, (Otto) Adolf 339
Eisenreich, Herbert 278
Eliade, Mircea 206
Elisabeth I., Königin von England 39
Emiliani-Giudici, Paolo 228–230, 229 Anm. 25, 258
Emler, Josef 122
Engel, Gisela 18
Engel-Jánosi, Friedrich 301
Enrico II. (Heinrich II.), König von Frankreich 256
Erben, Karel Jaromir 122
Erdmann, Karl Dietrich 12, 16
Erdmannsdörffer, Bernhard 190
Ermisch, Hubert Maximilian 93 Anm. 80
Ertl, Emil Adolf Victor 274f.
Eugen, Prinz von Savoyen 8
Evans, Robert J.W. 13

Fadeev, Rostislav Andreevič 38
Fatini, Giuseppe 259
Fauriel, Charles-Claude 232
Fellner, Fritz 138f., 177
Ferdinand II., römisch-deutscher Kaiser 63
Ferdinand Karl von Tirol, Erzherzog 128
Ferrari, Giuseppe 243 Anm. 82
Fichte, Johann Gottlieb 27, 29
Ficker, Julius von 81–83, 84 Anm. 47, 112f., 126f., 187–189, 199
Fieramosca, Ettore 257
Figl, Leopold 294, 297, 301
Filangieri, Gaetano 241
Fischer, Fritz 16, 340
Fischer-Colbrie, Arthur 274
Flacke, Monika 14
Folena, Gianfranco 225
Folengo, Teofilo 241
Fontane, Theodor 37269
Fornaciari, Raffaello 250
Foscolo, Ugo 21, 27, 223, 226–229, 226 Anm. 13, 229 Anm. 22
Foucault, Michel 21, 250
Fox, Imman 252
Francois, Etienne 14
Frank, Robert 326
Franz II. (I.), römisch-deutscher Kaiser, Kaiser von Österreich 113, 118, 204, 212f.
Franz Joseph I., Kaiser von Österreich, König von Ungarn 129, 139, 167, 170
Franzos, Karl Emil 288, 295
Freeman, Edward Augustus 34
Freising, Otto von 52 Anm. 27
Freytag, Gustav 31, 99, 113, 117
Fried, Erich 273, 277
Friedrich August II., König von Sachsen 87 Anm. 61
Friedrich I. Barbarossa, Kaiser 54 Anm. 35
Friedrich II., der Große, König von Preußen 101, 190
Friedrich III., König von Preußen, Deutscher Kaiser 105
Friedrich III., römisch-deutscher Kaiser 55 Anm. 37
Friedrich IV., Herzog von Österreich 120
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 105
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 105
Friedrich, Cathrin 90 Anm. 72
Fuhrmann, Horst 97
Fuhrmann, Matthias 57, 68–70

Gaitskell, Hugh Todd Naylor 331
Galilei, Galileo 224
Galletti, Johann Georg 50, 52f.
Galli della Loggia, Ernesto 253
Garibaldi, Giuseppe 260, 263–267
Garin, Eugenio 235 Anm. 53
Gatterer, Johann Christoph 75
Gavazzeni, Franco 227
Gazzoletti, Antonio 256
Gebhardt, Bruno 111
Geissau, Anton Ferdinand Edler von 48, 48 Anm. 11, 52
Gellner, Ernest 9, 32, 295
Genersich, Johann 48, 52f.
Geneviève (Genoveva) von Paris, Heilige 201
Gennep, Arnold van 251
Georg V., König von Hannover 83
Gerbert, Martin 60
Gervinus, Georg Gottfried 73, 191, 193, 198
Giannini, Ernst Friedrich Reichsgraf von 48
Giannone, Pietro 61, 231
Gibbon, Edward 227
Gierke, Otto Friedrich von 117
Giesebrecht, Friedrich Wilhelm von 81, 109, 112, 131
Gindely, Anton 123
Ginguené, Pierre Louis 229 Anm. 22, Anm. 23, 237f., 237 Anm. 63
Gioberti, Vincenzo 254
Gioia, Giuseppe Antonio Vaccai 256
Girault, René 326
Giscard d'Estaing, Valéry 327 Anm. 37
Giusti, Giuseppe 256

Gladstone, William Edward 39
Gobineau, Joseph-Arthur Comte de 39
Goethe, Johann Wolfgang 101, 269, 279, 283, 286
Goldhagen, Daniel Jonah 341
Goldoni, Carlo 228
Goll, Jaroslav 123
Gołuchowski, Agenor der Ältere Graf 175
Gonin, Guido 260
Gorbatschow, Michail Sergejewitsch 342
Gori, Pietro 259
Görlich, Ernst Joseph 275–277, 282, 286
Görres, Johann Joseph von 102
Gotti, A. 248
Grabbe, Christian Dietrich 271
Graf, Arturo 244 Anm. 85
Gramsci, Antonio 308
Grass, Günter 269
Green, Abigail 89
Greiffenberg, Catharina Regina von 272–274
Greiner, Charlotte 215
Grendi, Edoardo 90
Gretzmiller, Franz von 48, 52f.
Grillparzer, Franz 118f., 121, 208, 271, 277, 279, 281, 286–288
Grosser, Pierre 328
Guicciardini, Franceso 256f.
Guizot, Francois Pierre Guillaume 27
Gustav II. Adolf, König von Schweden 8

Hagemann, Karen 209
Haider, Jörg 333
Hamann, Brigitte 339
Hammerstein, Notker 79 Anm. 25
Handke, Peter 270, 288
Hanisch, Ernst 276, 287, 338 Anm. 85
Hanka, Václav 26, 217
Hantsch, Hugo 299, 301f.
Hardt, Manfred 249
Hašek, Jaroslav 279
Haslinger, Josef 283
Häusler, Wolfgang 168
Häusser, Ludwig 182–184, 191
Hayes, Carlton Joseph Huntley 24
Hayez, Franceso 257, 260
Haym, Rudolf 192
Hazard, Paul 238 Anm. 53, 240
Hebbel, Christian Friedrich 271
Heer, Jakob Christoph 278
Hegel, Georg Wilhelm 4, 27, 29, 76, 234–237, 234 Anm. 49, 235 Anm. 51, Anm. 52, Anm. 53, Anm. 54, 237 Anm. 60, Anm. 61, 242
Hein, Julius104
Heindl, Waltraud 171, 174
Heine, Heinrich 275, 279
Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern und Sachsen 112, 188
Heinrich I., Herzog von Sachsen, König des Ostfrankenreiches 112, 188
Heinrich II. Jasomirgott, Herzog von Österreich 54 Anm. 35
Heinrich IV., römisch-deutscher Kaiser 105
Heiß, Gernot 304
Helfert, Joseph Alexander Freiherr von 125, 140–146, 150, 151 Anm. 120, 152–155, 157–160, 160 Anm. 179, 167f., 171, 173, 178
Henz, Rudolf 278
Herder, Johann Gottfried von 27, 29, 32f., 42, 76, 283
Herrgott, Marquard 59f.
Heufler von Rasen und Perdonegg, Ludwig Ritter von 172
Hintze, Otto 37
Hitler, Adolf 282, 300f., 324, 333–335, 339, 344
Hobsbawm, Eric J. 9, 23, 107, 252, 295
Hofer, Andreas 215f.
Hoffinger, Johann Ritter von 160
Höfler, Carl Adolf Constantin von 123, 123 Anm. 78, 127
Höhlbaum, Konstantin 92 Anm. 79
Hohlbaum, Robert 273–275
Hormayr (zu Hortenburg), Joseph Freiherr von 49, 49 Anm. 16, 121, 203–208, 210, 212–214, 216

Hormayr der Ältere, Joseph 49, 49 Anm. 16
Hörnigk, Philipp Wilhelm von 66–68
Houssage, Henri 34
Huber, Alfons 129f., 159f., 302
Huber, Ernst Rudolf 30
Hueber, Philibert 60
Hug, Peter 337
Hugo, Victor 28, 34f.
Huizinga, J(oh)an 6
Hummelauer, Karl von 136
Hurter, Friedrich Emanuel 81
Hus, Jan 8, 140
Hussein, Saddam 320

Iggers, Georg Gerson 29
Ignatjew, Nikolai Pawlowitsch 38
Irnerio (Irnerius) von Bologna 265, 267

Jäger, Albert 60, 125, 140 Anm. 27, 146f., 149
Janssen, Johannes 82–85, 84 Anm. 47, 85 Anm. 48, 114
Jarcke, Karl Ernst 155, 157
Jauß, Hans Robert 287
Jeanne d'Arc 8, 100 Anm. 16, 102
Jelinek, Elfriede 288
Johann, Erzherzog von Österreich 128, 172, 215
Johann, König von Sachsen 87 Anm. 61, 88 Anm. 63
Jörg, Joseph Edmund 82f., 195
Joseph II., römisch-deutscher Kaiser 208
Jungmann, Josef 26

Kafka, Franz 273f.
Kaiser, Wolfram 347
Kalousek, Josef 123
Kaltenbrunner, Ernst 339
Karadžić, Vuk Stefanovič 26
Karamsin, Nikolai Michailowitsch 26f.
Karl Albert, König von Piemont-Sardinien 88 Anm. 62
Karl der Große 105, 113, 188
Karl IV., römisch-deutscher Kaiser 8, 122
Karl V., römisch-deutscher Kaiser 51, 208
Karl VI., römisch-deutscher Kaiser 70
Kaspi, André 327
Katkow, Michail Nikiforowitsch 38
Kaulbach, Wilhelm von 202
Kayser, Karl Gandolf 98, Anm. 9
Kehr, Paul Fridolin 108
Keller, Gottfried 269
Kempen von Fichtenstamm, Johann Franz Freiherr von 143, Anm. 60, 164
Ketteler, Wilhelm Emmanuel von, Bischof von Mainz 84 Anm. 47
Klaniczay, Tibor 250
Kleemann, Johann 162
Klein, Magnus 60
Kleist, Heinrich von 27
Klopp, Onno 82–84, 82 Anm. 35, 85 Anm. 47, 190
Klopstock, Friedrich Gottlieb 27
Knies, Karl 30
Kocka, Jürgen 302 Anm. 49
Kohn, Hans 24, 30
Kollar, Adam Franz 48
Kollár, Jan 26, 218
Konstantinović, Zoran 284
Kopitar, Jernej 26
Kościuszko, Tadeusz 8
Koselleck, Reinhart 169
Krasznewski, Józef Ignacy 27
Kraus, Karl 279, 304
Kreis, Georg 335
Kretschmayr, Heinrich 299–301
Krieg-Hochfelden, Franz Freiherr von 150
Kroll, Frank-Lothar 104
Krones, Franz Ritter von Marchland 130
Kübeck von Kübau, Carl Friedrich Freiherr von 143, 143 Anm. 60, 169f.
Kühnhardt, Ludger 320
Kukuljević-Sakcinski, Ivan 27
Kunz, Georg 88
Kurz, Franz 60, 120

La Farina, Giuseppe 257
Lagarde, Paul Anton de 37
Lamartine, Alphonse de 28, 34
Lambeck (Lambeccius), Peter 67
Lamormain, Guillaume Germé de 63
Lamprecht, Karl 73 Anm. 2, 78, 92f., 93 Anm. 80, Anm. 83
Lancetti, Vincenzo 256
Langbehn, Julius 37
Langewiesche, Dieter 86
Lanzi, Luigi 225 Anm. 9
Le Béguec, Gilles 328 Anm. 44
Le Pen, Jean-Marie 328
Lechner, Karl 297
Leibniz, Gottfried Wilhelm 60
Lemberg, Eugen 4, 6, 25
Lentze, Hans 142
Léon, Viktor 274
Leopardi, Giacomo 27, 230, 232f., 248, 256, 258f.
Leopold I. (Luitpold), Markgraf der Ostmark 53 Anm. 27
Leopold I., römisch-deutscher Kaiser 67
Leopold II., König von Belgien 325
Leopold III. der Heilige, Markgraf der Ostmark 215
Leroy-Beaulieu, Anatole 35
Lessing, Gotthold Ephraim 269, 283
Lewel 27
Lewinsky, Carl von 164
Lhotsky, Alphons 57, 137, 140, 148f., 168, 297, 303
Liauzu, Claude 328
Libussa, Fürstin 8, 20, 119, 216–218, 216 Anm. 45
Lichnowsky, Eduard Maria von Fürst 120
Linde, Samuel Gottlob 26
List, Friedrich 30
Logau, Friedrich von 269
Lope de Vega, Félix 279 Anm. 32
Lorenz, Ottokar 113, 126
Lubomirski, Georg 174
Luden, Heinrich 29, 182, 184
Ludwig I., König von Bayern 87
Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich 100 Anm. 16, 102
Ludwig, Erzherzog von Österreich 169
Luise, Königin von Preußen 213
Luschin-Ebengreuth, Arnold von 130
Luther, Martin 11, 25, 83
Lux, Joseph August 286, 300f.
Luža, Radomir 339
Lyotard, Jean-Francois 46

Macaulay, George Trevelyan 41
Macaulay, Thomas Babington 27–29, 41
Machiavelli, Nicolò 232, 239 Anm. 70, 240, 242, 242 Anm. 79, 258
Macura, Vladimír 218
Maffei, Franceso Scipione 227 Anm. 15, 229
Magris, Claudio 275, 281, 311
Makart, Hans 104
Malpighi, Marcellus 229
Mameli, Goffredo 259
Mangan, Tony 331
Manzoni, Alessandro 27, 230–232, 234, 257f.
Mao Zedong 325
Marcks, Erich 93 Anm. 80
Margarethe, Erzherzogin von Österreich 210
Maria Anna, Erzherzogin von Österreich 60
Maria Theresia, Kaiserin, Königin von Ungarn und Böhmen 8, 17, 51, 53, 59f., 63, 68, 210, 213f.
Maria von Burgund 210
Masaryk, Thomas Garrigue 123
Mascheroni, Lorenzo 256
Matthias Corvinus, König von Ungarn 8
Maximilian I., römisch-deutscher Kaiser 52, 105, 210
Maximilian II., König von Bayern 91, 110
Mayer, Franz Martin 130
Mayröcker, Friederike 288
Mazzini, Giuseppe 27, 33, 252
Mazzuchelli, Gian Maria 225 Anm. 10

Mecséry de Tsóor, Carl Freiherr 167
Meinecke, Friedrich 37
Melandri, Pierre 327
Melly, Eduard 171
Melzi d'Eril, Franceso 228
Mengoni, Giuseppe 260
Mercandin, Franz Graf 176
Mestica, Giovanni 259
Metternich, Clemens Wenzel, Fürst von 212, 311
Metzeltin, Michael 286
Metzsch-Reichenbach, Carl Georg Lewin von 88 Anm. 63
Meucci, Filippo 259
Mevissen, Gustav von 92
Meyer, Marie Paul Hyacinthe 244
Michelet, Jules 28f., 41, 239
Michels, Robert 338 Anm. 85
Mickiewicz, Adam Bernard 27
Mikó von Hídvég, Imre Graf 157
Miljutin, Dimitri Alexejewitsch 38
Milton, John 270
Milward, Alan S. 325
Missong, Alfred 294
Mitterand, François 327 Anm. 37
Mommsen, Theodor 191–194
Monaci, Ernesto 244 Anm. 86
Monnet, Jean 348
Monod, Gabriel 35
Monti, Vincenzo 256
Moravcsik, Andrei 348
Moréri, Louis 253, 255
Mühlbacher, Engelbert 126
Müller, Adam Heinrich 212
Müller, Johannes von 27, 28 Anm. 15
Müller-Guttenbrunn, Adam 275
Mundt, Theodor 192
Muratori, Ludovico Antonio 225, 227, 227 Anm. 15, 231, 231 Anm. 31, 257
Musil, Robert 125, 274, 288
Mussafia, Adolf 244 Anm. 86
Mussolini, Benito 260, 333f.
Nadler, Josef 272–274, 281, 281 Anm. 37, Anm. 38, 283, 287, 300
Nagl, Johann Willibald 276f., 280–284, 286–289
Napoleon I. Bonaparte, Kaiser der Franzosen 8, 34, 76, 118, 120, 128, 213f.
Napoleon III., Kaiser der Franzosen 33f., 99 Anm. 10, 196
Nelson, Horatio Lord 8
Nestroy, Johann Nepomuk 270f., 274, 288
Neumann, Franz 47
Niccolini, Giovanni Battista 260
Niebuhr, Barthold Georg 28, 77
Nietzsche, Friedrich 41, 141, 141 Anm. 35
Nipperdey, Thomas 7, 304
Nolte, Ernst 322
Nora, Pierre 10, 327
Novati, Francesco 244

O'Connell, Daniel 27
Ochino, Bernardino 228 Anm. 20
Odoaker, König von Italien 271
Oexle, Otto Gerhard 117
Oneto, Gilberto 316 Anm. 20
Opitz von Boberfeld, Martin 269
Otto I., römisch-deutscher Kaiser 113, 188
Otto III., römisch-deutscher Kaiser 131
Ottokar II., König von Böhmen 53 Anm. 34, 118, 208

Palacký, František 26, f., 122f., 142, 143 Anm. 53, 217
Parini, Giuseppe 248
Paris, Bruno Paulin Gaston 244 Anm. 86
Parodi 251
Parzanese, Pietro Paolo 254
Passerini, Giovanni Battista 234
Pastor, Ludwig von 81, 84 Anm. 47, 85
Pauley, Bruce F. 339
Paullini, Christian Franz 60
Paulovic, Nadine 294
Pekař, Josef 123

Pellico, Silvio 27
Percopo, Erasmo 248, 251, 258
Peretti, Antonio 260
Pernter, Hans 297
Pertz, Georg Henrich 29, 108
Pestalozzi, Johann Heinrich 8
Peter I., der Große, Zar von Russland 8
Petrarca, Francesco 248, 254, 265, f.
Petronio, Giuseppe 248
Pez, Bernhard 60
Pez, Hieronymus 57–61, 58 Anm. 49
Pfitzner, Josef 15 Anm. 37
Pfizer, Paul Achatius 192
Piast 11
Pichler, Caroline 119, 206f., 214
Pico della Mirandola, Giovanni 256
Platen-Hallermünde, Karl August Graf von 267
Plochl, Anna 215
Plüddemann, Hermann Freihold 105
Plutarch 204
Pogodin, Michail Petrowitsch 38
Polgar, Alfred 288
Pölitz, Karl Heinrich Ludwig 50, 52f., 52 Anm. 27, 56, 70
Poliziano, Angelo 248, 259
Polley, Martin 331
Portisch, Hugo 304
Preen, Friedrich von 73
Přemysl der Pflüger 217
Priester, Eva 296, 298
Probst, Jakob 47 Anm. 8
Proudhon, Pierre-Joseph 243 Anm. 82
Pütter, Johann Stephan 50, 79
Pufendorf, Samuel Freiherr von 67f.
Pulzer, Peter G. J. 339
Puschkin, Alexander 26

Quadrio, Maurizio 229 Anm. 23
Quinet, Edgar 34, 239, 239 Anm. 68

Radetzky von Radetz, Johann Josef Wenzel Graf 150, 174
Raggio, Osvaldo 310
Raimondi, Ezio 232
Raimund, Ferdinand 271, 274
Ranke, Leopold von 31, 37, 76f., 91, 109f., 184f.
Raphael, Lutz 320
Raß, Andreas, Bischof von Straßburg 84 Anm. 47
Raumer, Friedrich Ludwig Georg von 107
Rechberg und Rothenlöwen, Johann Bernhard von 177
Redlich, Josef 16 Anm. 41
Redlich, Oswald 126f.
Reichensperger, August 84 Anm. 47
Reisser, Franz de Paula Michael 48, 52f.
Rémond, René 327 Anm. 37
Renan, Ernest 5, 35, 2443 Anm. 82
Renier, Rodolfo 244 Anm. 85
Renner, Karl 297
Renouvin, Pierre 326
Rezek, Antonin 123
Rietra, Madeleine 275
Riezler, Sigmund von 95 Anm. 84, 115f.
Riker, Thad Weed 252
Rilke, Rainer Maria 274, 277
Rochaus, August Ludwig von 192
Rodenberg, Julius 104
Rodotà, Stefano 260
Romeo, Rosario 309
Roscher, Wilhelm 30
Roscoe, William 227
Rosenberg, Rainer 270
Roth, Moses Joseph 273, 277, 288
Rothfels, Hans 321, 351
Rotteck, Karl von 77
Rousseau, Jean-Jacques 233 Anm. 42
Rudolf I. von Habsburg, römisch-deutscher König 51, 53 Anm. 34, , 204
Rudolf IV., der Stifter, Herzog von Österreich 54 Anm. 35, 55 Anm. 37
Rühm, Gerhard 288
Rumsfeld, Donald Henry 320
Ruscio, Alain 327

Saddam Hussein, siehe Hussein, Saddam
Šafářik, Pavel Jozef 26
Salfi, Francesco Saverio 238
Salm-Reifferscheid-Krautheim, Hugo C. Fürst 148, 152, 154f.
Salvotti von Eichenkraft und Bindeburg, Anton Freiherr von 144, 149f.
Santifaller, Leo 138 Anm. 13
Sarpi, Paolo 229
Sauer, August 280f., 281 Anm. 37, Anm. 38, 283
Scheffel, Joseph Victor von 99
Scherer, Wilhelm 272, 272 Anm. 11
Schieder, Wolfgang 334
Schiller, Friedrich 31, 237 Anm. 60, 279, 283
Schlaffer, Heinz 269f., 281
Schlegel, Karl Wilhelm Friedrich von 226 Anm. 13
Schlesinger, Arthur Meier Jr. 320
Schlesinger, Ludwig 124
Schlosser, Friedrich Christoph 27, 77
Schlözer, August Ludwig von 50, 75, 76 Anm. 11
Schmidt, Friedrich 98 Anm. 4
Schmidt-Dengler, Wendelin 274, 284 Anm. 53
Schneller, Franz Julius 120
Schönerer, Georg Ritter von 37
Schönwiese, Ernst 278
Schöpflin, George 251, 260
Schramb, Anselm 60
Schrötter, Franz Ferdinand 57, 64–68
Schulze, Hagen 14, 107
Schuschnigg, Kurt 300
Schwarz, Albrecht Georg 71 Anm. 94
Schwarz, Hans-Peter 320
Schwarzenberg, Felix Fürst zu 145, 166^, 168
Schwarzenberg, Karl B. von 150f.
Scott, Walter 28
Seeley, John Robert 13 Anm. 26, 39
Seeliger, Gerhard 93 Anm. 80
Serdini, Simone 256
Sereni, Emilio 308f.
Settembrini, Luigi 239, 243 Anm. 85
Severin, Heiliger 59, 71
Seyß-Inquart, Arthur 339
Shakespeare, William 270
Sheehan, James J. 95
Sickel, Theodor von 125f., 147, 149 Anm. 99, 168
Sienkiewicz, Henryk Adam Aleksander Pius 27
Sieyès, Emanuel Joseph 28
Sismondi, Sismonde de Jean-Charles-Léonard 227, 230, 237, 238 Anm. 63, Anm. 66, 240
Smith, Adam 30
Sojka, Jan Erazim 27 Anm. 12
Sophie, Erzherzogin von Österreich 169
Sorel, Albert 34f.
Spannagel, Gottfried Philipp 57, 60–65, 60 Anm. 57, 68
Spaun, Anton Ritter von 128
Spaventa, Bertrando 241
Spiel, Hilde 278
Srbik, Heinrich von 298–300
Staël-Holstein, Anne Louise Germaine Madame de 233
Stälin, Christoph Friedrich von 115
Stefan I., der Heilige, König von Ungarn 11
Stein, Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum 29, 107
Stein, Peter 271 Anm. 7
Sternberg, Baronin 215
Stetter, Gertrud 90
Stifter, Adalbert 119, 286, 288
Strauss, David Friedrich 35
Sybel, Heinrich von 31, 36, 74, 77, 81, 83, 91, 112–114, 187–189, 191, 193, 199
Szőgyény-Marich von Magyar-Szőgyéni, László (Ladislaus) Graf 161 Anm. 182

Taine, Hippolyte Adolphe 34f., 237, 237 Anm. 62
Tanner, Jakob 336
Tasso, Bernardo 256
Tasso, Torquato 258

Taulow von Rosenthal, Theodor Anton 56 Anm. 43, 63 Anm. 70
Tell, Wilhelm 8
Tenca, Carlo 230
Theoderich, der Große, König der Ostgoten 264
Theodora Komnena, Herzogin von Österreich 62
Thierry, Jacques Nicolas Augustin 232
Thiers, Louis Adolphe 27, 34
Thomasius, Christian 79
Thouar, Pietro 260
Thovez, Enrico 251
Thukydides 159
Thun-Hohenstein, Leo Graf von 123, 125, 127f., 137, 139f., 143f., 143 Anm. 60, 146, 148f., 151f., 152 Anm. 123, 154–156, 160–162, 172–174, 177f.
Thurnher, Eugen 272
Ticozzi, Stefano 228 Anm. 20
Tiraboschi, Girolamo 21, 223–227, 225 Anm. 9, Anm. 10, 228 Anm. 20, 229 Anm. 22, 231, 238, 243 Anm. 85, 258
Tobler, Adolf 244 Anm. 86
Tocqueville, Alexis de 31
Tomek, Václav (Wenzel) Vladivoy 122, 167 Anm. 213
Tommaseo, Niccolò 258
Tönnies, Ferdinand 117f.
Treitschke, Heinrich von 31, 36f., 41, 74, 84, 84 Anm. 46, 113f., 191, 195–198, 200
Trissino, Gian Giorgio 258
Tschulik, Werner 282, 286
Tullio-Altan, Carlo 251, 253

Ugoni, Camillo 228 Anm. 20
Uhlirz, Karl 53
Uhlirz, Mathilde 53

Valerio, Lorenzo 259
Van Dijk, Teun 250
Vandal, Albert 34
Varsori, Antonio 332 Anm. 60
Vasta 216–218
Venier, Domenico 256
Verdi, Giuseppe 257
Vergil (Virgilio) 224, 265
Vico, Giovanni Battista (Giambattista) 224, 229, 231, 234, 241f.
Villemain, Abel-François 235 Anm. 54
Villette, Charles Marquis de 201
Visconti, Gian Galeazzo 256
Vittorio Emanuele II., König von Italien 259f., 264
Vittorio Emanuele III., König von Italien 260
Viviani, Vincenzo 229
Vladimir, der Heilige 11
Voltaire 75, 84, 201

Wagner, Richard 37, 101, 269
Waitz, Georg 29, 83, 110f.
Walcher, Humbert Ritter von Moltheim 98 Anm. 9
Waldheim, Kurt 16, 338f.
Wallot, Johann Paul 105
Walther von der Vogelweide 272
Wanda 216
Wander, Maxie 273
Wattenbach, Wilhelm 55 Anm. 37
Weber, Max 37, 213
Weber, Wolfgang 331
Wehler, Hans-Ulrich 294f., 300 Anm. 36, 304
Weigel, Hans 278
Weinheber, Josef 279
Weiß, Johann Baptist von 127
Weiß, Nikolaus von, Bischof von Speyer 84 Anm. 47
Weiss, Walter 283f., 283 Anm. 48
Weitz, Eric D. 322, 325 Anm. 25
Werfel, Franz 273
Werunsky, Emil 130
White, Richard 252
Wiese, Bertoldo 248, 251, 258
Wilczek, Graf Hans Johann Nepomuk 98
Wilhelm I., König von Preußen, deutscher Kaiser 36, 104f.

Wilhelm II., König von Preußen, deutscher Kaiser 105
Wilhelm von Oranien 8
Winkler, Heinrich August 304
Wislicenus, Hermann 103 Anm. 24
Wohlgemuth, Ludwig Freiherr von 136
Wolfram, Herwig 51 Anm. 21, 304

Zahn, Joseph von 126 Anm. 86
Zanichelli, Nicola 266
Zeidler, Jakob 276f., 280–284, 286–289
Zeissberg, Heinrich von 126 Anm. 86
Zeman, Herbert 274, 280, 283–285, 287
Zeno, Apostolo 229
Zeyringer, Klaus 284 Anm. 53
Ziegler, Anton 71 Anm. 95
Ziegler, Jean 335
Zimmermann, Joseph Andreas 157
Žižka von Trocnov, Jan 122
Zola, Émile 243
Zöllner, Erich 51, 53, 56, 303
Zwiedineck-Südenhorst, Hans von 111